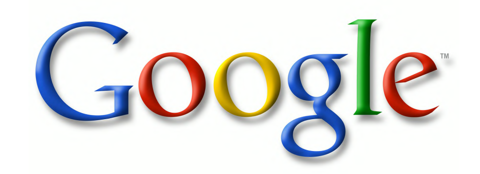
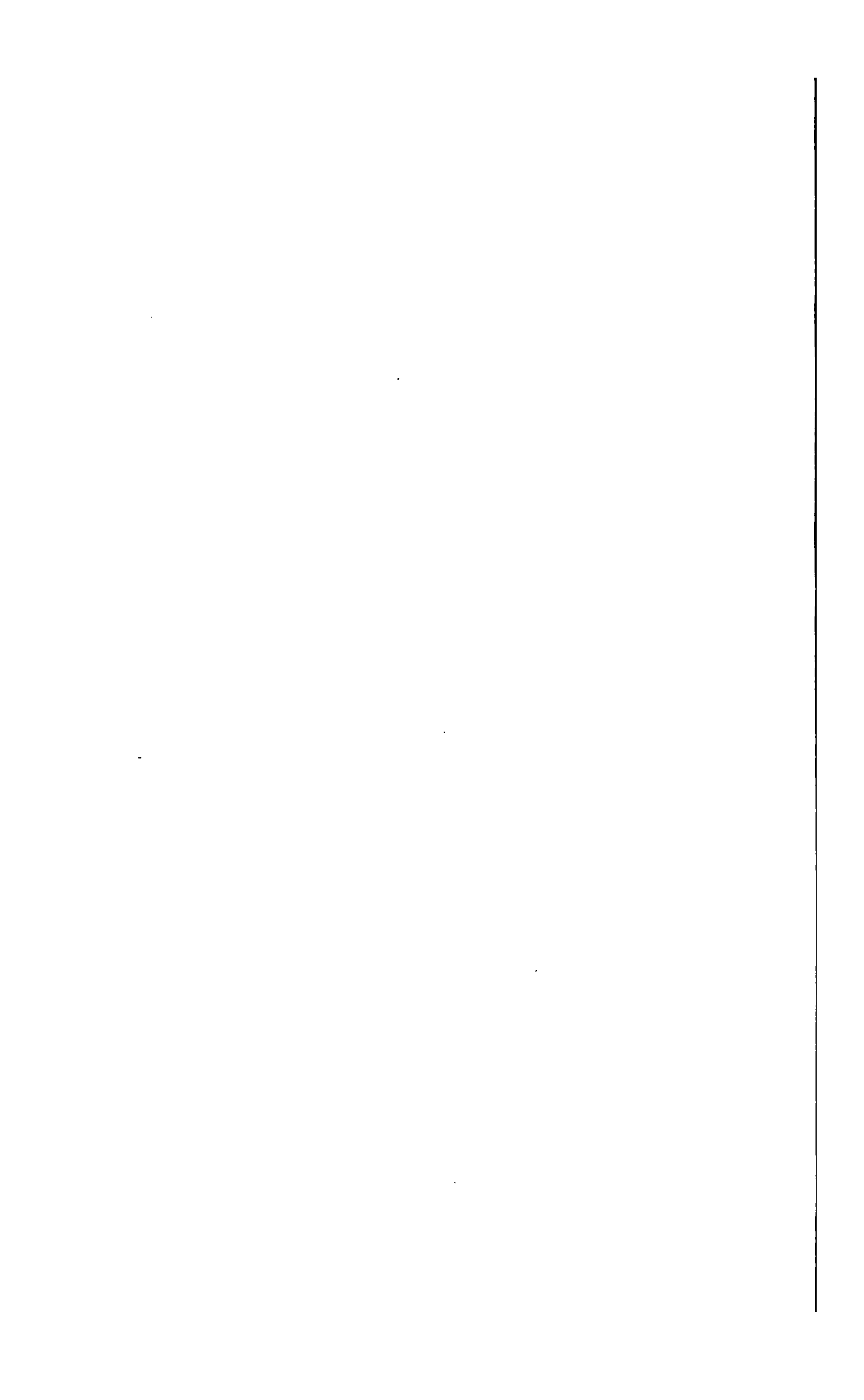






STUDIEN

UND

CHARAKTERISTIKEN

ZUR

GRIECHISCHEN UND RÖMISCHEN

SOWIE ZUR DEUTSCHEN

LITERATURGESCHICHTE.

VON

W. S. TEUFFEL.



LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1871.

Vorwort.

Die nachfolgende Sammlung umfasst in ihrer bunten Manchfaltigkeit die Arbeiten und Bestrebungen eines Menschenalters. Sie wäre noch bunter ausgefallen wenn ihr Verfasser Alles hätte aufnehmen mögen was er im Laufe von mehr als drei Jahrzehnten hat drucken lassen. Das lag aber in Niemandes Interesse. Ich habe daher mehrere Kategorien meiner bisherigen Arbeiten von dieser Sammlung ausgeschlossen. Fürs Erste die zahlreichen welche sich speciell mit Horaz beschäftigen, diese weil ich gesonnen bin sie in anderer Weise zusammenzufassen. Sodann eine Reihe kleinerer Abhandlungen welche nicht unmittelbar auf dasjenige Gebiet Bezug haben welches ich von Anfang an als meine Lebensaufgabe betrachtete, die Literaturgeschichte, also namentlich vielerlei historische und antiquarische Beiträge zu Pauly's Real-Encyclopädie*),

*) Diese bestehen aus folgenden römischen gentes: Aelii, Aemilii, Annii, Antistii, Antonii, Aquillii, Asinii, Atii, Atilii, Aufidii, Aurelii, Baebii, Bassi, Bruttii im ersten Bande (zweite Auflage), und in Bd. IV—VI: Iunii, Licinii (theilweise), Ligarii, Livii, Lollii, Lucceii, Lucretii, Maelii, Maenii, Marcii, Marii, Memmii, Menenii, Minucii, Mucii, Mummii, Munatii, Octavii, Pompeii, Porcii, Quintii, Sergii, Servilii, Volusii u. A. Ferner folgende Kaiser: Iulianus, Iustinianus, Iustinus, Licinius, Maiorianus, Maximinus, Octavianus, Tiberius, Vespasiani, Vitellii, Ulpius Traianus. Einzelne Personen: Bathyllus (Bd. I der zweiten Auflage), Cynthia (Bd. II. S. 1318), Hermogenes, Hiero d. Aelt., Iccius, Licinus, Menodorus, Narses, Nomentanus, Pantolabus, Paris (Mime) u. A. Sodann aus den Antiquitäten und der Sittengeschichte des Alterthums: Ἀμίς, Anulus, Baculum, Βαλλάντιον, Bibliotheca, Braccae (in Bd. I der zweiten Auflage), Inferi, Lais, Lana, Lectica, Lectus, Mendici, Mensae, Nuptiae, Pauperes, Postwesen, Preces, Saltatio (theilweise)

Arbeiten zur Gymnasialpädagogik*), sowie mancherlei Kritisch-Exegetisches, zu Sophokles' Philoktet, Aristophanes' Fröschen, Cicero (p. Murena, Brutus, Orator), Quintilian u. s. f., das sich im Rheinischen Museum und in Fleckeisen's Jahrbüchern zerstreut findet; nur einiges Wenige, das in noch unerledigte Controversen eingreift, habe ich gelegentlich bei anderen Aufsätzen, mit literarhistorischem Gegenstande, eingereiht. Ferner habe ich ausgeschieden solche Arbeiten deren Hauptinhalt bereits in andere meiner Schriften übergegangen ist, wie meine Abhandlungen über Aristophanes' Wolken, die in meine deutsche Ausgabe dieser Komödie (Leipzig, Teubner, 1867) verarbeitet sind, sowie meine zahlreichen Beiträge literarhistorischen Inhalts zu Pauly's Real-Encyclopädie, von welchen wenigstens die auf die römische Literaturgeschichte bezüglichen**) in meine zusammenhängende Darstellung derselben (Leipzig, Teubner, 1868 — 1870) ihrem wesentlichsten Stoffe nach Aufnahme gefunden haben, während die aus der griechischen Literaturgeschichte***), falls mir Leben und Gesundheit bleibt, in ähnlicher Weise zur Verwendung kommen werden. Aus demselben Grunde habe ich ausgeschlossen meine Habilitationsschrift †) und die bei verschiedenen Gelegenheiten

---

Suicidium u. A. Ausserdem Ithaca, und periodisch zur Aushülfe Mythologie, wie Ixion, Iynx, Menelaus, Nestor, Peleus, Penelope, Penthesilea u. A.

*) Wie im Schwäbischen Merkur 1863, Nr. 257, S. 2327 und sonst; Zur Geschichte des humanistischen Schulwesens in Würtemberg, in den Jahrbüchern für Philol. und Pädag. 1869, zweite Abtheilung, S. 113—126.

**) Im ersten Bande (zweite Auflage) Afranius, Alfenus Varus, Annales, Apicius, Appuleius, Asconius, Asinius Pollio, Ateius Capito, Atellanae, Atticus, L. Attius, Ausonius, Boëthius, Bucolici, in Bd. II — VI: Chorus (Bd. II. S. 1291 f.), Fabula (Bd. III. S. 1567), Q. Horatius Flaccus, Hortensius, Iuvenalis, Livius Andronicus, Lucilius, Lucretius, Martialis, Naevius, Ovidius, Persius, Petronius, Propertius, Sallustius, Satira, Tacitus, Tibullus, M. Tullius Cicero, Virgilius, Volkslied.

***) Im ersten Bande (zweite Auflage) Aeschylus, Agatho, Alcaeus, Alcman, Alexis, Anacreon, Antiphanes, Aristophanes, Bacchylides, Byzantini, in Bd. III—VI: Eubulus, Iambographi, Melici, Paean, Pindarus, Procopius, Sappho, Stesichorus, Theognis, Thrasymachus, Tyrtaeus, Volkslied, Xenophanes.

†) De Iuliano imperatore christianismi contemtore et osore. Com-

herausgegebenen Tübinger Programme*), mit einer einzigen kleinen Ausnahme (S. 338 ff.), weil mir die dortige Würdigung Cicero's noch immer in Lob und Tadel die gerechte Mitte zu halten scheint. Ebenso habe ich weggelassen Alles was (in den Deutschen Jahrbüchern, Schwegler's Jahrbüchern der Gegenwart, in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft, Jahn's und Fleckeisen's Jahrbüchern für Philologie und sonst) in Form von Recensionen veröffentlicht und so von vornherein für engere Zwecke bestimmt war, wie ich auch sonst alle Polemik welche irgendwie einen persönlichen Anstrich hatte beseitigte. Endlich Solches mit dessen Inhalt ich nicht mehr einverstanden bin, wie den Aufsatz über die Todesart des Aeschylos (Rhein. Mus. IX. S. 148—153), weil die betreffenden Thatsachen mir jetzt von C. Göttling (in dem Programme De morte fabulosa Aeschyli, Jena 1854. 4. = Opusc. academ. 1859, p. 230—235) einfacher und befriedigender gedeutet scheinen, und den über die Rollenvertheilung in Sophokles' Oedipus auf Kolonos (Rhein. Mus. IX. S. 136—138), weil mir die Richtigkeit seines Ergebnisses wenigstens zweifelhaft geworden ist.

---

mentatio quam ad potestatem litteras antiquas in acad. Tubing. docendi rite impetrandam . . publice defensurus est etc. Adiectae sunt XII theses. Tubingae 1844. 40 pp. 8.

*) 1. Caecilius Statius, Pacuvius, Attius, Afranius (als Probe einer Bearbeitung der römischen Literaturgeschichte). Programm zur Geburtstagsfeier des Königs, den 27. Sept. 1858. Tübingen, Fues, 1858. 43 S. 4.
2. Ueber des Aeschylos Promethie und Orestie. Programm zur kön. Geburtstagsfeier, den 27. Sept. 1861. Tübingen, Fues, 1861. 35 S. 4.
3. Ueber Cicero's Charakter und Schriften. Mit Verzeichniss der im Dekanatsjahre 1862—1863 von der philosophischen Facultät ernannten Doctoren. Tübingen, Fues, 1863. 48 S. 4.
4. Ueber Horaz. Programm zur kön. Geburtstagsfeier den 6. März 1868. Tübingen, Fues, 1868. 38 S. 4.
5. Ueber Sallustius und Tacitus. Mit Verzeichniss der im Dekanatsjahre 1867—1868 von der philosoph. Fac. ernannten Doctoren. Tübingen, Fues, 1868. 47 S. 4.
6. Ueber die Hauptprosaiker der augusteischen Zeit. Mit Doctorenverzeichniss vom J. 1868—1869. Tübingen, Fues, 1869. 39 S. 4.

Dagegen habe ich aufgenommen eine Anzahl literarhistorischer Arbeiten die bisher in einer Art von Versteck sich fanden, als Einleitungen zu metrischen oder prosaischen Uebersetzungen, welche von den meisten Philologen grundsätzlich ignoriert werden. Ich meinestheils habe beiderlei Arten von Uebersetzen, besonders aber das metrische, in früheren Jahren eifrig betrieben, theils weil das künstlerische Gestalten in der Muttersprache für mich einen Reiz hatte, theils weil ich in dem Ringen nach möglichst zutreffender Wiedergabe des fremden Originals und der dadurch herbeigeführten Nöthigung sich alle Färbungen des Inhalts und der Form klar zu machen die geeignetste Vorarbeit für die literarhistorische Behandlung der betreffenden Schriftsteller erkannte. Indessen habe ich mich bei dem (theilweisen) Wiederabdruck dieser Einleitungen auf diejenigen beschränkt welche eingehende Untersuchungen oder eine detaillierte Charakteristik enthalten, weggelassen also die Einleitung zur Uebersetzung von Hypereides' erhaltenen Reden (Griechische Prosaiker 345; Stuttgart, Metzler, 1865), zu der von mir gemeinschaftlich mit W. Hertzberg verfassten der Gedichte des Catull (Römische Dichter 73; Stuttgart, Metzler 1862), und zur Umarbeitung von C. F. Klaiber's Uebersetzung des Livius (in den Classikern des Alterthums, Stuttgart, Metzler, 1854 ff.), sowie von Cicero's Brutus und Orator (ebd. 1859 und 1861), und ohnehin das was ich zu G. Ludwig's Uebersetzung der horazischen Oden (ebd. 1860) und W. E. Weber's der Satiren und Briefe (ebd. 1859) beigesteuert habe.

Bei Allem was ich in diese Sammlung aufnahm und der Art wie es geschah hat mich der Gedanke geleitet dass von dem Individuum aufbewahrenswerth nur das sei was es objectiv Richtiges oder doch wenigstens für Andere Anregendes zu Stande gebracht hat, dass aber die Form in der diess, unter dem Einflusse zufälliger Umstände oder persönlicher Entwicklung, ursprünglich geschah für Mit- und Nachwelt wenig Interesse habe. Ich habe daher niemals Bedenken getragen eine Behauptung die mir unrichtig oder zweifelhaft schien zu streichen oder abzuändern, einen minder passenden Ausdruck durch einen geeigneteren zu ersetzen, und habe selten nöthig gefunden die Verschiedenheit von der ursprünglichen Fassung eigens bemerklich zu machen. Nur im

drittletzten Aufsatze dieser Sammlung waren jene Grundsätze nicht immer durchführbar. Sollte wirklich Jemand den ersten authentischen Text zu kennen wünschen, so ist ihm durch Angabe des Ortes wo er sich findet dazu Gelegenheit geboten. Ich selbst wünschte eher dass ich von jener Methode einige Male noch tiefer eingreifende Anwendung gemacht hätte.

Tübingen, 1. Juli 1871.

Wilhelm Sigmund Teuffel.

Inhalt.

I.

Zur Einleitung in Homer.*)

Die homerischen Vorstellungen von den Göttern, vom Leben und vom Tode.

(Homerische Theologie und Eschatologie.)

Die nachstehende Abhandlung ist einer Vorlesung entnommen 5 welche der Verfasser im Winterhalbjahre 1846/47 zu Tübingen gehalten hat. Wer sich die Mühe nehmen will die folgende Erörterung mit den betreffenden Abschnitten in Nägelsbach's homerischer Theologie zu vergleichen, der wird finden dass dieselbe — abgesehen von der fast diametralen Verschiedenheit der Auffassung und Behandlung — auch in Bezug auf die Stoffsammlung durchaus auf Quellenstudien beruht, die erst bei der Ausarbeitung gelegentlich aus Nägelsbach u. A. ergänzt und vervollständigt wurden. In der zweiten Hälfte ist der Kürze halber öfters statt einzelner Nachweisungen geradezu auf des Letzteren Schrift verwiesen worden, was um so statthafter schien weil hier Nägelsbach's dogmatische Befangenheit weniger als sonst seinen Blick zu trüben Gelegenheit gehabt hat. Von der eigentlichen homerischen Eschatologie hat der Verf. schon im Jahr 1844 in dem Artikel *Inferi* in Pauly's Real-Encyclopädie (Bd. IV. S. 154 ff.) eine Darstellung gegeben; da indessen die nachfolgende von der ersteren in bedeutenden Punkten — hoffentlich nicht zu ihrem Nachtheile — abweicht, so konnte in jenem Umstande kein Grund gegen den Abdruck auch dieses Theils gefunden werden. Um übrigens der Zusammenstellung der Theologie und Eschatologie

*) Einladungsschrift des Stuttgarter Gymnasiums zum königlichen Geburtsfeste den 27. September 1848. Stuttgart 1848. 34 S. 4.

den Anschein von Willkürlichkeit welchen sie etwa haben könnte zu benehmen oder zu mindern und zugleich diesen einzelnen Gegenständen ihre Stellung in der Gesammtaufgabe einer homerischen Einleitung anzuweisen, theilt der Verfasser eine Uebersicht des Planes mit welchen er der genannten Vorlesung zu Grund gelegt hatte.

I. *Stoff und Inhalt der homerischen Gesänge.*

A. Im Allgemeinen: die Welt und Weltanschauung derselben (das heroische Zeitalter).

1. *Ihre Welt.*

a) Die Erde. Kenntniss derselben. Homerische Geographie, Physik u. s. w.

b) Die Menschen.

aa) Der Einzelne als solcher, in den verschiedenen Momenten seines Seins und seiner Erscheinung. Homerische Anthropologie, bes. Psychologie.

bb) Der Einzelne im Verhältniss zu andern Einzelnen.

α) Freundschaft.

β) Die Familie, ökonomisch und ethisch.

γ) Die Gesellschaft. Sitte und Gesittung.

δ) Der Staat. König, Adel, Volk.

6

c) Die Götter.

aa) Begriff und Unterscheidungsmerkmale:

α) negative und qualitative: Unsterblichkeit;

β) positive, schwankend zwischen dem qualitativen und dem quantitativen Charakter:

αα) in Bezug auf ihre äussere Erscheinung;

ββ) ihr Verhältniss zu Raum und Zeit;

γγ) ihre Erkenntniss;

δδ) ihre Macht; Wunder;

εε) ihre Seligkeit;

ζζ) ihre sittliche Vollkommenheit.

bb) Ihre Offenbarung in der Menschenwelt.

cc) Ihr Verhältniss zu einander und zum Schicksal.

2. *Die Weltanschauung der homerischen Gesänge.* Das oberste Princip der Welt. Gesammtanschauung vom Leben und vom Tode.

B. Im Besondern: Die Sagen vom troischen Krieg und von Odysseus.

II. Form der homerischen Gesänge.

1. Als schriftstellerisches Erzeugniss. Tradition über die Person des Dichters und Kritik derselben. Literarische Geschichte der Gesänge. Entstehung, Anordnung und Zusammenhang derselben theils für sich theils im Verhältniss zu einander.
2. Als nationales Werk nach Entstehung und Wirkung (relativer, historischer Werth).
3. Als (episches) Kunstwerk (absolute, universale, ästhetische Bedeutung), nachgewiesen in Parallele mit den einzelnen Künsten:
   a) Architektonik: Composition, Anlage im Einzelnen, Eintheilung.
   b) Plastik: Figuren und Charaktere.
   c) Malerei: Bilder, Vergleichungen, Beschreibungen.
   d) Musik: Rhythmus und Metrum.
   e) Sprache: Entwicklungsstufe und Eigenthümlichkeit der homerischen Sprache.

1. Die homerischen Götter. 7

Die homerische Vorstellung von den Göttern bietet ein ausserordentlich anziehendes Schauspiel dar: allenthalben ein lebendiges, schmerzliches Gefühl von den Schranken der Endlichkeit und ein Trieb in der Vorstellung Gottes sie als nicht vorhanden zu setzen, überall ein Drang der Phantasie die Flügel auszubreiten zum kühnen Flug ins Unendliche, ein Streben von der menschlichen Weise loszukommen, den Boden des Natürlichen zu verlassen, etwas qualitativ Verschiedenes in Gott zu setzen; neben diesem transcendenten Trieb aber andererseits ein nicht minder stark ausgeprägter Realismus, ein fest und klar auf das Seiende gerichteter Sinn, eine gewisse Kühle und Masshaltigkeit der Anschauung. So unübersehbar reich, so unübertrefflich schön breitet die Sinnenwelt sich aus vor dem Auge, und so herrlich wandelt die edle Menschengestalt dahin über die schöne Erde, so viel ist sie, so viel vermag sie, dass der Sinn vollständig sich befriedigt fühlt in dem was da ist, keinen Trieb hat über es hinauszugehen, sondern nur etwa es noch zu vergrössern, zu verschönern, zu bereichern, Alles sich noch schöner, noch vor-

trefflicher zu denken. Wenn diese beiden entgegengesetzten Sinnesweisen mit einander in Berührung gesetzt wurden, so musste sich ein Kampf entspinnen, ein Element musste das andere in seiner eigentlichen Qualität zu beschränken und zu modificieren suchen; der abenteuerlich zu den Wolken aufstrebenden Phantasie musste sich der realistische Verstand wie Blei an die Füsse hängen, und umgekehrt musste der besonnen auf das Seiende gerichtete Sinn durch das Ziehen und Stossen der Phantasie alle Augenblicke aus seinem ruhigen Gange, seinem geraden ebenen Geleise zu Sprüngen und Abwegen verführt werden. Und wirklich sind diese beiden Gegensätze, welche wir kurz als Natur und Wunder, als occidentalische und orientalische Anschauungsweise bezeichnen können, in der homerischen Vorstellung von den Göttern zusammengekuppelt; in ihr ist das schöngebaute Ross mit dem stolzen Nacken und dem festen sichern Tritte zu Einem Gespanne vereinigt mit dem etwas struppigen und ungebärdigen Flügelrosse. Der Boden welchem das homerische Epos entstammt ist, der Boden Ioniens, brachte das so mit sich: hier trafen Orient und Occident zusammen und drückten freundlich sich die Hand; die eigentliche Grundlage und der eigentliche Herrscher blieb zwar immer der Occident, aber dieser verband und verschwägerte sich vielfach mit dem Oriente, und unangehalten zogen zu dem weitgeöffneten Thore orientalische Ideen und Anschauungen aus und ein. Welches dabei das Verhältniss des Alters zwischen beiden war, ob das phantastische Element ein zurückgebliebener Rest der ursprünglichen orientalischen Vorstellung ist oder ein zu der ursprünglich rein occidentalischen Anschauung hinzugekommener Zusatz, lassen wir, als zu tief in das Dunkel der frühesten Völkergeschichte führend, ununtersucht und begnügen uns mit der Thatsache dass bei Homer das occidentalische Element jedenfalls das Uebergewicht hat. Aber von einer eigentlichen Durchdringung beider kann keine Rede sein, es ist vielmehr ein ewiger Wechsel zwischen beiden Principien, ein fort-
8 währendes Ueberspringen von dem einen zum andern, das aber so leicht und rasch vor sich geht dass der Wechsel gar nicht zum Bewusstsein kommt, ein beständiges Schwanken und Schaukeln zwischen Himmel und Erde. Einen festen Lehrbegriff wie man ihn, vielleicht mit demselben Unrechte, den neutestamentlichen Schriften zumutet, darf man bei Homer nicht suchen; die verschiedenen Ingredienzien liegen noch gährend in einander, es

hat sich noch Nichts abgeklärt, noch kein fester Niederschlag gebildet, der Process der Bildung einer klaren Vorstellung ist noch in voller Arbeit. Er hat geendigt mit dem vollständigen Siege des realistischen, occidentalischen Elementes, der Ausstossung des träumerisch Phantastischen, des abenteuerlich Wunderhaften; bei Homer aber sind beide noch neben einander, und darum kann die homerische Vorstellung von den Göttern der Reflexion keinen Augenblick Stand halten, sie bietet ihr tausend Blösen, sie wimmelt von Inconsequenzen und Widersprüchen, die aber das Bewusstsein entweder gar nicht entdeckt oder unbekümmert sich darüber hinwegsetzt.

Das einzige ganz feste Merkmal wodurch sich der Gott vom Menschen absolut und qualitativ unterscheidet, was den Begriff des Gottes wesentlich constituiert, den Gott zum Gotte macht, ist dass er von dem Schmerz des Todes befreit, dass sein Sein und sein Sosein nicht dem Wechsel und der Vergänglichkeit unterworfen ist, dass er ewig Gott und ewig er selbst bleibt. *Ἀθάνατοι* und *θεοὶ* sind Wechselbegriffe, nur dass die Götter unsterblich nicht so sind wie Tithonos, sondern zugleich des Vorzuges ewiger Jugend sich erfreuen: sie sind nicht blos *οὔτοι μόρσιμοι* (Il. XXII, 13), *αἰὲν ἐόντες* (z. B. Il. I, 290), *ἀειγενέται* (Il. VI, 527), sondern auch *ἀγήραοι* (Il. VIII, 539. XVII, 444. Od. V, 136. 218). Diese Eigenschaft hat ihre Quelle und ihre fortwährende Nahrung darin dass sie statt menschlicher Speise regelmässig und ausschliesslich Nektar und Ambrosia geniessen. In Folge dessen haben sie nicht Blut, wie die Menschen, sondern Ichor in ihren Adern (Il. V, 339 ff.); und da eben im Blute das Lebensprincip des einzelnen Menschen liegt, so ist hiemit gleich das Leben der Götter auf eine ganz andere Grundlage gestellt. Einmaliger Genuss der Ambrosia bewirkt nur bei dem Götterkinde Apollon augenblickliche Vergöttlichung (hymn. in Ap. 127), nicht aber bei Achilleus, dem seine Mutter zu vorübergehender Stärkung Nektar und Ambrosia einträufelt als er Nahrung zu sich zu nehmen sich weigert (Il. XIX, 352 ff.). Aber durch fortgesetzten Genuss derselben könnte Odysseus sein sterbliches Blut in göttliches verwandeln und selber ein Unsterblicher werden (Od. V, 135 f. 196—199. 209. vgl. 258), wenn er es nicht vorzöge in seine Heimat zu Weib und Kind zurückzukehren. Denn Nektar und Ambrosia geniessen heisst in seiner Grundbedeutung nichts Anderes als: Unsterblichkeit zu sich nehmen

(*νη* und *κταν; αν* und *βροτός*), eine ganz ähnliche Verwandlung eines abstracten Begriffes in einen concreten realen Gegenstand wie wenn es von Aphrodite heisst sie wasche sich mit Schönheit (Od. XVIII, 193 f.) und habe in ihrem Köcher die Liebe, das Verlangen und die schmeichelnde Beredung (Il. XIV, 216 f.). Woher die Ambrosia kommt wird in der Ilias nicht gesagt; jeder Gott hat deren, wie es scheint, zu seinem Bedarfe bereit (so Simoeis, Il. V, 777; Thetis, Il. XIX, 352 ff.); in der Odyssee aber (XII, 63) findet sich die Angabe dass Tauben (Symbole der Schnelligkeit) sie dem Zeus aus dem Westen, wo alles Köstliche zu Hause ist, daherbringen. Ambrosia bekommen auch die Pferde der Götter zu fressen (Il. V, 777) und werden dadurch unsterblich, wie überhaupt alles Eigenthum der Götter, bis auf ihre Kleider und Salböle herab, ambrosisch ist, d. h. die Un-
9 wandelbarkeit der Götter theilt. Damit haben wir aber erst eine negative Bestimmung über das Wesen Gottes; zu den positiven Bestimmungen nun übergehend betreten wir einen Boden voll Unebenheiten, der kaum irgendwo festen Fuss zu fassen gestattet. In ihrer äusseren Erscheinung haben die Götter einerseits die menschliche Gestalt und andererseits haben sie sie auch nicht. Wenn sie sich den Menschen unverwandelt zeigen so machen sie zwar den Eindruck ausgezeichneter Persönlichkeiten, z. B. durch Grösse und Schönheit, wie auf dem Schilde des Achilleus Ares und Athene *καλὼ καὶ μεγάλω, ὥστε θεώ περ* an der Spitze von Heeren standen welche *ὑπολίζονες* waren (Il. XVIII, 518 f.), jedoch nicht als Menschen Göttern gegenüber, sondern als *λαοὶ* den *ἄρχοντες* gegenüber. Aber ein auffallender Unterschied zwischen den Göttergestalten und den menschlichen ist in der Regel nicht, weder an ihnen selbst noch in den Bildern von ihnen. Wie Athene in unverwandelter Gestalt sich auf den Wagen des Diomedes setzt hat nicht nur dieser noch Raum genug neben ihr, sondern der Wagen kann auch Beide tragen, die Pferde Beide ziehen, und nur dass zwei Heldenleiber auf ihm sitzen macht den Wagen krachen; *δεινὴν γὰρ ἄγεν θεὸν ἄνδρα τ' ἄριστον* (Il. V, 838 f.). Ausgezeichnet ist sie nur durch ihre grossen (*γλαυκῶπις*) strahlenden Augen (*δεινὼ δέ οἱ ὄσσε φάανθεν*, Il. I, 200). So erkennt auch Aineias den Apollon erst wie er ihm ins Gesicht sieht (*ἐσάντα ἰδὼν*, Il. XVII, 334), und Ajas erkennt den Poseidon auch in der Gestalt des Kalchas am leichten schwebenden Gange: *ἀρίγνωτοι δὲ θεοί περ* (Il. XIII, 71 f.); denn etwas

Besonderes haben sie immer bei aller Aehnlichkeit mit dem Menschen. Neben dieser Vorstellung nur relativer, quantitativer Unterscheidung läuft aber die andere von einem absoluten Unterschiede her. Denn wenn Poseidon (Il. XIV, 148) und Ares (Il. V, 860) schreien wie 10000 Menschen,*) wenn Ares im Falle einen Flächenraum von sieben Morgen bedeckt (Il. XXI, 407), bei Zeus' Lockenschütteln der Olymp (Il. I, 530), unter Hera's und des Hypnos Tritten der Wald (Il. XIV, 285) zittert, so sind dabei Grössenverhältnisse vorausgesetzt welche die menschlichen um so Vieles übersteigen dass sie geradezu als übermenschliche bezeichnet werden müssen. Dazu kommt noch dass die Götter die Gabe beliebiger Verwandlung besitzen; nicht nur können sie willkürlich die Gestalt irgend eines Menschen annehmen und entweder dessen Rolle oder in seiner Gestalt ihre eigene Rolle durchführen, wie zahllose Beispiele beweisen, sondern auch in Thiergestalten und sogar in leblose Dinge können sie sich verwandeln. So spricht Poseidon in Gestalt des Kalchas den beiden Ajas Mut ein und enteilt dann in Gestalt eines Habichts (Il. XIII, 45—65); so kommt Athene Il. IV, 75 als ein fallender Stern, XIX, 350 f. als ein Raubvogel, und verschwindet Od. III, 371 ff. als Adler, Od. I, 320 als ὄρνις; so sitzen Il. VII, 59 Apollon und Athene in Geiergestalt auf einer Buche, um, selbst ungesehen, Hektor's und Ajas' Zweikampf zuzuschauen; Od. XXII, 240 sieht Athene der Ermordung der Freier in Gestalt einer Schwalbe zu, und Il. XIV, 289 ff. verbirgt sich Hypnos vor Zeus als Vogel in dem Gezweig einer Tanne. So wunderhaft aber diese Kraft der Verwandlung ist, so wenig sie zu der Menschenähnlichkeit des Götterleibes stimmt, so sehr sie einen qualitativen Unterschied vorauszusetzen scheint, so kam doch dieser Widerspruch dem Dichter nicht zum Bewusstsein, vielleicht weil für ihn selbst jene Verwandlungen nur eine durchsichtige Form der Darstellung waren. Denn wenn es z. B. heisst: Athene erschien in der Gestalt des Laodokos dem Pandaros und beredete ihn zum Schusse gegen Menelaos, so ist diess leicht dahin zu übersetzen: Laodokos gab dem Pandaros den Rath zu schiessen; oder wenn es Il. IV, 75 ff. heisst: Athene erschien in Gestalt eines Sternschnuppen (oder Kometen?), den dann die Leute für ein bedeutsames Zeichen ansahen, so ist der Zusammenhang zwischen 10

*) Il. V, 744 gehört nicht hieher; es heisst: *figuris militum centum ornatam*, vgl. Il. XIV, 181. G. Hermann Opusc. IV. p. 287. 291.

Athene und dem Stern ein sehr lockerer, die Beziehung von diesem auf jene willkürlich oder diess besagend dass damit die Wirkung der zufälligen Erscheinung auf die Menschen als etwas Planmässiges gesetzt wird. Vielleicht aber ist der Mangel von Bewusstsein über die Unvereinbarkeit der Verwandlungskraft mit der Menschlichkeit der Erscheinung nur dieselbe Naivität welche die Aussagen von der Menschenähnlichkeit der Götterleiber neben die von ihrer gigantischen übermenschlichen Grösse unvermittelt hinstellt, ihren Leib also gleichsam in Einem Athem als menschlich und als übermenschlich bezeichnet. Dasselbe Schwanken zwischen natürlicher und wunderhafter Betrachtungsweise zeigt sich in dem Verhalten der Götter zu Raum und Zeit. Die Götter sind einerseits Personen, d. h. durch einen Leib begrenzt; daher sind sie durch die Schranken von Raum und Zeit gebunden; andererseits sind sie doch Götter, und jene Schranken sollten daher bei ihnen eigentlich wegfallen, sie sollten sich mit unbedingter Freiheit bewegen. Die Vermittlung zwischen beiden Forderungen ist dadurch erstrebt dass den Göttern erstens Sinne zugeschrieben werden welche von den menschlichen zwar nicht qualitativ verschieden, aber quantitativ unendlich gesteigert sind, zweitens ihnen eine Schnelligkeit der Bewegung beigemessen wird wodurch alle Entfernungen für sie auf ein Geringes herabgesetzt werden. Was das Erste betrifft so ist das Ohr der Götter so scharf dass sie lautes Gebet von jeder Stelle aus hören (Il. XVI, 515), und auch was nicht unmittelbar an sie gerichtet wird, wie z. B. Thetis den Klageruf des Achilleus um den gefallenen Patroklos (Il. XVIII, 35. Anderes s. Il. VIII, 198. Od. IV, 505); ebenso vermag das Auge der Götter über alle Fernen wegzublicken; so sieht Zeus vom Ida herab den Poseidon ins Meer tauchen (Il. XV, 222 f.), Poseidon sieht von den südöstlichen Solymerbergen aus den Odysseus im Nordwesten auf seinem Flosse dahersteuern (Od. V, 283 f.), und Hesiod *Ἔ. κ. Ἡ.* 267 sagt es geradeheraus: *πάντα ἰδὼν Διὸς ὀφθαλμὸς καὶ πάντα νοήσας*. Aber auch diese Schärfe der Sinne hat ihre Grenze. Bei Zephyros schmausend hören die Winde nichts von der Anrufung des Achilleus und kommen erst auf Iris' Bestellung (Il. XXIII, 199); das von Hephaistos über sein Ehebett gebreitete Fangnetz ist so fein dass Ares es nicht sieht und richtig in die Falle geht (Od. VIII, 280 f.); und Helios, der sonst *πάντ' ἐφορᾷ καὶ πάντ' ἐπακούει*, erfährt erst durch die Nymphe Lampetie dass Odysseus' Gefährten ihm seine Rinder

geschlachtet haben (Od. XII, 374). Was das Zweite betrifft, die Schnelligkeit der Bewegung, wodurch sie so rasch wie der Gedanke (Il. XV, 79 ff.) über die höchsten Gipfel hinfliegen (Il. XIV, 225 ff.), so ist diese ein Ersatz dafür dass Wirkung aus der Ferne, als an sich unmöglich, auch den Göttern versagt ist. Wenn die Götter auf den Verlauf des Kampfes Einfluss üben wollen, so begeben sie sich auf das Schlachtfeld selbst; wenn sie die Menschen kennen lernen wollen, so durchwandern sie in menschlicher Gestalt die Städte (Od. XVII, 485 ff.). Ein Anfang von wunderbarer Wirkung aus der Ferne findet sich nur bei Zeus: ohne persönlich zugegen zu sein richtet er den schwergetroffenen Hektor durch seinen *νόος* auf (Il. XV, 242. vgl. Od. XXIV, 164); ebenso reisst er dem auf Hektor zielenden Teukros die Bogensehne entzwei (Il. XV, 463 f.) und gibt dem schiffbrüchigen Odysseus zur 11 Rettung den Mast in die Hand (Od. XIV, 310 ff.). — Wie dem Körper so unterscheiden sich die Götter auch dem Geiste nach ursprünglich nur quantitativ von dem Menschen. Ihr Wissen ist keine Allwissenheit, sondern auf den — freilich ausgedehnten — Kreis des in ihre Sinne Fallenden beschränkt. Here überlistet den Zeus (Il. XIV.), sucht aber vergebens Zeus' Plane zu erspähen (Il. I, 540 ff.); Zeus weiss nicht dass Poseidon heimlich den Achaiern beisteht (Il. XIII, 357), nicht dass Iris heimlich von Here an Achilleus gesandt ist (Il. XVIII, 185 f. 404); Poseidon hat keine Kunde davon dass Odysseus seinen Sohn Polyphemos geblendet hat, noch von dem in seiner Abwesenheit gefassten Beschlusse der Götter, den Odysseus heimzulassen (Od. V, 286), und Kalypso verspricht dem Hermes Alles, ohne zu ahnen dass er ihr den Odysseus abfordern will (Od. V, 87—90); ebensowenig hat Ares eine Ahnung von dem Tode seines Sohnes Askalaphos (Il. XIII, 523 ff. vgl. XIV, 110). Daneben steht aber die Vorstellung: *θεοὶ δέ τε πάντα ἴσασιν* (Od. IV, 379. 468), gegründet namentlich darauf dass die Götter das Loos des Menschen vorauswissen, dass sie Kenntniss haben von den Beschlüssen des Schicksals, welche Kenntniss man sich je nach der Vorstellung vom Schicksal auf verschiedene Weise real vermittelt denken kann. So hat Zeus dem Aigisthos sein Schicksal warnend vorausverkündet (Od. I, 37), u. A. (Od. V, 288. 345. XI, 249. XIII, 306 u. A.). Daher sagen auch die Menschen von künftigen Dingen: *Ζεὺς γάρ πού τόγε οἶδε καὶ ἀθάνατοι θεοὶ ἄλλοι.* So gewahren wir auch hier den Trieb ein ideales Dasein sich

zu denken, für welches die Schranke der Zeit nicht vorhanden wäre, und im Kampfe mit diesem Triebe das verständige Bewusstsein von der Unentfernbarkeit dieser Schranke, von ihrer Nothwendigkeit theils an sich theils im Zusammenhang mit der auch in Gott gesetzten menschlichen Natur. Derselbe Streit zwischen einem idealen Gottesbegriffe und der natürlichen Unfähigkeit oder Abneigung von den Bedingungen der Menschlichkeit loszukommen wiederholt sich bei den Vorstellungen über die Macht der Götter, ihre Fähigkeit ihrem Willen Dasein zu geben. Die Odyssee spricht wiederholt und mit dürren Worten die Ueberzeugung aus dass *θεοὶ πάντα δύνανται* (Od. IV, 237. X, 306. XIV, 445), dass also der Mensch in aller Noth, auch der äussersten, auf Hülfe und Rettung hoffen dürfe (Od. IV, 753); denn *ῥεῖα θεός γ' ἐθέλων καὶ τηλόθεν ἄνδρα σαώσαι* (Od. III, 231). Die Ilias bewahrt auch hier ihre nüchternere realistische Anschauung, ihre feste Diesseitigkeit, und spricht ebenso deutlich aus dass zwischen Gott und Mensch nur ein quantitativer Unterschied obwaltet: IX, 497 f.: *στρεπτοὶ δέ τε καὶ θεοὶ αὐτοὶ τῶνπερ καὶ μείζων ἀρετὴ τιμή τε βίη τε* (als deine, Achilleus), vgl. *πολὺ φέρτεροί εἰσι* von den Göttern (ib. XX, 368); sie sieht überall Schranken der göttlichen Macht: so kann das Schloss das Hephaistos an Hera's Thüre gemacht kein anderer Gott öffnen (Il. XIV, 168); ein Schlachtfeld überall zu betreten vermöchten selbst Ares und Athene nicht (Il. XX, 358 f.), und Athenes Schild kann auch Zeus' Donnerkeil nicht durchdringen (Il. XXI, 401); Hades' Helm macht auch für Götter unsichtbar (Il. V, 845). Eine so unbeschränkte Fähigkeit Wunder zu thun wie sie die christliche Vorstellung Gott zuschreibt findet sich daher in der homerischen Vorstellung entfernt nicht, ja die Vorstellung von Wundern ist eigentlich gar nicht vorhanden. Denn einmal ist die Natur an allen Ecken und Enden hypostasiert und damit mit einem Willen begabt der sich so oder anders bestimmen und auf den auch Einfluss geübt werden kann; die absolute Festigkeit der Naturgesetze ist mit jener Anschauung gebrochen. Die Sonne wandelt unaufhaltsam 12 und unveränderlich die Bahn welche ewige in ihr selbst liegende Gesetze ihr vorschreiben; aber Helios kann wohl einmal aus besonderer Gefälligkeit oder auf Befehl eines höher stehenden Gottes später sich auf den Weg machen oder früher heimkehren, was Beides geschieht (Od. XXIII, 243 f. 345. Il. XVIII, 239 f.). Der strenge Begriff des Wunders setzt durchaus einen Gegensatz zur

Natur voraus, und dieser ist bei Homer schlechthin nicht vorhanden. Auch wo die Götter Ausserordentliches thun, wunderhaft handeln, wird diess nur von der Seite betrachtet dass die Götter eben mächtig seien und weit mehr vermögen als der Mensch, nicht aber dass es etwas der widerstrebenden Natur Abgerungenes sei. Vielmehr ist das Chrarakteristische des Thuns der Götter gerade diess dass sie ῥεῖα (Il. XIII, 90. XV, 356. XX, 444. Od. X, 573), ῥηϊδίως (Od. XIV, 348. 357. XVI, 198. 211, XXIII. 185), gleichsam spielend, auch das den Menschen ausserordentlich und schwierig Scheinende vollbringen, und wenn Hera Il. IV, 26 sagt sie habe für die Achaier Mühe und Schweiss nicht gescheut, so ist damit nur der Eifer den sie aufgewendet habe bezeichnet. Es ist in der homerischen Zeit noch gar kein klares Bewusstsein der Naturgesetze, die Grenze zwischen dem Möglichen und dem Unmöglichen ist noch nicht scharf und fest gezogen, und darum ist der Begriff des Wunders noch gar nicht vorhanden; es wundert sich Niemand auch über das Unerwartete, Ausserordentliche (vgl. Il. XV, 355 ff. XIX, 407), eben weil der Kreis des Möglichen für das Bewusstsein kein abgeschlossener ist. Dabei zeigt sich aber doch ein gewisser natürlicher Tact wirksam: nur kleine Gefälligkeiten, Nachgiebigkeiten werden von der Natur erwartet, das absolut Unmögliche, in sich selbst Widersprechende wird ihr nicht zugemutet. An Wiedererweckung eines wirklich Todten z. B. ist bei Homer kein Gedanke, wohl aber wird der von Ajas mit einem Feldstein schwer auf die Brust getroffene und halbtodt umgesunkene Hektor durch göttliche Hülfe gestärkt und wieder aufgerichtet, oder der Leichnam des Patroklos und Hektor vor Verwesung und Entstellung wunderbar behütet (vgl. z. B. Il. XXIV, 414. 422); mit Einem Worte: die Wunder bei Homer sind keine solche welche den natürlichen Sinn ins Gesicht schlagen, sie sind nur eine ausserordentliche Spannung des Natürlichen, eine Erweiterung des Möglichen, nicht aber etwas der Natur Entgegengesetztes, zur Bewährung der angeblichen Herrschaft des Geistes über die Natur Ersonnenes, sie sind nicht principiell, tendenziös und absichtlich, sondern gleichsam natürliche Ausflüsse der besonderen Macht der Götter, und sie lassen noch einen Rest von Möglichkeit sie sich vorstellig zu machen.

Endlich kehrt dasselbe Schwanken zwischen idealistischer und realistischer Auffassung wieder in den Vorstellungen über die Seligkeit der Götter und über ihre sittliche Vollkommenheit.

Die Götter sind im Allgemeinen selig, *μάκαρες, ῥεῖα ζώοντες*, d. h. sie sind erhaben über irdische Noth und Sorge und Schmerz und erfreuen sich des Vollgenusses alles dessen was das Leben schön und angenehm macht. Aber diese Glückseligkeit ist keine unbeschränkte, ausnahmslose. Die Verschiedenheit ihrer Macht und ihrer Neigungen ist eine Quelle vielfacher Qual für die unsterblichen Götter. Zeus droht den übrigen Göttern mit Schlägen (Il. VIII, 12) und mit dem Blitze (ib. 418. 455. vgl. XV, 117 f.) und schleudert in seinem Zorne sie im Saal herum (Il. XIV, 256 ff.), den Hephaistos wirft er den Olymp hinab (Il. I, 586), und seine Gattin Hera hat er gar einmal zwischen Himmel und Erde aufgehängt, zwei Ambose an ihren Füssen (Il. XV, 18 ff.). Athene ist so barbarisch die Aphrodite auf die Brust zu schlagen dass sie umfällt (Il. XXI, 424 f.), und Hera hält mit der einen Hand die Artemis fest, mit der andern schlägt sie ihr die eigenen Pfeile 13 um die Ohren (Il. XXI, 488 ff.). Athene hetzt auch den Diomedes gegen Aphrodite und Ares dass er Beide verwundet (Il. V, 131 f. 348 ff. 827 ff.), und Dione weiss ihre Tochter nicht anders zu trösten als damit dass auch schon andere Götter von Sterblichen zu leiden gehabt haben (Il. V, 381—402); so ist Dionysos angstvoll vor Lykurgos geflohen (Il. VI, 134 ff.); dem Laomedon haben Poseidon und Apollon ein Jahr lang gefrohnt, und als sie ihren Lohn forderten so drohte er ihnen mit Misshandlung (Il. XXI, 443 ff.); Otos und Ephialtes bedrohen den Himmel (Od. XI, 313 f.), und vor dem hunderthändigen Riesen Briareos fürchten sich auch die Götter (Il. I, 406). Dauernder ist der Schmerz welchen Thetis um ihres Sohnes willen empfindet, dessen frühen Tod sie bestimmt vorauskennt und vorausbeweint, schon zu einer Zeit da er den höchsten Gipfel des Glanzes und Ruhmes zu ersteigen eben im Begriff ist (Il. XVIII, 52 ff. 430 ff. vgl. Il. I, 413 ff. XXIV, 85. 93 f). — Denselben Beschränkungen wie die Seligkeit der Götter ist auch ihre sittliche Vollkommenheit unterworfen. Im Allgemeinen wollen sie das Gute und nur das Gute; sie hassen und strafen die Ungerechtigkeit (Il. XVI, 386 ff.), sie zürnen dem Achilleus dass er den Leichnam Hektors in wilder Leidenschaft misshandelt (Il. XXIV, 113 ff.), und in der Odyssee, die auch hier wieder ihre idealistischere Haltung bewährt, ist es geradezu ausgesprochen dass die Götter Unrecht nicht lieben, *ἀλλὰ δίκην τίουσι καὶ αἴσιμα ἔργ' ἀνθρώπων* (Od. XIV, 83 ff.) und, unter den Menschen umherwandelnd, die Gewaltthätigen und die Fried-

liebenden kennen zu lernen bemüht sind (Od. XVII, 484 ff.); ja Laertes erkennt darin dass die Freier endlich für ihren Uebermut gezüchtigt worden sind einen Beweis dafür dass es noch Götter gibt (Od. XXIV, 351 f.). Aber das Recht, zu dessen Hütern sie das menschliche Bewusstsein bestellt hat, denkt sich dieses auch manchmal von ihnen selbst nicht streng genug beachtet, gerade wie ein menschlicher Richter zwar streng und gerecht richten, aber dabei doch selbst manchmal das Gesetz verletzen kann. Auch die Götter üben manchmal die ὕβρις die sie an den Menschen hassen und bestrafen. Die ὕβρις ist es was das Bewusstsein dieser Zeit am strengsten verdammt, sie ist das Böse und die Sünde im Sinne dieses Zeitalters. Wir ersehen daraus was desselben wesentlichstes Interesse war und was es am meisten fürchtete; es war eine Zeit wo die Ordnung kaum erst der rohen Gewalt den Boden abgerungen hatte und selbst noch auf schwachen Füssen stand und leicht zu erschüttern war, wo das Recht des Stärkeren zwar noch im Bewusstsein haftete, aber eingedämmt war, so dass es nur noch nach aussen Ueberschwemmungen veranlassen konnte, im Innern des Landes selbst aber nur friedliche befruchtende Bäche rannen. Die Verletzung des Rechtes Befreundeter und zur Erwartung von Schutz oder Freundschaft Berechtigter, die Ueberschreitung der Jedem in seiner Sphäre gesetzten Schranken, — das ist die ὕβρις, der für die damalige Zeit gefährlichste und daher verpönteste Fehler. Nur sofern die Götter in diesen verfallen verstossen sie gegen das sittliche Bewusstsein der Zeit, deren Begriffe wir uns hier schlechterdings zum Massstabe nehmen müssen. Dass diess unterlassen ist macht den Grundfehler von Nägelsbach's betreffender Erörterung*) aus; er stellt da ein langes Sündenregister der homerischen Götter auf, ohne den Begriffen der homerischen Zeit gehörig Rechnung zu tragen, sondern was unsern geläuterten und befestigten sittlichen Begriffen zuwiderläuft, das hätten, als unsittlich, die homerischen Götter nicht thun sollen. Da aber ja diese Götter nur Projectionen des Bewusstseins sind, so ist für sie unsittlich nur was den sittlichen Begriffen der Zeit die sie geschaffen hat widerstreitet.

---

*) Homerische Theologie I, 16—18 (d. h. Erster Abschnitt, §. 16—18) = I, 12—14 der zweiten Auflage. In derselben Weise sind alle folgenden Verweisungen auf dieses Werk zu verstehen, so dass dieselben, wo eine Abweichung nicht ausdrücklich bemerkt ist, sowohl auf die erste (Nürnberg 1840) als auf die zweite (Nürnberg 1861) Auflage Anwendung finden.

14 Daher sind aus dem Sündenregister vor Allem zu streichen die zahlreichen galanten Abenteuer, zu Deutsch Ehebrüche, der homerischen Götter (vgl. Il. XIV, 313. Od. VIII, 266 ff. XI, 238 f. 261. 268. 306). So wenig als es dem homerischen Menschen verübelt wird wenn er neben seiner rechtmässigen Gattin noch eine Anzahl παλλακίδες hat, falls er darüber nur nicht jene vernachlässigt, ebensowenig braucht der Gott seinen zärtlichen Neigungen ein ängstliches Ziel zu setzen. Zweitens zieht diese Zeit den Kreis des Begriffes Kriegslist sehr weit. Nicht nur wird an Odysseus seine Verschlagenheit und Klugheit, die sich gelegentlich auch in keckem Lügen und Aufschneiden bewährt (bes. Od. XIV.), allezeit nur gepriesen und bewundert, sondern es wird auch der mütterliche Grossvater desselben, Autolykos, in allem Ernste darum gerühmt dass er sich vor allen Menschen durch seine Kunst schlauen Lügens und Betrügens ausgezeichnet habe (*ἀνθρώπους ἐκέκαστο κλεπτοσύνῃ θ' ὅρκῳ τε*, Od. XIX, 395 f.), was ausdrücklich als eine Gottesgabe, als ein Geschenk des Hermes für den treuen Dienst den er ihm bewiesen, bezeichnet wird (v. 396—398.). Dieser Anschauung gemäss sind denn auch die Fälle im Thun der Götter zu beurteilen. Il. II, 8 ff. sendet Zeus dem Agamemnon absichtlich einen falschen, trügerischen Traum; Il. IV, 64 ff. willigt Zeus in den Vorschlag der Hera dass Athene den Pandaros zum Vertragsbruch und Meineid verführe; Il. V, 563 f. ermutigt Ares den Menelaos, nur um ihn dem Aineias preiszugeben; Il. XXII, 226 ff. nimmt Athene die Gestalt von Hektor's Bruder Deiphobos an um ihn dem sicheren Verderben durch Achilleus' Arm entgegenzuführen; Apollon schlägt dem Diomedes die Peitsche aus der Hand damit er im Rennen nicht die von ihm selbst aufgezogenen Rosse überhole (Il. XXIII, 383 f. vgl. II, 766), und Athene stellt dem Ajas ein Bein damit ihr Liebling Odysseus im Wettlauf siege (Il. XXIII, 774). Das sind nun alles freilich Dinge die uns nicht sehr gotteswürdig vorkommen; das homerische Bewusstsein aber sieht darin nur einen Sieg des grösseren Verstandes, der höheren List. Dass Pandaros so thöricht ist zu glauben er erwerbe sich ein Verdienst wenn er vertragswidrig auf Menelaos schiesse, dass Agamemnon so blindlings in die ihm gestellte Falle geht, durch ein Traumgesicht ohne Weiteres sich bestimmen lässt, das ist ihre Sache, die Götter haben auf sie keinen Zwang geübt, ihre Freiheit nicht beeinträchtigt, es trifft sie daher auch keine Verantwortung. Drit-

tens die Händel welche die Götter unter einander haben gehören für das homerische Bewusstsein ebenso wenig zu den sittlichen Unvollkommenheiten der Götter; der Kampf wird vielmehr nur als eine Art der Bethätigung einer tüchtigen Persönlichkeit betrachtet, und Poseidon sagt Il. XXI, 437 f. es wäre doch eine Schande wenn sie zum Olympos heimkehrten ohne gekämpft zu haben; vgl. v. 389 f. Dagegen scheint ein Anfang der so schwer verpönten ὕβρις zu liegen in dem Neide welchen die Götter theils unter einander theils gegen manches Menschliche empfinden und welcher eine Velleität gegen dieses aufzutreten in sich schliesst. Die verliebte Kalypso beschwert sich darüber dass die Götter gleich neidisch und eifersüchtig werden wenn eine Göttin sich einen sterblichen Mann beigeselle, während sie selbst die Gemeinschaft sterblicher Weiber keineswegs verschmähen (Od. V, 118 ff.); Zeus will dem Hektor neben Achill's Rüstung nicht auch noch dessen Gespann gönnen (Il. XVII, 450); Poseidon ist neidisch auf die von den Achajern erbaute Mauer, die sein Werk vergessen macht (Il. VII, 446 ff.), und auf das Glück der Phäaken zur See (Od. VIII, 565 ff.); Apollon gönnt dem Menelaos die Rüstung des Euphorbos nicht (Il. XVII, 71 ff.), und Bellerophon wird um seines auffallenden Glückes willen von den Göttern verfolgt (Il. VI, 191—205). Aber dieser Neid der Götter gestattet auch die 15 entgegengesetzte Auffassung: in ausserordentlichem Glücke liegt für den Menschen eine Versuchung zur ὕβρις, und indem die Götter jenem entgegentreten ersticken sie diese schon im Keime, und erfüllen damit ihre Aufgabe der ὕβρις unter den Menschen zu steuern, Recht und Gerechtigkeit zu fördern. Wirklicher und unzweifelhafter ὕβρις machen sich die Götter selbst nur dadurch schuldig dass sie manchmal im persönlichen Pathos, in der Leidenschaft, zu weit gehen und ungerecht werden. So Hera, Athenē und Poseidon in ihrem Grimme gegen die Troer. Jene Beiden zürnen wegen des Urteils des Paris (Il. XXIV, 28 ff.), dieser wegen Laomedons Treulosigkeit (Il. XXI, 442 ff.) dem ganz unschuldigen (vgl. Il. IV, 31 ff.) Volke der Troer, und zwar in dem Grade dass Hera den Priamos und seine Kinder roh auffressen könnte (Il. IV, 34 f.) und den Fall Trojas durch Preisgebung der drei ihr liebsten Städte zu erkaufen bereit ist (Il. IV, 51 ff.), Athene durch kein Flehen und Opfer der Troer sich erweichen lässt (Il. VI, 286 ff.), und Poseidon nicht ruhen will bis Τρῶες ὑπερφίαλοι ἀπόλωνται πρόχνυ κακῶς, σὺν παισὶ καὶ αἰδοίῃς ἀλό-

χοισιν (Il. XXI, 459 f.). Kommt auch die hierin liegende Ungerechtigkeit dem Dichter nicht recht zum Bewusstsein, da er für seine Landsleute, die Achaier, Partei nimmt, so bricht doch hie und da eine Ahnung davon durch, wie Il. IV, 31 ff. in Zeus' unwilliger Frage an Hera, was ihr denn die Troer zu Leid gethan haben, dass sie sie mit so grimmigem Hasse verfolge? Ebenso kommt Odysseus' ganzes Unglück auf der Heimfahrt allein daher dass Poseidon für die Blendung seines Sohnes Polyphemos unersättliche Rache an ihm nimmt (Od. I, 19 f. V, 377 ff.); und Artemis verwüstet das Land des Aitoliers Oineus durch einen Eber aus Empfindlichkeit darüber dass er sie zu einem Opfermahle nicht eingeladen hat (Il. IX, 533 ff.). Zwar ist es möglich die Götter zu versöhnen, sie sind *στρεπτοὶ* (Il. IX, 497), wie Apollon Il. I beweist, aber es hält diess schwer: *οὐ γάρ τ' αἶψα θεῶν τρέπεται νόος αἰὲν ἐόντων* (Od. III, 147). So zeigen sich die Götter durch ihre Leidenschaftlichkeit selbst wieder als schlechte Hüter des Rechtes, der *δίκη*, *εὐνομίη*, der *θέμιστες* u. s. w., die Consequenz davon dass sie Personen sind kommt in Conflict mit ihrer Stellung als Götter, übt nachtheiligen Einfluss auf ihr Verhältniss zur Menschenwelt.

In Bezug auf diesen Punkt muss vor Allem bevorwortet werden dass zur Menschheit als solcher die Götter ein positives Verhältniss nicht haben; ihr Verhältniss ist wesentlich persönlicher Art und beruht auf persönlichen Motiven: die Götter haben ihre Lieblinge unter den Menschen, Andere werden von ihnen gehasst, zu der grossen Masse haben sie gar kein Verhältniss, denn es fehlt hier an jedem Anknüpfungspunkt. Die Götter lieben den der ihnen fleissig opfert; der Arme aber hat wenig oder Nichts zu opfern, und so ist zwischen ihm und den Göttern kein Band, diese haben keine Ursache sich für ihn zu interessieren; er leistet ihnen Nichts, und sie haben darum keinen Grund zu einer Gegenleistung, zur Verleihung von Glück, zur Beschützung in Gefahren; es fällt ihm von der göttlichen Wirksamkeit als Antheil nur so viel zu als von den Göttern, indem sie ihre allgemeine Macht und ihre besondere Individualität und Wirkungsweise bethätigen, gleichsam unwillkürlich ausströmt. Auch für den Armen leuchtet Helios, auch ihm kommt es zu Gute dass Zeus über Recht und Gerechtigkeit wacht; aber ausser diesem ihn treffenden Bruchtheile von der allgemeinen Thätigkeit der Götter hat er sich keiner Huld zu erfreuen, und so ist sein Un-

glück als ein bleibendes gesetzt: er bleibt arm weil er zu arm ist um sich Reichthum von den Göttern zu erkaufen, und im einzelnen Falle ist sein Loos von dem abhängig was die Götter 16 über das Ganze dem er angehört, sein Land und Volk, beschliessen und verhängen. Es werden nämlich von der homerischen Vorstellung die menschlichen Schicksale im Grossen und Ganzen wie im Kleinen und Einzelnen in Gott gesetzt, auf die Götter im Allgemeinen und Zeus insbesondere als Urheber davon zurückgeführt. Dem Bewusstsein drängte sich mit unabweislichem Ungestümm die Frage nach dem Warum, nach dem Grunde des Verlaufes der Dinge auf, und da es die Unabhängigkeit desselben vom Willen des Ich erkannte, ohne jedoch die natürlichen Zusammenhänge zu begreifen, die festgeschlossene Kette von Ursachen und Wirkungen zu überblicken, so kam es auf die Antwort: die Dinge sind so und gehen so weil die Götter sie so gewollt und gesetzt haben. Der troische Krieg z. B. ist in seinem Entstehen, seinem Verlaufe und Ende durch die *βουλαὶ* der Götter bestimmt; nur den Willen und Beschluss der Götter erfüllte Helena als sie den Krieg veranlasste (daher sind die *θεοὶ αἴτιοι*, Il. III, 164, wo aber das subjectivierende *μοι* zu beachten ist; vgl. Od. VIII, 82), erfüllte Achilleus als er durch sein Grollen mit Agamemnon das Unglück der Achaier herbeiführte (*Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή*, Il. I, 5 vgl. XIX, 270 ff.), und nur ihre Werkzeuge, die Vollstrecker ihres Beschlusses sind die Achaier indem sie Ilion zerstören (Od. VIII, 579. vgl. Il. I, 18. VIII, 287 ff. u. A.). Warum nun aber die Götter diess gerade so und nicht anders gewollt haben ist eine Frage welche für das homerische Bewusstsein gar nicht entsteht; denn die Götter sind frei, sie handeln mit Willkür, nach reinem Belieben, wo es vergeblich ist nach Gründen zu fragen: *stat pro ratione voluntas.* Planmässigkeit ist hiebei ausgeschlossen; die Götter regieren als Despoten, nach desultorischen Launen, nach persönlichen Beweggründen, nach Gunst und Abneigung, nach dem Bedürfniss und der Eingebung des Augenblicks (Nägelsbach I, 29 und 30). Und ganz dasselbe gilt auch von ihrem Walten im Leben des einzelnen Menschen. Das Sein des Menschen nach allen seinen Seiten hin ist gesetzt und bestimmt durch die Götter (Nägelsbach I, 33 und 34); sein Geschick ist im Einzelnsten von ihrem Willen abhängig, sie lenken und leiten ihn auf allen Wegen und Stegen, von ihnen kommt Glück und Unglück, Leben und Tod; sie verleihen nicht nur das

Vollbringen, sondern auch das Wollen ist ihre Gabe, sie lenken Verstand und Willen des Menschen zum Guten oder zum Bösen, sie erleuchten sein Auge oder bethören seinen Sinn — ganz nach ihrem Belieben.*) Ueber alles dieses hat Nägelsbach I, 35—46 ausreichende Nachweisungen gegeben, und wir begnügen uns daher auf einige wenige Punkte aufmerksam zu machen. Fürs Erste ist bei solchen stark theistisch gefärbten Aussagen nicht zu vergessen dass sie nicht allezeit wörtlich zu nehmen sind, nicht immer einen realen Causalnexus behaupten, sondern ebenso oft nur als religiöse Ausdrucksweise zu betrachten sind. Die Mutter deren Sohn sich selbst den Tod gegeben kann bei vollkommen klarem Bewusstsein hierüber dennoch sagen: Gott hat plötzlich meinen Sohn mir entrissen; sie will damit das Thun ihres Sohnes nicht als ein unfreies, durch göttliche Nöthigung bestimmtes darstellen, nicht Gott als den Urheber des Vorganges bezeichnen, sondern sie folgt nur einem natürlichen Instincte indem sie statt 17 des rauhen, stechenden geraden Ausdruckes den mild verdeckenden und sanft tröstenden religiösen wählt. So darf man wohl auch bei Homer die Stellen wo alles menschliche Sein und Thun auf göttliche Causalität zurückgeführt wird mehr nur als Ausdruck religiöser Stimmung und Anschauungsweise denn als Aussagen einer festen dogmatischen Ueberzeugung auffassen. Denn die absolute Unfreiheit des menschlichen Willens, welche in letzterem Falle mitausgesagt wäre, stände in zu schroffem Widerspruche mit der ganzen sonstigen Anschauung Homers. Nur in die Lücken des Freiheitsbewusstseins tritt das Abhängigkeitsgefühl ein, nur das was ohne Mitwirken seines Willens erfolgt ist, wie sein Werden, betrachtet der Mensch als von Gott gesetzt, nur wo er sich nicht bewusst ist mit klarer Besinnung und nach festem Beschlusse gehandelt zu haben nennt er sich durch Gott bestimmt, und nur in diesen Fällen kann an eine reale Beziehung auf Gott gedacht werden; alles Weitere wäre eine unnatürliche Verleugnung des Selbstbewusstseins und Freiheitsgefühls, wie sie wohl bei herunter-

*) Im Allgemeinen muss der erste Schritt vom Menschen ausgehen, er muss handeln, der Gott dann gibt oder versagt den Erfolg. Das Handeln ist die Anfrage ob eine gewisse Wirkung im Willen der Götter liege. Am Gelingen sieht man dass ein Gott geholfen hat, d. h. dass die Umstände, welche neben der Anstrengung der zweite Factor des Erfolgs sind, günstig waren. So ist Achill sowohl tapfer als ein Liebling der Götter, d. h. er hat ebenso viel Glück als Mut.

gekommenen Individuen, Völkern und Zeiten möglich ist, nicht aber in diesem durch und durch gesunden heroischen Zeitalter. Dabei ist es aber zweitens doch bemerkenswerth dass die das Abhängigkeitsbewusstsein am schroffsten und abstractesten aussprechenden Stellen vorzugsweise der Odyssee angehören. So Od. IV, 236 f.: *θεὸς ἄλλοτε ἄλλῳ Ζεὺς ἀγαθόν τε κακόν τε διδοῖ· δύναται γὰρ ἅπαντα;* Od. VI, 188 f.: *Ζεὺς αὐτὸς νέμει ὄλβον Ὀλύμπιος ἀνθρώποισιν, ἐσθλοῖς ἠδὲ κακοῖσιν, ὅπως ἐθέλῃσιν, ἑκάστῳ;* Od. XIV, 444 f.: *θεὸς δὲ τὸ μὲν δώσει, τὸ δ' ἐάσει, ὅττι κεν ᾧ θυμῷ ἐθέλῃ· δύναται γὰρ ἅπαντα.* In diesen Stellen ist zugleich besonders deutlich die Grundlosigkeit, die absolute Willkürlichkeit des göttlichen Thuns ausgesprochen. Indessen so ganz spröd und unzugänglich und in sich selbst geschlossen ist der göttliche Wille doch nicht dass nicht auch auf ihn gewirkt, ein Einfluss auf ihn geübt werden könnte. Es geschieht diess vornehmlich durch Opfer. Der Mensch bedarf der Götter (Od. III, 48), ihrer Huld, ihrer Hülfe; er muss daher etwas thun um diese zu gewinnen und ihrer sich zu versichern. Da liegt denn am nächsten die Darbringung von Geschenken, Ehrengaben, *γέρατα*; diess sind die Opfer. Diese haben einmal die ideale Bedeutung dass der Mensch damit die Ueberlegenheit der Götter, seine Abhängigkeit von ihnen anerkennt, und darum gilt der grössere oder geringere Eifer im Darbringen von Opfern, Libationen u. s. w. als Massstab der Frömmigkeit des Menschen, seiner Ehrfurcht vor den Göttern (Od. XIV, 421. XIX, 364 ff.); sodann sind sie auch nach ihrer materialen Seite etwas den Göttern Angenehmes, etwas das sie für den Darbringenden freundlich stimmt. So hat Athene Wohlgefallen an dem stattlichen Stier mit vergoldeten Hörnern welchen Nestor ihr darbringt (Od. III, 437 f. vgl. XVI, 184), und Od. VIII, 509 heisst daher ein *ἄγαλμα θεῶν θελκτήριον.* Zeus liebt die Troer weil sie ihm fleissig und reichlich opfern (Il. IV, 44—49); dasselbe ist der Grund warum er den Odysseus nicht fallen lässt (Od. I, 65—67), und weil Hektor nie der Olympier vergessen hat bei seinen Mahlen, „darum dachten sie seiner sogar in des Todes Verhängniss" (Il. XXIV, 425 ff.). Vgl. Nägelsbach V, 3. Will man durch das Opfer den Gott für Gewährung eines bestimmten Anliegens gewinnen, so spricht man dieses dabei aus durch ein lautes Gebet. Alles Gebet bei Homer ist erstens laut (sonst könnten die Götter es nicht hören), und Ajas, der die Achaier

ersucht seinen Kampf mit Hektor dadurch zu unterstützen dass sie zu Zeus um Sieg flehen *σιγῇ ἐφ' ὑμείων, ἵνα μὴ Τρῶές γε πύθωνται* (und es durch ihr Gebet neutralisieren oder zu 18 überbieten suchen), meint damit einmal nur ein relativ leises Beten, sodann verbessert er sich sogleich: *ἠὲ καὶ ἀμφαδίην, ἐπεὶ οὔτινα δείδιμεν ἔμπης* (Il. VII, 194—196). Zweitens ist das Gebet bei Homer immer verbunden mit einem Opfer oder einem Gelübde, die Bitte mit einer Leistung, einem Geschenke oder dem Versprechen eines solchen. Man hat kein Recht auf die Erhörung der Götter, man hat auch keinen Grund zu glauben dass sie aus eigenem Antriebe sich unserer annehmen werden; man schafft sich daher ein gewisses Recht darauf, indem man sich selbst einer Sache (wenn auch nicht von Werth) entäussert und den Göttern sie darbringt. Dieses Recht ist zwar kein objectives und festes: der Gott kann trotz des Opfers und der Bitte auf seinem Entschlusse dem Menschen Unglück zu senden beharren (Nägelsbach V, 15 und VI, 29). Aber im Allgemeinen hält der Mensch doch den Gott für verpflichtet seine Leistung durch eine Gegenleistung zu erwidern; er beruft sich in seiner Bitte auf das was er dem Gotte schon gethan (*κλῦθί μευ — εἴ ποτε* etc. vgl. Nägelsbach V, 12), ja er kann sogar dazu kommen den unhörsamen Gott zu schelten, besonders den *Ζεὺς πατήρ*: *Ζεῦ πάτερ, οὔτις σεῖο θεῶν ὀλοώτερος ἄλλος* (Il. III, 365. Od. XX, 201 ff. vgl. Il. II, 112 ff. IX, 17. XII, 164. XIII, 631 ff. Nägelsbach V, 18), wiewohl im Allgemeinen die Stimmung des Menschen dem Walten der Götter gegenüber eine — freilich manchmal trübe und murrende — Resignation ist, s. Nägelsbach V, 16 und 19. Will sich der Mensch nicht fügen, lehnt er sich auf gegen die von den Göttern gesetzte Ordnung, baut er trotzig auf seine eigene Kraft, so überzeugen ihn die Götter von seiner Abhängigkeit und Unmacht ihnen gegenüber dadurch dass sie ihn zu nichte machen, wie den Ajas Od. IV, 502 ff. Drittens bilden den Inhalt des Gebetes bei Homer (wie überall ursprünglich, vgl. das deutsche Wort „Gebet" von bitten) überwiegend Wünsche und Bitten, und zwar um etwas ganz bestimmtes Einzelnes, nie um ein allgemeines Gut, eine Eigenschaft, Tugend u. dgl. Denn eine Eigenschaft ist nicht etwas das man in die fertige Persönlichkeit nur so nachschieben kann; nur einem Kinde kann man eine Eigenschaft erbitten, wie Hektor Il. VI, 476 ff. seinem Astyanax Heldenhaftigkeit, darum weil das Kind eine noch un-

fertige Persönlichkeit ist und daher noch so oder anders bestimmt werden kann. Dass z. B. ein Feigling die Götter um Verleihung von Tapferkeit anruft ist etwas so Krankhaftes, Unnatürliches, in sich Widersprechendes*) dass vielmehr das Vorkommen einer solchen Bitte bei Homer auffallend wäre; aber hier findet sich nur das Natürliche und Gesunde dass ein Tapferer betet: Zeus verleihe heute, verleihe gegen diesen Feind meinem Arme Sieg und Segen. Endlich viertens wird beim Gebete vorausgesetzt dass der Mensch mit reinem Gewissen vor den Gott tritt; ist er sich einer Schuld bewusst, so muss diese gesühnt sein ehe er sich eine Gunst erbitten kann. Daher sagt Eumaios Od. XIV, 406: wenn er den Gast erschlüge könnte er nicht mit freiem Herzen (*πρόφρων*) zu Zeus beten, und auf dieselbe Forderung bezieht sich auch die symbolische Handlung des Händewaschens vor dem Beten (Il. VI, 266 ff. vgl. Nägelsbach V, 14). Ob dann aber ein Gott auch einem ganz ordnungsmässigen Gebete Folge geben will ist, wie gesagt, ganz in seiner Willkür; nur willfährt der Gott am ehesten der Bitte desjenigen der auch seinerseits dem Willen 19 der Götter immer bereitwillig Folge geleistet hat: *ὅς κε θεοῖς ἐπιπείθηται μάλα τ' ἔκλυον αὐτοῦ*, Il. I, 218. Dieser directen und bestimmenden Einwirkung der Götter auf die Menschenwelt geht eine indirecte und nur anzeigende Wirksamkeit zur Seite, die Aeusserung und Kundgebung der göttlichen Entschlüsse mittelst der *σήματα* und *τέρατα*. Es liegt der natürlichen Anschauungsweise nahe, in solchen Erscheinungen welche die Richtung vom Himmel zur Erde haben, wie im Donner und Blitze, im Regenbogen, im Adlerfluge, Mittheilungen, Botschaften der da oben wohnenden Götter an die Menschen zu erblicken, zumal in Augenblicken gespannter Entscheidung, wo sich der Mensch auch die Götter aufmerksam und theilnehmend denken muss. Solche Zeichen sind entweder einfacher Art, so dass ihr Eintreten nur durch die Zeit in die es fällt (z. B. nach einem Gebete, in einem kritischen Momente, bei einer feierlichen Gelegenheit)

---

*) Entweder ist er wirklich feig, dann fühlt er sich von der Tapferkeit ausgeschlossen, hat keine Gemeinschaft mit ihr, fürchtet sich vor dem Tapfersein, betet daher nicht darum; oder er ist es nicht wirklich, so betet er eben so wenig darum, sondern greift zum Schwert, und braucht auch nicht erst sich die Tapferkeit zu wünschen wenn er sie schon hat.

Bedeutsamkeit erhält und aus der Erscheinung selbst und der Richtung die sie nimmt (ob der Vogel rechts oder links von dem Betheiligten erscheint) nur etwas Allgemeines, ein Ja oder Nein, eine Warnung und Drohung oder eine Ermutigung und Verheissung entnommen werden kann, und in diesen Fällen hat der Betheiligte das Verständniss des Zeichens selbst, ohne Vermittelung künstlicher Deutung. Oder aber ist die Erscheinung eine aus mehreren Momenten zusammengesetzte, ein Verlauf, eine Handlung, welche das von den Göttern Beschlossene und künftig Eintretende vorbildlich ausdrückt, gleichsam mimisch es vormacht, wie z. B. jene neun Sperlinge auffressende Schlange (Il. II, 301—330) u. A. (Nägelsbach IV, 20). Hier ist nun der Deutung ein weiter Spielraum geöffnet; sie kann als das Vorbildliche, Weissagende entweder die Haupthandlung (dort das Auffressen) oder einen Nebenumstand (die Zahl neun z. B.) auffassen und auslegen; und eben wegen der Willkürlichkeit der Auslegung bildet sich eine gewisse Methode und Praxis der Deutung, in deren Besitz die *μάντεις* sind. Aber diese Willkürlichkeit ist zugleich auch die Ursache warum die Erscheinung selbst und ihre Deutung für die Ueberzeugung des dabei Betheiligten durchaus nichts Zwingendes hat; er kann bezweifeln ob die Erscheinung überhaupt etwas zu bedeuten hat und nicht vielmehr eine rein zufällige ist (Nägelsbach IV, 23), sodann ob dieselbe gerade nur diejenige Deutung zulässt welche ihr der *μάντις* gibt und nicht vielmehr die entgegengesetzte (Nägelsbach IV, 24). Daher findet die Mantik in der heroischen Zeit keineswegs allgemeine Anerkennung; wem ihre Aussagen unwahrscheinlich oder unerwünscht sind, der kann sie ohne Weiteres ablehnen (Il. XII, 237 ff. XXIV, 221. Od. I, 415 f. II, 177—186), und Hektor spricht bei einer solchen Gelegenheit das goldene Wort aus: *εἷς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης* (Il. XII, 243). So schenkt Hektor auch der Weissagung des sterbenden Patroklos keinen Glauben (Il. XVI, 859 ff.), hält also auch nichts auf Ahnungen (s. Nägelsbach IV, 30); Träume hält selbst Penelope nicht für zuverlässige Boten (Od. XIX, 560 f.), und das Trügliche derselben muss Agamemnon schmerzlich erfahren (Il. II, vgl. Nägelsbach IV, 26—28); die Orakel spielen noch keine Rolle in dieser Zeit (Nägelsbach IV, 34), vollends nicht in der Ilias, und was die *μάντεις* ohne *τέρατα*, in Folge besonderer Einsicht oder göttlicher Mittheilung, über das was geschehen solle oder werde

aussagen kann, je nach der Persönlichkeit des μάντις und dessen dem er weissagt, geglaubt oder verworfen werden und hat insofern kein günstiges Vorurteil für sich weil der μάντις aus seiner Gabe Profession macht, sie als ein Gewerbe, vielleicht sogar als Erwerbszweig, betreibt (Od. XVII, 383 f. vgl. II, 177—186, wo gegen Halitherses die Beschuldigung der Bestechlichkeit ausgesprochen wird), s. Nägelsbach IV, 31—33. So bleibt als ein- 20 zige zuverlässige Erkenntnissquelle des Willens der Götter und ihrer Einwirkung auf die Menschenwelt ihr wirkliches Thun, ihre Werke, die Schicksale der Menschen und das eigene unmittelbare Erscheinen und Auftreten der Götter, welches in der vom Dichter geschilderten Zeit ausserordentlich häufig und fast regelmässig vorkommt, in der Zeit aber in welcher der Dichter spricht bereits vollständig erloschen ist (Nägelsbach IV, 6). Zeus allein erscheint bei Homer niemals in eigner Person unter den Menschen; er ist zu gross für die kleinen menschlichen Verhältnisse, und seine Stellung ist erhaben über den Streit der Parteien unter Göttern und Menschen (vgl. Nägelsbach IV, 7). Diese Ausnahmsstellung des Zeus führt uns auf unsern letzten Punkt:

Das Verhältniss der Götter zu einander (und weiterhin zum Schicksal). Hiebei können wir uns aber auf das Einzelne, insbesondere eine Charakteristik der homerischen Götterindividuen, unmöglich einlassen, da sich hierüber ohne Entwicklung eines ganzen mythologischen Systems in befriedigender Weise schlechterdings nicht sprechen lässt. Für unseren Zweck genügt es einige Hauptpunkte hervorzuheben. Erstens hat die im heroischen Zeitalter herrschende Götterdynastie einen überwiegend ethischen Charakter. Vor ihr war eine Periode der Herrschaft vernunftloser Naturkraft, reiner Naturgottheiten, wie Okeanos, Uranos, Gaia, Titanen. In siegreichem Kampfe mit ihnen hat sich die jetzige olympische Dynastie emporgerungen, hat sie gestürzt und sie der Nacht der Vergangenheit und Vergessenheit überantwortet. Zwar sind damit begreiflich nicht alle Naturgottheiten beseitigt, denn die Natur selbst ist ja geblieben; aber sie sind in ein untergeordnetes Verhältniss zu den herrschenden ethischen Gottheiten, zu Zeus, Hera, Athene und Apollon, gesetzt und nur die äusseren Verhältnisse des menschlichen Lebens werden durch sie bedingt, aber nicht einmal ausschliesslich, indem auch in ihre Sphäre Zeus eingreift, sei es sofern jene äusseren Verhältnisse häufig in innigstem Zusammenhang mit den inneren

stehen oder dass darin ein Rest der ursprünglichen Naturbedeutung des Zeus zu erkennen ist. Zeigt sich schon in diesem Verhältniss der Olympier zu ihren Vorgängern die Analogie mit dem homerischen Staate, der auch noch jung ist, in welchem ebenso Recht und Ordnung erst vor Kurzem den Sieg davon getragen haben über die rohe Gewalt, so tritt diese Aehnlichkeit noch deutlicher hervor zweitens in der inneren Gliederung der homerischen Götterwelt. Wie im menschlichen Staate drei Faktoren zu unterscheiden sind: der *βασιλεὺς*, die *βουλὴ* der Geronten, und die *ἀγορὰ* des *λαός*, ganz ebenso auch in dessen Gegenbilde, dem olympischen Staate. Der *βασιλεὺς* ist Zeus; er ist *πολὺ φέρτατος* der Götter (Il. I, 581), alle andern an Macht und Stärke so weit überragend dass er für sich allein es mit sämmtlichen Göttern aufnehmen kann und um ihr Murren und ihre Unzufriedenheit sich nicht kümmert (Il. VIII, 18 ff. 450 ff. I, 566 f. 580. 589. XI, 78 ff. XV, 107. Od. V, 103 f.); seine überlegene Macht zwingt ihnen Gehorsam ab (wie den Menschen die der Götter), s. Od. V, 138, und wenn er vorübergeht erheben sich sämmtliche Götter ehrerbietig von ihren Sitzen (Il. I, 533 ff.). Aber neben ihm sind auch die übrigen Götter berechtigt, wiewohl in ungleichem Grade. Zur *βουλὴ*, dem berathenden Ausschusse, gehören nur die eigentlichen *θεοὶ Ὀλύμπιοι*, die Olymposbewohner, 21 nämlich ausser Poseidon: Apollon, Ares, Hephaistos, Hermes, Hera, Athene, Artemis, Aphrodite. Für ihre Versammlung gebraucht erst Hesiod Theog. 802 den Ausdruck *βουλή*, bei Homer heisst sie *θῶκος* (Od. V, 3. vgl. Il. VIII, 439), was Od. II, 26 als Correlat von *ἀγορὴ* gebraucht ist. Davon unterscheidet sich die Versammlung sämmtlicher Götter, auch der Flussgottheiten, Nymphen u. A. Il. XX, 4 ff. vgl. VIII, 2, welche *ἀγορὴ* heisst. Ihre Stellung zum *βασιλεὺς* gleicht sowohl Il. VIII als XX mehr der des *λαὸς* als der der *γέροντες* im menschlichen Staate, weil Zeus über die anderen Götter weit mehr hervorragt als der König über seinen Adel. Die Götter werden hier berufen nur um die Befehle ihres Herrschers zu vernehmen; dagegen die Odyssee zeigt auch hier, wie im menschlichen Staate, ihre mehr aristokratische als absolutistische Haltung, indem Od. I, 26 ff. in der Götterversammlung auch andere Götter als Zeus (Athene) das Wort nehmen. Gebunden ist aber Zeus keinesfalls an den Ausspruch seiner *βουλή*; er kann ihrer einstimmigen Ansicht zuwiderhandeln und sie müssen sich auf Protestationen beschränken, was der Sinn ist des

häufigen: ἔρδ', ἀτὰρ οὔ τοι πάντες ἐπαινέομεν θεοὶ ἄλλοι. Auch eine Art von Gliederung in Stände oder Berufsarten ist unter den Göttern; denn ein jeder hat einen festen Bezirk seiner Thätigkeit, über den er nicht hinausgreifen, in welchen aber wohl Zeus eingreifen kann. Drittens ist der Kreis der Götter bei Homer noch keineswegs fest abgeschlossen, vielmehr hat derselbe eine Tendenz sich einerseits quantitativ zu erweitern und andererseits qualitativ zu verengern. Will man die homerische Vorstellung von den Göttern in eine der gewöhnlichen Kategorien einreihen, so muss man sie als Polytheismus bezeichnen, denn wir begegnen hier einer Vielheit von Götterindividuen; der Möglichkeit nach aber ist die homerische Anschauungsweise vielmehr Pantheismus oder Pandämonismus. Denn die götterbildende Thätigkeit ist noch nicht erloschen, es wachsen noch immer neue Götter nach, an allen Enden tauchen sie auf, zum Zeichen dass in Allem die Möglichkeit des Gottwerdens liegt, dass allenthalben gleichsam Götter schlummern und es nur eines Lautes, einer leisen Berührung bedarf um sie zu wecken. Weil die Reflexion, wenn sie in einer Reihe einzelner in sich manchfaltiger Erscheinungen ein Allgemeines, z. B. ein gemeinsames Gesetz oder Kraft erkannte, dieses Allgemeine unmittelbar als einen Gott bezeichnete der jenes Einzelne entweder schaffe oder selbst der Geist desselben sei, — so kam zu den schon vorhandenen, als Personen und plastische Gestalten ausgebildeten Göttern noch eine Reihe göttlicher Wesen von abstracter Bedeutung, wie Deimos, Phobos, Kydoimos, Alke, Enyo, Eris u. s. w. (Nitzsch z. Odyssee I. S. XIII—XV. Nägelsbach II, 14), welche man als von der Wirkungsweise der Götter abgelöst und zu eigenen persönlichen Götterwesen ausgebildet betrachten kann, während die ursprünglichen aus dem Volksglauben herübergenommenen Götter keine Personificationen von Kräften, sondern Personen, feste gediegene Gestalten sind. Neben diesem Trieb zu immer weiterer Entfaltung des zu Grunde liegenden pantheistischen Princips sehen wir aber eine entgegengesetzte Tendenz wirksam, eine Neigung die festen Göttergestalten zu verflüchtigen, sie zu Momenten (im Begriffe) des höchsten Gottes herabzusetzen, also einen concentrierenden, monotheistischen Trieb, eine Centripetalkraft. Die Wirksamkeit der verschiedenen Götter wird nämlich vielfach als Ausfluss von der des Zeus, als in seinem Auftrag und Namen erfolgend dargestellt (s. Nägelsbach II, 24 g. E.), die Strahlen göttlicher Kraft

werden also gleichsam in Einem Brennpunkte gesammelt, auf einen Mittelpunkt zurückbezogen; und ebenso zeigt sich in dem thätigen 22 Eingreifen welches dem *Διὸς νόος* zugeschrieben wird ein Streben nach Verflüchtigung, Vergeistigung der plastischen Göttergestalten. Und sollte man auch hierin mehr den monotheistischen Trieb des Mythendeuters als den des Mythenbildners sehen wollen, so ist jedenfalls ein solcher zu erkennen in der wesentlichen Umgestaltung welche das Verhältniss der Götter zum Schicksal noch innerhalb des Kreises der homerischen Vorstellungen erlitt. Dass sich bei Homer eine Vorstellung findet wonach das Verhältniss ein dualistisches ist, der Wille der Moira neben dem des Zeus in der Welt gebietet, ist nicht zu verkennen. Wem vom Schicksal der Tod zugedacht ist, von dem können ihn auch die Götter nicht abwenden, auch wenn sie es wünschten, — ist Od. III, 236—238 geradezu ausgesprochen. Die Götter ergeben sich daher in den Schicksalsschluss als in etwas Festes (vgl. Il. XX, 127 f.) und begnügen sich damit im einzelnen Falle den Willen des Schicksals zu erforschen (wie Zeus thut durch die Wage, Il. VIII, 69 ff. XXII, 209 ff.) und demselben zur Verwirklichung zu verhelfen, indem sie das von ihm Verfügte theils selbst vollstrecken (Il. XV, 613 f., welche Stelle kritisch angefochten ist; XX, 300 ff. Od. V, 41 f. Il. XVI, 849. XVIII, 119 vgl. Nägelsbach III, 9) theils wenigstens verhindern dass der Mensch durch ausserordentliche Anstrengung seiner Kräfte, durch einen energischen Anlauf sich darüber hinwegsetze, etwas *ὑπέρμορον* thue (Il. XVI, 698—700. 707 u. A. bei Nägelsbach III, 11). Aber nicht selten lassen sie es auch geschehen dass der Mensch dem Schicksal Trotz bietet, dass er durch seine Anstrengung etwas erzwingt was das Schicksal nicht gewollt, von dem es vielleicht sogar das Gegentheil gewollt hat (Il. XVI, 780. vgl. Od. I, 33 f.), und diese ihre Zulassung ist der schlagendste Beweis dass sie ein eigentliches Interesse den Willen des Schicksals erfüllt zu sehen nicht haben; der Wille des Schicksals und der der Götter ist nicht eins, es ist kein wesentlicher Zusammenhang zwischen beiden, sonst würden die Götter einstehen für das leblose und darum wehrlose Schicksal und würden jede Verletzung ferne von ihm halten. Diese Vorstellung, wonach die Moira eine Macht ist neben und über den Göttern, hat in der nachhomerischen Zeit fortgewuchert und ist namentlich von den Historikern, Herodot an ihrer Spitze (s. I, 91: *τὴν πεπρωμένην μοῖραν ἀδύνατά ἐστιν*

ἀποφυγέειν καὶ θεῷ, vgl. III, 43), zum Mittelpunkte ihres Pragmatismus, zum bestimmenden Principe der Ereignisse und ihres Ineinandergreifens gemacht worden. Aber so gross ist die Unsicherheit der homerischen Welt über diese Frage dass zugleich auch die entgegengesetzten Ansichten, von der Erhabenheit des Zeus über die Moira und der Identität des Willens der Moira und der Götter, bei Homer aufs Unzweideutigste ausgesprochen sind. Dass Zeus höher steht als die Moira, dass er ihren Beschlüssen entgegentreten, deren Ausführung verhindern kann ist um so natürlicher da ja auch den Menschen durch besondere Anstrengung es möglich ist jene Beschlüsse zu vereiteln, und so sehen wir Il. XVI, 433—443 (vgl. XXII, 174—181) den Zeus unschlüssig ob er seinen Sarpedon der Moira, die ihm den Tod zugedacht, überlassen oder ob er ihn aus der Gefahr erretten solle. Ist hier noch ein Unterschied zwischen dem Willen des Zeus und dem der Moira, wie auch in den Stellen wo sie beide indifferent neben einander gestellt werden, wie Il. XIX, 87: nicht ich bin schuldig, *ἀλλὰ Ζεὺς καὶ Μοῖρα καὶ ἠεροφοῖτις Ἐριννύς*, vgl. ib. v. 410: *ἀλλὰ θεός τε μέγας καὶ Μοῖρα κραταιή*, — so ist derselbe andererseits in zahlreichen Stellen vollständig aufgehoben, indem ganz dasselbe was von der Moira gesagt war auch auf die Götter bezogen wird und die Ausdrücke: die Moira hat es gethan und: die Götter oder Zeus haben es gethan, ganz als Wechselbegriffe behandelt werden.*) So wechselt die Bezeichnung als Schicksalsspruch (*μόρσιμον*) mit der als Götterspruch (von der Rückkehr des Odysseus Od. IX, 532: *εἴ οἱ μοῖρ' ἐστὶ*, und X, 473: *εἴ τοι θέσφατόν ἐστι*; Il. VIII, 477: *ὣς γὰρ θέσφατόν ἐστι* vom Fallen Hektors durch Achilleus, welches sonst oft auf das Schicksal zurückgeführt wird); das Ueberschreiten der ursprünglich gezogenen Grenze wird sowohl durch *ὑπέρμορον* als durch *ὑπὲρ θεὸν* bezeichnet (Il. XVII, 327 *ὑπὲρ θεόν*; ib. 321 *ὑπὲρ Διὸς αἶσαν*; Od. I, 33 f. stehen *ἐξ ἡμέων* und *ὑπέρμορον* als Gegensatz, so dass dieses = *οὐκ ἐξ ἡμέων, τῶν θεῶν*, oder jenes = *ἐκ τῆς μοίρης*); wie der *μοῖρα* und *αἶσα* ein *ἐπινῆσαι* des Looses zugeschrieben wird, so den Göttern und insbesondere dem Zeus ein *ἐπικλώθειν* desselben; s. die Stellen

23

*) Vom Standpunkte des Menschen aus ist der Unterschied auch in der That nur ein formeller. Die Abhängigkeit des menschlichen Seins kann entweder unbestimmt als Menschenloos oder concreter, persönlicher und religiöser als Wille und Schickung der Götter bezeichnet werden.

bei Nägelsbach III, 5, besonders Il. XXIV, 209 f.: *Μοῖρα κραταιὴ γεινομένῳ ἐπένησε λίνῳ*, vgl. mit Il. X, 70 f.: *ἄμμιν Ζεὺς ἐπὶ γεινομένοισιν ἵει κακότητα* und Od. IV, 207 f.: *Κρονίων ὄλβον ἐπικλώσῃ — γεινομένῳ;* dieselbe Bestimmung und dieselbe Thatsache wird abwechselnd auf die *Μοῖρα* und auf *Διὸς νόημα* zurückgeführt, wie Achilleus' Tod Il. XXIII, 80 (*μοῖρα*) vgl. mit XVII, 409 (*Διὸς μεγάλοιο νόημα*); Patroklos nennt als Urheber seines Todes Il. XVI, 845 Zeus und Apollon, und gleich darauf v. 849 die Moira und Apollon; den Hektor bestimmt Il. XXII, 5 die Moira dem Achilleus Stand zu halten, und v. 297 sagt er selbst: *ἦ μάλα δή με θεοὶ θάνατόνδε κάλεσσαν*; ja Il. XXI, 82—84 ist Beides nur als verschiedene Ausdrucksweise desselben Gedankens nebeneinander gestellt: *τεῇς ἐν χερσὶν ἔθηκε Μοῖρ' ὀλοὴ* und *Ζεύς μέ σοι αὖτις ἔδωκε.* Kann hienach die Identität des Willens von *Ζεύς*, der *θεοὶ* und der Moira nicht zweifelhaft sein, so ist nur noch die Vorstellung übrig wonach die *μοῖρα* dem Zeus und den *θεοὶ* geradezu in die Hand gegeben, ihnen vollständig untergeordnet, als Ausfluss ihres Wesens und Willens aufgefasst wird. Diess liegt in den Ausdrücken *Διὸς αἶσα* (Od. IX, 52), *δαίμονος αἶσα* (Od. XI, 61), *Μοῖρα θεοῦ* (Od. XI, 292), *Μοῖρα θεῶν* (Od. III, 269. XXII, 413), und diese Vorstellung, dass die *Μοῖρα* etwas ist worüber die Götter und Zeus insbesondere zu verfügen haben, ein Stoff den sie nach Belieben verwenden und vertheilen, ist bildlich ausgeführt am Schlusse der Ilias, XXIV, 527 ff., wonach Glück und Unglück in zwei Fässern (*πίθοι*) im Palaste des Zeus liegt, woraus er nach seinem Belieben den Sterblichen spendet.*)

Genau betrachtet haben wir somit über das Verhältniss zwischen den Göttern und der Moira bei Homer vier verschiedene Vorstellungen: 1) die Moira und Zeus sind getrennte Begriffe und Willen, und jene ist erhaben über diese, Zeus ist der Erforscher und Vollzieher der Moira; 2) Moira und Zeus sind getrennt und stehen theils indifferent neben einander, theils trifft ihr Wille zusammen, theils aber geht er auch auseinander, wobei Zeus, als der Lebendige, sich als der Mächtigere erweist; 3) Zeus und Moira und *θεοὶ* sind identisch, sind Wechselbegriffe; 4) die Moira

*) Ein Stück welches übrigens die Redaction der Ilias nicht geschickt gerade an dieser Stelle eingefügt hat, da es mit dem in v. 525 f. angekündigten Thema in Widerspruch steht und den v. 553 sehr unpassend allzuweit von v. 522 entfernt.

ist ein Moment des Wesens und Willens des Zeus und der θεοί, oder ein Stoff den sie bearbeiten, also in völliger Unterordnung. Doch lassen sich diese vier Vorstellungen auf zwei zurückführen, die man nur wieder auf zweierlei Weise bestimmen kann; entweder: 1) Zeus und Moira sind getrennt, beziehungsweise entgegengesetzt, 2) sie sind identisch; oder: 1) die Moira steht über Zeus, 2) Zeus steht über der Moira. In Bezug auf das 24 zeitliche Verhältniss dieser sich zu einander ausschliessend verhaltenden Vorstellungen ist es bemerkenswerth dass diejenigen Stellen welche die Moira dem Zeus unterordnen überwiegend der Odyssee und dem letzten, spätesten Theile der Ilias angehören. Auch Anderes kommt hinzu um diese Vorstellung als die spätere erscheinen zu lassen. Die Bezeichnung des Schicksals als Götterspruch, als θέσφατον, führt auf das Vorhandensein von Anstalten durch welche die Mittheilung des Götterwillens an die Menschen vermittelt wird, d. h. von Orakeln, und diese führen einerseits in die nachhomerische Zeit, wo ihre Wirksamkeit erst recht beginnt, andererseits waren sie die Stützen einer gewissen monotheistischen Betrachtungsweise; denn je concentrierter der weltregierende Wille ist, um so fester steht er, um so sicherer lässt er sich also fassen und vorherbestimmen. Dieselbe monotheistische Tendenz zeigt sich aber auch in dem Schwanken der Vorstellungen über das Schicksal; es ist die Tendenz auf Einigung und Unterwerfung des Willens der Moira unter den des Zeus, also Einen Willen herrschen zu machen, die ihm widerstrebende dunkle grundlose Macht ebenso zu brechen wie die rohen Naturmächte der Titanen und Giganten, auf dass allein nur herrsche Licht und Bewusstsein und Freiheit. Noch näher zeigt sich die monotheistische Richtung in der sichtbaren Neigung die Mitwirkung der übrigen Götter an der Feststellung des Geschickes, also an der Weltregierung, bei Seite zu schieben und Alles dem einen höchsten Gotte, dem Zeus, zuzuwenden. An diese Richtung der homerischen Vorstellungsweise haben dann später die griechischen Tragiker, besonders Aischylos, angeknüpft und dieselbe weiter gebildet, und wie sehr sie von dem Hauptherde der hellenischen Religionsvorstellung und des hellenischen Cultus, von Delphi, aus genährt wurde beweist die Nachricht des Pausanias dass im delphischen Tempel anstatt der dritten Moira das Bild des Zeus *Μοιραγέτης* stand und ihnen gegenüber das des Apollon als des Verkünders der göttlichen Beschlüsse.

2. Die homerische Gesammtanschauung vom Leben und vom Tode.

Für die homerische Anschauung ist die Welt wie sie ist im Ganzen und Allgemeinen gut, das Sittliche ist in ihr verwirklicht, die sittliche Weltordnung ist nicht etwas das als Ideal über ihr steht und nur etwa am Ende ihres Entwicklungslaufes real wird, sondern sie ist bereits real und objectiviert in den bestehenden Verhältnissen des Lebens. Das Wirkliche ist bei Homer das Vernünftige und damit zugleich das Sittliche; denn die Sphären des Sittlichen und des Vernünftigen oder Wahren sind bei Homer identisch und fallen zusammen; das Gute, Sittliche ist das Rechte, Zweckmässige und Verständige; der Verständige thut als solcher unmittelbar auch das Gute (Od. III, 328 von Menelaos: *ψεῦδος δ' οὐκ ἐρέει, μάλα γὰρ πεπνυμένος ἐστίν* u. A. bei Nägelsbach VI, 2. Anm.*), und das unrecht Handeln beruht auf einer Verfinsterung der Erkenntniss, gewirkt entweder durch des 25 Menschen eigensüchtigen Trieb oder durch unbegreifliche unfassbare Ursachen, welche als *ἄτη* bezeichnet werden. Weil aber das Wirkliche als solches das Vernünftige und Sittliche, also eine objective, Anerkennung fordernde Macht ist, so besteht das unvernünftig oder unsittlich Handeln darin dass das Wirkliche verletzt, die bestehenden Verhältnisse und Einrichtungen, welche als Verwirklichung des Rechts und der Sittlichkeit *θέμιστες* heissen, missachtet und angegriffen werden, dass der individuelle Wille mit dem in den bestehenden Rechtsverhältnissen ausgesprochenen objectiven Willen in Gegensatz tritt. Verletzung der Pflichten gegen die Eltern, der Rücksichten gegen Todte, Beugung des Rechts durch ungerechte Richter, Verletzung des Gastrechts, der ehlichen Treue, der Eigenthumsrechte (wie bei den Freiern), das sind die Frevel welche für das homerische Bewusstsein Strafe verdienen und Strafe finden; denn jene Mächte sind nicht todte und wehrlose, sondern sie sind lebendig, theils in den Göttern, theils im Gesammtbewusstsein des Volkes, theils in dem Bewusstsein jedes Einzelnen; und hieraus ergeben sich denn die verschiedenen Arten von Antrieben zum Guten, von Abhaltungsgründen vom Unrechten und von Bestrafungen für das verübte Unrecht, welche zusammengefasst sind Od. II, 64 ff.: *νεμεσσήθητε καὶ αὐτοί, ἄλλους δ' αἰδέσθητε περικτίονας ἀνθρώπους*

. . *θεῶν δ' ὑποδείσατε μῆνιν*, nämlich 1) die Götter, 2) das Gesammtgewissen, 3) das individuelle Gewissen. Die Götter sind es welche die bestehende Ordnung theils geschaffen haben theils fortwährend beschirmen und für ihren Bestand Gewähr leisten; sie sind es daher auch welche ordnungsmässiges Handeln begünstigen und dazu antreiben (Nägelsbach VI, 16), dem Unrecht zürnen und es bestrafen (s. Nägelsbach VI, 21 u. 22); und die Rücksicht auf die *μῆνις θεῶν*, auf *θεῶν ὄπις*, das *δεῖσαι θεοὺς* und *αἰδεῖσθαι θεοὺς* ist desswegen ein Hauptgrund zur Unterlassung des Unrechts (Nägelsbach VI, 13); wer die bestehenden sittlichen Verhältnisse heilig achtet, in ihren Schranken sich hält und ihnen Genüge thut, der erfüllt ebendamit den Willen der Götter; der Gerechte ist somit hier, wie auf alttestamentlichem Standpunkte, zugleich der Fromme (vgl. Nägelsbach V, 23). Für das Bestehen der sittlichen Ordnung ist aber zweitens auch das Volk selbst interessiert; es sieht in derselben den realen Ausdruck seines sittlichen Bewusstseins, das objectivierte Gesammtgewissen, es ehrt in ihr einen Damm gegen Willkür und Gewaltthat, und wer daher einbricht in jene Ordnung, der verstösst gegen das Volksbewusstsein, den trifft der Zorn der Menschen, die *νέμεσις ἐξ ἀνθρώπων* (Od. II, 136. vgl. Il. VI, 351. Nägelsbach VI, 14 u. 17), und die Rücksicht auf diese hält Manchen ab vom Unrecht (Il. IX, 460 f. 640 f. XVII, 91—95. Od. II, 136. 101. XVI, 75. XIX, 527), wie andererseits die Aussicht auf die Achtung der Mitmenschen ein Antrieb ist zum Rechthandeln (Il. IX, 257 f.). Endlich drittens wird der Wille und das Handeln auf das Gute gerichtet durch das in jedem Einzelnen wirksame Gewissen; und dieses ist theils Bewusstsein von einer gewissen Idealität des Ich, wonach das Unrechtthun eine Verletzung der Selbstachtung ist, was sich ausspricht in dem häufigen *νεμεσσᾶσθαι θυμῷ*, *νεμεσίζεσθαι ἐν θυμῷ*, *αἰσχύνεσθαι*, *σέβεσθαι* etc. etwas zu thun (s. Nägelsbach VI, 15), theils Bewusstsein von der Absolutheit der sittlichen Verhältnisse und der Unbedingtheit der aus ihnen hervorgehenden Aufgaben, der aus ihnen abgeleiteten Verpflichtungen. So ist es eine *χρειὼ ἀναγκαίη* welche die Troer antreibt zu kämpfen *πρό τε παίδων καὶ πρὸ γυναικῶν* (Il. VIII, 56 f.); Odysseus begibt sich in Gefahr um seine Genossen zu retten: *κρατερὴ δέ μοι ἔπλετ' ἀνάγκη* (Od. X, 273), und die Beschwörungsformeln *πρός τ' ἀλόχου καὶ πατρὸς* (Od. XI, 67 vgl. XIII, 324. Il. XXII, 338), *πρὸς ἑταίρων* (Od. XV, 262)

26 ruhen gleichfalls auf der Voraussetzung der in diesen Verhältnissen liegenden sittlichen Nöthigung (vgl. Nägelsbach VI, 16). Aber neben diesen negativen und positiven Antrieben zum Guten sind im Menschen auch Mächte thätig welche ihn auf die entgegengesetzte Seite zu locken suchen. Des Menschen Herz ist — je nach seinem äusseren Ergehen — ein trotzig und ein verzagt Ding: statt die Gaben der Götter in stiller Ergebung (σιγῇ) hinzunehmen gebärdet es sich kleinmütig im Unglück, übermütig im Glücke (Od. XVIII, 130—142); im übersprudelnden Gefühle seiner Kraft durchbricht das Ich die ihm gezogenen Dämme und vergreift sich rücksichtslos an heiligen unverletzlichen Einrichtungen. Das ist die ὕβρις (mit ὑπὲρ zusammenhängend), das Ueberschreiten des Masses und der Grenze, hervorgegangen aus ἀγηνορίη (ἄγαν ἀνήρ), einem θυμὸς ἀγήνωρ, ὑπερφίαλος, welchen der gute Wille nicht mehr bemeistern (ἴσχειν, Il. IX, 255 f.) kann, sondern selbst von ihm fortgerissen wird (εἴκειν, ἐπισπέσθαι, s. Od. XVII, 431: ὕβρει εἴξαντες, ἐπισπόμενοι μένεϊ σφῷ, vgl. XIII, 143. XVIII, 139). Das Unrecht entsteht also dadurch dass das Ich aus Ueberfülle von Kraft und Selbstgefühl von den objectiven sittlichen Mächten sich losreisst und sich selbst Centralität beilegt, dass der innen gährende Drang die schlaffen Hüter überwältigt und in fessellosem Ungestümme die Schranken niederreisst welche göttliches und menschliches Gesetz ihm gezogen haben, dass der individuelle Wille dem objectiven, absoluten sich entgegenstemmt. Ein solcher Kampf ist seiner Natur nach ein vergeblicher und thörichter und nur aus der Verblendung zu erklären mit der das Ich seine eigenen Kräfte überschätzt. Aber es gibt auch Fälle wo dieselbe Trübung der Erkenntniss dieselbe Wirkung hat, ohne doch aus derselben Quelle zu stammen, wo eine thörichte Verletzung sittlicher Verhältnisse vorliegt ohne dass dieselbe doch aus überspanntem Selbstgefühle abzuleiten wäre. Solche Fälle haben für das homerische Bewusstsein etwas Unbegreifliches, wobei das Wissen und Verstehen aufhört und das Glauben anfängt, d. h. sie werden auf die Götter als ihre Urheber zurückgeführt; die Götter verhängen über den Menschen Bethörung (φρένας ἐξελέσθαι, βλάπτειν, ὀλλύναι etc. s. Nägelsbach I, 45; ἄτην διδόναι, Od. IV, 261 f.; ἄτην ἐν φρεσὶ τιθέναι, Od. XV, 233 f.; φρεσὶν ἐμβάλλειν, Il. XIX, 88; ἄτῃ ἐνδέειν, Il. II, 111. u. A., s. Nägelsbach VI, 3), dass er in der Blindheit nach dem Unrechten greift. Hiedurch ist die Zu-

rechnungsfähigkeit des Subjectes aufgehoben, und Agamemnon z. B. lehnt daher Il. XIX, 86 ff. alle Verantwortlichkeit von sich ab: *ἐγὼ δ' οὐκ αἴτιός εἰμι, ἀλλὰ Ζεὺς καὶ Μοῖρα* etc., und auch sonst schieben die Menschen häufig die Schuld auf die Götter (s. die Beispiele bei Nägelsbach VI, 19), d. h. auf das Unglück, auf Umstände welche ausser dem Bereich ihres Willens und ihrer Berechnung lagen. Aber das ist nur ein Theil der Fälle; ebenso oft sucht der Mensch die Schuld in sich selbst und klagt in bitterem Schmerze sich selbst an. So besonders Helena, Il. III, 173. 180. 404. VI, 345 ff. Od. IV, 145. 260; Agamemnon, Il. IX, 116: *ἀασάμην, οὐδ' αὐτὸς ἀναίνομαι*, u. A. bei Nägelsbach VI, 20. Und eben dieses Schuldgefühl ist es auch was das Bedürfniss nach einer Sühnung der Schuld hervorruft, und hiezu dienten wieder Opfer und Gebete (Nägelsbach VI, 24—29); denn mit der sittlichen Ordnung dachte man sich die Vertreter und Beschützer derselben, die Götter, verletzt, und ihr Zorn sollte durch die Darbringung von Opfern beschwichtigt werden.

Darin dass dem homerischen Bewusstsein das Rechte und Gute als das Wirkliche erscheint erreicht die Diesseitigkeit dieser Anschauungsweise ihren Gipfel. Wenn aber die sittliche Weltordnung ihr Dasein und ihre vollständige Erfüllung im wirklichen Leben hat, so führt kein ethisches Postulat auf die Annahme 27 einer Fortsetzung des individuellen Lebens auch nach dem Tode, und ebensowenig ist eine solche Annahme individuelles Bedürfniss. Denn das Bewusstsein hat seine volle Befriedigung in dem Leben auf der Erde; hier fühlt es sich heimisch, und im Besitz und Genuss der Güter der Erde erblickt es sein höchstes Glück. Am bestimmtesten und naivsten ist diess ausgesprochen Od. IX, 5—11, wo Odysseus ausführt was er sich unter einem wahrhaft seligen Leben vorstelle, nämlich einen Zustand der Wohlhabenheit der erlaube recht oft sich in zahlreicher Gesellschaft des Mahles und Sängers zu freuen; und die Phäaken, deren Leben ihr König Od. VIII, 248 selbst so schildert: *αἰεὶ δ' ἡμῖν δαίς τε φίλη κίθαρίς τε χοροί τε*, nennt der Dichter wiederholt *μάκαρες*. Vgl. Nägelsbach VII, 1. Wo die Ansprüche so bescheiden sind, wo die Wünsche des Herzens so nahe an der Erde hinfliegen, da ist Zufriedenheit und Glück leicht gewonnen und leicht festgehalten; bei einer so einfachen und heitern Auffassung des Lebens gelangt man leicht zu der Ueberzeugung: es ist ein Glück ein Mensch zu sein und zu leben. Zwar wirft auch Schmerz

und Unglück seinen düsteren Schatten herein in dieses sonnige Dasein; aber der homerische Mensch ist nicht so unbescheiden von den Göttern reines Glück zu verlangen, er weiss dass er als Mensch dem Gesetze der Endlichkeit unterworfen ist, und dass das Sein und Leben an sich schon eine so dankenswerthe Gabe ist dass alles was noch von Glück und Freude hinzukommt eine ausserordentliche und unverdiente Wohlthat ist. Zwar wird aller Schmerz von diesen warmblütigen, durch und durch gesunden, von aller Empfindelei entfernten (Nägelsbach VII, 5) Naturen mit doppelter Lebhaftigkeit empfunden (Nägelsbach VII, 6 u. 7); aber je heller und stärker die Flamme emporlodert, um so früher sinkt sie auch wieder zusammen und erlischt; hat sich der Schmerz in einem tobenden Gewitter entladen, so steht der Himmel des Bewusstseins bald wieder unumwölkt, in heiterem Glanze lachend da. Ist ja doch der Mensch, seiner Beschränktheit sich bewusst, auf viel Leid gefasst (*ὣς γὰρ ἐπεκλώσαντο θεοὶ δειλοῖσι βροτοῖσι ζώειν ἀχνυμένους*, Il. XXIV, 525 f.) und kann viel ertragen: *τλητὸν γὰρ Μοῖραι θυμὸν θέσαν ἀνθρώποισιν*, Il. XXIV, 49. vgl. Nägelsbach VII, 8. Eines nur kann das Bewusstsein nicht verwinden, Ein Schmerz umdüstert immer von Neuem die Seele: der Schmerz über die kurze Dauer des menschlichen Glückes, das Grauen vor der Nacht des Todes. Des Menschen Leben währt nur eine Spanne Zeit: *ἄνθρωποι μινυνθάδιοι τελέθουσιν*, Od. XIX, 328. Dem Laube gleichen sie, das der Frühling erzeugt, der Herbst verstreut, Il. VI, 145 ff. XXI, 464—466. Und am Ende dieser kurzen Freude steht der schaurige Feind alles Lebens, steht der Tod. Ihm, dem Freudenmörder, gegenüber empfindet der homerische Mensch einen natürlichen Hass und Abscheu. Eben weil das Leben ein absolutes Glück ist, darum ist die Negation desselben, der Tod, ein absolutes Unglück. Alles Schöne ist auf der Erde und durch sie bedingt, der Mensch kann daher im Tode nur absolut verlieren. Unter allen Göttern ist darum Hades den Menschen der verhassteste (Il. IX, 159), und etwas oder Jemand hassen wie den Tod bezeichnet den höchsten möglichen Grad des Hasses (Il. III, 454. IX, 312. Od. XIV, 156); der *θάνατος* heisst *κακὸς* (Il. III, 173. XVI, 47), und vor der Wohnung des Hades graut selbst den Göttern (Il. XX, 65). Von diesem grössten der Uebel befreit zu sein wird so hoch angeschlagen dass dieses eine Merkmal hinreicht um eine tiefe Kluft zu breiten zwischen dem Gotte und dem Menschen, und

dass es hierauf vornehmlich beruht wenn den μάκαρες θεοὶ die Menschen als δειλοὶ (z. B. Il. XXIV, 525) gegenübergestellt werden und Zeus sagen kann: οὐ μὲν γάρ τί πού ἐστιν ὀϊζυρώτερον ἀνδρὸς πάντων ὅσσα τε γαῖαν ἔπι πνείει τε καὶ ἕρπει (Il. XVII, 446 f.). Das Leben ist der Güter höchstes, sein Verlust mit Nichts zu ersetzen (οὐ γὰρ ἐμοὶ ψυχῆς ἀντάξιον, sagt Achilleus Il. IX, 401), und auch ein Held wie Achilleus hat daher Augenblicke wo er in der Wahl zwischen einem kurzen aber ruhmreichen und einem langen aber unbesungenen Leben schwankend wird (Il. IX, 410 ff.). In der Regel aber gibt der homerische Mensch, bei aller seiner Liebe zum Leben und trotz seines Grauens vor dem Tode, dennoch in allen Fällen wo das Leben in Collision kommt mit etwas Idealem, wie der Liebe zum Vaterlande, zu Weib und Kind, der Ehre, unbedingt diesem letzteren Interesse den Vorzug und begibt sich für dasselbe freudig in Gefahr und Tod, s. Nägelsbach VII, 14. Dagegen sind es nur vereinzelte und vorübergehende Stimmungen in welchen der Mensch, von einem Schmerze überwältigt, sich den Tod wünscht als das Ende seines Leides. So verlangt den Menelaos im heftigsten Schmerze über Agamemnons trauriges Ende selbst auch nach dem Tode (Od. IV, 539 f.); Odysseus, ohne Aussicht auf Heimkehr auf der Insel der Kalypso festgehalten, θανέειν ἱμείρεται (Od. I, 59. vgl. X, 497 f.), und im Angesichte seines Heimatlandes durch seiner Gefährten unvorsichtige Entfesslung der Winde des Aiolos weit in die See zurückgetrieben geht er mit sich zu Rathe ob er sich nicht ins Meer stürzen solle (Od. X, 50); bei Patroklos' Leiche sehnt Achilleus sich nach dem Tode (Il. XVIII, 98 ff.), und Antilochos fürchtet er möchte selbst Hand an sich legen (ib. 34); aber derselbe Achilleus ist es auch den die Odyssee (XI, 488 ff.) den berühmten Ausspruch thun lässt dass er lieber Taglöhner wäre bei dem Niedrigsten und Aermsten der Menschen auf der Erde als König aller Todten. Um solche Aeusserungen vollständig zu begreifen müssen wir uns die Vorstellungen der homerischen Welt über den Zustand nach dem Tode im Zusammenhange vergegenwärtigen. Aber auch hier wieder stossen wir auf dieselbe Schwierigkeit die uns bei den Vorstellungen über das Wesen der Götter und über ihr Verhältniss zum Schicksal begegnet ist: in allen diesen ausserhalb des Kreises der unmittelbaren Wahrnehmung liegenden Punkten ist der Willkür der Vorstellung und Imagination der weiteste Spielraum gelassen, neben der einen

Anschauung findet sich — nur etwa in anderen Kreisen desselben Volkes — die entgegengesetzte, oder diese drängt sich im Laufe der Zeit neben jener ein und verdrängt sie wohl auch; das Gedicht aber, das weder Einer Zeit noch Einem Volkskreise seine jetzige Gestalt verdankt, zeigt uns diese verschiedenen und zum Theil sich ausschliessenden Vorstellungsweisen unvermittelt neben einander, und die Aufgabe der Kritik ist es nun, das Zusammengehörige zu vereinigen, das Widerstreitende auszuscheiden, aber zugleich auch das positive Verhältniss des einen zum andern nachzuweisen, von dieser zu jener Vorstellung gleichsam eine Brücke zu schlagen. Machen wir hievon die Anwendung auf unsere specielle Frage, so sehen wir einerseits wie innerhalb des Vorstellungskreises der homerischen Gedichte der Glaube an die Fortdauer der Persönlichkeit von einem schwachen unscheinbaren Gräschen zu einem wenn auch noch schlanken und schüchternen, so doch keimevollen Bäumchen emporwächst, andererseits wie der natürlichen Anschauungsweise vom Schauplatze der Unterwelt sich eine künstliche, gelehrte — wenn gleich nur mit kurzem Erfolge — an die Seite drängt. Was das Erste betrifft, so ist bei Homer das was die Persönlichkeit ausmacht der Leib, und daher heisst auch noch der Leichnam z. B. des Patroklos oder des Hektor: Patroklos und Hektor (Il. XXIII, 21. 45. 182. vgl. XXIV, 227). Dagegen ist es nur ungenauer Ausdruck wenn die ψυχή mit dem Namen der Person bezeichnet und es dar-
29 gestellt wird als ob die ganze Person zum Hades gienge, wie z. B. Il. XXII, 482 f.: *νῦν δὲ σὺ μὲν* (Hektor) *'Αίδαο δόμους — ἔρχεαι*; XXIII, 244: *εἰσόκεν αὐτὸς Ἄϊδι κεύθωμαι.* Vom Leibe aber sieht der Mensch dass er verwest, dass er verbrannt wird; er kann daher nicht zweifeln dass mit dem Tode die Persönlichkeit untergeht und kann sich die Fortdauer von dieser nur so denken dass durch besondere Gnade der Götter der ganze Mensch mit seinem Leibe dem Loose des Todes entzogen wird, wie Menelaos, als Zeus' Eidam, lebendigen Leibs in das elysische Gefilde im Westen entrückt wird, wo der blondgelockte freundliche Rhadamanthys herrscht und alle Noth des Menschenlebens ein Ende hat (Od. IV, 561—569). Zugleich aber zeigt die sinnliche Wahrnehmung auch diess dass nach dem Tode etwas nicht mehr da ist was während des Lebens eine so grosse Rolle spielte und das Triebrad des ganzen Organismus zu sein schien: es ist diess das Athmen, der Hauch, das Leben, die ψυχή, die man sich

als etwas im Leibe Wohnendes, von ihm Eingeschlossenes dachte. Diese ψυχὴ ist zu wenig materiell, zu sehr luftartig als dass man sie verwunden und tödten könnte; und doch ist sie nicht mehr da, also — muss sie aus dem Leibe entwichen sein, entweder durch den Mund (Il. IX, 409), wofür das Aushauchen Sterbender zu sprechen schien, oder durch die Wunde (Il. XIV, 518. vgl. XVI, 505), durch welche ihr gleichsam ein Ausgang, eine Thüre, geöffnet wird. Also nur nicht mehr im Leibe ist die ψυχὴ vom Tode des Leibes an, ausserhalb desselben kann sie aber um so eher fortbestehen weil sie ja auch zu Lebzeiten des Leibes mit diesem keineswegs so innig verbunden ist dass ihr Schicksal schlechthin von dem seinigen bedingt und abhängig wäre. An diesen Strohhalm nun hängt sich das Bewusstsein um sich vor dem gefürchteten Gedanken der völligen Vernichtung zu retten; es setzt das Mögliche als wirklich, es scheidet strenge zwischen dem Ergehen des Leibes im Tode und dem der ψυχὴ, es überlässt jenen dem augenfälligen Untergang, glaubt aber von dieser dass sie fortbestehe auch nachdem die Gemeinschaft mit jenem für immer (Il. IX, 408) aufgehoben ist. Diese Unterscheidung ist am schärfsten ausgesprochen in solchen Stellen wo die zu Aides gegangene ψυχὴ entgegengesetzt wird dem der Vernichtung anheimgefallenen wahren Ich, dem αὐτὸς, z. B. Il. I, 3 f. V, 654. XVI, 855 ff. XXIII, 65 f. vgl. Od. X, 560. XI, 601 f. Getrennt vom Leibe ist aber die ψυχὴ unwesenhaft und leer; denn alles eigentlich Seelische, die φρένες, κραδίη, ἦτορ, στῆθος, wohl auch der θυμὸς, νόος und μένος, hat eine somatische Grundlage, mit deren Untergang es selbst aufhört. Φρένες werden daher Il. XXIII, 104 den Gestorbenen ausdrücklich abgesprochen, und dass Tiresias auch noch im Hades φρένες und νόος hat wird Od. X, 493—495 ausdrücklich als Ausnahme bezeichnet, bestätigt also die Regel. Mit dem Körper fehlt aber den Todten so gut als Alles; seitdem das Feuer ihr Fleisch und Bein verzehrt hat (Od. XI, 219 f.) haben sie weder an sich eine Consistenz noch sind sie fassbar (Il. XXIII, 99 f. Od. XI, 206—208); sie sind blose εἴδωλα (Od .XI, 476 u. sonst), σκιαὶ (Od. X, 495 u. A.), ἀμενηνὰ κάρηνα (Od. XI, 29. 49 u. A.), Traumbildern (Od. XI, 222) oder dem Rauche (Il. XXIII, 100) vergleichbar; sie sind ohne Bewusstsein und Erinnerung, ἀκήριοι (Il. XI, 392), ἀφραδέες (Od. XI, 476), so dass den Odysseus seine eigene Mutter nicht kennt (vgl. Od. XI, 153); ihre Existenz ist ein

dumpfes träumerisches Dahinleben. Aber diese Vorstellung von der Unkörperlichkeit und Bewusstlosigkeit der Gestorbenen wird nicht mit rechtem Ernste vollzogen und ohne Consequenz durchgeführt. Was die Unkörperlichkeit betrifft, so zeigt sich auch hier wieder dass für das homerische Bewusstsein eine starke quan-
30 titative Unterscheidung die Stelle einer qualitativen vertritt: ein Minimum von Körperlichkeit ist hier Unkörperlichkeit. Die Inconsequenz dass die Todten trotz ihrer Unkörperlichkeit (Schattenhaftigkeit) doch Stimme haben glaubt man dadurch verdeckt oder gar beseitigt dass man ihnen nur eine ganz schwache Stimme zuschreibt, ein klangloses Summen und Zischen, ein *τρίζειν* (Il. XXIII, 101. Od. XXIV, 5. vgl. Claudian. in Rufin. I, 126 f. tenuis stridor), eine *κλαγγὴ οἰωνῶν ὥς* (Od. XI, 605), eine *ἠχή* (Od. XI, 633). Weiter kann diese unleiblichen Wesen Odysseus mit dem Schwerte schrecken (Od. XI, 48 ff. 88 ff.), unterscheidet und erkennt die einzelnen Schatten (z. B. seine Mutter), Od. XI, 83 ff., ja Achilleus zeichnet sich noch jetzt *εἶδός τε δέμας τε* vor allen seinen Landsleuten aus (Od. XI, 469 f.) und spielt eine grosse Rolle unter den Todten (ib. 485), was doch das Vorhandensein körperlicher Umrisse voraussetzt. Auch das ist eine Inconsequenz dass die Schatten Blut trinken können, was denn auf sie ungefähr dieselbe Wirkung hat wie der Genuss von Nektar auf die Menschen, dass sie nämlich vorübergehend belebt werden, auf einen Augenblick zu Körperlichkeit (Persönlichkeit) und damit auch zu Bewusstsein gelangen. Ebensowenig streng wie die Unkörperlichkeit wird auch die Bewusstlosigkeit der blosen *ψυχὴ* festgehalten. Es werden ihr vielmehr an mehreren Stellen Erinnerung und Empfindungen zugeschrieben. So heisst es Il. XIII, 415 f. von Asios er werde eine Freude haben dass auch sein Mörder erschlagen sei und ihm nachfolge; Patroklos' Seele flieht aus den Gliedern und geht zum Hades *ὃν πότμον γοόωσα, λιποῦσ' ἀδροτῆτα καὶ ἥβην* (Il. XVI, 855 ff. XXII, 361 ff.); Achilleus bittet den Patroklos nicht zu zürnen, *αἴκε πύθηαι εἰν Ἄιδός περ ἐών*, dass er den Hektor sich habe abkaufen lassen (Il. XXIV, 592 f.), und gelobt auch noch in der Behausung des Hades seines Freundes zu gedenken (Il. XXII, 390); Aias grollt dem Odysseus auch nach dem Tode noch (Od. XI, 553 f.) und bleibt (nachdem er ihn in Folge des Bluttrinkens erkannt) zürnend und trotzig in der Ferne stehen (ib. 543 f.) und würdigt ihn auf seine Anrede keiner Antwort (ib. 563). Nur

Scherz ist es aber wenn Polydamas meint der von ihm getroffene Achaier werde, gestützt auf die Lanze die ihn getödtet, in die Wohnung des Aides hinabgehn (Il. XIV, 456 f.). Sogar eine gesteigerte Erkenntniss zeigen die Seelen des unbeerdigt gebliebenen Elpenor (Od. XI, 69 f.) und des gleichfalls noch nicht beerdigten Patroklos (Il. XXIII, 80 f.), indem sie jener dem Odysseus, dieser dem Achilleus ihr künftiges Schicksal voraussagen. Diese Inconsequenzen alle zeigen aber wie mächtig der Hang ist von der Persönlichkeit mehr zu retten als ein bloses Schattenbild; es darf uns daher nicht überraschen in der zweiten, späteren Nekyia (Od. XXIV) das was in der ersten (Od. XI) Inconsequenz und Ausnahme war nunmehr als die Regel zu finden: dort werden die Freier von Hermes Psychopompos in die Unterwelt geleitet und unterhalten sich in derselben über die Vorgänge während ihres Lebens (v. 15—204), sind also in vollkommenem Besitze von Bewusstsein, Gedächtniss und Sprache, was in der ersten Nekyia nur in Folge von Bluttrinken auf Augenblicke zurückgekehrt war. Von dieser zweiten Vorstellung aus war nur ein kleiner Schritt zu der weiteren, welche das Leben durch den Tod eigentlich gar nicht unterbrechen lässt, gleichsam nur eine Wohnungsveränderung zugibt und nicht blos das Sein der Persönlichkeit sondern auch die Art ihrer Bethätigung und Aeusserung, ihre Wirksamkeit rettet. Diess ist der Fall in dem ganz späten, vielleicht erst zur Zeit des Peisistratos eingeschobenen und in jeder Beziehung ungeschickten Abschnitt Od. XI, 568 ff., wonach Minos seine Richterthätigkeit unter den (processierenden) Todten noch fortsetzt, Orion noch die eherne Keule schwingt und über Berge jagt u. s. w. Hieher gehört dann auch die ideelle Nachwirkung des Lebens auf der Erde welche durch das Vorkommen von Strafen in der Unterwelt bezeichnet ist. In der ursprünglichen homerischen Vorstellung ist unter den Todten kein Unterschied, alle sind gleich schattenhaft, Gute und Böse; auch im Leben ist unter den Menschen noch kein durchgreifender sittlicher Unterschied, es gibt keine habituell Guten oder Bösen, überhaupt keine Gute und Böse, sondern nur Frevler, und zu freveln kann jedem Menschen gleich sehr begegnen, dem ausgezeichnetsten sogar am leichtesten. Diese sittliche Gleichheit bringt es mit sich dass die Menschen auch nur Ein Loos trifft, nämlich der Tod; mit diesem ist alle Unvollkommenheit der menschlichen Natur hinreichend abgebüsst, das Sterbenmüssen an sich ist so

31

traurig dass es einer weiteren Strafe gar nicht mehr bedarf, ja eine solche ungerecht wäre, auch wenn sie möglich sein würde, was doch bei der Wesenlosigkeit der Gestorbenen nicht der Fall ist. Damit eine Strafe empfunden werden könnte müsste der Gestorbene mit Bewusstsein ausgestattet werden, und dieses wäre keine Strafe, sondern eine Belohnung, wie das Beispiel des Teiresias zeigt. Eine Bestrafung in der Unterwelt für das im Leben verübte Unrecht hat sonach keinen Raum im homerischen Vorstellungskreise, und der Abschnitt wo die Strafen des Tantalos, Tityos und Sisyphos erzählt sind (Od. XI, 576—600) stellt sich somit von selbst ausserhalb desselben und gehört einer späteren Stufe des sittlichen Bewusstseins an. Jedoch von einer allgemeinen und consequenten Vergeltung ist auch hier noch keine Spur; nur einige wenige ausgezeichnete Frevler werden ausnahmsweise hier bestraft, solche deren schrankenlose Gier auch das Höchste und Heiligste anzufassen sich nicht gescheut hat (Tityos), deren Genusssucht auch durch die reichste Fülle des Gewährten nicht befriedigt worden ist (Tantalos), deren Klugheit und Betriebsamkeit durch ihre gierige Unermüdlichkeit ihnen selbst zur Pein ausgeschlagen hat (Sisyphos), also lauter Bilder der *ὕβρις* welche über die Schranken der Menschlichkeit hinausstrebt und welche durch ihre eigene Masslosigkeit homöopathisch und symbolisch gestraft wird; s. Nitzsch zur Odyss. Thl. III. S. 332 f. Dass aber diese ganze Scene den homerischen Vorstellungen total widerspricht werden wir finden wenn wir

Zweitens die homerischen Vorstellungen über die Localität des Todtenreichs in Betracht ziehen. Die natürliche und nächstliegende Vorstellung hierüber ist dass die Gestorbenen im Innern der Erde sich befinden; denn in die Erde rinnt das Blut des Verwundeten, in die Erde legt man den Leib des Begrabenen, die Asche des Verbrannten, und in der Tiefe sucht der natürliche Instinct das Schauerliche, Düstere und Geheimnissvolle. Diese natürliche Vorstellungsweise ist denn auch die der Ilias. Diese gibt als Aufenthaltsort der *ψυχαὶ* der Gestorbenen einfach und allgemein das Innere der Erde an; *γαῖαν δύμεναι* (Il. VI, 19), *χθόνα δύμεναι* (Il. VI, 411), *ὑπὸ γαῖαν εἶναι* (Il. XVIII, 333), *ὑπὸ κεύθεσι γαίης* (Il. XXII, 482), *κατὰ χθονὸς* (Il. XXIII, 100), *ὑπένερθε* (Il. III, 278) etc. wird daher von den Todten gesagt; hier ist die Behausung des Aides und der Persephone (z. B. Il. XXII, 482), zu welcher man hinabgeht (Il. VI, 284.

XIV, 457. XX, 294. XXII, 425 u. A.), und Aides heisst daher *Ζεὺς καταχθόνιος* (Il. IX, 457), *ἐνέροισιν ἀνάσσων* (Il. XV, 188), *ἄναξ ἐνέρων*, der bei einer Erderschütterung fürchtet seine Wohnungen (*οἰκία*) möchten den Blicken der Götter und Menschen blosgestellt werden (Il. XX, 61 ff.). Vgl. Völcker homerische Geographie §. 72. S. 140 f. Von diesem Aufenthaltsorte unter der Oberfläche der Erde sagt uns die Ilias nur im Allgemeinen dass es *οἰκία σμερδαλέ', εὐρώεντα* seien, *τά τε στυγέουσι θεοί περ* (Il. XX, 65), wo *ζόφος ἠερόεις* (Il. XXI, 56) herrscht, daher auch das Ganze *Ἔρεβος* heisst (Il. VIII, 368. IX, 572. XVI, 327); 32 auch kennt die Ilias im Todtenlande nur Einen Fluss, die Styx, bei der die Götter schwören (Il. VIII, 369. XIV, 271 ff. XV, 37 f.). Vom Wohnorte der gestorbenen Menschen wird unterschieden das Gefängniss der besiegten Götter, der Tartaros, „so weit unter dem Ais wie über der Erd' ist der Himmel", Il. VIII, 13—16. 478—481. XIV, 204. vgl. Völcker S. 156—159. Diese unbestimmte populäre Vorstellung finden wir bedeutend erweitert und mit Gelehrsamkeit ausgeführt in den älteren Stücken der Odyssee. In dieser selbst sind nämlich wiederum zweierlei Vorstellungen zu unterscheiden, die der alten (oder echten) und die der späteren (oder interpolierten) Theile, zu welchen letzteren Od. XI, 225—332. 568—626 mit Sicherheit zu rechnen sind. Die Darstellungen der alten Theile lassen sich mit den Angaben der Ilias vereinigen und als Ausmalung derselben auffassen; die späteren, neueren Theile beruhen auf einer wesentlich verschiedenen Grundanschauung. Wenn in der Ilias das Todtenland nur überhaupt als finster bezeichnet wird, so wird diess in den älteren Stücken der Odyssee dahin specificiert dass hier keine Sonne scheine, die Strahlen derselben hieher nicht dringen (Od. XI, 93. 223. XII, 382. vgl. XI, 498. 619); wenn in der Ilias das Todtenreich nur allgemein unter die Erde gesetzt wird und die *ψυχαὶ* von jedem beliebigen Punkte aus unmittelbar in dasselbe gelangen, so treffen wir in den echten Theilen der Odyssee eine ausgebildete Vorstellung über einen Haupteingang in jenes Reich. Dieser Eingang ist erstens im Westen; denn hier wo die Sonne untergeht denkt man sich das Reich der Nacht und Finsterniss, des Todes. Zweitens ist er jenseits des die Erde von Süd nach Nord rings umströmenden Okeanos; denn Odysseus muss, um zu ihm zu gelangen, *δι' Ὠκεάνοιο περᾶν* (Od. X, 508) und stellt sich beim Opfern so auf dass er dem Erebos den Rücken,

dem Okeanos aber das Gesicht zuwendet (ib. 528 f.), der Okeanos ist also östlich von ihm (s. Völcker S. 144. Nitzsch III. S. 154 f. 172 f.). Wie aber der Eingang selbst zu denken sei, ob als Schlund, Kluft u. dergl., darüber findet sich in der Odyssee keine Angabe; nur so viel ist gewiss dass Odysseus, nachdem er am Hain der Persephone gelandet, nicht in der Unterwelt selbst sich befindet (wie Völcker meint), sondern erst am Eingange derselben. Denn wäre er bereits im Todtenreiche, so dürfte er nur zuschreiten, nur die Augen aufmachen, um Alles zu sehen, so könnte er den Teiresias, seine Mutter, den Achilleus u. s. w. selbst aufsuchen, so hätte er nicht nöthig eine Grube zu graben und die Todten zu sich herauf zu citieren; sein ganzes Verfahren beweist dass er ausserhalb des Todtenreiches, an dessen Eingang steht. Diess ist ausdrücklich ausgesprochen XI, 150, wo die *ψυχή* des Teiresias von Odysseus weg *ἔβη δόμον Ἄϊδος εἴσω* (sie, und somit auch Odysseus, war also zuvor nicht darin). Dass es wiederholt heisst er habe sich im Hause des Aides befunden (Od. X, 512. 564. XI, 475. XII, 21) kann hiebei nicht irre machen; es ist nur ein allgemeiner, ungenauer Ausdruck, denn den Aides bekommt er ja doch nicht zu sehen. Vielmehr kommen die Schatten zu ihm herauf: *ὑπὲξ Ἐρέβευς* (XI, 37. vgl. 564), wiewohl er selbst schon in einer gewissen Tiefe, am Anfange, Eingange der Unterwelt, sich befindet, daher ihm ein *κατελθέμεν* (XI, 475), ein *ἔρχεσθαι ὑπὸ ζόφον* (v. 57. 155) zugeschrieben wird. In diesen Vorstellungskreis gehört auch der Schluss der Ilias, wo die *ψυχή* des Patroklos einerseits in die Erde verschwindet (*κατὰ χθονὸς ἠΰτε καπνὸς ᾤχετ οτετριγυῖα*, Il. XXIII, 100 f.), andererseits über den Strom, den Okeanos, muss um in das Todtenreich zu gelangen (ib. 73); der Wohnort der Todten ist somit auch hier unter der Erde, und der förmliche Eingang
33 jenseits des Okeanos. Dagegen in den unechten Bestandtheilen der ersten Nekyia (Od. XI) ist das Todtenreich ein Gebiet auf der Oberfläche, ein Land mit Seen (v. 583), Bergen (v. 574. 596 f.), Bäumen (v. 588), Wind und Wolken (v. 592), während in den echten nur die Asphodeloswiese genannt wird, über welche die Schatten hinschreiten und welche wohl gleichfalls unterirdisch zu denken ist (Od. XI, 538. vgl. 573. XXIV, 14. Nitzsch III. S. 296 f.). In letzteren sieht Odysseus nur was zu ihm herankommt, in den unechten aber überblickt er ohne Weiteres die ganze Unterwelt oder ist vom Einen zum Andern gehend gedacht, von Minos zu

·. w., während er in den früheren Stücken sich
·vegt. Auch damit kommt jene Vorstellung
·h der Todten finster, von keiner Sonne
·nte Odysseus nicht so den ganzen
·er Fall war wenn dasselbe auf
contrastiert aber wiederum
·ier auf dem Wege zum
·nen Felsen, am Sonnenthor,
·kommen und endlich an ihrem
als dem Wohnplatz der ψυχαί, an-
·14), was dann v. 204 identificiert wird
ο κεύθεσι γαίης. Diese Vorstellung erweist
·e dadurch dass einmal der Okeanos zu einer
·cht einmal entfernten) Station herabgesetzt ist,
·i die hinzugekommene Allegorie vom δῆμος Ὀνείρων.
·urch ist die Stelle bemerkenswerth dass keine Rücksicht
genommen ist dass die Leiber der Freier noch nicht
·rdigt sind (v. 186), was auch Od. XI, 398 f. 405 f. XXIV,
·09 vorkommt, während Patroklos' ψυχή nicht über den Okeanos
kann bis sein Leib bestattet ist (Il. XXIII, 71—74) und Elpenor's ψυχή wenigstens am Eingange der Unterwelt sich umhertreibt, noch Körperlichkeit an sich hat und daher den Odysseus flehentlich um Bestattung bittet (Od. XI, 51 ff.). Ἄκλαυτος, ἄθαπτος zu sterben ist ein Unglück (vgl. Od. XI, 54. 72); es ziemt sich die Todten zu beweinen und zum Zeichen der Trauer das Haar zu scheeren (Od. IV, 197 f.); sonst sind sie freilich bald aus dem Gedächtniss der Menschen verschwunden. (Il. XXII, 389),

Ausser dieser Ausbildung welche die Vorstellungen vom Schauplatze des Todtenreiches in ihr gefunden haben ist der Odyssee auch noch diess eigenthümlich dass in ihr Anfänge der späteren Sitte der Todtenopfer und Todtencitation vorhanden sind. Das Ritual der Todtenopfer ist Od. X u. XI im Wesentlichen schon ganz so wie es später gebräuchlich war: Darbringen dunkelfarbiger, unfruchtbarer Thiere, Spenden von Honigtrank, Wein u. s. w. Diess macht die Stelle verdächtig; denn ein solches Ritual erklärt sich nur aus der Vorstellung dass die Todten Mächte seien welche auf das Menschenleben Einfluss üben, deren Gunst man sich daher erwerben müsse. Nun hat aber diese Vorstellung im homerischen Gedankenkreise gar keinen Raum, denn hier sind die Todten nicht divi manes, sondern unglückliche, wesenlose

Schatten. Auch Odysseus will ihnen nicht eine Huldigung darbringen, sondern sie sind ihm nur Mittel um etwas über sein Schicksal zu erfahren und dienen ihm zur Befriedigung seiner Neugierde. Um so auffallender ist es dass ihm ein rituelles Verfahren zugeschrieben wird das auf ganz anderen Voraussetzungen beruht, dass das einmalige, für einen bestimmten persönlichen Zweck unternommene Opfer gerade eben so ausgeführt wird wie das spätere regelmässige, als Sühnungsmittel dargebrachte. Auch die Todtencitation der Odyssee weicht in wesentlichen Punkten von der späteren Nekromantie und Psychagogie ab. Die Vor- 34 stellung von der Möglichkeit der Wiederkehr Gestorbener ist bei Homer noch nicht vorhanden; sie wird ausdrücklich verneint Il. IX, 408, und implicite liegt dieselbe Verneinung darin dass Odysseus um die Todten zu befragen zu ihnen selbst sich begeben muss; er kann sie nicht zu sich her citieren. Die Erscheinung des Patroklos ist gleichfalls nur eine Bestätigung jener Unmöglichkeit; denn einmal ist er noch gar nicht in der Unterwelt, sodann kommt die ψυχή nicht in Folge einer magischen Beschwörung, einer Vorladung, sondern sie drängt sich vielmehr von selbst auf. Andererseits liegt aber doch in Odysseus' Befragen der Todten ein — wenn auch schüchterner — Anfang von Psychagogie, und das Local hat vielleicht eben darum so viel Unbestimmtes, die Scene so viel Undeutliches, weil die ganze Stelle zwischen zwei entgegengesetzten Anschauungen schwankt, zwischen den zwei Arten von Todtenbefragung: dadurch dass man sich zu ihnen in die Unterwelt begibt und dadurch dass man sie mittelst Opfern u. s. w. auf die Oberwelt citiert. Und so könnte es der Fall sein dass auch die älteren Abschnitte der ersten Nekyia einer verhältnissmässig späten Zeit angehörten, wobei dann wieder zweierlei möglich wäre, dass nämlich die übrige Odyssee diese Entstehungszeit theilte, oder dass jene Abschnitte jünger wären als diese.

II.

Die Stellung der Frauen in der griechischen Poesie.*)

Die Stellung der Frauen in der griechischen Poesie bietet der Betrachtung eine doppelte Seite dar. Einmal nämlich haben wir zu erörtern in welchem Masse und in welcher Weise Angehörige des weiblichen Geschlechts selbstthätig auf dem Gebiete der Poesie aufgetreten sind; sodann darzulegen wie weit und in welcher Art die Dichtkunst das weibliche Geschlecht im Ganzen und einzelne Mitglieder desselben zu ihrem Gegenstande gemacht hat. Es würden beim zweiten Punkte dreierlei Arten zu unterscheiden sein: rein sachliche Darstellungen, Lobpreisungen und endlich Angriffe, scherzhafte wie ernst gemeinte. Indessen werden wir diese Eintheilung der folgenden Ausführung nicht zu Grunde legen. Die durchgängige Aneinanderreihung des Gleichartigen würde ermüden, innerlich Zusammengehöriges müsste auseinander gerissen werden, wir kämen oft in Verlegenheit ob wir einen Darsteller nicht vielmehr zu den Angreifern oder auch zu den Lobpreisern zu rechnen haben, und endlich würden wir auf diesem Wege nicht zu sittengeschichtlichen Ergebnissen gelangen.

---

*) Vortrag, gehalten 1853 vor einer gemischten Versammlung. Inzwischen ist das gleiche oder ein ähnliches Thema auch von Anderen behandelt worden. Vgl. E. v. Lasaulx, zur Geschichte der Ehe bei den Griechen, München 1852, 108 S. 4. J. A. Mähly, die Frauen des griechischen Alterthums, Basel 1853. 36 S. L. Wiese, über die Stellung der Frauen im Alterthum und in der christlichen Zeit, Berlin 1854. 32 S. Köchly, Acad. Reden u. s. w. I. 1859. S. 153 ff. Von diesen Schriften wurde bei der ursprünglichen Ausarbeitung des Nachstehenden keine benützt, und auch bei der Durchsicht zum Zwecke der Veröffentlichung [im Morgenblatt 1855, S. 1158 ff.] der Gebrauch derselben mit Absicht vermieden, da bei der Verschiedenheit des Plans und der Gesichtspunkte davon mehr Verwirrung als Nutzen zu erwarten war.

Wir ziehen es daher vor das Einzelne in derjenigen Ordnung aufzuführen in welcher es der Zeit nach auf einander folgt, um so mehr als wir dadurch zugleich eine vollkommen passende Sachordnung gewinnen.

Die griechische Literaturgeschichte hat nämlich die wunderbare, in ihrer Art einzig dastehende Eigenthümlichkeit dass nie mehrere Dichtarten neben einander bestehen und betrieben werden, sondern immer eine die andere an einer ganz fest bestimmbaren Zeitgrenze ablöst, wie eine neue Generation die alte; eine Eigenthümlichkeit die erst mit dem griechischen Geiste selbst erlosch. So ist die älteste Zeit der Griechen vom Epos beherrscht; auf den Schultern des Epos erhebt sich dann beim ionischen Stamme die Elegie und deren Kehrseite, die Iambik, etwas später bei den Doriern die chorische Lyrik, bei den Aeoliern die rein subjective, individuelle Lyrik. Erst nach den Perserkriegen ersteigt die griechische Poesie ihren höchsten Gipfel mit der attischen Tragödie und Komödie.

Was diese verschiedenen Gattungen und Zeiten in Bezug auf unsern Gegenstand bieten will ich nun in der durch die Fülle des Stoffs gebotenen Kürze vorüber führen.

Schon im homerischen Epos finden wir das weibliche Geschlecht auf einer hohen Stufe innerer Ausbildung und daher auch äusserlicher Werthschätzung. Wie die Helden, besonders der Ilias, an gesunder Kraft, Ehrlichkeit und Rohheit, so wie an Sucht nach Abenteuern lebhaft an die Ritter in der besten Zeit des Mittelalters erinnern, so gleichen einander beide auch in ihrer Verehrung der Frauen. Zwar ist sie in der homerischen Zeit frei von dem schwärmerischen, phantastischen Anstriche des Mittelalters, aber an Wärme und Zartheit der Empfindung steht der griechische Ritter seinem germanischen und romanischen Geistesverwandten nur wenig nach. Um die schöne Helena wieder nach Hellas zurück zu bringen und ihren Entführer zu züchtigen, haben sich ja alle die Schaaren von Rittern, Reisigen und Knappen aus allen Enden von Griechenland auf den Weg gemacht, und erdulden um dieses Zweckes willen die Mühsale eines zehnjährigen wechselvollen Kampfes. Und nicht minder ihre Feinde, die Troer: warum machen sie nicht aller ihrer Bedrängniss kurzweg ein Ende, indem sie Helenas Zurückgabe und die Auslieferung des Paris erzwingen? Die Macht der Schönheit hat auch sie besiegt, für sie stürzen sie sich freudig in Kampf und Tod. Flüstern doch

selbst die greisen Räthe des Priamos, als sie Helena erblicken, einander zu:

> 'S ist doch nicht zu verdenken dem Danaervolk und den Troern
> Dass sie um solch ein Weib so lange sich schlagen und plagen!
> Einer Unsterblichen gleicht sie fürwahr an entzückender Schönheit!*)

Zwar fügen sie in ihrer greisenhaften Erhabenheit über solche romantische Gefühle alsbald hinzu:

> Trotzdem schiffe sie nur, so reizend sie ist, in die Heimat,
> Statt dass hier sie für uns und unsere Kinder ein Fluch wird!

Aber der edle Priamos, der selbst am meisten vom Kriege zu leiden und zu fürchten hat, denkt anders. Er ruft ihr entgegen:

> Komm, lieb Töchterchen, näher und setze dich gegen mir über;
> Nichts hast du mir verschuldet: die Schuld liegt nur an den Göttern,
> Deren Geschick mich bestürmt mit dem traurigen Krieg der Achaier.

Dasselbe Motiv wiederholt sich bei dem eigentlichen Ausgangspunkte der Ilias. Ilion kann nicht erobert werden weil Achilleus, aus Groll gegen Agamemnon, seine Mitwirkung am Kampfe den Griechen vorenthält. Die Ursache dieses Grolls aber ist dass Agamemnon ihm seinen Beuteantheil, die schönwangige, rosige Tochter des Briseus, gewaltsam entrissen hat; und er beharrt auf seinem Grolle, trotzdem dass man ihm zum Ersatz für die Eine Geliebte sieben auserlesene Sklavinnen anbietet (Ilias IX, 636 ff.).

Diess zum Beweise des Werthes welchen man den Frauen beimisst, der Wärme womit man hier an ihnen hängt. Aber sie verdienen dieselbe auch durch ihre Reinheit als Jungfrauen, durch ihre Treue als Gattinnen. Von Jungfrauen bietet die Odyssee ein Bild von unübertrefflicher Lieblichkeit in Nausikaa. Der Gedanke an die nahe Hochzeit, an der sie selbst in glänzenden Gewändern erscheinen und die Theilnehmer damit ausstatten müsse, treibt sie vor Tagesanbruch vom Lager. Sie bittet sich vom Vater ein Gespann aus, um mit ihren Mägden am Ufer des Meeres Wäsche zu halten, und verbirgt dabei mit züchtiger Verschämtheit ihren eigentlichen Beweggrund hinter ihrer Besorgtheit für Vater und Brüder. Nachdem die Gewänder gewaschen sind werden sie zum Trocknen am Strande ausgebreitet, und die Gesellschaft vertreibt sich inzwischen die Zeit mit Gesang und Ballspiel. Nausikaa nimmt muntern Antheil am fröhlichen Treiben, aber weit ragt sie an Wuchs und edler Haltung hervor über die

---

*) Ilias III, 156 ff.

Schaar ihrer Dienerinnen, so weit wie Artemis über ihre Nymphen. Als nun der Ball, statt von der Dienerin aufgefangen zu werden, ins Meer fliegt, da schreien die Mädchen wie aus einem Munde laut auf. Davon erwacht Odysseus, der im Strandgebüsch todesmüde von den überstandenen Gefahren schlummert, und geht den menschlichen Stimmen nach, trotz seines verwilderten Aussehens und seiner sehr mangelhaften Bekleidung. Bei seinem Anblicke stäuben die Dienerinnen auseinander, wie Hirsche vor dem Löwen; nur des Alkinoos Tochter bleibt ruhig stehen; denn von Furcht ist sie frei und das Gemeine kennt sie nicht, es findet in ihrem Innern keinen Anknüpfungspunkt, und arglos und offen kann sie daher dem fremden Manne ins Gesicht schauen, in dem sie augenblicklich einen Unglücklichen ahnt, der ihrer Hülfe bedürfe.

Noch reicher sind die homerischen Gedichte an Beispielen edler, treuer Frauen. Bekannt ist aus der Ilias Andromache, welche an ihren Gemahl die bekannten rührend einfachen und doch so tiefen und schönen Worte richtet:

Hektor, du bist Vater mir jetzt und verehrete Mutter,
Bist mir Bruder zugleich und mein blühender Lagergenosse!
— Würd' ich deiner beraubt, so wäre mir besser zu sterben.*)

Und aus der Odyssee brauche ich Penelope nur zu nennen.**) Aber auch Helena bereut bitter den Leichtsinn womit sie den Gemahl verlassen, nennt sich ein verworfenes, schändliches Weib, wünscht dass sie nie geboren wäre (Ilias VI, 344 ff.), und ruft ein ander Mal (Ilias III, 173 ff.) aus:

Hätt' ich doch lieber dem Tod mich geweiht als dass ich mit Paris
Hieher zog und die Freunde verliess und die bräutliche Kammer,
Auch mein einziges Kind und die holden Gespielinnen alle!
Ach, nicht also geschah's; drum muss ich in Thränen vergehen.

Und Arete, die Mutter der Nausikaa, übt sogar auf die öffentlichen Angelegenheiten Einfluss aus. Ihre Tochter sagt von ihr (Odyss. VII, 66 ff.):

— Alkinoos nahm sie zum Weibe,
Und er erweist ihr Ehre wie Keine auf Erden geehrt wird
Unter den Frauen die walten im Haus, nachstehend dem Manne.
Also ward sie von Herzen geehrt und wird es noch immer,
Wie von den eigenen Kindern, so auch von Alkinoos selber,

*) Ilias VI, 429 f. 410.

**) Ueber diese vgl. besonders Lasaulx a. a. O. S. 17 f. mit Anm. 35.

Und von dem Volk, das sie anschaut als wäre sie Göttin
Und sie mit Worten begrüsset so oft in der Stadt sie umhergeht.
Denn nicht fehlt es fürwahr ihr selber an wackerem Sinne:
Männern sogar, wenn sie freundlich gesinnt ist, löst sie den Hader.
Drum, ist sie dir im Herzen geneigt und freundlich gewogen,
Dann darfst Hoffnung du hegen die Heimat wieder zu schauen.

Ueberhaupt hat die homerische Frau ihrem Manne gegenüber zwar eine naturgemäss untergeordnete, aber keineswegs eine unwürdige und unselbständige Stellung. Warm schildert namentlich Odysseus das Glück einer einträchtigen Ehe, indem er zu Nausikaa dankend sagt (Odyssee VI, 180 ff.):

Mögen die Götter dir schenken wonach dein Herz dir begehret,
Einen Gemahl und ein Haus, und dazu herzinnige Eintracht
Mögen sie spenden; denn nichts Werthvolleres gibt es und Bessres
Als wenn einigen Sinnes und Herzens im Hause zusammen
Wohnet der Mann und die Frau, für die Feinde zum grossen Verdrusse,
Aber zur Freude den Freunden; am meisten geniessen sie's selber.

Einen starken Abstich von der idealen Herrlichkeit der Welt des homerischen Epos bildet die derbe Wirklichkeit des hesiodischen. Vertritt jenes den Standpunkt und die Auffassungsweise des Ritters, so dieses den des Bauern. Materielle Angelegenheiten und Sorgen bilden hier den Mittelpunkt des Gedankenkreises, und eine handfeste Rechtschaffenheit, daneben aber auch etwas selbstsüchtig Pfiffiges, ein allgemeines Misstrauen gegen Andere, insbesondere gegen alle Erfindungen der Cultur und Alles was von den „Herren“ ausgeht, etwas Herbes und Bissiges spricht aus dem ganzen Gedichte. Bei einem Bauern wäre es thöricht ritterliche Gefühle suchen zu wollen; man muss es daher ganz natürlich finden dass bei Hesiod das weibliche Geschlecht übel wegkommt. Alles was über den allerdringendsten Bedarf hinausgeht, alles was in das Gebiet des Schönen hinüberspielt, ist ihm vom Uebel und ein Greuel in seinen Augen; er sieht daher in dem Schönheitstriebe des weiblichen Geschlechts, der in keinem Verhältnisse ganz auszutilgen ist, nichts als Verschwendung, lauter Verderben für den Mann und seine Habe, und hat diess durch den Mythus ausgedrückt dass Zeus das Weib (Pandora), mit allen Gaben der Anmut und Verführung ausgestattet, den Menschen zur Strafe auf die Erde gesandt habe. *) Diese seine Denkweise erreicht ihren Gipfelpunkt in dem Rathe

*) Werke und Tage 57 ff. Vgl. Theogonie v. 570 ff.

Vom putzsüchtigen Weib nicht lasse den Sinn dir berücken,
Welches dich kosend bestrickt, nach dem Gelde dir spähend mit Habgier.
Wer auf Weiber vertraut, der trauet dem hellen Betruge.*)

Um so mehr aber ist er entzückt von einem braven, d. h. sparsamen Weibe.

Grösseres Glück für den Mann gibts nicht denn ein wackeres Weib ist,

sagt er**), sezt aber dann gleich hinzu:

Aber ein grösseres Unheil nicht denn ein schlechtes, Visiten
Nur nachjagendes; die brennt nieder dem fleissigsten Manne
Ohne ein Feuer das Haus und macht ihm bitter das Alter.

Die grosse Kluft welche in dieser Beziehung zwischen Homer und Hesiod liegt hat ihren Grund nicht nur in der Verschiedenheit der Stämme und Gegenden welchen diese beiden Dichter angehören, sondern namentlich auch darin dass zwischen beide hinein der Untergang der Herde hellenischer Ritterlichkeit fällt, das Erlöschen der alten Adelsgeschlechter, die Beseitigung der kleinen Höfe. Keine der Staatsformen welche an die Stelle der patriarchalisch monarchischen traten erwies sich in demselben Masse der Anerkennung des weiblichen Geschlechts günstig, nicht die Tyrannis, die mit ihrem Princip der Rechtlosigkeit und Gewalt auch die Familie berührte, noch die Demokratie, die dem Bürger, indem sie ihn in den Strudel politischer Thätigkeit hineinstürzte, weder Zeit noch Stimmung liess dem zarteren Geschlechte zu huldigen.

Weniger als man es nach dem heutigen Begriffe von Elegie erwarten würde beschäftigen sich gleich die elegischen Dichter der Griechen mit dem weiblichen Geschlechte. Die Elegie ist eben bei den Griechen nicht das weinerliche, süssliche Ding das man jezt darunter versteht, sondern eine kräftige, markige Gestalt. Bald rollt sie zürnend über den Häuptern des erschlafften Volks dahin, bald reisst sie, unwiderstehlich wie ein Bergstrom, es fort zu einem vorgesteckten Ziele. Sie ist die Trägerin der Gedanken von Männern die mit Herz und Leben inmitten ihres Volkes stehen, mit ihrer Einsicht, ihrer Bildung und ihrem Willen aber über dasselbe hervorragen und ihre höhere Begabung dazu verwenden ihr Volk für einen grossen, edeln Zweck zu begeistern, bestehe dieser nun in heldenmütigem Kampfe und

*) Werke und Tage 373 ff.
**) Werke und Tage v. 702 ff. Vgl. Theog. 590—612.

freudigem Tode für das Vaterland oder in hingebendem Verzichten auf die eigenen Interessen zum Besten der Gesammtheit. Die Elegie ist die Sprache in welcher der höher Gebildete zum Volke redet; sie steht in der Mitte zwischen der Herrschaft des Epos und dem Aufkommen einer schriftmässigen Prosa; sie ist zwar noch Poesie, aber ihr Inhalt ist die Gegenwart, und sie verfolgt in dieser einen bestimmten praktischen Zweck; nur dass dieser ein grosser idealer ist, denn nicht für kleine Anliegen seiner Person öffnet der Seher seinen gottgeweihten Mund.

So ist denn die griechische Elegie von Anfang an ausschliesslich ethisch und politisch, mit den grossen Interessen des Vaterlandes so vollauf beschäftigt dass daneben die Angelegenheiten des Privatlebens keinen Raum finden. Der einzige unter den älteren Elegikern der davon eine Ausnahme macht ist Mimnermos; aber gleich dessen jüngerer Zeitgenosse Solon hat um so reiner und reicher den ursprünglichen Charakter dieser Dichtart durchgeführt. Mimnermos dagegen war der Erste der die Elegie verwendete zur Darstellung von Zuständen und Empfindungen des Privatlebens, insbesondere der Liebe. Diess hatte seinen Grund in den besonderen Verhältnissen des Dichters und seines Volkes. Mimnermos gehörte zum Volksstamme der Ionier, die, durch nordische Eindringlinge aus ihrer Heimat in Griechenland vertrieben, gen Osten gewandert waren und an der Küste von Kleinasien sich ein neues Vaterland gegründet hatten. Durch die Ueppigkeit des Bodens und durch ausgedehnten Handel schnell reich geworden, versanken sie in Weichlichkeit und wurden so eine Beute ihrer kriegerischen Nachbarn, der Lyder (unter Krösus und dessen Vorgänger). In diese Zeit der Knechtung seines Volkes fällt nun das Leben des Mimnermos, und er kann selbst dazu dienen uns diese Knechtung zu erklären. Während nämlich die früheren Elegiker die Noth des Vaterlandes in bekümmertem Herzen getragen und an ihrem Theile dazu mitgewirkt hatten derselben, wo es möglich wäre, ein Ende zu machen, lässt Mimnermos das sich entfernt nicht anfechten. Er findet nicht dass der Himmel seitdem weniger blau sei, er nimmt die Dinge wie sie einmal sind, und sucht sich innerhalb derselben möglichst behaglich und vergnüglich einzurichten. Mimnermos ist ein treues Abbild der sittlichen Erschlaffung welche den Untergang von Ioniens Unabhängigkeit herbeigeführt hatte, der einseitigen Ausbildung des hellenischen Schönheitsgefühls. Er kennt nichts

Höheres als die Schönheit und deren Genuss, die Liebe. Er ruft aus:

> Was wär' Leben und Lust, wenn die goldene Kypria fehlte?
> Todtsein möcht' ich, wofern nimmer mir wäre vergönnt
> Heimlicher Liebesgenuss und Umarmung und süsse Geschenke.

Es stört ihn daher nicht dass sein Volk unterjocht ist; im Gegentheil, nicht mehr in Anspruch genommen durch öffentliche Angelegenheiten, kann er sich jezt um so ungetheilter hingeben an das was für ihn das Höchste ist. Desto mehr aber beengt ihn der Gedanke dass das alles so kurz dauert, dass das traurige Alter und die grausige Hand des Todes diesem schönen Traume unfehlbar ein baldiges Ende macht. Dieser Gedanke wirft einen trüben Schatten hinein in das freudenreiche Dasein, es verkümmert und vergällt dem Dichter schon jezt, noch ehe das Gefürchtete eingetreten ist, allen Genuss, es hindert ihn an voller, rückhaltsloser Hingabe an das was die Gegenwart Schönes bietet. So sagt er in einem Bruchstücke:

> Alsbald rinnet den Körper hinab unsäglicher Schweiss mir,
> Und nur zitternden Leibs kann die Gespielen ich sehn
> Blühend und lieblich und schön. O dass es doch länger so bliebe!
> Doch nur wenige Zeit dauert sie, gleichwie ein Traum,
> Diese gepriesene Jugend, und jählings hänget das Alter
> Ueber dem Haupt ihr da, lästig und hässlich zu schaun,
> Allen verhasst und verachtet; es macht unkenntlich den Menschen,
> Legt sich um Augen und Geist, machet sie trübe und blind.

Dieses Gewinsel über die Kürze der Jugend, dieses Grauen vor dem Alter bildet überhaupt den stehenden Inhalt von Mimnermos' Gedichten, so weit wir sie noch haben. Es wird berichtet dass diese vorherrschende Richtung seiner Gedanken ihren Grund gehabt habe in persönlichen Erfahrungen des Dichters, sofern er nämlich aus der Gunst seiner Geliebten, der Flötenspielerin Nanno, durch jüngere Nebenbuhler verdrängt worden sei. Mag diess richtig sein oder nicht, jedenfalls werden wir in diesen Aengsten, diesem Albdrücken, eine wohlverdiente Strafe für den Leichtsinn und die Gesinnungslosigkeit erkennen womit der Dichter in schwerer Zeit kein ander Heil wusste als in rückhaltslosester Hingabe an die Sinnlichkeit.

Kein Dichter seines Volks folgte ihm auf dieser Bahn; wohl aber kam er, nach dem Untergange des eigentlichen griechischen Wesens und Lebens, in Alexandria wieder zu Ehren. Unter den kunstliebenden Ptolemäern sammelte sich dort ein Kreis von

Männern welche insbesondere die bequeme und doch elegante und anmutige elegische Dichtungsart wieder aus dem Schlummer erweckten. Hofdichter wie sie waren, und Dichter eines Hofes der für sein Dasein in diesem Lande kein anderes Recht hatte als das des Schwertes, entbehrten sie der Stoffe aus dem öffentlichen Leben der Gegenwart, durch welche die Dichtungen der alten Elegiker so reichhaltig und werthvoll geworden waren. Dieser Epigonen Welt waren dagegen die Bücher, der Hof und ihre kleinen persönlichen Erlebnisse. Diese drei Gegenstände bilden denn den Inhalt wie aller ihrer Gedichte so namentlich auch ihrer Elegien, die Elemente welche nur in verschiedener Mischung bei ihnen immer wiederkehren. Auch wo sie sich selbst zum Gegenstande machen, eigene Gefühle darzustellen scheinen, ist es hauptsächlich das Gedächtniss, die Gelehrsamkeit, die Bücher, was aus ihnen redet. So wenn sie die Reize einer wirklichen oder geträumten Schönen zu schildern sich anschicken plündern sie zu diesem Behufe die ganze Mythologie, und eben so wenig können sie irgend welche Verwicklung des Lebens, z. B. der Liebe, und die Stimmung welche sie erregt, in der naturgemässen Weise darstellen: Leben und Gelehrsamkeit fliessen bei ihnen fortwährend in einander über, oder vielmehr die Gelehrsamkeit überflutet und erstickt das Leben. Ein abschreckendes Beispiel dieser Art ist uns durch Catullus erhalten, der das elegische Gedicht des Alexandriners Kallimachos „auf das Haar der Königin Berenike" frei übersezt hat, bei welchem Gedichte schon die Wahl des Stoffs bezeichnend genug ist. Je weiter man sich aber selbst von der Natur entfernte, um so lebhafter wurde das Gefühl für das was eigentlich das Natürliche wäre, und der Trieb dasselbe, wenigstens in so weit als die eigenen Kräfte es gestatteten, durch die Mittel der poetischen Darstellung ins Leben zu rufen: das Idyll ist ein Erzeugniss der alexandrinischen Zeit. Freilich brachte es selbst der bedeutendste Idyllendichter, Theokritos aus Syrakus, nur zu blassen Gestalten, ohne Blut und Leben, und lieferte den schlagendsten Beweis davon wie tief die Verschrobenheit in diesem Kreise wurzelte, indem sie selbst da wo sie eigens darauf ausgiengen natürlich zu sein vielmehr nur eine neue Species der Unnatur zu Tage förderten. Indessen würden wir dem Theokrit Unrecht thun wenn wir nicht auch hinzufügten dass er da wo er sich von seiner Manier emancipiert, wo er einen Griff in das wirk-

liche Leben hinein thut, eine Meisterschaft bekundet, die es nur um so tiefer beklagen lässt dass er sonst dem Trugbilde einer unwahren Idealität nachgestrebt hat. Diese Meisterschaft verräth besonders Theokrits berühmtestes Idyll „die Weiber am Adonisfest.“ Um bei der öffentlichen Feier des lezteren zuzuschauen, holt eine Frau die andere ab und begibt sich mit ihr auf die Strasse, wo dann der Festzug an ihnen vorüber geht und durch ihre Exclamationen und zungenfertigen Beschreibungen auch uns vor die Augen tritt, endlich im Königspalaste das Festlied mit angehört wird. Die Festfeier ist der eigentliche Zweck und Mittelpunkt des Gedichts, aber die Vorbereitungen zur Theilnahme daran und das Verhalten der Frauen auf der Strasse selbst sind mit solcher Liebe ausgeführt dass hiedurch der grössere Theil des Raums und des Interesses in Anspruch genommen wird. Da ist mit köstlicher Anschaulichkeit und wahrhaft dramatischer Lebendigkeit ein grosses Stück Frauenart blosgelegt. Die Abholende trifft ihre Freundin noch über der Toilette, sie plaudern gemütlich und räsonnieren gelegentlich über ihre Männer, bis es ihnen auf einmal einfällt dass sie ja eigentlich Eile haben, und nun die bei der Toilette behülfliche Dienerin angefahren wird, dass sie vor Bestürzung erst recht Alles verkehrt macht. Das Kleid ist endlich glücklich angezogen; die Freundin bewundert es und fragt nach dem Preise; auch der übrige Putz wird rasch angelegt, das unbequeme Kind, das sich von der Mutter nicht trennen will, mit Entschiedenheit abgeschüttelt: „Ich kann dich nicht mitnehmen, mein Kind. Huhu! die Pferde beissen! Weine so viel du willst: zum Krüppel darfst du mir nicht werden. Gehen wir! Phrygia, unterhalte den Kleinen, rufe den Hund herein uud schliesse die Hausthüre zu.“ So sind sie denn auf der Strasse und wundern sich über die Menge Menschen und die gute Ordnung die trotzdem herrscht. Da geräth die eine der Frauen durch die Pferde des Zugs in Angst und ruft ihrer Freundin zu: „Liebste Gorgo, was wird aus uns? Des Königs Schlachtrosse! Lieber Mann, tritt mich nicht! Der Goldfuchs bäumt sich! Ach, seht wie wild er ist! Gott Lob und Dank dass ich mein Kleines zu Hause gelassen habe!“ Gorgo beruhigt sie: „Fasse dich, Praxinoa, sie sind ihres Wegs gegangen und jezt weit von uns weg.“ Praxinoa fasst sich auch und versichert dass Pferde und Schlangen ihr von jeher das Aergste gewesen seien. Sie drängen sich in den

Palast hinein, und Praxinoas neues Kleid kommt dabei in Lebensgefahr, doch haben sie sich auch der Galanterie eines Mannes im Publikum zu erfreuen; einen andern, der sich über ihr störendes Geplauder beklagt und über ihren Dialekt sich lustig macht, trumpfen sie gehörig ab. „Seht doch, woher ist denn der Mensch? Was geht es dich an wenn wir schwatzen? Willst du den Gebieter spielen, so kaufe dir jemand; wir sind Syrakusaner.“ Erst der Beginn des Gesangs bringt sie zum Schweigen. „Es wird gewiss schön werden,“ bemerkt Gorgo, „schon räuspert sich die Sängerin.“ Durch seine ganze Haltung und viele kleine Züge erweist sich dieses Idyll vielmehr als ein satirisches Sittengemälde, und liefert dadurch einen neuen Beweis von der nahen Verwandtschaft dieser beiden Dichtgattungen.

Noch grösser und augenfälliger ist die Verwandtschaft mit der Satire bei derjenigen Dichtart welche fast gleichzeitig neben der Elegie entstand, der Iambik. Eben so sehr wie die Elegie wurzelt auch die Iambik in der Gegenwart; aber es sind andere Gebiete der Gegenwart welche beide behandeln, und beider Verhalten zu ihr ist ein verschiedenes. Während die Elegie an das Grosse und Allgemeine sich macht, sucht die Iambik sich geflissentlich das Kleine und Persönliche aus, und während die Elegie von dem idealisch aufgefassten Allgemeinen ausgeht und dieses dem Einzelnen als Spiegel vorhält, als Ziel und Zweck hinstellt, ist dagegen die Iambik die kecke Kritik welche der Einzelne übt, wie an allen Einzelnen die ihm zu nahe kommen, so auch am Allgemeinen selbst, wenn es sich auf unangenehme Weise geltend machen will. Während daher die eigentlichen Elegiker grösstentheils Männer von hoher Stellung im Staate waren, sind dagegen die Iambographen Männer welche bei glänzender geistiger Begabung und dem lebhaftesten Bewustsein davon dennoch, theils in Folge unglücklicher Verhältnisse, theils durch eigene Verschuldung, es zu keiner öffentlichen Anerkennung und Geltung zu bringen vermochten, daher mit der ganzen Gesellschaft zerfallen sind und nun eine grausame Freude daran finden überall Schwächen aufzudecken und Täuschungen zu zerstören. Dadurch erhielt bei den Griechen „Iambos“ allmählich die Bedeutung von Schmähgedicht und machte sich gefürchtet bei Freund und Feind. Doch bestand die Gattung nicht lange, indem der Geist derselben in der Komödie bald einen reicheren und vollkommeneren Schauplatz für seine Entfaltung gewann und für seine

persönlicheren Zwecke an der immer mehr zum Epigramm sich zusammenziehenden und zuspitzenden Elegie ein ganz ausreichendes und sogar bequemeres Werkzeug erlangte. Es sind daher hauptsächlich nur drei Namen an welche sich die Geschichte der Iambik kettet, Archilochos, Simonides und Hipponax; alle drei aber haben sich in ihren Gedichten mehr oder weniger mit dem weiblichen Geschlechte zu schaffen gemacht.

Weitaus der bedeutendste unter diesen ist der älteste, Archilochos, ein künstlerisches Genie ersten Ranges, von übersprudelnder Schöpferkraft, einem Reichthum der Begabung und einer Lebendigkeit und Unruhe dass es ihn gegen jede Schranke hintrieb, um sie zu überspringen oder zu zertrümmern. Er hat durch seine Genialität die griechische Poesie, welche nahe daran war der Einförmigkeit zu verfallen und in conventionellen Formen zu erstarren, neu in Gang gebracht, hat ihr die Thüre geöffnet, dass ein frischer Lebensodem herein drang und der Strom der Poesie sich reich und voll über alle Fluren ergiessen konnte. Aber freilich ist es ihm in der Masslosigkeit und dem Uebermute der Jugend begegnet dass er auch über solche Schranken hinweg sezte welche nicht von gestern sind und nicht von der Willkür oder der Beschränktheit gezogen, hinter denen vielmehr dem verwegenen Springer ein Abgrund entgegengähnt; und er hat diess, erbittert durch persönliches Missgeschick, namentlich dem weiblichen Geschlechte gegenüber gethan. Archilochos liebte Neobule, die Tochter eines Lykambes, mit der ganzen Glut seines leidenschaftlichen Wesens, und der Vater sagte ihm ihre Hand zu, nahm aber später — aus uns unbekannten Gründen — sein Versprechen wieder zurück. Diess versezte den heissblütigen Dichter in solche Wut dass er gegen Lykambes und dessen ganzes Haus die giftigsten Geschosse richtete und mit grimmiger Rücksichtslosigkeit in jedes Geheimniss des Lebens und der Liebe hinunter leuchtete. Nichts Gutes lässt er jezt weder am Vater noch an seiner einstigen Braut; er will jezt, wo er sie nicht bekommt, zu der Einsicht gelangt sein dass mit ihr das baare Unglück in sein Haus gezogen wäre, und entschuldigt gleichsam seine frühere Liebe mit ihrer Koketterie:

Der Myrte Blüte trug sie in der Hand,
Der Rose duft'ge Blume, und ihr dunkles Haar
Floss reich hinab auf Hals und Schulter; selbst ein Greis
Er wär' in Lieb' entbrannt.

So unbarmherzig, so vernichtend waren seine Angriffe dass in späterer Zeit die Sage entstand, Lykambes habe sich in Folge derselben sammt seinen Töchtern erhängt. Archilochos sezte nach dem Scheitern seines Versuchs sich einen festen Herd zu gründen nur um so mehr sein ruheloses, unstetes Wanderleben fort, auf dem er das Samenkorn der Poesie in ganz Hellas umherstreute. Indessen sind von den Gedichten des Archilochos nur Trümmer auf uns gekommen, da dieselben, nachdem sie ungefähr ein Jahrtausend lang allgemein gelesen worden waren, wegen gewisser allzu greller Zeichnungen unter den byzantinischen Kaisern systematisch vernichtet wurden; Trümmer freilich die auch noch in ihrer kläglichen Zerstücklung erkennen lassen dass das Alterthum Grund hatte wenn es den Archilochos zu den leuchtendsten Gestirnen an dem wahrlich an Glanz nicht armen Himmel der hellenischen Poesie zählte.

Während aber so das Geistvolle untergegangen ist, hat von dem zweiten der genannten Iambiker, von Simonides aus Amorgos, ein ziemlich untergeordnetes Erzeugniss das Dasein zu erhalten gewusst. Es ist dessen Schmähgedicht auf die Weiber. Das Gedicht hat die Einkleidung dass die Frauen je nach einer hervortretenden Eigenschaft in Arten abgetheilt und diese Arten je von einem entsprechenden Thiere abgeleitet werden. So stamme die gefallsüchtige von einem Pferde ab, die träge von einer Eselin, die fleissige von einer Biene, die hässliche von einer Aeffin, und mit welchem Thiere er in seiner Plumpheit vollends diejenige in genealogischen Zusammenhang gebracht hat welche auf Ordnung und Reinlichkeit nicht streng hält wage ich gar nicht zu sagen. So wenig dieser Grundgedanke Anspruch hat auf Feinheit, Tiefe oder Geistreichigkeit, so scheint doch sein Urheber davon sehr befriedigt gewesen zu sein; wenigstens verfolgt er ihn mehr als hundert Verse hindurch mit schrecklicher Ausdauer. Einige Proben daraus:

Die eine stammt vom Meer; die hat ein Doppelherz:
Den einen Tag, da ist sie heiter und vergnügt,
Dass jeder Fremde der sie sieht im Hause, spricht:
„Es gibt doch in der ganzen weiten Welt fürwahr
Kein bessres und kein schön'res Weib als diese ist!"
Nicht auszuhalten ist sie schon am Tag darauf,
Nicht anzusehen, anzurühren; denn sie ist
Unfreundlich, widerwärtig gegen Jedermann. . . .

Vom mähnenreichen Rosse stammt die andre ab,
Die Sklavendienste und die harte Arbeit flieht.
Die rührt euch keine Mühle an, nimmt nicht das Sieb
Zur Hand und kehrt den Staub euch nicht zum Haus hinaus;
Vom Herde bleibt sie fern, wo man nur russig wird.
Zweimal des Tags, auch dreimal, wascht sie sich den Leib
Vom Schmutze rein und salbet sich mit duft'gem Oel.
Auch trägt sie allezeit den reichen Lockenschmuck
Kunstreich geflochten und mit Blumen hübsch durchwirkt.
Ein schöner Anblick ist ein solches Weib gewiss
Für And're, ihrem Mann jedoch ein bitt'rer Kelch,
Wofern er nicht ein Herrscher ist, auf Thronen sizt,
Und an dergleichen eben seine Freude hat.

Die andre von der Biene: glücklich ist der Mann
Dem sie zu Theil wird; ihr nur darf der Spott nicht nah'n.
Die Habe dehnt und mehret sich durch sie,
Geliebt und liebend wird sie mit dem Gatten grau,
Umschaart von schönen und gepries'nen Sprösslingen,
Und unter allen Weibern ist sie hochgeehrt,
Von allen Göttern und von Menschen hochgeliebt.
Nicht gerne sizt die Reine in der Weiber Kreis,
Wenn sie zusammen schwatzen über Tanz und Putz.

Nur diese eine Art lässt der Dichter gelten; im Ganzen aber ist sein Urteil:

Das Schlimmste was hervorgieng aus der Hand des Zeus
Ist doch das Weib, und scheint es einmal etwas nütz,
So folgt dem scheinbar Glücklichen das grösste Leid;
Denn nimmer bleibt in ungetrübter Heiterkeit
Den ganzen Tag hindurch wer an ein Weib sich hängt.
Denn wo ein Weib ist kann man kaum den alten Freund,
Der uns besucht, willkommen heissen in dem Haus.
Und immer die Frau die besonders gut erscheint,
Die eben ist von allen noch die schädlichste.

An dieser Schilderung ist Lob wie Tadel gleich bezeichnend für den Standpunkt des Redenden. Es ist der der selbstgewissesten Spiessbürgerlichkeit, welche schon darum gegen das weibliche Geschlecht eingenommen ist weil sie durch dasselbe von Zeit zu Zeit aus ihrer stagnierenden „Ruhe“ herausgerüttelt wird, und welche vollends ganz ausser sich kommt wenn sie um der Frau willen in die Tasche greifen muss. Diese Spiessbürgerlichkeit schüttet hier ihren Aerger aus in der Form von gewiss sehr oberflächlichen Beobachtungen, die ohne einen Anflug von Geist, Humor oder Leidenschaft in massivster Weise vorgetragen

sind, nichts desto weniger aber oder eben desswegen bei der Masse Anklang gefunden haben und lange im Umlauf blieben.

An Geist nun zwar fehlt es durchaus nicht dem dritten unter den bedeutenderen Iambographen, dem Hipponax, von welchem der berüchtigte Ausspruch herrührt dass das Weib nur zweimal in seinem Leben liebenswürdig sei:

„Am Tag der Hochzeit und an seinem Sterbtage."

Wir werden dieses giftige Wort vollkommen begreifen und sogar verzeihen, wenn wir uns vergegenwärtigen dass Hipponax hässlich war, eine zwar nervigte, aber verkrüppelte Gestalt mit einer abscheulichen Fratze von einem Gesicht. Dadurch war er im Lande der schönen Form von vornherein gebrandmarkt, ausgestossen, zum Kriege gegen alles Wohlgebildete und Schöne verurteilt; und wenn er in seiner Erbitterung auch der Götter und der eigenen Eltern nicht schonte, weil sie sich um ihn so schlecht verdient gemacht, so werden wir nicht erwarten dass er mit dem weiblichen Geschlechte glimpflicher verfahren sei, und durch jenen Ausspruch uns eher an die wegwerfende Aeusserung des Fuchses über die hochhängenden Trauben erinnert fühlen. Wenn ihm von einem schlechten Gewährsmann die Verse zugeschrieben werden:

Die beste Ehe ist für einen weisen Mann
Ins Haus zu nehmen eine tugendsame Frau;
Denn diese Mitgift einzig hilft dem Hause auf;
Und wer auf Sparsamkeit bei Wahl des Weibes sieht,
Der hat statt einer Herrin eine Mitarbeiterin,
Voll Lieb' und Treue für die ganze Lebenszeit, —

so springt sogleich in die Augen dass sie nicht von Hipponax herrühren können, sondern vielmehr von seinem Collegen, dem ehrenfesten Burger Simonides.

Haben wir bisher mit der Elegie und Iambik uns auf dem Boden des ionischen Stammes bewegt, so führt uns dagegen die Lyrik zu den beiden andern Hauptstämmen der Hellenen, den Doriern und Aeoliern, und zwar gehört die Dichtung für Chöre (die chorische Melik) dem dorischen Stamme, die für den Einzelgesang dem äolischen an. Wenn man nun an diese Dichtgattung mit der Erwartung herantreten würde hier eine besonders ergiebige Ausbeute für unsern Gegenstand zu finden, so würde man sich zum Theil getäuscht finden; nicht nur weil die Zeit auf diesem Gebiete unbarmherziger als sonstwo gehaust und uns

nur Haufen von Trümmern übrig gelassen hat, als Zeugen der vergangenen Pracht, sondern auch weil die Lyrik selbst von Anfang an sich nur in beschränktem Masse mit dem weiblichen Geschlechte befasst hat. Bei der chorischen Lyrik liegt diess in der Natur der Sache: diese hatte einen kirchlichen Zweck, sie war ein Bestandtheil des Gottesdienstes und behielt dieser ihrer Bestimmung gemäss immer einen ernsten, strengen und würdevollen Charakter. Es machte in dieser Beziehung keinen wesentlichen Unterschied ob ein Lied bestimmt war von einem Chore Männer oder Mädchen vorgetragen zu werden; nur einzelne Dichter, welche sich zu der Weise der subjectiven Lyrik hinneigen, hielten die Lieder für Jungfrauen-Chöre (Parthenien) in etwas weniger strengem Tone. So namentlich Alkman, der einem solchen Jungfrauenchor den naiven Wunsch in den Mund legt:

„Himmlischer Vater, o schenke mir den zum Gemahle!"

Verwandten Inhalts war auch das Lied des Stesichoros, Kalyke betitelt und gleichfalls von Jungfrauen gesungen. Es schilderte die unglückliche Liebe der Kalyke zu Euathlos, wie Kalyke züchtig zu Aphrodite flehte dass Euathlos sie zur Frau nehme und, von ihm verschmäht, sich vom leukadischen Felsen hinabstürzte; eben so desselben Dichters Lied auf das Liebespaar Rhadina und Leontichos, das von dem Tyrannen Korinths getödtet wurde, wie Stesichoros überhaupt unter den Dichtern der Liebe genannt wird. Zu diesen gehört in gewissem Sinn auch Ibykos aus Rhegium, von dem z. B. ein Lied begann:

Eros blicket mich wieder mit schmachtenden Augen aus dunkelen Wimpern hervor an,
Und lockt mich mit allerlei Künsten hinein in der Kypris unendliche Netze.
Schon bebt vor dem Nahenden mir das Gemüt,
So wie ein siegegekröntes, im Joche gealtertes Ross auch
Ungern in den Wettstreit geht mit dem raschen Gespann.

Wie Ibykos haben auch Anakreon und Pindaros sich vorzugsweise mit dem Preise männlicher Schönheit befasst, wozu dem Letzteren die Verherrlichung der Sieger in den öffentlichen Wettkämpfen gelegentlich Anlass bot. Von Pindars jüngerem Zeitgenossen, Simonides von Keos, aber besitzen wir noch ein Lied worin die Mutterliebe in unnachahmlich schöner Weise sich ausspricht. Er lässt nämlich Danaë, die mit ihrem neugeborenen Söhnchen Perseus von ihrem Vater Akrisios in einen

Kasten geworfen und dem Meere preisgegeben worden ist, als die Wogen an ihren Behälter heranschlagen, mit feuchten Wangen den Arm schlingen um ihr schlummerndes Kind und sprechen: „O Kind; wie leide ich Pein! Und du schlummerst ruhigen Sinnes und schläfst in der unfreundlichen ehernen Behausung, hingestreckt in schwarzer Nacht! Dass dein Haar, von den Wellen gestreift, erstarrt, kümmert dich nicht, nicht das Sausen der Winde unter deiner Purpurdecke, holdes Antlitz! Wäre dir schrecklich das Schreckliche, würdest du hören auf meine Worte. So schlummere denn, süsser Kleiner; es schlummere auch das Meer und schlummere das unermessliche Leid. Abhülfe erscheine, Vater Zeus, von dir! Dass kühnen Worts ich flehe verzeihe mir um des Kindes willen!"

Unter den Dichtern für den Einzelgesang, den subjectiv lyrischen, wie sie bei den Aeoliern erstanden, ist **Alkaios** zu tief verflochten in die politischen Geschicke seiner Heimat Lesbos und zu sehr Mann der Partei als dass er oft die Sammlung und den Frieden in sich gefunden hätte seine Leier der Liebe zu widmen. Neben den religiösen und den politischen Stoffen nehmen bei ihm die Freuden der Freundschaft und Geselligkeit den ausgedehntesten Raum ein; für die Liebe scheint nur ein bescheidenes Plätzchen übrig geblieben zu sein. So lässt er ein liebekrankes Mädchen seufzen:

„O ich Arme, der von Allem was es Schlimmstes gibt zu Theil ward!"

und einen Nachtschwärmer vor einer geschlossenen Thüre sehr beweglich bitten:

„O nimm mich Schwärmer auf, o nimm mich auf, ich bitte, bitte dich!"

Und an seine Landsmännin und Kunstgenossin Sappho richtet er die verlegene Liebeserklärung: „Veilchengelockte, keusche, süsslächelnde Sappho, ich möchte ein Wort dir sagen, aber Scheu verbietet mir's," worauf die Dichterin erwiderte:

Wenn du nach Gutem trügst und nach Schönem Lust,
Und nicht was Schlimmes hätte die Zunge vor,
Nicht würde Scheu das Aug' umfangen,
Sondern du sprächest heraus was Recht ist.

Damit sind wir bereits der glänzendsten Erscheinung nahe getreten welche das Alterthum hinsichtlich der thätigen Theilnahme des weiblichen Geschlechts an der Poesie aufzuweisen hat, der Dichterin **Sappho**.

Bei dem äolischen Stamme hatte das weibliche Geschlecht eine weit freiere Stellung als bei dem ionischen; nur bei jenem konnte daher in so grossartigem Massstabe geschehen was in Athen völlig undenkbar war und bei den Doriern wenigstens in beschränkterem Masse statt fand, dass ein Weib als Dichterin auftrat. Aber diese Verschiedenheit der Sitten hatte zugleich die Folge dass Sappho's Sein und Thun ausserhalb ihres Stammes verkannt, missdeutet und verhöhnt wurde, insbesondere in Athen. Und da Athen in der Literatur immer mehr tonangebend wurde, und spätere Pedanten das was zu Athen über Sappho als mehr oder weniger boshafter Witz erdichtet und behauptet worden war für baare Münze nahmen, so geschah es dass Sappho's Bild uns in ganz verzerrter Gestalt überliefert wurde, bis im Jahr 1816 ein deutscher Gelehrter (F. G. Welcker) die Zuthaten des Mutwillens von dem eigentlichen Bilde abschied und dieses in seiner ursprünglichen Reinheit wiederherstellte, so dass jezt keine Kluft mehr ist zwischen der Weise ihres Lebens und der ihres Dichtens.

Sappho macht nach den Ueberresten ihrer Gedichte den Eindruck reicher und tiefer Weiblichkeit. Das Weib ist seiner ganzen Natur nach auf das enge, aber inhaltsreiche Gebiet des Privatlebens angewiesen; die Beziehungen von Person zu Person sind ihre Welt, das schmale, aber tiefe und reissende Wasser der persönlichen Gefühle ist es worauf ihr Nachen sicher und anmutig dahinfährt, das weite Meer mit seinen Gefahren, seinem Gewinne und seinem Ruhme dem schwerer gezimmerten Schiffe des Mannes überlassend. So findet sich auch bei Sappho keine Spur von den politischen Leidenschaften wovon Alkaios' Lieder getränkt sind. Ihre Leidenschaft ist die Liebe; der Frühling des weiblichen Herzens, der Gipfelpunkt seines Seins und Wesens ist der Mittelpunkt ihrer ganzen Dichtung. Sappho ist durchaus Dichterin der Liebe, und Alles was wir gegen einen Mann sagen müssten der mit derselben Ausschliesslichkeit dieses eine Gebiet der Empfindung anbauen würde spricht für die volle Berechtigung des Weibes zur Wahl gerade dieses Stoffes. Aber sie ist ein hellenisches und insbesondere ein lesbisches Weib, und nicht nur Zartheit und Wärme dürfen wir daher bei ihr suchen, sondern auch Glut und Leidenschaft. Die Eigenschaft der Zartheit prägt sich namentlich darin aus dass Sappho für das stille Weben der leblosen Natur, besonders der Pflanzenwelt, ein Verständniss und

ein Mitgefühl hat wie es sich in dieser Innigkeit innerhalb des ganzen Alterthums nicht wieder findet. Aber von Sentimentalität, von Hineinlegen unendlicher Gefühle in die harmlose Natur, oder von zerfliessendem Schmachten ist bei ihr keine Spur, auf diesem Gebiete so wenig als in der Liebe. Vielmehr gibt sie mit treuherziger Offenheit dem ganzen Ungestüm ihres heissen Herzens Worte, so dass man schon im Alterthum gesagt hat, ihre Lieder steigen wie Flammen aus der Glut ihres Herzens empor. So schildert sie den überwältigenden Eindruck welchen der Anblick der Schönheit auf sie macht mit folgenden Worten:

Mir bewegt diess wogend das Herz im Busen;
Denn erscheinst vor Augen mir du, so stockt gleich
Jeglicher Laut mir.
Ja gelähmt erstarrèt die Zung' und leises
Feuer rinnt dann über die Haut mir plötzlich;
Nacht umhüllet mir das Gesicht, und gellend
Klingen die Ohren;
Kalter Schweiss entträufelt der Stirn, und Zittern
Fasst mich ganz, und falber denn Gras erblass' ich,
Und nur wenig ferne der Nacht des Todes
Schein' ich, Geliebter.*)

In einem andern Gedichte betet sie, von unglücklicher Liebe gequält, zu Aphrodite um Hülfe, wie einst, wo sie auf ihr Gebet erschienen sei:

Fragtest lächelnd dann mit dem Himmelsantlitz,
Was geschehn mir wäre, warum ich flehend
Her dich beriefe?
Was ich meinem feuerberauschten Herzen
Allermeist ersehnete? „Wen nur wieder
Soll ich herzumstrickend dir fahn? O wer denn
Kränkt dich, o Sappho?"
„Flieht er dich, bald soll er von selber folgen;
Schlägt er Gaben aus, — o er soll sie geben;
Liebt er nicht, — bald soll er dich lieben, ob auch
Du es verschmähtest."
Komm' zu mir auch jezt und erlös' aus bangen
Sorgen mich, und welche Gewährung immer
Mir das Herz verlanget, gewähr', und selber
Leihe mir Beistand!*)

Die Gewaltsamkeit ihrer Gefühle bezeichnet sie selbst am besten, wenn sie einmal sagt:

---

*) Nach F. W. Richter's Uebersetzung.

Eros quält mich von Neuem mit Allgewalt,
Mit süssbitterem Zauber, der Wüterich;
Atthis, aber o du bist im Herzen mir
Fremd und kalt, zu Andromeda flatterst du.

So tritt Sappho als Ideal lesbischer Weiblichkeit würdig ihrem ritterlichen Landsmann Alkaios zur Seite. Allgemein erkannte man im Alterthum an dass sie unerreicht dastehe unter den Frauen, und Solon, der hochbetagt einst seinen Neffen ein Lied von ihr vortragen hörte, bat es sich aus, weil er nicht sterben möchte ohne es gelernt zu haben.

Neben ihr können die andern Frauen aus dorischem und dorisch-äolischem Stamme welche als Dichterinnen genannt werden kaum in Betracht kommen. Es sind Damophila aus Böotien, Erinna von Tenos, die Spartanerinnen Kleitagora und Myia, Telesilla aus Argos, Praxilla aus Sikyon, die Böoterinnen Myrtis und Korinna, und die Lokrerinnen Theano und Nossis. Verhältnissmässig am bedeutendsten scheinen unter diesen gewesen zu sein Erinna, die aber schon in ihrem neunzehnten Jahre den Tod fand, und Korinna, welche nicht ohne Einfluss auf die Ausbildung Pindars gewesen sein und in dichterischen Wettkämpfen mehrere Male den Sieg über ihn davon getragen haben soll. Von ihrem feinen Urteile zeugt eine Bemerkung die sie in Bezug auf ein etwas überladenes Lied dieses ihres jüngeren Landsmannes machte: man säe mit der Hand und nicht mit dem ganzen Sacke.

In Athen ist nie eine Dichterin erstanden, wohl aber hat das eigenste und vollendetste Erzeugniss des attischen Geistes, das Drama der Athener, der Natur der Sache nach das weibliche Geschlecht häufig genug in seinen Kreis gezogen, nach allen Seiten hin dargestellt und zum Theil in ganz entgegengesezter Weise aufgefasst und beurteilt.

Schon unter den drei grossen Tragikern ist in dieser Beziehung ein bemerkenswerther Unterschied.

Aeschylos sieht vermöge des ganzen grossartigen, heroischen Zuschnitts seiner Poesie in dem weiblichen Geschlechte vorzugsweise das schwache Geschlecht, welchem Schweigen, Bescheidenheit und Zurückhaltung gezieme.*) Er liebt es daher seinen starken männlichen Charakteren einen weiblichen Chor

*) Sieben gegen Theben 200 f. 230 ff.

zur Seite zu stellen, hauptsächlich um das Mannhafte in jenen um so wirksamer hervortreten zu lassen. So in den Sieben gegen Theben, so im Prometheus. Dort stellt die Angst des aus thebanischen Jungfrauen bestehenden Chors die Grösse der Gefahr in der belagerten Stadt, aber zugleich auch den unerschütterlichen Heldensinn des Eteokles in desto hellere Beleuchtung; hier — im Prometheus — dient die schmiegsame Nachgiebigkeit, furchtsame Berechnung und oberflächliche Denkweise der Töchter des Okeanos, welche den Chor bilden, dazu, durch den Gegensatz die geistige Ueberlegenheit, den Stolz und die eherne Unbeugsamkeit des Prometheus zu heben. Indessen nicht bloss Scheu vor allem schroffen Auftreten und Neugierde sind die Eigenschaften durch welche Aeschylos im Prometheus den Chor als einen weiblichen zeichnet, sondern ebenso die Tugend der Treue, des wandellosen Ausharrens auch im Unglück, legt er ihm bei. Auf die Ermahnung des Hermes, den Prometheus jezt zu verlassen, damit sie nicht mit ihm zu leiden haben, antwortet der Chor:

Was forderst du mich zu der Schlechtheit auf?
Treu theil' ich mit ihm sein hartes Geschick;
Denn ich hasse Verrath, hab' stets ihn gehasst,
Und es gibt kein Gift
Das mehr als diess ich verabscheut.*)

Und dass auch die weibliche Natur, bei aller ihrer durchschnittlichen Schwäche, dennoch, wenn es einer gemütlichen Pflicht oder einer Leidenschaft gilt, gleichfalls einer Steigerung sogar ins Heldenhafte fähig sei ist niemand weniger verborgen geblieben als dem Aeschylos. Ein solcher Charakter ist in den Sieben gegen Theben seine Antigone. Eben war sie noch ganz aufgelöst in Schmerz um die beiden Brüder, die in unseligem Zweikampf gegenseitig einander erschlagen haben; als aber nun der Befehl verkündigt wird den einen von beiden als Vaterlandsverräther unbestattet liegen zu lassen und so noch im Tode zu beschimpfen, da richtet sie sich mitten aus dem tiefsten Gram heraus stolz empor und gibt die feste Erklärung: wenn niemand ihn bestattet, so werde ich es thun (v. 1026 ff.). Ist es bei Antigone ein edler Beweggrund der sie über die sonstigen Schranken ihres Geschlechtes hinaus führt, so hat der

*) Prometheus v. 1066 ff.

Dichter in seiner Klytämnestra (im Agamemnon) ein Weib gezeichnet das, durch eine unerlaubte Leidenschaft auf die Bahn des Verbrechens gestossen, nun auch an Gefährlichkeit, an unversöhnlichem Grimm und Bösartigkeit alle Männer weit hinter sich lässt. In Klytämnestra vereinigt sich Falschheit und Grausamkeit zu einem grauenhaften Bunde. Mit gleissender Freundlichkeit lockt sie den arglos aus dem Kriege heimkehrenden edlen Gatten ins Verderben, und als sie ihn gemordet, mit eigener Hand gemordet, beschreibt sie mit schauerlicher Offenheit und höllischem Hohngelächter ihre verruchte That. Die Rollen der Geschlechter sind hier gewechselt: ihr Buhle Aigisthos ist in diesem Stücke das Weib, Klytämnestra die eigentliche Heldin, überlegen an Geist, und auch vor dem Fürchterlichsten nicht zurückbebend. Auch als der Tag der Vergeltung gekommen, ist sie es welche keinen Augenblick die Gegenwart des Geistes verliert und sich, wiewohl vergebens, zu thätlichem Widerstande anschickt. Trotz dem dass die Verhältnisse ihres Bildes über das Menschliche hinaus gehen, sind doch die einzelnen Züge mit wahrer Feinheit gezeichnet, und auch jene Uebertreibung in den Dimensionen ist wohl von der künstlerischen Absicht geleitet dem Acte der Rache, den der eigene Sohn an diesem furchtbaren Wesen vollzieht, von seiner Grassheit zu benehmen. Ausserdem ist bei den alten Dramatikern in der Zeichnung weiblicher Charaktere eine gewisse Härte und Herbigkeit die natürliche Folge davon dass es nicht nur Männer waren welche dieselben schilderten, und Männer diejenigen für welche sie geschildert wurden, sondern Männer auch die welche auf der Bühne sie darstellten.

Jene Herbigkeit findet sich bis auf einen gewissen Grad sogar noch bei Sophokles, obwohl dieser mehr als irgend ein anderer griechischer Dichter das weibliche Wesen zu würdigen und zu schildern verstanden hat. Der glänzendste Beweis davon ist das Schwesterpaar Antigone und Ismene (in der Tragödie Antigone). Antigone ist das Heldenweib, das mit männlicher Entschlossenheit die Gemütswärme und hingebende Begeisterung des Weibes paart, vermöge der sie für das worein sie ihr Gemüt gelegt mit Freuden das höchste Opfer bringt, aber zugleich auch so einseitig ist dass sie alles was nicht ihre Begeisterung theilt oder gar ihr in den Weg tritt verachtet und hasst; daher ihr herausfordernder Trotz gegen Kreon, ihre wehthuende Härte gegen Ismene. Stellt Antigone die energische Seite des Gemüts dar

die zündende, so dagegen Ismene die erwärmende, elegische. Sie achtet das Mögliche und Erlaubte als die Schranke ihres Wollens und Thuns, innerhalb welcher sie den ganzen Reichthum ihres tiefen Gemüts entfaltet; sanft und schüchtern bebt sie zurück vor der vermessenen That, und selbst die kränkende Härte der Antigone vermag sie weder über die Grenze der Weiblichkeit hinüber zu locken, noch irre zu machen in ihrer Liebe und Verehrung für die Schwester. Ganz Sanftmut und Milde vor der entscheidenden That, wird sie durch die Gefahr der Antigone aufgeschreckt; nicht mit entflammt, so lange es einer Idee galt, findet sie jezt, wo ein theures Leben bedroht ist, auch in sich Heldenmut; kühn, aber nicht trotzig, tritt auch sie jezt vor Kreon und will von ihm den Tod als Mitschuldige; denn in den echt weiblichen Leistungen des Duldens, der Aufopferung und Hingebung, darin ist auch sie Heldin; und von der Schwester abermals — jezt durch schnöde Zurückweisung — schmerzlich verwundet, sezt sie nichts destoweniger alles in Bewegung was sie als Weib für Antigone thun kann, das Mittel der Ueberredung und Fürbitte. Ismene ist eine Gestalt die unsere Liebe noch viel ungetheilter in Anspruch nimmt als Antigone unsere Bewunderung; sie ist überhaupt die vollendetste, reinste Darstellung echter Weiblichkeit die wir aus dem Alterthum besitzen. Dieses Geschwisterpaar scheint auch eine Lieblingsschöpfung des Dichters selbst gewesen zu sein; denn nicht nur kehren sie im Oedipus auf Kolonos wieder — wiewohl dort einfach als treue Töchter ihres unglücklichen blinden Vaters — sondern der Dichter hat auch in der Elektra den Versuch gemacht denselben Gegensatz noch einmal, aber jetzt von einer andern Seite her, darzustellen, freilich ohne die Vollkommenheit des ersten Wurfes wieder zu erreichen.

Auch Elektra ist die Heldenjungfrau, welche durch das sie beseelende Pathos sich über die Grenzen ihres Alters und ihres Geschlechts hinaus treiben lässt; aber dieses Pathos ist nicht, wie bei Antigone, das edle und weibliche der Bruderliebe, sondern es ist das wilde, grausige der Rache. Und indem nun hier diesem blutdürstigen Drange dieselbe Glut und dieselbe Unwiderstehlichkeit beigelegt wird wie dort dem Drange der Liebe, so wird Elektra statt zu einer grossartigen, vielmehr zu einer schauerlichen Erscheinung, von der sich unser Blick mit Entsetzen abkehrt. Andererseits ist der Charakter ihrer Schwester

Chrysothemis weit entfernt von der Zartheit die uns an der Zeichnung der Ismene so wohlthuend ist. Was bei Ismene Tact und Gefühl, das ist bei Chrysothemis verständige Reflexion; sie unterwirft sich ohne Widerstand dem Stärkeren, nicht aus instinktiver Schwäche und Schüchternheit, sondern aus Grundsatz und ruhiger Ueberlegung, aus Einsicht in die obwaltenden Umstände. In dieser selbstbewussten Nüchternheit des Verstandes spöttelt sie über die Schwester, als eine Närrin, und lässt sich von ihr weder erbittern noch begeistern; immer bleibt sie ruhig, kalt und bedächtig.

Von untergeordneten weiblichen Charakteren ist zu nennen Tekmessa im Aias, die mysische Königstochter, von Aias zur Sklavin und Gattin gemacht, voll rührender Liebe und Anhänglichkeit für ihren Herrn und inniger Mutterliebe; aus den Trachinerinnen Deianeira, die gutmütige, aber beschränkte Gattin des Herakles; aus dem König Oedipus die leichtsinnige und herzlose Gattin des Haupthelden, Iokaste; endlich aus der Elektra die sophistische Verbrecherin Klytämnestra. Ueberhaupt ist unter den auf uns gekommenen sieben Stücken des Sophokles der Philoktet das einzige welches keinen Frauencharakter enthält; in allen andern finden sich deren sogar jedesmal mehrere. Diese Vorliebe, wie die Meisterschaft in der Zeichnung dieser Charaktere, welche Sophokles mit Goethe gemein hat, erklärt sich daraus dass er selbst, wie der deutsche Dichter, ein weiblich weicher, receptiver Charakter war, von Natur und Schicksal um die Wette mit ihren Gaben beschenkt und daher auch mehr als Andere in der Lage sich Kenntniss des weiblichen Herzens zu verschaffen.

In diesen Beziehungen allen ist das Gegentheil von Sophokles sein jüngerer Nebenbuhler Euripides.*) Zwar fehlte es auch ihm keineswegs an genauer Kenntniss und tiefem Verständniss des weiblichen Wesens; wie überhaupt seine Stärke besonders in der Zergliederung und Darstellung von Vorgängen in der menschlichen Seele besteht, namentlich in der Zeichnung von Leidenschaften, so hat er diese Fertigkeit besonders auch in seinen Frauencharakteren bewährt. Seine Phädra, seine Medea sind Meisterstücke in der Seelenmalerei, und wo es darauf ankam eine hingebende treue Gattin zu schildern, wie Alkestis und

*) Vergl. über diesen die Zusammenstellungen von Lasaulx a. a. O. I. S. 52—60.

Andromache, oder eine edle, reine und doch dabei starke Jungfrau, wie Iphigenia, Polyxena und Makaria, da hat der Dichter die ganze Kunst seines Pinsels aufgeboten und wirklich auch vollendete Bilder geliefert, auf welche näher einzugehen ich mich aber darum enthalte weil sich in Bezug auf die euripideischen Stücke nicht in demselben Masse wie bei den sophokleischen genauere Bekanntschaft auch in weiteren Kreisen voraussetzen lässt. Indessen was den Euripides bei seinen weiblichen Charakteren leitet ist nur ein allgemeines psychologisches Interesse; dass er sie mit wirklicher Liebe studiert und entworfen hätte tritt nirgends hervor, wohl aber finden sich Anzeichen genug dass der Dichter gegen das Geschlecht im Ganzen mit Vorurteilen und übler Laune erfüllt ist. Euripides war im Alterthum berühmt als Weiberfeind; eine eigene Komödie des Aristophanes behandelt diesen Gegenstand. Hier beschliessen die Weiber in einer Versammlung an dem Dichter Rache zu nehmen für die fortwährenden Anschwärzungen ihres Geschlechts:

> Verlästert er uns nicht so oft zusammen
> Sich finden Chor, Schauspieler und Zuschauer,
> Nennt schwazhaft uns, und falsch, wortbrüchig, treulos,
> Verdorben durch und durch, die Pein der Männer?

Und die Tragödien des Euripides zeigen in genügendem Masse dass es dieser Anklage an Grund nicht fehlte. So lässt er einmal Medea sagen (v. 412):

> Wir Weiber sind von Natur zum Guten ungeschickt,
> In allem Schlimmen aber ganz erfinderisch;

anderswo (Phön. 198):

> Die Weiber sind von Natur ein tadelsüchtig Ding;

oder (Sthenob. 6):

> In Nichts wird einem Weibe traun wer weise ist.

Der berühmteste Erguss seines Weiberhasses aber ist im Hippolytos, wo er den Titelhelden die Worte herauspoltern lässt (v. 611 ff.):

> O Zeus, was hast du dieses hinterlist'ge Leid,
> Das Fraungeschlecht, zur Welt gesandt ans Sonnenlicht?
> Denn wenn du erhalten wolltest der Sterblichen Geschlecht,
> Nicht durch die Weiber musstest du bewirken diess.
> In deine Tempel sollten dir die Sterblichen
> Erz oder Eisen weihen oder schweres Gold,
> Und dafür Kinder kaufen, jeder nach dem Werth
> Bestimmter Schätzung, aber in den Wohnungen

Vom Frauenvolke ledig, unbehelligt sein.
So aber wird schon wenn man diese Plage sich
Heimführen will des Hauses Wohlstand schwer verlezt.
Und dass das Weib ein grosses Uebel, zeiget diess:
Der Vater, der sie zeugt' und auferzog, er gibt
Ihr eine Mitgift noch, um ihrer los zu sein.
Der aber freut sich der das Unkraut nimmt und legt
Dem schlimmen Wesen schöne Kleider an und puzt,
Bildsäulen gleich, es durch Geschmeide stolz heraus,
Der Arme, der des Hauses Wohlstand untergräbt!
Dann muss er drein sich fügen, braver Schwägerschaft
Zu Lieb die Pein im Haus zu lassen, oder auch
Des braven Weibes wegen schlimme Vetterschaft
Zu tragen, seinen Schmerz dadurch bewältigend.
Am besten fährt noch wem ein ganz einfältig Ding
Von einem Weib, ein blosses Nichts, im Zimmer sizt.
Gescheidte hass ich; weile nie in meinem Haus
Ein Weib das klüger wär' als Frauen ziemlich ist!
Weit mehr erzeugt die Leidenschaft in klugen Fraun
Nichtswürdigkeit; dagegen eine Alberne
Beschüzt vor Thorheit eben ihr beschränkter Sinn.

Bei dieser Tirade muss man zwar in Abzug bringen dass nach dem Plane des Stücks Hippolytos einseitig ungerecht und verletzend sein muss, damit Phädra ein gewisses Recht erhalte ihre Liebe zu ihm in Hass und Rachgier zu verwandeln; nichtsdestoweniger zeigt die ganze Art und der Umfang dieser Ausführung, so wie die Vergleichung mit vielen andern gelegentlichen Aeusserungen in demselben Sinne, dass der Dichter diesen Gegenstand wirklich con amore behandelt hat. Diese Erscheinung erklärt sich uns zunächst aus einer Verstimmung gegen das ganze Geschlecht, herbeigeführt durch unangenehme persönliche Erfahrungen. Euripides war ein Bücherwurm und ernsten, verschlossenen Wesens, daher für eine oberflächliche Frau, wie sie damals in Athen alle waren, wenig anziehend, und in Folge dessen in der Ehe unglücklich. Von seiner ersten Frau trennte er sich wegen ihrer Untreue, und als er sich dann wieder verheiratete gieng es ihm nicht viel besser. Dieses Geschick aber lässt des Dichters Abneigung gegen das ganze weibliche Geschlecht nicht nur als individuell verzeihlich erscheinen, sondern es zeigt auch deren theilweise Berechtigung: die Frauen des damaligen Athen lieferten ihren Verächtern selber den Stoff zu ihrer Anklage. Dabei aber fiel freilich der grösste Theil der Schuld auf das Geschlecht der Männer. Von Kindheit an zurückgesetzt, in ihrer Erziehung verwahrlost,

vom Manne nicht viel höher geachtet als eine Sklavin, woher hätten sie den innern Halt haben sollen um dem sie umwogenden Zerfall der Sittlichkeit Widerstand zu leisten? Ihre Fehler und Sünden sind nur ein Symptom der allgemeinen Verderbniss, welche nicht durch sie, die willenlosen, unterdrückten, herbeigeführt war, sondern ausschliesslich durch die Männer, und erst von diesen aus auch auf sie übergieng. Alle Vorwürfe welche die Männer dieser Zeit ihnen machen fallen daher in ihrem letzten Grunde auf diese selbst zurück, zwar nicht immer auf den Einzelnen, aber doch auf sein Geschlecht, und nicht auf die lebende Generation allein, sondern auch auf die vorausgegangenen.

Durch diese Erwägung haben wir einen Standpunkt gewonnen auf welchem die Schmähungen mit welchen insbesondere die Dichter der attischen Komödie das weibliche Geschlecht überschütteten für uns ihren Stachel verloren haben und uns zu Zeugnissen geworden sind von der sittlichen Versunkenheit der ganzen Zeit, zu Beweisen dass die Männer noch sittenloser waren. Indessen wird der Leser nach näheren Mittheilungen über diese Schmähungen nicht verlangen wenn ich sage dass einen der Anklagepunkte — und noch nicht einmal den allerschlimmsten — die Trunkliebe der Frauen ausmacht. Nur Zweierlei will ich hervorheben. Einmal dass es auch bei diesen Dichtern weder an Vertheidigungen der Frauen fehlt, noch an der Anerkennung der Thatsache dass diese immer noch entschieden besser sind als die Männer dieser Zeit. So lässt Aristophanes eine Frau sprechen:*)

Zwar schimpfen sie all auf das Frauengeschlecht und setzen es schmählich herunter.
Wir seien, so lügt man, der Fluch der Welt, und der Urquell alles Verderbens;
Wir gebären nur Hass, Zank, Kummer und Noth und Empörung und Krieg. — Nun, wohlan denn:
Wenn ein Fluch wir sind, warum freit ihr uns denn? warum, wenn wir wirklich ein Fluch sind?
Was verbietet ihr uns auf die Strasse zu gehn, ja nur aus dem Fenster zu gucken?
Was bemüht ihr euch denn mit so ängstlichem Fleiss zu hüten den Fluch und zu halten?
Kaum gucken einmal wir zum Fenster heraus, will Jeder den Fluch sich betrachten,
Und zieht man verschämt sich ein bischen zurück, da gaffen sie nur noch verrückter,

*) Thesm. 800 ff. nach L. Seeger's Uebersetzung.

Ob der Fluch nicht wieder am Fenster erscheint! — Und was sehn wir aus Allem? — Wir seien
Viel besser denn ihr! Und wir können's sogleich euch unter die Nase beweisen.

Was denn dadurch bewerkstelligt wird dass eine Reihe von lebenden Personen beiderlei Geschlechts einander gegenübergestellt und mit einander verglichen wird. — In einem andern Stücke lässt der Dichter, weil die Männer durch ihre Thorheiten den Staat in Krieg und Verderben gestürzt haben, und mit allen ihren Versuchen herauszugelangen sich nur immer tiefer darein verwickeln, nun endlich die Frauen die Sache zur Hand nehmen:

Wir ertrugen es stets in der vorigen Zeit und im Jammer des Krieges geduldig,
Sittsamer Natur, wie wir Frauen nun sind, wie immer ihr Männer es triebet.
Nicht durften wir mucksen, so hieltet ihr uns! Und gewiss nicht wart ihr zu loben.
Wir bemerkten es wohl und besorgten Gefahr, und da kam denn, wenn wir zu Hause
Still sassen, zu Ohren uns oft wie verkehrt ihr die wichtigsten Dinge behandelt.
Da fragten wir wohl euch, im Herzen betrübt tief innen, doch lächelnden Mundes:
Was habt ihr im Rathe des Volks heut früh nun wegen des Friedens beschlossen?
„Was kümmert das dich? Ich rathe dir, schweig!" gab brummend der Mann mir zur Antwort.
Nicht lange, so hörten wir wieder, ihr habt noch verkehrtere Dinge beschlossen.
Und so fragten wir wieder: Nein, sage mir, Mann, was macht ihr für dumme Beschlüsse?
Da sah er mich an von der Seit' und begann: „Wenn du nicht bleibst ruhig beim Webstuhl,
Dann setz' ich zurecht dir den störrigen Kopf; denn der Krieg ist Sache der Männer!" — —
Doch trifft er uns Fraun nicht weit mehr noch? Sind wir nicht Mütter der Krieger?
Und während wir sollten des Lebens uns freun und die Tage der Jugend geniessen,
Da werden zu Wittwen vom Krieg wir gemacht. Und wären nur wir so verlassen!
Doch die Jungfern zu sehn die im Kämmerlein still hinaltern, das schmerzt mich noch bittrer.
Wenn der Mann auch kommt als Graukopf heim, — er erkiest sich ein blühendes Mädchen;

Doch des Weibes Loos ist ein flüchtiger Lenz, und verpasst sie die Tage der Blüte,
Kein Mann mehr will sie zur Ehe; sie sizt und legt sich auf Träum' und Orakel.*)

Das Zweite worauf ich in Bezug auf die attische Komödie aufmerksam machen wollte ist dass auch auf diesem Gebiete, wie auf dem der Lyrik, die Bedeutung der Frauen für die Literatur in umgekehrtem Verhältniss zu der des öffentlichen Lebens zunimmt. Wie das Liebesgedicht eine Sumpfpflanze ist und nur da zu üppigem Wuchse gedeiht wo das geistige Leben erstorben ist, in einer verkommenen, mattherzigen Zeit, welche die Energie des Wollens und die Fähigkeit des Handelns eingebüsst hat, so nehmen umgekehrt auch die Anfeindungen des weiblichen Geschlechts in dem Masse an Häufigkeit und Bitterkeit zu als das öffentliche Leben aufhört für den Dichter ein Gegenstand der freien Besprechung und Kritik zu sein. Diess lässt sich schon innerhalb der Dichterlaufbahn des Aristophanes verfolgen. Während er in einem seiner früheren Stücke sich noch zum Ruhme anrechnet dass er Weiber nicht zur Zielscheibe seiner Komödie mache (Frieden 751), finden wir in seinen späteren Stücken diesen Stoff in grösster Ausdehnung ausgebeutet, ja er bildet allmählich neben der Literatur den Hauptgegenstand derselben. Und je trüber sich fortwährend die politischen Verhältnisse von Hellas gestalteten, desto ausschliesslicher zog sich die Komödie auf das Privatleben zurück, bis dieser Kreis in der sogenannten neuen attischen Komödie, der Mutter unseres bürgerlichen Schauspiels, mit Bewusstsein zur eigentlichen und einzigen Aufgabe für den komischen Dichter gewählt wurde.

Liebesintriken treten nun hier in den Vordergrund, aber in einer sehr eigenthümlichen Gestalt. Im Zusammenhang mit Verhältnissen die zu den tiefsten Schäden des hellenischen Lebens gehören, standen einander namentlich in Athen zwei Klassen von Frauen gegenüber: die sittsamen, aber wenig gebildeten und fast in orientalischer Abgeschlossenheit gehaltenen freigeborenen Töchter und Frauen, und andererseits die in allen Künsten unterrichteten, oft geistreichen, gewöhnlich reizenden, immer aber leichtfertigen freigelassenen Mädchen. Dass man nur die zweite Klasse lieben und nur die erste heiraten könne wurde nun ein so fest stehender Satz dass auf ihm der grösste Theil der Verwicklungen in

*) Lysistr. 486 ff. 565 ff. nach L. Seeger's Uebersetzung.

jener neuen attischen Komödie beruhte. Liebe und Ehe stehen hier ganz regelmässig im Verhältniss des Gegensatzes: die Liebe ist hier eine Schwäche, eine Leidenschaft, wie jede andere, und ihre Ueberwindung Pflicht und Gewinn, die Ehe dagegen ein Vertrag bei dem man, wie bei jedem andern, möglichst auf seinen Vortheil denken muss. Bei dieser Sachlage und bei der ganzen Blasiertheit dieser Zeit kann es uns nicht verwundern dass in derselben Aeusserungen der Geringschätzung und Abneigung gegen das weibliche Geschleht ganz stehend sind; zugleich aber werden wir darin nur eine Bestätigung des Satzes finden, den wir überhaupt als das Schlussergebniss dieser Darlegung betrachten dürfen, des Satzes, dass der Grad der Achtung in welcher die Frauen stehen zwar nicht immer bei den Einzelnen — denn hier wirken mancherlei Zufälligkeiten mit — aber doch im Ganzen einer Zeit den Massstab ihrer Sittlichkeit bildet. Und diess einmal sofern die Achtung vor ihnen auf ihrer eigenen Achtbarkeit beruht; denn vermöge ihrer grösseren Bestimmbarkeit durch die öffentliche Meinung sind die Frauen ein treuerer Spiegel dessen was in einer Zeit als erlaubt gilt, und durch ihre feinere Besaitung überhaupt den Einwirkungen des in der Luft liegenden Geistes mehr ausgesetzt als der Mann, der sich aus sich selbst heraus bestimmt, und nöthigenfalls auch im Gegensatze und Kampfe mit seiner Zeit und Umgebung. Anderntheils bemisst sich die Sittlichkeit einer Zeit nach dem Verhältniss der beiden Geschlechter auch in sofern als in der Frau der Mann sich selbst achtet, und dadurch dass er das Wesen und die Bestimmung der Frau edel auffasst seine eigene Richtung auf das Edele bethätigt. Schon darum bildet das Germanenthum, das in der Anerkennung der sittlichen Gleichberechtigung beider Geschlechter mit dem Christenthum zusammentraf, gegenüber vom Hellenismus einen Fortschritt in der Weltgeschichte.

III.

Zur Vergleichung antiker und moderner Lyrik.*)

Wenn wir es unternehmen antike und moderne Lyrik nach einigen Seiten hin unter einander zu vergleichen, so müssen wir uns vor Allem klar machen was wir unter beiden verstehen. Bei der modernen Lyrik macht diess wenig Schwierigkeit, weil der Begriff des Modernen so eng und der Begriff der Lyrik so weit ist. Die moderne Literatur überhaupt ist bekanntlich von ziemlich jungem Datum. Noch lange über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus sehen wir in unserer Literatur ein unsicheres Herumtasten nach Formen und Stoffen. Klopstock war der Erste der in grösserem Massstabe das Gebiet der persönlichen Gefühle, insbesondere der Liebe, für die Poesie zu erobern suchte, und seine Versuche waren noch sehr schüchtern und ungelenk. Herzhafter griff Wieland zu, aber er vergriff sich auch. Erst mit Goethe und Schiller beginnt eigentlich die moderne Literatur, nachdem Lessing ihnen durch Wegschaffung des alten Wustes und Klärung der Atmosphäre energisch vorgearbeitet hatte. Auf ihren Schultern erhoben sich die Romantiker, aus den Literaturen aller Zeiten und Völker neue Ideen und neue Formen emsig zusammentragend. Dann weckte die Noth des Vaterlandes in begeisterten Männern patriotische Lieder. Seitdem sind die Bahnen fest vorgezeichnet und geebnet auf denen die Poesie der Gegenwart dahinschreitet; kaum eine Richtung lässt sich einschlagen die nicht schon ihre Vorgänger und ihr Vorbild hätte, und man sieht wie es oft verzweifelte Anstrengungen kostet um neu zu sein oder auch nur zu scheinen. So eng sie aber zeitlich be-

*) Vortrag, gehalten im Saale des Königsbaues zu Stuttgart, den 10. März 1866, abgedruckt in der deutschen Vierteljahrsschrift 1866, Nr. CXV, S. 259—281.

grenzt ist, die moderne Lyrik, so weit ist ihr Umfang. Wir heissen heutzutage Lyrik alle persönlich gefärbte, alle subjective Poesie, und diese wird in der neuern Literatur immer mehr die Universalgattung, in deren weiten Räumen alle Stoffe und alle Formen, ja beinahe auch alle andern Gattungen, bequeme Unterkunft finden. Die modernen Lyriker

> Singen von allem Süssen was Menschenbrust durchbebt,
> Sie singen von allem Hohen was Menschenherz erhebt;

ihr Stoff ist die ganze Welt, Vergangenheit und Gegenwart, die grossen Vorgänge der Geschichte wie das stille Weben der unbelebten Natur, die Freuden und Schmerzen der Menschenbrust und das Ringen des Menschengeistes nach Licht und Wahrheit. Und die Manchfaltigkeit der Formen ist fast unabsehbar, wenigstens in der deutschen Literatur; denn bei dem Reichthum und der Biegsamkeit unserer Sprache gibt es kaum eine Form aus irgend welcher Zeit oder irgend welchem Volke welche der Nachbildung unerreichbar wäre. Aber auch in die andern Gattungen hinein treibt die Lyrik ihre Wurzeln; nicht nur dass sie dem Epos seine ansprechendsten Stoffe entnimmt, um sie zu Balladen und Romanzen zu verwenden: auch mit dem Drama wagt sie sich zu messen; oder ist nicht Goethe's Zauberlehrling z. B. ein Drama im Kleinen? Ganz anders verhält es sich in beiden Beziehungen mit der antiken Lyrik. Wenn die Flüssigkeit der modernen Lyrik fast an Verschwommenheit streift, so hat dagegen die antike nach allen Seiten hin feste Grenzen, zwar nicht so starre dass sie nicht durch geniale Dichter ausgeweitet werden könnten, aber fest genug um dem einzelnen Dichter wie einen sichern Halt zu gewähren so andererseits den Gesichtskreis ein wenig einzuengen. Schon in der zeitlichen Existenz der gesammten Lyrik wie ihrer einzelnen Arten tritt diese feste Begrenzung zu Tage. Es ist eine Eigenthümlichkeit der hellenischen Poesie — und an diese muss vorzugsweise gedacht werden, wenn von antiker Poesie die Rede ist, da das was die Römer Originales geleistet haben wenig ins Gewicht fällt — dass ihre Entwicklung mit der ganzen Stetigkeit und Regelmässigkeit eines Naturgebildes vor sich geht, ein Zweig um den andern hervortreibt an dem Baume der Literatur. Von den grossen Gattungen tritt keine eher ins Leben als bis ihre Vorgängerin das ihrige vollendet hat. Erst wie das Epos am Ende seiner Entwicklung ange-

kommen ist entsteht die Uebergangsform der Elegie; die eigentliche Lyrik (Melik) taucht erst auf wie die Elegie in allem Wesentlichen fertig ist; und wie das Drama beginnt, so verzichtet die Lyrik auf Fortsetzung ihres eigenen Daseins und lebt nur in Unterordnung unter die neue Gattung fort, als das Lied des tragischen oder des komischen Chors. Ebenso sind die Hauptarten der Lyrik nicht nur zeitlich sondern sogar räumlich geschieden und an verschiedene Stämme vertheilt. Die kriegerisch organisierten, in compacten aber wohlgegliederten Massen sich bewegenden Dorier entwickeln aus sich das Chorlied, wo der Beitrag des Einzelnen untergeht in der Leistung des Ganzen; dagegen bei den Aeoliern und Ioniern, wo der Einzelne in ungehemmter Freiheit sich bewegt, ersteht die individuelle Lyrik. Durch dieses Sachverhältniss ist auch dem einzelnen Dichter im Voraus der Kreis für seine Wirksamkeit unabänderlich gezogen, und er gewinnt dadurch Sicherheit der Bewegung innerhalb der genau bekannten Schranken, Virtuosität in dem Gebiete das er sich zur Lebensaufgabe gewählt; und die Technik der einzelnen Gattungen erlangt eine Feinheit und Strenge wie sie nur unter solchen Umständen möglich war. In Folge dessen nahm die Dichtweise des Einzelnen leicht einen typischen Charakter an, die landschaftlich Zusammengehörigen zeigen ein gemeinsames Gepräge, wie Alkäos und Sappho, Stesichoros und Ibykos, Simonides und Bakchylides; ja es bildeten sich Dichterschulen, wo ein Meister jüngere Genossen die Kunst des Liedes lehrte. Denn eine Kunst war im Alterthum das Dichten, und der Dichter vor Allem ein Künstler, der zwar einen weniger spröden Stoff bearbeitete als etwa der Bildhauer, aber für seine Gebilde der künstlerischen Besonnenheit und Ausdauer nicht viel weniger bedurfte als dieser, und der auch nicht leicht aus den Augen verlor dass seine Schöpfungen dazu bestimmt seien von Andern gesungen zu werden und ihnen als geistige Nahrung zu dienen. Dieses wesentlich künstlerische Verhalten des antiken Dichters hängt selbst wiederum mit zwei Thatsachen zusammen. Einmal dass jeder Dichter zugleich sein eigener Tonsetzer war. Die Noth dass ein Lied, wenn es der Zufall will, sein Leben lang ohne die zu ihm gehörige musikalische Hälfte bleibt, und dass umgekehrt von Schaffensdrang erfüllte Tonsetzer vergeblich nach Texten schmachten worein sie ihre musikalischen Ideen niederlegen könnten, eine Noth von der uns Mendelssohn's Briefe so rührende Beweise liefern, diese

kannte das Alterthum nicht. Das Lied kam mit seiner Melodie gleich zur Welt, und in dem antiken Begriffe der Musenkunst waren diese beiden Seiten ganz unzertrennlich beisammen. Der andere Umstand ist die Wichtigkeit welche in der antiken Poesie die äussere Form hat. Sie ist es hauptsächlich welche die einzelnen Gattungen und Arten von einander scheidet, welche die eigentliche Lyrik, d. h. Melik, abgrenzt, nicht nur gegen Epos und Drama, sondern ebenso sehr auch gegen die Elegie und den Iambos. Die Strenge in der Reinhaltung der Form gieng so weit dass sie sich sogar auf scheinbar Zufälliges erstreckte, wie den Dialekt. So war die Elegie ursprünglich eine Schöpfung des ionischen Stammes, somit von Anfang an im ionischen Dialekt gehalten; wenn daher ein Dichter aus anderem Stamme Elegieen verfasste, so that er es im ionischen Dialekt. Ebenso ist die Chorlyrik, wie gesagt, auf dem Boden des dorischen Stammes entsprossen; wenn daher der attische Dichter in seine Dramen ein Chorlied einflocht, so vergass er niemals es mit dorischen Formen auszustatten. Mag hievon auch viel auf Rechnung der Pietät für alles Conventionelle und Traditionelle zu setzen sein, so liegt jener Auffassung doch hauptsächlich die Ansicht zu Grunde dass die Schöpfungen des dichtenden Künstlers Individuen sind, die man nicht beliebig in dieses oder jenes Gewand kleiden kann, Organismen, welche zu ihrem Gedeihen den heimischen Boden und den heimischen Himmel verlangen.

Diese Grundverschiedenheit der beiderseitigen Ausgangspunkte und Lebensbedingungen legt die Gefahr nahe dass wir Ungleichartiges vergleichen und in Folge dessen unsere Vergleichung ungerecht und schief wird. Um dieser Gefahr zu entgehen, müssen wir erstens auch für das Alterthum den Kreis der Lyrik so weit ziehen als ihn die moderne Welt auffasst und somit die Chorlyrik so gut wie die Einzelmelik berücksichtigen und auch die Elegie und den Iambos um ihren lyrischen Gehalt befragen. Sodann müssen wir auch die Zeitgrenzen wenigstens in so weit annähernd gleich machen dass wir bei dem Alterthum uns auf die klassische Zeit der Hellenen beschränken und nur beiläufig der Vergleichung wegen diese Grenze zu überschreiten uns erlauben. Endlich muss sich unsere Vergleichung vorzugsweise an die beiderseitigen Stoffe halten, da die Form schon durch die Verschiedenheit der Sprachen und das Fehlen des Reims in der antiken Lyrik der einfachen Gegenüberstellung widerstrebt.

Auch so noch bleibt freilich eine sehr grosse Ungleichheit, welche zu beseitigen aber leider nicht in unserer Macht steht. Während nämlich die Erzeugnisse der modernen Lyrik auf Weg und Steg uns begegnen, und oft in glänzendem und lockendem Gewande uns umschwärmen, so haben wir von der antiken Lyrik, den einzigen Pindar ausgenommen, nur Trümmer. Es ist umsonst dass wir gern so manches Gleichgültige, Fade und Geschmacklose hingäben was uns aus dem Alterthum erhalten ist, um dafür ein Buch Lieder zu erkaufen von einem Meister ersten Ranges, wie Archilochos, von welchem ein stimmfähiger alter Kritiker urteilt dass es nur an seinem Stoffe liege wenn er nicht der absolut Erste unter allen Dichtern der Hellenen sei. Auch von so grossen Künstlern wie Alkman und Stesichoros, wie Alkäos, Sappho und Anakreon, wie Ibykos und Simonides aus Keos, haben wir nur kümmerliche Ueberreste, die wir hauptsächlich alten Schulmännern verdanken, welche aus jenen Liedern theils Sprüche der Lebensweisheit excerpierten, theils für ihre sprachlichen Bemerkungen und Regeln aus ihnen Belege entnahmen. Und nicht blos blinder Zufall hat hier an dem Werke der Zerstörung gearbeitet, sondern theilweise auch noch blinderer Fanatismus, wie wir aus der byzantinischen Zeit wissen dass hier namentlich die Gedichte des Archilochos, weil sie der ethischen und religiösen Orthodoxie allzu unverdaulich erschienen, planmässig verfolgt und vernichtet wurden. Diese Sachlage müssen wir uns vergegenwärtigen, wenn etwa die Ausbeute aus den alten Lyrikern nicht so reichlich ausfallen sollte als wir wohl erwarten, und wenn die Beschaffenheit der Proben vielleicht nicht immer ganz im Verhältniss steht zu dem traditionellen Rufe welchen diese Dichter geniessen und auch verdienen; denn obwohl so wenig von ihnen auf uns gekommen ist und keineswegs gerade ihr Bestes, so legt doch das Erhaltene, selbst in seiner traurigen Zertrümmerung, noch oft genug lautes Zeugniss ab von der einstigen Kühnheit und Pracht dieser künstlerischen Gebilde.

Betrachten wir nunmehr die hauptsächlichsten Stoffe der Lyrik. Unter diesen nimmt die äussere Natur in der antiken Lyrik theils keine so hervorragende Stellung ein wie in der modernen, theils ist die Auffassung derselben dort eine andere als hier. Das Verhältniss des modernen Menschen zur Natur ist überwiegend das des Gegensatzes. Mögen einzelne weichere Ge-

müter sich auf sinniges Nachempfinden der Stimmungen der äussern Natur beschränken, im grossen Ganzen besteht für das moderne Bewusstsein zwischen Natur und Geist eine Kluft und eine Spannung. Wir sind von der Natur weit abgekommen, sie ist uns fremd und fern geworden, wir liegen mit ihr im Kampfe, wir wollen sie uns unterwerfen, und empfinden ihren Widerstand als Auflehnung. Aber dieses Grundverhältniss spiegelt sich in den verschiedenen Dichtercharakteren in verschiedener Weise. Den Einen schmerzt unser Abfall von der Natur, er sehnt sich nach ihr zurück als nach einem verlorenen Paradiese; im Gegensatze zu dem wirren Wogen des Menschenherzens, seinen trüben Leidenschaften und Kämpfen empfindet er die Natur als die ewig Reine und erquickt sich an ihrem stillen Frieden, und richtet sich auf an dem Anblick ihrer Herrlichkeit. Ein anderer, der die Brust voll unendlicher Gefühle in sie hineintritt, erhebt laute Klage, dass sie ihm keine Antwort gebe auf seine Fragen, keinen Trost spende in seinen Schmerzen, und ungerührt von all dem Weh des Menschenlebens starr und kalt und herzlos ihre ewige Bahn weiter wandle. Ein drittes Verhalten ist dass der Mensch in titanenhaftem Stolze sich ihr gegenüberstellt und dem tobenden Sturme zuruft: mich beugst du nicht, und zur Sonne am Firmamente spricht: ich bin mehr als du. Im Unterschiede von diesem modernen Idealismus und Spiritualismus fühlt der antike Mensch, weil das specifisch Geistige in ihm noch nicht so reich entwickelt ist, sich als wesentlich gleichartig mit der Natur, sich selbst als ein Naturprodukt, ein Naturkind, und die Natur als Seinesgleichen, als belebt und beseelt wie er. Es besteht zwischen beiden ein Verhältniss herzlicher Freundschaft: die Natur reicht dem Menschen willig ihre besten Gaben und findet es ganz in der Ordnung dass er Alles was sie hat als sein eigen behandelt; und der Mensch widmet ihr aufrichtige Theilnahme, es ist ihm wohl zu Mute in ihrer Nähe, er blickt mit inniger Freude in ihre schönen Züge, er verfolgt mit hellem Auge alle ihre Gestalten und Wandlungen, und er legt sich sterbend vertrauensvoll ihr in die Arme. Dieses Verhalten kommt zu seinem Ausdrucke wie in den religiösen Vorstellungen und dem praktischen Leben so auch in der Literatur der Alten, insbesondere ihrer Lyrik. Von den religiösen Vorstellungen gehört hieher das Personificieren von Gegenständen der Natur, wie Quellen, Bäume, Pflanzen, und der Glaube an ein Ineinanderfliessen der verschiedenen Ge-

biete, wie er in den Mythen von Verwandlungen uns entgegentritt. Im Leben zeigte sich dieses Verhalten unter Anderm auch in einer gewissen Brüderlichkeit gegenüber von den Thieren,*) so dass Platon**) sogar die Behauptung aufstellt, in Athen seien auch die Pferde und Esel von dem allgemeinen demokratischen Gleichheitsgefühle ergriffen und gehen trotzig ihre Strasse, das Ausweichen Andern überlassend. In der Literatur hat uns diese Stellung zur Natur eine Fülle feiner und sympathischer Beobachtungen des Pflanzen- und Thierlebens verschafft. Schon bei einem der ältesten hellenischen Meliker, bei Alkman, finden sich überraschende Proben solchen Naturgefühls, obwohl noch in epischer Breite der Ausführung, wie z. B.***) in folgender Schilderung der Nacht:

> Schlummernd liegen die Gipfel der Berge und die Schluchten,
> Hügel insgesammt und Klüfte,
> Alle die Schaaren so kriechen umher auf dunkler Erde,
> Thiere des Hochwalds und der Bienen fleissig Völklein,
> Die Ungethüme in dem Schoos des blauen Meers,
> Schlummernd auch der Vögel fittiggewandtes Geschlecht.

Oder wenn der vom Alter schwerfällig gewordene Dichter sich wünscht dass er ein Meervogel (κηρύλος) wäre und sorglos über die Fläche des Meers hinflattern könnte: †)

> Nimmer, ihr Mädchen mit lieblicher Stimm' und holdem Gesange,
> Mögen die Kniee mich tragen: o dass ich ein Kerylos wäre,
> Welcher am Saume des Meers dahin mit Alkyonen flattert,
> Frei von Sorg' in der Brust, er der Vogel des goldenen Lenzes.

Ganz besonders aber bei Sappho begegnen wir verhältnissmässig zahlreichen Beweisen zarten Verständnisses für das stille Weben der Pflanzenwelt. So klingt Mitleid mit der misshandelten Blume hindurch wenn sie singt:

> Wie auf dem rauhen Gebirg Hyakinthen von weidenden Männern
> Werden mit Füssen getreten, zu Boden die glänzende Blüte.

---

*) Vergl. Plutarch Cato maj. 5 und meinen Commentar zu Horaz Satiren II, I, 20. S. 19 f.

**) Staat VIII. p. 563 C.

***) Fragm. 44 = 53 der lyrici graeci von Bergk. Die Uebersetzungen rühren, wo nicht etwas Anderes ausdrücklich bemerkt ist, von dem Verfasser selbst her.

†) Fragm. 13 = 21 bei Bergk.

Oder:

So tanzten dereinst, kundig des Tacts, mit zartem
Fuss Töchter des Lands rings um den holden Altar,
Nur sanft auf das Haupt tretend des Rasens Blumen.

Und gewiss eine anmutige Vergleichung ist es deren sie sich in einem Hochzeitliede von der Braut bedient:

Wie rothwangig der Apfel erglänzt an dem obersten Aste,
Hoch an dem obersten oben, er ward beim Brechen vergessen,
Nein, nicht ward er vergessen, jedoch war nicht zu erreichen.

Ebenso ist voll Anschaulichkeit die Schilderung:

Kühlung rauscht ringsum in des Apfelbaumes
Zweigen, von den schwankenden Blättern fliesset
Schlummer hernieder.

Auch für die eigenthümliche Stimmung eines Waldes, einer Quelle zeigen die hellenischen Dichter und insbesondere die Lyriker ein sicheres Verständniss; sie fühlen und schildern lebhaft das Wehmütige. das in den langgezogenen Tönen der Nachtigall liegt, die mütterliche Fürsorge der Vögel für ihre Jungen, ihre Angst wenn ein Raubvogel sich dem Neste naht, und gar nicht selten sind in allen Literaturgattungen Wendungen wie dass die Rebe den Arm schlingt um die Pappel,*) dass die Platane zärtlich flüstert mit der Ulme,**) dass die Cypressen einander erzählen von dem Liebesglück eines jungen Paares.***) Doppelt innig aber ist das Verhältniss zu denjenigen Naturgegenständen welche die gewöhnliche Umgebung des Menschen bilden, welche die trauten Gespielen seiner Kindheit waren, die mit ihm gross geworden und ihm ans Herz gewachsen sind, zu der Natur seiner Heimat. So sind die letzten Worte des zum Tod entschlossenen Aias ein Abschied von der Heimat:

O Licht, o Heimatserde, heilges Salamis,
O Schwelle meines Vaterherds, o stolze Stadt
Athen, und ihr Genossen meiner Jugendzeit,
Ihr Flüsse dort und Quellen, — lebet wohl!†)

So bietet selbst ein attischer Redner, der ernste Lykurgos, am Schlusse seiner Rede, „das Land und die Bäume“ auf, dass sie die Geschworenen anflehen sie nicht unbeschützt und ungerächt

*) Ion Fragm. el. 1, 4 ff.
**) Aristoph. Wolken 1008.
***) Theokrit Id. XXVII, 56.
†) Soph. Ajas v. 859 ff., nach der Uebersetzung von Minckwitz.

zu lassen. Das schönste Denkmal dieses Heimatsgefühls aber ist das berühmte Chorlied in Sophokles' Oedipus auf Kolonos, wo es unter Anderm heisst:*)

Fremdling, staune die schönste Flur
Unter Attika's Himmel an: Kolonos'
Glanzvoll helles Gefild, woselbst
Nachtigallen im Silberton,
Zahlreich nistend in grünen Hags
Waldnacht, seufzen und klagen.

Prachtvoll unter des Himmels Thau
Siehst du, jeglichen Morgen neu, Narkissos
Blühn, an prangenden Trauben reich,
Siehst goldglänzenden Krokos blühn.

Stolz ausbreitet sich hier über das Land, schwellend und üppig,
Wild fortwuchernd, der hochheilige Oelbaum,
Welcher des Feinds Lanze zurückscheucht
Und dessen Zweig kränzt des Knaben Wiege.

Diese kindliche Unmittelbarkeit im Verhalten zur umgebenden Natur, wie es das klassische Alterthum und seine Literatur charakterisiert, bringt es auch mit sich dass im Allgemeinen die Schriftsteller nicht viel reden von den Eindrücken welche die Natur auf sie macht; nichts liegt ihnen ferner als ihre Empfindungen darüber im Spiegel zu besehen und Andern zu beschreiben. Erst bei den Römern, mit dem Beginne der Kaiserzeit, tritt an dessen Stelle ein reflectierteres, dem modernen ähnliches Verhalten.**) Als die Gegenwart trübe, die Verhältnisse des Lebens überkünstlich, verwickelt und schwierig geworden waren, da erst erschien manchem weichgestimmten Dichter die Natur mit ihrer Einfachheit und ewig gleichen Nothwendigkeit als ein Ideal, nach dem er mit schmerzlicher Sehnsucht die Arme ausstreckte und das doch bei jedem Schritte mit dem er sich ihm zu nähern suchte immer weiter zurückwich, weil es nichts war als der Schatten den sein eigenes Innere vor sich her warf.

Wenden wir uns ferner von der äussern Natur zum Menschenleben, so ist hier wiederum der moderne Dichter sehr im Vortheil gegenüber von dem antiken. Dem modernen steht die geistige Errungenschaft von Jahrtausenden zur Ver-

*) V. 669 ff. nach Minckwitz.

**) Aehnlich schon auf griechischem Boden in der Zeit des Hellenismus, s. W. Helbig, Rhein. Mus. XXIV. S. 514 ff.

fügung; die so unendlich erweiterten und vertieften Anschauungen und Gedanken der neuern Zeit sind der reiche Born woraus ihm Anregung und Stoff in Fülle zuströmt. Die antike Weltanschauung dagegen beschränkt sich auf die wesentlichen Grundbestimmungen menschlichen Daseins, die ewiggleichen, unwandelbaren, die älter sind als das Menschengeschlecht und es überdauern werden. Diese Beschränkung bewirkt bei dem antiken Dichter eine gewisse Enge und Einförmigkeit des Gesichtskreises, aber sie verschafft zugleich den von ihm ausgesprochenen Gedanken eine Geltung die an keine Schranke der Zeit und der Nation gebunden ist. Hier ist es vor Allem der Fundamentalsatz von der Vergänglichkeit aller menschlichen Herrlichkeit, von der Kürze des Lebens und der Wandelbarkeit irdischen Glückes, der in tausend Variationen durch die ganze antike Literatur sich hindurchzieht und ihr eine resignierte, wehmütige Grundfärbung verleiht. Von Homer*) bis zu dem spätesten Erzeugniss des Alterthums, den Liedern in der Weise des Anakreon, wird dieses Thema unermüdlich abgehandelt, und als Folgerung daraus gezogen bald die Mahnung zum Masshalten in Freude und Schmerz, bald auch die Aufforderung zum Genusse des Lebens so lange man es hat, zum Auskosten der Stunde die man sicher sein eigen nennen kann. Die erstere Richtung, die Mahnung zu einem gedämpften Mitteltone des Lebens, vertritt unter den Lyrikern hauptsächlich ein Dichter welcher selbst vergebens darnach rang, der energische, immer kampfbereite und doch dabei innerlich unglückliche Archilochos, wenn er sich zuruft:

Herz, mein Herz, von Qual und Sorgen ruhelos umhergehetzt,
Harre standhaft aus und kühnlich wirf entgegen deine Brust;
Neben deinen Feinden schlage herzhaft deine Wohnung auf,
Und wenn dir der Sieg zu Theil wird juble weder überlaut,
Noch wenn du besiegt wirst falle weinend nieder in dem Haus;
Sondern in der Freude freu' dich und im Unglück sei betrübt
Nie im Uebermass, bedenkend was der Gang des Lebens ist.

Für die andere, weichmütigere Folgerung mag Mimnermos Wortführer sein, in dessen Elegieen der Schmerz um die kurze Dauer der Jugend und Schönheit bis ins Weinerliche geht. So sagt er z. B.

*) Ilias VI, 146 ff.: Gleichwie der Blätter Geschlecht, so sind die Geschlechte der Menschen u. s. w.

Wir sind ähnlich den Blättern, geweckt vom blumengeschmückten
Lenze, wenn kräftiger wird wieder des Helios Strahl.
Also laben wir uns an den Blüten der Jugend die kurze
Spanne von Zeit, was Gott Gutes und Schlimmes bescheert
Nicht noch wissend; dabei stehn aber die finsteren Keren,
Bringend die eine das Ziel traurigen Alters daher,
Jene den zeitigen Tod. Ein Weilchen bestehet der Jugend
Frucht, so lang wie das Licht über die Erde sich giesst.
Aber sobald diess Ziel in dem Laufe des Lebens erreicht ist,
Dann ist Sterben sogleich besser denn längeres Sein.
Denn viel Uebles begibt dem Gemüte sich; keiner der Menschen
Lebte noch dem nicht Zeus Leiden in Menge verlieh.

Dagegen der resolute lebensfrohe Alkäos meint:

Man muss das Herz nicht hängen ans Ungemach;
Es hilft ja nichts doch falls wir uns härmen ab,
O Freunde, und der beste Balsam
Ist in dem Weine sich froh bezechen.

Diese ganze Anschauungsweise vom Leben führt in ihrem letzten Ziele zu dem im Alterthum oft ausgesprochenen Satze, dass es sich eigentlich gar nicht verlohne ins Leben einzutreten, wie der greise Sophokles einen Chor von Greisen singen lässt:*)

Nicht geboren zu sein, o Mensch,
Ist das höchste, das beste Loos;
Doch wofern du das Licht erblickt,
Acht' als Zweites, dahinzugehn
Wieder von wannen du kamst, in Bälde.
Denn betratst du der Jugend Feld,
Das Thorheiten umgaukeln, haust
Nicht ein jeglicher Jammer drin?
Streit, Blutvergiessen, Hader, Kampf,
Hass und Neid; und endlich wartet
Schmachbeladen, mürrisch, einsam,
Krank und schwach das Alter unser,
Das der Uebel
Uebel all' umlagern.

Dieses trübselige Ergebniss zeigt dass der Ausgangspunkt ein unrichtiger war, dass diese Sinnesweise des Lebens wahre Deutung nicht getroffen hat. Das Menschenleben ist nicht arm, — wenn es mit reichem Inhalt sich zu erfüllen versteht und zum Segen wird für sich und Andere; und das Leben ist nicht kurz, — wenn es dem Dienste des Unvergänglichen sich weiht, wenn es

*) Oedipus auf Kolonos 1225 ff. nach Minckwitz.

nicht den kleinen irdischen Zielen nachjagt, sondern seine Aufgabe darein setzt ein Theil zu sein und ein Abbild des Ewigen.

Unter den Beziehungen des einzelnen Menschen zu grösseren Ganzen nimmt billig die erste Stelle ein das Vaterland. Hiebei müssen wir zweierlei auseinanderhalten. Das Vaterland ist erstens die Summe der von dem Einzelnen vorgefundenen Lebensbedingungen, der mütterliche Boden aus dem er hervorgegangen ist, in dem sein ganzes Sein wurzelt und immer neue Nahrung zieht. In diesem elementaren Sinne besteht das Vaterland nicht blos aus dem gewohnten Himmel und den Bergen und Thälern und Triften in denen man als Knabe umhergeschweift, sondern ganz besonders auch aus Menschen, lebenden wie einst gewesenen, aus Eltern und Geschwistern und Freunden und Ahnen, an die man mit tausend Banden gekettet ist, bewussten wie unbewussten. Das Vaterland in diesem Sinne, als Heimat, ist auch von modernen Dichtern viel besungen — ich darf nur an Lenau erinnern — und im Alterthum ist es die Form in welcher das Vaterland vorzugsweise empfunden wird. Ablösung von den Wurzeln seines Daseins empfindet der Einzelne wie Vernichtung seines Daseins, Verbannung gilt gleich Tod. In den grossen Krisen des Lebens ist es der Gedanke an die Heimat — oder, wie dieser Begriff gewöhnlich umschrieben wird, an Weib und Kind, an die Tempel der Götter und die Gräber der Ahnen — was den Einzelnen begeistert, dass er mutig sich in Kampf und Tod stürzt. Je tiefer aber dieses Gefühl liegt, desto weniger drängt es sich an die Oberfläche; und in den bedeutendsten Mitgliedern der Nation, die mit ihrem Geiste weit hinausragen über die kleinen Verhältnisse ihrer Vaterstadt und die in ihrer Kunst oder ihrem Berufe eine neue Heimat sich selbst geschaffen haben, wird die Vaterlandsliebe in dieser instinctiven Form sogar am leichtesten abgeschwächt und verflüchtigt. Archilochos und Xenophanes irrten heimatlos umher in Hellas; Ibykos, Anakreon, Simonides, Bakchylides ziehen der Sonne der Fürstenhöfe nach; auch Pindar ist viel von Hause weg. Desto lebendiger ist das Gefühl der Anhänglichkeit an die Heimat bei denjenigen Schriftstellern die auf ihrer Vaterstadt Stellung stolz zu sein alle Ursache haben, bei den attischen, Aeschylos an ihrer Spitze,*) und besonders innig bei Sophokles, aus dessen Preise seiner engsten Heimat, Kolonos, wir schon oben

*) Vergl. Eumeniden 916 ff.

Proben gegeben haben. Die zweite Seite am Begriffe des Vaterlands ist die politische. Und zwar ist das Vaterland in diesem Sinne theils die Gesammtheit der einzelnen Heimaten und Stämme, zusammengefasst in den Gedanken des einen grossen Vaterlandes, der Nation, theils die Summe der politischen Einrichtungen in denen der Einzelne seine Wirksamkeit entfaltet, durch die er sich gehemmt oder gehoben fühlt, in denen er seine Ideale verkörpert oder verzerrt sieht. Das Nationalgefühl nun ist in dem Hellenen aufs Schärfste ausgeprägt dem Nichthellenen, dem Barbaren gegenüber; unter sich aber sind sie vor Allem Athener oder Spartiaten, Boeotier oder Argiver; standen ja doch nicht einmal in dem Vertheidigungskriege gegen den persischen Einfall alle Hellenen auf hellenischer Seite. Die Centrifugalkraft überwiegt bei ihnen in einem Masse dass Hellas ewig zu politischer Unmacht verdammt blieb und bald eine Beute der Römer wurde. Keine Spur daher von einer eigentlichen Nationallyrik; eine grosse Schranke für eine solche bildete schon die Verschiedenheit der Dialekte, von welchen fast ein jeder seine eigene reiche Literatur besass. Um die Zeit der Perserkriege zwar wurde ein Anlauf gemacht zu einer gemeinsamen Lyrik. Die Tage der Gefahr und des Siegs hatten das Gefühl der Zusammengehörigkeit gestärkt, und in gehobener Stimmung begieng man die festlichen Kampfspiele, bei denen Hellenen aller Stämme sich zusammenfanden, die Agonen zn Olympia und Delphi, auf dem korinthischen Isthmos, im Thale von Nemea, und die Sieger in diesen Wettkämpfen fanden Herolde ihres Ruhms an Künstlern wie Simonides und Pindar. Aber wie diese Feste selbst die politische Einigung der Hellenen nicht bewirkt haben, so tritt auch in den durch sie veranlassten Liedern der nationale Gedanke kaum jemals zu Tage, vielmehr beschränken sie sich auf die Verherrlichung der Person des Siegers, seines Geschlechtes, seiner Heimat und ihrer Culte. Um so weniger aber fehlt es innerhalb der hellenischen Lyrik an dem eigentlichen politischen Gedichte, und die Klippen an denen dieses so leicht scheitert sind hier grossentheils vermieden. Die politische Lyrik der Modernen sieht sich in eine schlimme Alternative versetzt: entweder lässt sie die concreten politischen Verhältnisse bei Seite, und wird dann gar zu leicht verschwommen declamatorisch und phraseologisch; oder sie geht auf die bestehenden Einrichtungen und bestimmte einzelne Ziele ein, und hört dann auf Poesie zu sein und muss durch

ihre dann unvermeidliche Einseitigkeit ebenso Viele abstossen als anziehen und wissentlich Verzicht leisten auf einen schönen Vorzug echter Poesie, Alle zu erfreuen. Die erstere Gefahr veranschaulichen uns die vielen politischen Gedichte welche sich mit Vorliebe in den Begriffen Tyrannei — Freiheit — Knechtschaft — Zwingburg — Ketten — Fesseln — Sklaven u. dergl. umhertummeln. Wie schwer es ist davon sich ganz frei zu erhalten, möge ein sonst glänzendes Beispiel uns vergegenwärtigen. Es ist gewiss sehr schön gesagt und sehr wirkungsvoll, wenn es am Schlusse eines bekannten Liedes von Kinkel heisst:

Hier steh' ich, nun zielt! Nun brichst du, o Leib,
Wenn achtzehn Mündungen knallen.
Die Seele, sie braust in den heiligen Chor
Der Freien die vor mir gefallen.
Wir kennen nicht Rast, wir durchstreichen die Welt
In Sonnenschein und Gewittern,
Bis die letzte Zwingburg flammend zerfällt
Und die letzten Ketten zersplittern.

Und doch, wenn wir, ungeblendet von dem Glanze der Worte und der Kraft der Sprache, nüchtern uns Rechenschaft zu geben suchen über die Einzelheiten dieses farbenreichen Bildes, so werden wir manchfach in Verlegenheit gerathen; ganz abgesehen von der Beleuchtung welche die Stelle erhält wenn wir sie vergleichen mit der so sehr ähnlichen und doch so unendlich verschiedenen unsers unvergesslichen Uhland, in der sich dieses einzigen Mannes ganze Schlichtheit und grenzenlose Uneigennützigkeit so rührend ausspricht:

Wohl werd' ichs nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland.

Für die andere Gefahr aber, der Einbusse an Poesie, möge Uhland selber uns Zeuge sein, wenn er klagt:

Einmal athmen möcht' ich wieder
In dem goldnen Märchenreich;
Doch ein strenger Geist der Lieder
Fällt mir in die Saiten gleich.

Diese Klippen nun sind für den hellenischen Dichter von vornherein ungefährlicher gemacht durch die grandiose Oeffentlichkeit aller Verhältnisse, die schrankenlose Redefreiheit und dadurch geminderte Empfindlichkeit des Einzelnen für öffentlichen Tadel. Sodann wirkt der in der hellenischen Literatur überhaupt waltende

Geist der Ordnung und Sauberkeit auch hier reinigend und versöhnend. Für die politische Weisheit wie die politische Leidenschaft werden alsbald eigene Gattungen abgegrenzt mit besonderen Gesetzen, welche die Voraussetzung der ganzen Gattung bilden, für die Weisheit die Elegie, für die Leidenschaft der Iambos. So fest eingedämmt, können beide ihre Eigenthümlichkeit zu voller Geltung bringen, ohne Nachtheil für die Nachbargebiete und auch für die Dichter selbst. Denn wie man von der Elegie erwartete und es in der Ordnung fand dass sie öffentliche Verhältnisse ernsthaft und lehrhaft behandle, so vom Iambos dass er stachlicht sei und Niemand verschone und vor keinem Stoffe zurückscheue,, auch nicht dem niedrigsten, ja gemeinsten. Die politische Weisheit der Elegie hat ihren glänzendsten Vertreter an Solon, dessen verhältnissmässig umfangreiche Ueberreste hauptsächlich seine Wirksamkeit als Gründer der attischen Verfassung beredt vertheidigen, z. B.:

So viel gab ich dem Volke Berechtigung als ihm genug ist,
  Nicht ihm nehmend an Ehr' oder ihm fügend hinzu.
Und für die im Besitze der Macht, durch Reichthum Geehrten
  Sann ich es aus dass nichts wider Gebür sie betraf.
Also stand ich, den mächtigen Schild vorhaltend vor Beide,
  Und liess wider das Recht keinem von Beiden den Sieg.

Daneben aber auch nachdrückliche Warnungen vor Peisistratos, der unter dem Scheine der Volksfreundlichkeit eigensüchtige Zwecke verfolgte:

Aus dem Gewölk her naht sich des Schneeees Gewalt und des Hagels,
  Und auf leuchtenden Blitz folget des Donners Gebrüll:
Ueber den Staat kommt Noth von gewaltigen Männern; in seiner
  Blindheit fällt in das Joch Eines Gebieters das Volk.
Wen man erhoben zu hoch, der ist schwer niederzuhalten
  Später; man muss gleich jetzt nehmen auf Alles Bedacht.

Und als das Gefürchtete geschehen war, als Peisistratos sich zum Tyrannen aufgeworfen hatte mit Hülfe der ihm vom Volke bewilligten Leibwache:

Wenn ihr Schlimmes erfuhrt durch euere eigne Verblendung,
  Dürft auf die Götter ihr nicht schieben die grössere Schuld.
Ihr selbst machtet ihn gross, Schutzmittel demselben verleihend;
  Dafür ward euch jetzt schmähliche Knechtung zu Theil.
Denn ihr seht auf die Zung' und die Worte des listigen Mannes,
  Seht auf keinerlei That welche daneben geschieht.
Jeder von euch allein geht schlau einher wie der Fuchs ist,
  Seid ihr beisammen, so ist thörichtes Wesen in euch.

Ist die Elegie das Organ der Intelligenz, der geistigen Aristokratie die an dem Volke arbeitet, so fällt dagegen die Rolle der Opposition, der rücksichtslosen einschneidenden Kritik, dem Iambos zu. Ihn schwang der geniale Archilochos als Keule wider seine persönlichen Feinde; dass aber auch auf politische Gegner die Wucht seiner Schläge fiel versteht sich von selbst und erhellt aus Ueberresten wie folgender:

> Nun ist Lophilos Gebieter, Lophilos ist unser Herr,
> Lophilos verordnet Alles, Alles hört auf Lophilos.

Elegie und Iambos aber — wie innerhalb der römischen Literatur die ähnlichem Stoffe gewidmete Satire — gehören den Grenzgebieten der Poesie an. Die Gedichte der ältesten Elegiker, Kallinos, Tyrtäos und Solon, sind geradezu Standreden in gebundener Form; und als den Iambos ein Nachfolger des Archilochos, der bissige Hipponax, einen Ton tiefer setzte, ward er — im Hinkiambos — zur Verspottung der poetischen Form selbst. Nur der kühne Alkäos wagte es die politische Leidenschaft in das Innerste der Lyrik hineinzutragen. Als Mitglied eines Adelsgeschlechtes auf Lesbos persönlich tief verflochten in die Parteikämpfe seiner Heimat, welche bei diesen heissblütigen Insulanern den gewaltsamen Verlauf eines Naturprocesses zu nehmen pflegten, indem der siegreiche Theil den unterliegenden aus dem Staate stiess, machte Alkäos seine Parteiinteressen offen zum Gegenstande von Liedern, die er auch geradezu Parteilieder (*Στασιωτικά*) benannte. In diesen fand sich z. B. der Gedanke, der wohl den Werth der ritterlichen Geschlechter ins Licht stellen sollte:

> Nimmermehr
> Steine die man zusammenlegt,
> Vielmehr Männer von Mut bilden die Burg der Stadt.

Der Staat war darin in einer sorgfältig ausgeführten Allegorie mit einem Schiffe verglichen über das von allen Seiten die Wogen hereinbrechen. Von seinen politischen Gegnern aber sprach Alkäos im derbsten Stile des Iambos, titulierte z. B. den weisen Pittakos als „Plattfuss, Winkelfresser, Dickbauch“ und rief aus:

> Wirklich den Pittakos,
> Diesen Landesverderb, haben sie hochpreisend in hellem Schwarm
> Zum Zwingherren der jähzorn'gen und unglücklichen Stadt bestellt!

Beim Tode des Tyrannen Myrtilos aber meint er:

> Jetzt gilt's zu trinken, wuchtigen Trittes jetzt
> Zu stampfen, weil nun Myrtilos todt ja ist.

Indessen ist sein Beispiel innerhalb des Alterthums ohne Nachfolge geblieben.

Endlich bilden einen wichtigen Stoff der Lyrik die Beziehungen von Person zu Person, und unter diesen ganz besonders die Liebe. Hier würden wir uns aber schwer enttäuscht finden wenn wir mit Erwartungen wie sie das moderne Liebeslied erregt an die antike Lyrik herantreten wollten. In der modernen Welt, wenigstens bei den Völkern germanischen Stammes, steht das Weib dem Manne ebenbürtig zur Seite; die Wirkungskreise beider sind verschieden, aber das Recht für beide gleich. Auch dem weiblichen Geschlechte ist die Möglichkeit geboten an dem geistigen Leben der Zeit und der Nation sich zu betheiligen, und im Zusammenhange damit hat das weibliche Gemüt unendlich gewonnen an Reichthum und Tiefe. Mit dem höheren Werthe seines Gegenstandes hat denn auch das Gefühl der Liebe selbst zugenommen an Innigkeit, Reinheit und Idealität. Der moderne Dichter kann die besten Schätze seines Geistes ausbreiten vor der Geliebten und darf dabei auf Theilnahme nicht nur, sondern auch auf volles Verständniss rechnen. Das Liebeslied hat sich daher in der modernen Literatur zu einer Bedeutung und Manchfaltigkeit entwickelt durch die es sich kühn jedem andern Zweige an die Seite stellen kann, es durchläuft die ganze Tonleiter der Gefühle und Töne, von stürmischer Leidenschaft und Sinnenglut bis zu ätherischer Zartheit. Gedenken wir hier wiederum eines Dichters aus dem engern Vaterlande, dem sein furchtbares Unglück ein doppeltes Anrecht darauf erworben hat von uns nicht vergessen zu werden. Kann man die Liebe als einen Bund der Seelen beredter schildern, kann man das Gefühl in der Geliebten das Wort zum Räthsel des ganzen Lebens gefunden zu haben, die herrliche Erfüllung dessen was bis dahin unbewusst im Herzen schlummerte, kann man diess ergreifender aussprechen als Hölderlin gethan hat in dem unvergleichlich schönen Liede:

Diotima, edles Leben,
Schwester, heilig mir verwandt,
Eh' ich dir die Hand gegeben,
Hab' ich lange dich gekannt.
Damals schon als ich in Träumen,
Sanft umspielt vom goldnen Tag,
Unter meines Gartens Bäumen
Ein zufriedner Knabe lag;

Da in leiser Lust und Schöne
Meines Lebens Mai begann,
Säuselte, wie Zephyrtöne,
Göttliche, dein Hauch mich an.

Diess Alles ist nun ganz anders im klassischen Alterthume. Zwar die hellenische Ritterzeit, wie sie uns die homerischen Gedichte darstellen, zeigt das weibliche Geschlecht auf gleicher geistiger Höhe mit dem männlichen und daher in geachteter äusserer Stellung, und die Frauenliebe bei aller Natürlichkeit doch zugleich voll Zartheit. Aber die eigentlich geschichtlichen Zeiten bieten uns beim ionischen Stamme ein ganz anderes Bild dar: das weibliche Geschlecht ausgeschlossen von der allgemeinen Quelle der Bildung, in halb orientalischer Abgeschiedenheit im Hause gehalten und daher in einem Zustande geistiger Verkümmerung. Was unter solchen Umständen aus dem Liebesliede werden musste ist von selbst klar. Bei Mimnermos ist es daher nur ein weiteres Symptom seiner ethischen Verkommenheit dass ein Theil seiner Elegien einer Flötenbläserin, Namens Nanno, gewidmet war. Bei den Doriern war zwar die sociale Stellung des Weibes eine bessere, die geistige Bildung aber nicht grösser. Nur bei den Aeoliern traf Beides zusammen, geistige Regsamkeit des ganzen Stammes und freiere Bewegung des weiblichen Geschlechtes, und hier sehen wir denn alsbald das Liebeslied erblühen. Der stürmische Alkäos zwar fand dazu nicht die Stimmung, desto mehr aber seine berühmte Zeitgenossin und Landsmännin Sappho. Bei ihr ist die Liebe sogar der Angelpunkt um den sich all ihr Denken und Dichten dreht. Nur aber tritt bei so heissfühlenden Naturen die Liebe nicht als ein sanftes Verlangen auf oder ein stilles Glück, sondern als eine verzehrende Flamme, ein Alles mit sich fortreissender Sturmwind, wie sie selbst dieses Bild gebraucht:

Eros wieder durchschüttelt die Seele mir,
Wie der Sturm im Gebirg sich auf Eichen stürzt.

Diese Leidenschaftlichkeit ihrer Liebe ist immer dieselbe, ob sie nun schildert wie der Anblick des Geliebten ihre Sinne verwirrt oder über Mangel an Erwiderung klagt oder von ihm verlassen sich einsam fühlt und unglücklich.

Der Mond ist hinabgesunken,
Das Siebengestirn, und Mitte
Der Nacht ist's, die Stunden schwinden,
Ich aber, ich liege einsam.

Bei Anakreon bildet die Liebe nur einen Theil des Lebensgenusses, erotisches Getändel ein Mittel die Zeit auszufüllen. Dazu stört bei ihm, wie schon bei Ibykos, eine Weitherzigkeit in Bezug auf die Gegenstände der Liebe, die nicht blos nach modernen Begriffen, sondern nach den unabänderlichen Gesetzen der Natur, die Möglichkeit echter Liebe geradezu ausschliesst. Ueberhaupt haben im Alterthum nur prophetische Geister, welche ihrer Zeit vorangeeilt waren, das Wesen der Liebe in seinem tiefsten Grunde erfasst. Ein solches prophetisches Wort ist es wenn Platon in seinem Gastmahl*) dem Aristophanes die Worte in den Mund legt: „Die Liebenden mögen sich nicht von einander trennen, auch nicht eine kurze Weile; . . . und dabei wissen sie doch nicht zu sagen, was sie eigentlich von einander haben wollen; denn nicht der sinnliche Genuss ist es um was es ihnen zu thun ist, sondern ein unbestimmtes Anderes will ihre Seele, das sie nicht im Stande ist auszusprechen, sondern sie ahnt nur was sie will und hat davon ein dunkles Gefühl. Und diess ist das Einssein mit dem Geliebten.“ Verhältnissmässig am nächsten kommen der modernen Auffassung der Liebe unter den Dichtern des Alterthums die römischen Elegiker. Die Liebeselegie von den Alexandrinern herübernehmend haben diese sie, statt wie die Alexandriner mit todter Gelehrsamkeit, vielmehr mit warmem Leben erfüllt; und dieselben Verhältnisse welche damals für Naturempfindung zugänglicher machten haben auch ihren Liebesgedichten manchmal einen schwärmerischen sentimentalen Anstrich verliehen.**) Diess ist besonders häufig der Fall bei dem innerlichsten unter diesen Dichtern, bei Tibull, von dem ein Wort das er seiner Geliebten zuruft***) diese Betrachtung schliessen möge:

Du bist Trost mir im Leid, in der dunkelsten Nacht du mir Leuchte,
Auch in der Einsamkeit hab' ich an Dir eine Welt.

---

*) p. 192 C.

**) Diese Sentimentalität geht bei ihnen sogar vielfach bis zum Vergessen der Manneswürde und zur Selbsterniedrigung. Im Gegensatze dazu machen die Liebesgedichte des Horaz (besonders III, 9) einen wohlthuenden Eindruck dadurch dass sie die Selbstachtung niemals aus den Augen lassen. Eher thun sie im andern Extrem zu viel, darin dass sich allzu deutlich zu fühlen gibt wie diese Verhältnisse und diese Personen für den Dichter nur zum Spiele dienen und zum Genusse.

***) Eleg. IV, 13, 11 f. nach meiner Uebersetzung (Stuttgart 1853) S. 103.

IV.

Aristophanes Stellung zu seiner Zeit.*)

Es ist eine eben so anerkannte als leicht zu erklärende Thatsache dass Athens bedeutendste Schriftsteller nahezu alle vollkommen die gleiche Stellung zu ihrer Zeit einnahmen. Aeschylos und Aristophanes, Thukydides und Isokrates, Platon und Demosthenes sind sich in dieser Beziehung zum Verwechseln ähnlich; und nicht nur die allgemeine Richtung ist bei allen dieselbe, sondern häufig genug erstreckt sich die Aehnlichkeit bis auf die Wendungen und Worte. Alle stellen sich in bewussten und bestimmten Gegensatz zu ihrer Zeit, alle führen bittere Klage über die Gesunkenheit der Gegenwart und über die Fehler und Schwächen des Volks, alle rücken die Vergangenheit in ein ideales Licht und halten sie der Gegenwart als Spiegel vor zur Beschämung und zur Nachahmung. Kaum dass man in dieser Hinsicht Sophokles und Euripides von den übrigen unterscheiden darf; denn wenn der milde, friedliebende Sophokles sich auch vom Kampfe fern hält und directe Polemik vermeidet, so kann doch kein Zweifel darüber sein welcher Seite seine Sympathien angehören; Euripides aber, so entschieden er das Recht der Gegenwart verficht, so klar er den neuen Geist als den seinigen erkennt, thut es doch jedem der andern gleich in stolzem Herabsehen auf den Unverstand und Wankelmut der Masse. Mit Einem Worte: die grossen Geister des hellenischen Alterthums sind alle Aristokraten. In dem Masse als sie sich geistig über die Menge erhoben, in demselben waren sie auch abgeneigt sich an sie hinzugeben, sich von ihr verschlingen oder auch nur beherrschen zu lassen. Und da andererseits die Eigenschaften der Masse zu allen Zeiten die-

*) Vortrag, gehalten im Frühjahr 1855, gedruckt im Morgenblatt 1855, S. 777 ff.

selben sind, trotzig und ungebärdig im Glück, verzagt, sobald es nicht nach Wunsch geht, leicht in Wallung zu bringen, aber noch schneller wieder erkaltend und in Thatlosigkeit zurück sinkend, leichtgläubig, die willenlose Beute derer die sie zu behandeln, ihr zu schmeicheln wissen, unfähig abweichende Ansichten zu begreifen und Widerspruch zu ertragen: — da diese Merkmale, trotz aller dazwischen liegenden Erfahrungen und Ermahnungen, mit vollkommenster Regelmässigkeit immer wiederkekren, so war es unvermeidlich dass auch diejenigen welche sich zur Masse polemisch oder pädagogisch verhielten immer wieder in dasselbe Geleise der Gedanken hineingeriethen.

Bei Aristophanes aber brachte es die Natur seiner Dichtgattung mit sich dass er seine persönliche Ueberzeugung zu besonders vielen Gebieten des Lebens in Beziehung zu setzen hatte, und schon darum verdient er vor andern um diese seine Ueberzeugung befragt zu werden, zumal sie auch sonst noch manches Eigenthümliche darbietet und die Schwierigkeiten einer solchen gegensätzlichen Stellung zur eigenen Zeit besonders klar zu Tage treten lässt.

Der Bestand des altgriechischen Staates beruhte auf einer mystisch religiösen Grundlage. So lange der Einzelne mit seinem ganzen Sein und Wollen im Staate aufgieng, seinen höchsten Stolz darein setzte ein Glied desselben zu sein, und sein höchstes Glück sich ihm zu eigen hinzugeben, so lange war es gut bestellt mit dem Staatsganzen wie mit dem Einzelnen; denn das Bewusstsein dass die Augen des Vaterlandes auf ihm ruhen, und das Verlangen demselben durch das eigene Auftreten Ehre zu machen, bewirkte dass der althellenische Bürger auch in seinen persönlichen Beziehungen sich der höchsten Achtbarkeit befliss. Je reicher aber der Einzelne sich ausbildete, desto grösser wurde die Gefahr dass er sich vom Ganzen abschäle, seinen Mittelpunkt in sich selbst suche, und darüber das Ganze zerbröckle und allmählich sich auflöse. Dieser Process war in der Zeit des Aristophanes schon so weit gediehen dass die Risse für jedes Auge wahrzunehmen waren, und er machte während der Lebenszeit unseres Dichters furchtbar schnelle Fortschritte. Aristophanes erkannte die Gefahr und suchte ihr zu begegnen, indem er die Zeit harmloser, uneigennütziger Hingabe an das Staatsganze, die gute alte Zeit der Ehrbarkeit und Sittenstrenge, aufs Wärmste pries und empfahl, und dem Eindringen des neuen Geistes, der Richtung auf selb-

ständige und selbstsüchtige Ausbildung des Individuums, aus allen Kräften sich entgegen stemmte und mit allen Waffen gegen die losschlug welche er an der Zertrümmerung des naiven Verhaltens zum Staate, und damit des Staates selbst, arbeiten sah. Als jene Musterzeit betrachtete der Dichter diejenige welche um ein halbes Jahrhundert seiner eigenen voraus lag, die Zeit der Perserkriege, der Marathonskämpfer. Diese ist es die er mit den glänzendsten Farben ausmalt, bei deren Preis es ihm warm ums Herz wird und auf die er mit schmerzlicher Sehnsucht zurück blickt, wie nach einem verlorenen Paradiese.

Diese Begeisterung unseres Dichters für die Vergangenheit war ohne Zweifel höchst ehrlich gemeint und entbehrte auch nicht der Begründung: die Zeit um die Perserkriege war unleugbar die Glanzperiode Athens, eine Zeit idealen Aufschwunges, zunächst um die heranwogenden Feindesschaaren abzuwehren, und dann im Gefühle der Dankbarkeit gegen die Götter, die ihnen so sichtbarlich geholfen, und im seligen Genuss der eigenen Tapferkeit. Aber dieser Glanz nach aussen deckte im Innern manchen Schaden zu. Dass schon damals nicht alles war wie es sein sollte zeigte sich bald in der selbstsüchtigen Ausbeutung des gewonnenen Sieges gegenüber von andern Hellenen, und Isokrates wusste daher sehr wohl was er that wenn er als Athens beste Zeit nicht die der Marathonskämpfer, sondern eine viel frühere, die solonische, darstellte. Freilich war in Wahrheit diese so wenig wie die andere geeignet als Ideal hingestellt zu werden, und des Redners Verfahren nicht minder willkürlich als das unseres Dichters. Und abgesehen davon war es ja doch ein eitles Beginnen eine vergangene Zeit festhalten und zurückrufen zu wollen, das Bewusstsein auf einer Stufe festzubannen welche wohl schön und herrlich war, auf lange Dauer aber so wenig Anspruch hatte als im Leben des einzelnen Menschen das Kindesalter.

In dieser Sehnsucht nach einer hinter ihm liegenden und unwiederbringlich entschwundenen Zeit verräth sich am Dichter ein Zug von Romantik, der bei ihm auch gar nicht allein steht, vielmehr lässt sich Aehnliches auch in andern noch tiefer gehenden Merkmalen seines künstlerischen Standpunktes wahrnehmen.*)

*) Namentlich in der phantastischen Behandlungsweise, der Wunderhaftigkeit der aristophanischen Komödie, ihrer Virtuosität weniger in der Oekonomie des Ganzen als in einzelnen Scenen, zeigen sich solche Berührungspunkte.

Und wie die Romantiker der neueren Zeit nicht sowohl das Mittelalter, wie es wirklich war, als vielmehr ihre persönliche Vorstellung von demselben herzten und uns vorhielten, so auch der antike Dichter. Auch darin besteht Aehnlichkeit zwischen den beiderlei literarischen Erscheinungen dass auch Aristophanes, wo er zur Praxis überzugehen versuchte, wo er bestimmte einzelne Vorschläge machte, wie die Umgestaltung zu bewirken, der bessere Zustand herbeizuführen wäre, nur fromme Wünsche vorzubringen wusste, oder Mittelchen deren Unzulänglichkeit in die Augen sprang.

So in den Rittern, 1358—1373:*)

Agorakritos.

Jezt sage mir:
Wenn irgend ein schurkischer Staatsanwalt je wieder sagt:
„Ihr habt, Geschworne, ferner nicht das liebe Brod,
Wofern ihr nicht in diesem Fall ein Schuldig sprecht!"
Was wirst mit solchem Staatsanwalt du machen? Sprich!

Demos.

Ich heb' ihn in die Höhe, häng' ihm an den Hals
Den Hyperbolos, und schleudr' ihn in das Barathron.

Agorakritos.

Das heisst einmal doch recht gesprochen und mit Verstand!
Lass sehn wie willst du sonst die Verwaltung führen? Sprich!

Demos.

Fürs Erste zahl' ich allen Kriegsmatrosen, gleich
Sobald sie landen, ihre Löhnung unverkürzt.

Agorakritos.

Da wirst du manchen abgesessnen Steiss erfreun.

Demos.

Zum Zweiten, wer als Hoplite in der Liste steht
Wird keinenfalls mehr umgeschrieben nach Vergunst;
Nein, wie er einmal eingeschrieben ist, so bleibt's. —
Auch spreche kein Unbärt'ger in der Versammlung mehr.

Aber positive Mittel zur Abhülfe anzugeben war allerdings auch nicht des Dichters Aufgabe; ihm genügte es dass sein Ideal in seinem Herzen lebte und leuchtend vor seinem Geiste stand, und im Uebrigen war für ihn die Hauptsache die Kritik die er vom Standpunkt seines Ideals aus an den Erscheinungen der Gegenwart übte.

*) Nach der umgearbeiteten Uebersetzung von Schnitzer (Stuttgart 1854) in den Classikern des Alterthums XXII.

In dieser Beziehung verfuhr Aristophanes mit bemerkenswerther Gründlichkeit. Kein Gebiet des Lebens gab es das er nicht in der Verfolgung des neuen Geistes durchmessen hätte, keine Stelle war so abgelegen oder harmlos dass er nicht sein Wild daraus aufgescheucht hätte. Die äussere wie die innere Politik, Erziehung und Privatleben, Philosophie und Beredtsamkeit, Poesie und Musik trugen ihm Spuren des Abfalls von seinem Ideale an sich, und er entwickelte in deren Auffindung eine Feinheit der Beobachtung und einen Scharfblick, in ihrer Bekämpfung einen bürgerlichen Mut, der unsere ganze Bewunderung verdient. Wo er einen Missgriff begieng, da geschah es im Uebermass des Eifers, das ihn zuweilen über die Grenzen der Berechtigung hinaustrug.

Was er vor allem weghaben will aus den Zuständen der Gegenwart, das ist der unheilvolle Krieg, in welchen Athen durch seinen Ehrgeiz und seinen Uebermut hineingerathen war, ein Krieg in dem kein Theil des Sieges froh werden konnte, weil es ein Krieg unter Stammesgenossen und Brüdern war, und der nur mit allgemeiner Erschöpfung und Gefährdung der Freiheit von Allen enden konnte, für die Gegenwart aber eine Quelle furchtbarer Verwilderung war. Die Beseitigung dieses Grundübels ist ein so dringendes Anliegen unseres Dichters dass er nahezu in allen Stücken welche in die Zeit des Krieges fallen darauf zu reden kommt, ganze Komödien eigens dahin abzielen die Segnungen des Friedens und die Schrecken des Kriegs auszumalen, der Abschluss eines — freilich nur vorübergehenden — Friedens von ihm gleichfalls in einem eigenen Stücke gefeiert wird, und an den damaligen Volksleitern und Volksschmeichlern seinen Grimm nichts so sehr erregt als dass sie fortwährend zum Kriege hezten und billigen Vergleichen entgegenwirkten. Aber auch dem Volk im Ganzen sagte er desshalb bittere Wahrheiten. So Lysistrata 1228 ff.*):

Beim Wein sind wir Athener die Gescheidtsten stets,
Doch nüchtern sind wir niemals klug. Drum, folgt man mir,
Stets wären dann wir als Gesandte trunken.
Denn wenn wir nüchtern hin nach Sparta kommen,
Gleich sehn wir wo wir Wirrwarr machen können,
Und was sie sagen hören wir nicht an,
Und was sie nicht gesagt argwöhnen wir,
Und dann berichten wir wie's uns gefällt!

---

*) Nach der Uebersetzung von L. Seeger.

Die Stücke welche eigens die Empfehlung des Friedens zum Gegenstande haben sind die Acharner und Lysistrata. In jenen stellt er, um seinem Volke gleichsam den Mund wässern zu machen nach dem Frieden, einen attischen Landmann dar welcher auf eigene Faust einen dreissigjährigen Frieden mit den Spartanern für sich und sein Haus abschliesst und nun überallhin freien Verkehr und alle Genüsse im Ueberflusse hat, von allen Seiten beneidet wird und mit Hohn zusieht wie die Freunde des Kriegs durch diesen selbst zu leiden haben. In der Lysistrata lässt er die Frauen von Hellas sich zusammenthun, um ihre Männer zum Abschluss des Friedens zu nöthigen, was ihnen auch gelingt; ihre Wortführerin versöhnt die feindlich einander gegenüberstehenden Völker, indem sie Recht und Unrecht unbefangen abwägt. Sie spricht nämlich (v. 1115 ff.):

— Ihr Sparter stellt euch hieher neben mich,
Und ihr, Athener, daher. Höret nun mich an. —
Ich nehme jezt euch vor und schelt' euch aus,
Wie ihr's verdient! — Besprengt ihr die Altäre
Aus Einem Kessel nicht als Stammverwandte?
Habt ihr Barbaren, Feinde nicht genug,
Dass ihr vertilgt hellen'sche Städt' und Männer? —
So vielfach schuldet ihr euch gegenseitig Dank:
Warum bekriegt und quält ihr also euch? Warum
Versöhnt ihr euch doch nicht? Was hindert euch?

In dem „Frieden“ betitelten Stücke stellt Aristophanes die Wiederkehr des Friedens in der Weise der alten attischen Komödie, d. h. phantastisch dar. Abermals ein attischer Landmann ist der hiefür am meisten Thätige. Er schwingt sich auf einem wohlgefütterten Riesenmistkäfer zum Olympos empor, um sich bei den Göttern für endliches Aufhören des Kriegs zu verwenden. Die Götter trifft er zwar nicht zu Hause; sie sind weggezogen und haben dem Krieg ihre Wohnung überlassen; aber Hermes ist als Thürhüter zurückgeblieben, und mit dessen Hülfe gelingt es das in einen Abgrund gestürzte und verschüttete Bild des Friedens herauszuarbeiten, und er bringt es nun hinab auf die jubelnde Erde. Da singt der Chor zum Beispiel (v. 1127 ff.):*)

O wie schön, o wie schön,
Dass ich los den Helmbusch bin,
Und die Zwiebel und den Käs'!
Nein, den Krieg, den mag ich nicht!

*) Nach der Uebersetzung von L. Seeger.

Aber o wie selig ist's
Wein zu nippen Schluck um Schluck,
Froh gelagert um den Herd!
Wenn im Feld lustig hell
Der Cikade Lied ertönt;
O wie freut es mich zu sehn
Nach den edlen lemnischen
Reben, ob die Beeren weich;
Und dabei den Sommer durch
Werd' ich kugelrund und fett.

Nichts behaglicher als dieses: wenn die Saatzeit ist vorbei
Und der Himmel Regen spendet, und ein Nachbar kommt und spricht:
Hör', was meinst du, Freund, was fangen wir nun an, Komarchides?
Da der Himmel uns so gnädig, meinst du nicht wir trinken eins?
Also Weibchen, setz an's Feuer Erbsen heut drei Mässchen voll,
Nimm auch Kuchenmehl vom feinsten, spare ja die Feigen nicht!
Sahne hatt' ich auch im Hause, Hasenfleisch vier Stücke noch,
Wenn mir über Nacht die Katze nicht davon gestohlen hat;
Ja, es war im Haus nicht richtig, und es kratzt' und polterte!
Junge, bring' uns nur drei Stücke: lass dem alten Vater eins.
Ruf auch im Vorübergehen dem Charinades: er soll
Heute fröhlich mit uns trinken,
Weil der Himmel unsern Fluren
Segen und Gedeihen schenkt.
Besser als den gottverfluchten Hauptmann 'rumstolzieren sehn,
Mit drei Büschen auf dem Helme und dem schreiend rothen Rock! —
Wie daheim uns Seinesgleichen hudelt! halt's der Henker aus!
Schreiben Einen auf zum Kriegsdienst, löschen aus und schreiben ab,
Schreiben wieder, löschen wieder. Morgen, heisst es, geht's ins Feld!
Nichts ist eingekauft, man wusste nichts als man von Hause gieng.
Also machen sies dem Landvolk, — in der Stadt hier auch nicht viel
Besser, diese Schildabwerfer, Gott und Menschen gleich verhasst!
Aber einmal doch, so Gott will, rechnen wir mit ihnen ab,
Den verruchten Missethätern,
Die zu Haus den Löwen spielen,
Aber in der Schlacht den Fuchs!

Um so dringender ist der Wunsch dass das Glück des Friedens auch Bestand haben möge. Aristophanes gibt demselben Worte, z. B. in dem Chorlied (v. 987 ff.):

„Irene, du heilige Königin, nimm
Diess Opfer in Gnaden, o Liebliche, hin!
Und tractier' uns nicht wie die Weiberchen thun:
Die stehen am Fenster und öffnen es halb,
Und recken die Köpfchen und gucken heraus;
Doch wirft man den Schlauen ein Auge zu —
Husch, flieh'n sie zurück,

Und geht man, so schau'n sie von neuem heraus.
Nein, also, Verehrteste, neck' uns nie!
Lass deine Verehrer leibhaftig und ganz
In der Schönheit Fülle dich, Göttliche, schaun,
Uns, die wir vergiengen vor Sehnen nach dir
    Schon dreizehn Jahr.
Schlag nieder den Krieg und den knurrenden Sturm,
    Und Victoria sollst du uns heissen!
Verbanne bei uns die Verdächtigungssucht,
    Die so zierlich und glatt
Und geschwätzig uns wider einander hezt!
Schenk friedlichen Sinn und versöhnlichen Geist,
Lass schauen uns wieder die Fülle des Markts:
Grossmächtige Zwiebeln und Knoblauch, dazu
    Frühgurken, Melonen, Granaten!"

Aber damit ein wahrer Friede möglich und dauernd würde, müsste es — und dass entgeht dem Dichter nicht — auch im Innern ganz anders aussehen als in Wirklichkeit der Fall war. In dieser Beziehung ist vor allem seine Mahnung: „Seid einig, einig, einig!" Er glaubt, es sollten diejenigen welche es mit dem Vaterlande wohl meinen sich gegenseitig die Hand reichen und die Selbstsüchtigen und Schlechten aus dem Felde schlagen. Ueber die Vergangenheit, meint er, sollte man einen Schleier werfen, die verschiedenen Parteien einander gegenseitig vergessen und vergeben was sie einander zu Leide gethan oder am Vaterlande gesündigt, das Misstrauen und die Eifersucht unter einander, und den Hochmut des specifischen Athenerthums, das hoch herab sieht auf Halbbürger, Nichtbürger und Sklaven, jezt, wo die Noth an die Thüre klopft, in die Schanze schlagen und Jeden als das nehmen was er seinem innern Werthe nach ist und was er leistet. Diese patriotischen Phantasien sind ausgeführt in Stellen wie „Weibervolksversammlung" 175—208, Frösche v. 686 ff.:

„Wohl geziemt's dem heilgen Chore was dem Staate frommen mag
Anzurathen und zu lehren. Und vor allem, meinen wir,
Sollten gleich die Bürger werden und verbannt die Schreckenszeit.
Frei stehn, mein' ich, sollt' es Jedem der sich früher hat verfehlt
Durch Rechtfertigung zu tilgen vor'ger Zeit Vergehungen.
Ferner, denk' ich, ehr- und rechtlos sollt' im Staate Keiner sein.
Drum wohlan, vergesst des Zornes, klug und weise, wie ihr seid,
Lasst als Brüder denn uns Jeden ohne Rückhalt an uns ziehn,
Und als ehrlich und als Bürger, wer mit uns den Feind bekämpft!
Wenn wir mit den Bürgerrechten vornehm thun und stolz uns blähn,
Jetzo, wo im Arm der Wogen hin und her uns wiegt der Sturm,
Dann wird von der Nachwelt unsrer Einsicht wenig Lob gezollt."

Das ist aber in Stücken aus einer Zeit allgemeiner Gedrücktheit und Mutlosigkeit, nach schwerem Unglück, in einer Stimmung welcher auch der Dichter sich nicht ganz zu entziehen vermochte und welche für kühnere und durchgreifendere Vorschläge nicht zugänglich gewesen wäre. Es war damals eine Luft in Athen, so dumpf und so beklemmend wie im Zimmer eines schwer Erkrankten; aber die Fenster aufzureissen hätte höchstens des Kranken Zustand verschlimmern können: und der Kranke war das Vaterland. Dagegen in früherer Zeit, als der Staat noch, zwar nicht gesund, aber doch noch bei Kräften, doch noch lebensfähig war, wo sein Leiden vielmehr in einem Uebermass von Kraftgefühl bestand, in einem wilden Losstürmen auf den eigenen Organismus, als wäre er unverwüstlich: damals hat sich der Dichter nicht beschränkt auf fromme Wünsche und wehmütige Vorschläge, damals ist er nicht so leise und schüchtern aufgetreten, sondern herzhaft hat er sich dem Tobenden in den Weg gestellt und ihm die Wahrheit ins Gesicht gesagt, den gewissenlosen Führern, die seiner Leidenschaft noch schmeichelten und sie zu steigern suchten, die Stirne geboten, und ganz offen darauf hingearbeitet sie zu stürzen und durch besser gesinnte zu ersetzen. So ganz besonders in den Rittern, wo der Dichter einen völligen Vernichtungskrieg unternimmt gegen den damals auf dem Gipfel seiner Macht stehenden Demagogen Kleon und mit grimmigem, fanatischem Hasse auf denselben losstürzt. Die Leidenschaftlichkeit des Angriffs ist so gross, die Waffen dabei meist so massiv und die Beschuldigungen zum Theil so offenbar übertrieben oder gar wahrheitswidrig dass über dem Parteieifer häufig genug die reine Poesie zu kurz kommt und wir selten zu einer behaglichen, rein heitern Stimmung zu gelangen vermögen. Wenige Proben werden diess klar machen:

Nieder, nieder mit dem Schurken, der die Ritterschaar verwirrt,
Diesem Zöllner, diesem Schlunde, der Charybdis gleich im Raub,
Diesem Schurken, diesem Schurken, immer wieder sag' ich das,
Wie auch er so oft am Tage Schurk' und wieder Schurke war.
Auf denn, hau' ihn und verfolge, ängst'ge, bring' ihn ausser sich,
Und verfluch' ihn, wie wir alle, stürme schreiend auf ihn ein!
Aber Achtung! sonst entwischt er; denn er kennt die Schliche wohl.

O verflucht schreierisches Lästermaul! deiner Schamlosigkeit
Ist ja voll alles Land, jeglicher Gemeindeschluss, Zollvertrag,
Aktenbund, sind Gerichtshöfe voll, o Gestankrührer du,

Der du in der ganzen Stadt alles uns wühlest um;
Der du uns mit deinem Schreien ganz Athen hast taub gemacht,
Und von Felsen hoch, ein Thunfischfänger, nach Tributen spähst!

So wie die Fischer machtest du's, die Aale fangen wollen:
So lang das Wasser ruhig ist bekommen sie gewiss nichts;
Doch rühren sie, herauf hinab, den Schlamm recht durcheinander,
Dann fangen sie. So fängst auch du, wenn du den Staat verwirrest.*)

Und was in den Rittern dramatisch dargestellt wird, Kleons Absetzung, das wird im nächstverfassten Stücke gleichfalls mit dürren Worten beantragt:

Wenn den Kleon ihr der Unterschlagung und Bestechlichkeit
Ueberführt und ihm den Nacken tüchtig mit dem Blocke schnürt,
Kehrt die alte Ordnung wieder, trotzdem dass ihr euch verfehlt;
Und so wird auch jener dumme Streich zum Besten euch gedeihn.**)

Trotz alle dem aber dürfen wir unsern Dichter nicht für so kurzsichtig halten dass er wirklich im Ernst geglaubt hätte, Kleon sei das einzige oder doch hauptsächlichste Hinderniss für Athens Wohlergehen, und man dürfe nur ihn beseitigen, so werde Athen wieder von selbst den früheren Glanz gewinnen. Auch ihm entgieng nicht dass die Ursache des Verfalls tiefer liege, dass die Bedeutung zu welcher Kleon gelangt nur ein Symptom sei von der eigentlichen Krankheit, und dass derselbe keinen Tag sich zu halten vermöchte, wenn bei dem Volke selbst und den sogenannten Gutgesinnten alles so wäre wie es sein sollte. Als die Wurzel des Uebels erkannte der Dichter vielmehr den unaufhaltsam eindringenden neuen Geist, dessen bewussteste Vertreter die sogenannten Sophisten waren, welche zwar alle aus andern Theilen Griechenlands stammten, in Athen aber für ihre Saat einen so empfänglichen und wohl vorbereiteten Boden fanden dass sie rasch aufschoss und wuchernd um sich griff. Der Erfolg der Perserkriege, in welchen jeder Einzelne und Alle fast auch in gleichem Masse zur Rettung des Vaterlandes beigetragen, in welchen das Volk selbst und durch sich selbst der feindlichen Uebermacht sich erwehrt hatte, dieser Erfolg hatte wesentlich dazu beigetragen Athens Verfassung aus einer beschränkt demokratischen in eine ganz unumschränkt demokratische, in eine ochlokratische umzuwandeln und jeden Einzelnen im Volk mit

---

*) Ritter v. 247 ff. 303 ff. 864 ff.
**) Kleons Wahl zum Strategen, Wolken v. 591 ff.

einem Selbstgefühl zu erfüllen als hienge von ihm das Ganze ab. Zu dieser Verfassung, wo jeder Einzelne sich als Souverän fühlte und gebärdete, stimmte vortrefflich eine Lehre deren Fundamentalsatz war dass der Mensch, und zwar der einzelne empirische Mensch, das Mass aller Dinge sei. Diese Berechtigung und Aufforderung nichts Festes zu dulden, alles in den Strom der Wandlung hinein zu ziehen, alles immer neu aus sich zu erzeugen, das gestern Beliebte heute zu verwerfen und morgen wieder aufzunehmen, sagte ferner dem beweglichen, leichtfertigen Sinne des attischen Stadtbewohners vollkommen zu, so wie die sophistische Kunst und Uebung des Redens um seiner selbst willen der angeborenen Zungenfertigkeit jenes Völkchens freundlich entgegen kam. Zu der Denkweise der älteren Zeit Athens, mit ihrer unbefangenen Hingabe an das Ganze des Staats und an die Götter, mit ihrer Unterwerfung des Einzelwillens und Einzeldenkens unter das Herkommen in Staat und Religion, bildete freilich dieser neue Geist einen auffallenden Contrast, und zwischen dem eigentlichen Volk und den Gebildeten, zwischen der vorgeschrittenen, pietätslosen, zweifelsüchtigen Stadt und dem nicht in gleichem Schritt mit ihr auf der Bahn der Aufklärung vorwärts drängenden Landvolke entstand dadurch eine Kluft welche jeden tiefer Blickenden mit Besorgniss und Trauer erfüllen musste. Zweierlei Generationen waren es, einander fast durchaus entgegengesetzt in ihrem Glauben und Wollen, die Jungen herabsehend auf die zurückgebliebenen Alten, und die Alten mit Widerwillen und Hass blickend auf das Gebaren der Jungen, und den Zorn der Götter darob fürchtend, zum Theil schon leidend unter den Folgen desselben: gleichsam zwei Welten, die einander gegenseitig abstiessen und ewig mit einander im Kampfe lagen, nur durch ein schwaches äusseres Band zusammengehalten: ein Zwiespalt welcher unfehlbar zur Schwächung und endlichen Auflösung des Ganzen führen musste.

Unser Dichter hat ein klares Bewusstsein von diesem Gegensatz, und seine älteren Stücke alle drehen sich um ihn als ihren Angelpunkt. Namentlich aber in den Wolken hat er ihn eigens und in höchst geistreicher Weise dargestellt (vgl. daselbst v. 961 ff. 981 ff. 1002 ff. 1071 ff.). Je vollständiger er sich aber aller Folgen dieses Gegensatzes bewusst war, desto mehr trieb es ihn denselben aufzuheben und die Kluft auszufüllen. Und da er, obwohl nicht blind für die Schwächen der alten Zeit und ihrer Vertreter,

doch das Unrecht überwiegend auf Seiten der neuen fand, so wollte er jene Einigung dadurch herbeigeführt wissen dass die neue Zeit von ihren meisten und schroffsten Eigenthümlichkeiten lasse und zum Wesen der alten zurückkehre, bei welchem der Staat gross geworden. Er tritt daher mit der Wärme eines Mannes der sich seiner redlichen Absichten bewusst ist auf gegen diejenigen welche er unter den Bürgern Athens als die zurechnungsfähigsten und einflussreichsten Vertreter des neuen Geistes erkannte. Diess waren in seinen Augen Sokrates und Euripides. Das Stück in welchem Aristophanes den Sokrates bekämpft sind bekanntlich die Wolken. In diesen stellt der Dichter einen Angehörigen der alten Zeit dar, welcher aus selbstsüchtigen Beweggründen sich mit dem neuen Geist zu befreunden sucht und daher zuerst selbst bei Sokrates in die Schule geht, dann seinen Sohn dahin schickt, aber am Ende vor den praktischen Consequenzen der neuen Richtung erschrickt, vor ihrer furchtbaren Frivolität und Impietät, die selbst gegen die leiblichen Eltern die frevle Hand erheben macht, und daher wieder umwendet und zu seiner alten Denkweise zurückkehrt. Sokrates wird also hier als geistiges Haupt der neuen Richtung dargestellt und demgemäss die auffallendsten Züge und Merkmale derselben alle auf seine Person übergetragen, sogar einander widersprechende, wie Bedürfnisslosigkeit und Habgier, Gleichgültigkeit gegen sinnliche Genüsse und parasitisches Wesen, Widersprüche welche ihre Lösung darin haben dass die eine Reihe von Eigenschaften dem historischen, wirklichen Sokrates angehört, die andere dem in der Person des Sokrates zusammengefassten und mit dessen Namen bezeichneten modernen Wesen, insbesondere der Blüte desselben, der Sophistik. Zwar geschah dem Sokrates schweres Unrecht durch dieses Zusammenwerfen seines Thuns und Lehrens mit dem der Sophisten, da er sich, obwohl vielfach auf demselben Boden mit ihnen stehend, doch ganz wesentlich von ihnen unterschied*); indessen würden ebenso auch wir unserem Dichter Unrecht thun wenn wir unser Bewusstsein über die principielle Grundverschiedenheit beider ihm unterschieben und vergessen wollten dass nach den Begriffen des damaligen Athen die eigentlichen Sophisten, als Ausländer, nicht zum Hauptgegenstande eines im attischen

*) Vgl. die Einleitung zu meiner Ausgabe der Wolken (Leipzig, 1867) S. 37 ff.

Theater dem attischen Volke vorzuführenden Stückes gemacht werden konnten, dass die attische Eitelkeit sich sogar dagegen gesträubt haben würde die Ehre der Erfindung und grösseren Bedeutung auf diesem Gebiete Ausländern abzutreten, und daher Aristophanes, wenn er die Sophistik auf die Bühne bringen wollte, von allen Seiten darauf hingewiesen war zum Vertreter derselben den Sokrates zu machen. Dadurch hat er uns die Mühe gemacht die Züge auseinanderzulesen welche dem wirklichen Sokrates und welche den Sophisten entnommen sind. Am Dichter selber aber rächte sich die Wahl eines für komische Behandlung wenig günstigen Stoffes und das thatsächlich unrichtige Zusammenwerfen verschiedenartiger Richtungen und Persönlichkeiten dadurch dass sein Stück, in der Gestalt in der es auf die Bühne kam, den gehofften Beifall bei weitem nicht erlangte.

Als zweiten Vertreter des neuen Geistes behandelt unser Dichter den Tragiker Euripides, und er hatte darin nicht Unrecht; denn auch Euripides, wie Sokrates, hatte die Fesseln der Autorität von sich abgestreift, auch er erkannte dem seiner selbst bewussten und aufs Edle gerichteten Ich das Recht freiester Bewegung zu, und er wird sogar vielfach als Schüler des Sokrates bezeichnet. Ihn für die Früchte des neuen Geistes verantwortlich zu machen hatte Aristophanes sogar etwas mehr Recht als gegenüber von Sokrates. Zwar als Schöpfer der neuen Richtung konnte Euripides unmöglich betrachtet werden, desto eher aber als ihr einflussreichster Apostel. Denn während Sokrates nur in einem engen Kreise wirkte, so waren dagegen die Stücke des Euripides allenthalben, so weit die hellenische Zunge reichte, gelesen, bewundert, auswendig gelernt. Von seiner Popularität gibt uns einen anschaulichen Begriff die Erzählung des Plutarch*), von den bei dem unglücklichen sicilischen Feldzug in Gefangenschaft und Sklaverei gerathenen Athenern haben viele ihre Freilassung vorzugsweise dem Umstande zu danken gehabt dass sie Stellen aus Euripides auswendig wussten und dadurch die Gunst ihrer sicilischen Herren sich erwarben, welche ganz besonders eifrige Bewunderer des Euripides waren. Und aus der entgegengesetzten Richtung, aus Karien, wird berichtet, ein von Seeräubern verfolgtes griechisches Schiff habe in einem dortigen Hafen erst dann Aufnahme gefunden als seine Mannschaft die Frage, ob

*) Leben des Nikias, Cap. 29. vgl. Polyän. VII, 41. VIII, 52.

sie Lieder von Euripides auswendig wissen, bejaht habe. Anekdoten dieser Art beweisen wenigstens so viel dass Euripides dem Geist und Geschmacke seiner Zeit vollkommen entsprach und zusagte, dass sie in seinen Gedichten ein Spiegelbild ihrer eigenen Denkweise erkannte, und dass daher Aristophanes nicht so ganz fehlgriff wenn er die Streiche die er dem Zeitgeist versetzen wollte gegen Euripides führte. Die Polemik gegen diesen zieht sich durch alle Stücke des Aristophanes; da ist keines in welchem nicht wenigstens einzelne Stellen des Tragikers parodiert würden, und von den eilf auf uns gekommenen sind drei fast ausschliesslich dem Euripides gewidmet.

In dem einen (Thesmophoriazusen) ist es des Tragikers Abneigung gegen das weibliche Geschlecht im Ganzen was den Hauptgegenstand der Komödie bildet. Die Frauen benützen ein religiöses Fest, bei welchem sie versammelt sind und kein Mann Zutritt hat, um darüber zu berathen wie sie den Euripides bestrafen wollen für die Schmähungen die er in seinen Stücken über ihr Geschlecht auszugiessen pflege. Von dieser ihrer Absicht hat natürlich schon vorher verlautet, und so ist auch dem Euripides zu Ohren gekommen dass sie seinen Tod beschliessen wollen. Um das wo möglich abzuwenden, sucht er einen Vertheidiger seiner Sache einzuschwärzen. Er wendet sich daher zuerst an seinen Collegen, den weibischen Tragiker Agathon, um ihn zu bereden dass er sich in Weiberkleidern in die Versammlung der Frauen einschleiche. Als Agathon sich dazu nicht entschliessen kann, so übernimmt die schwierige Sendung der Schwager des Euripides, Mnesilochos. Diesem gelingt es wirklich in die Versammlung der Frauen einzudringen, und er sucht hier den Beweis zu führen dass des Tragikers Vorwürfe gegen die Weiber nicht nur vollkommen begründet seien, sondern hinter der Wahrheit sogar noch zurückbleiben. Aber durch Verrath eines Bundesgenossen der Frauen unter dem Geschlechte der Männer kommt der versuchte Schlich an den Tag. Mnesilochos wird beim Amte angezeigt, verhaftet, von Euripides jedoch mit List befreit, im Einverständniss mit den Frauen, gegen das Versprechen sie künftig in Ruhe zu lassen.

Wird schon in diesem Stücke Euripides nach allen Eigenthümlichkeiten seiner Poesie durchgenommen, sein Unglaube an die Götter des Volks, seine Sentenzensucht, sein Theaterpathos, so hat der Dichter noch ausserdem der ästhetischen Kritik des

Tragikers ein eigenes Stück gewidmet, die Frösche, worin er ihn besonders mit Aeschylos vergleicht und an dem eben Gestorbenen in eben so unbarmherziger als geistreicher Weise das Amt eines Todtenrichters ausübt. Bis ins feinste Detail hinein verfolgt er hier die Manier des Euripides, er weiss sie durch Häufung und Uebertreibung der charakteristischen Züge aufs Köstlichste zu verspotten, wie er andererseits mit grossem Ernste gegen die verderblichen Wirkungen desselben polemisiert. Dabei lässt sich Aristophanes freilich durch seinen Eifer zum Theil über das Ziel hinausführen, indem er den Tragiker für alles das verantwortlich macht was zu dessen Lebzeiten in Athen sich allmählich geändert hat, für den Umschwung in den Sitten wie im öffentlichen Leben, von welchem doch Euripides nur eine Frucht und ein Herold war, nicht aber der Urheber. So lässt er den Aeschylos sagen (Frösche 1078 ff.):

„Was hat er nicht Alles verdorben zumal!
Und hat er nicht Kuppler uns vorgeführt,
Und Schwestern, mit leiblichen Brüdern gepaart,
Und Leute die sagen, das Leben sei Tod?
Durch all das hat er die Stadt uns gefüllt
Mit Rechtsconsulenten und Schreibergeschmeiss,
Volksaffen, Schmarotzern mit wedelndem Schweif,
Die das Volk betrogen zu aller Zeit!
Wer versteht sich denn noch auf den Fackellauf
Und der Turnkunst männliche Uebung?"

Während aber so unser Dichter mit einer Art von heiligem Eifer losfährt gegen diejenigen welche nach seiner Meinung Schuld waren an dem Alles zerfressenden neuen Geiste, und mit Wärme sich verwendet für den alten Glauben, so sehen wir ihn andererseits eben so entschieden sich kehren gegen diejenigen welche den alten Glauben, von dem sie vielleicht innerlich selbst abgefallen waren, nur aus selbstsüchtigen Beweggründen festzuhalten und für ihren persönlichen Vorteil auszubeuten suchten. Sie erregten den Zorn des Dichters auch dadurch dass sie, an die jeweils Mächtigsten im Staate sich anlehnend und von der Fortdauer des Kriegs eine Förderung auch ihrer Zwecke hoffend, mit den Demagogen und Führern der Kriegspartei einen Bund geschlossen hatten dessen Opfer unfehlbar das Volk werden musste. Einen Solchen stellt Aristophanes z. B. im „Frieden" 1045 ff. dar, wie er — glücklicherweise zu spät und ohne Erfolg — dem Friedensschlusse sich zu widersetzen sucht. Ein anderes Exemplar

dieser Gattung führt uns Aristophanes in seinen Vögeln vor (v. 959 ff.). Dieses Stück enthält überhaupt eine Zusammenfassung alles dessen was der Dichter gegen seine Zeit auf dem Herzen hat, was er aus seinem Vaterlande, damit es glücklich sein und bleiben könne, getilgt wissen will. Er bringt diess in der Weise zur Darstellung dass er seine Unzufriedenheit über den jetzigen Zustand Athens in zwei Athenern verkörpert, welche in solcher Stimmung den Entschluss fassen aus Athen auszuwandern und einen neuen Staat zu gründen. Dieser Gedanke, so wie die neue Gründung selbst, wird aber, mit dem grossartigen Humor welcher dieses ganze Stück auszeichnet, dadurch wieder ironisiert dass das neue Gemeinwesen (Wolkenkukuksheim) in die Luft gebaut wird, somit sich selbst als Luftschloss charakterisiert. In dieses neue Gemeinwesen sucht sich nun aus dem alten eine Menge unreiner Elemente einzudrängen und einzuschleichen, die aber auf unsanfte Weise abgefertigt und ferngehalten werden. Von diesen unreinen Elementen, welche nach des Dichters Ansicht ausgestossen werden müssten, wird eine in ihrer Art vollständige Aufzählung gegeben. Nach einander lässt Aristophanes an das neue Gemeinwesen anprallen und davon zurückgestossen werden einen Hungerleider von lyrischem Dichter, einen habgierigen Priester, einen naturwissenschaftlichen Charlatan, einen zudringlichen Regierungscommissär, einen frechen Gesetzeshändler, weiterhin einen ungerathenen Sohn, einen Musikverderber, einen Denuncianten. Bemerkenswerth für die Gründlichkeit womit Aristophanes in seiner Polemik gegen den neumodischen Geist zu Werke geht ist neben der Mitaufzählung des Musikverderbers besonders auch die des angeblichen Charlatans. Es ist diess der in der Geschichte der Astronomie und Chronologie noch immer mit Achtung genannte Meton, welchen der Dichter aus keinem andern Grunde in dieser wenig respektabeln Gesellschaft aufzählt als weil die Wissenschaften welche Meton vertrat, Geometrie und Astronomie, in der Zeit des Aristophanes neu aufgekommen und von Angehörigen der neuen Richtung cultiviert waren, daher unser Dichter dieselben zu den specifischen Ausflüssen und Kundgebungen des neuen Geistes rechnen zu dürfen glaubte.

Zugleich aber ist dieses Stück mehr als irgend ein anderes geeignet uns die Kehrseite von Aristophanes' Stellung zu seiner Zeit vor Augen stellen. Zwar werden wir aus allem Bisherigen

die Ueberzeugung zu schöpfen haben dass es dem Dichter mit seiner Vorliebe für die alte Zeit und seinem Kampfe gegen die neue ausserordentlich Ernst ist; ja in vielen Stellen legt er auf diese seine ernste ethische Tendenz sogar das Hauptgewicht seiner dramatischen Thätigkeit und bezeichnet sie als dasjenige wodurch er sich von andern Dichtern dieser Gattung am wesentlichsten unterscheide.*) Nichts destoweniger aber hat er für seinen ernstlich gewollten Zweck ganz und gar untaugliche Mittel gewählt, Mittel welche sogar das Gegentheil von dem eigentlich Gewollten bewirken mussten. So kämpft er für den alten Glauben und die alten Götter, und thut doch selbst sein Möglichstes um sie lächerlich und unmöglich zu machen; so eifert er gegen die ochlokratische Zuchtlosigkeit, und benüzt sie doch im ausgedehntesten Masse; so züchtigt er die Volksschmeichler, und stellt doch selbst so oft das Volk als den schuldlosen Theil dar, und gewöhnt es daran die Ursache des Uebels überall eher zu suchen als in sich selbst; so donnert er gegen die Wühler, und untergräbt doch unermüdlich das Bestehende; so verhöhnt er die Redekünstler welche nach Belieben diese oder die entgegengesezte Sache verfechten, und lässt doch selbst in seinen Stücken mit besonderer Vorliebe solche Wortgefechte abhalten.

Zwar hat er natürlich von diesem Verhalten kein klares Bewusstsein: er meinte seiner Farbe treu zu sein, und half sich über jene Widersprüche, wo sie sich auch ihm aufdrängten, gewiss durch allerlei Mittel der Selbsttäuschung hinüber. So redete er sich ohne Zweifel ein dass er ja nicht das Wesen der Götter lächerlich mache, sondern nur ihre Erscheinungsform. Aber für das Bewusstsein des Volks waren beide unzertrennlich in einander, für das Volk hieng das Sein der Götter unlösbar zusammen mit ihrer Persönlichkeit, und deren Personen lächerlich zu machen und in komische Conflicte zu bringen hiess nichts Anderes als die Volksgötter selbst um den schwachen Rest von Achtung bringen den sie noch genossen. Mag es immerhin für einen harmlosen Witz gelten wenn in den Vögeln Prometheus unter einem aufgespannten Schirm auftritt, damit Zeus ihn nicht sehe, so ist es doch wohl anders zu beurteilen wenn in demselben Stücke der Dichter geradezu die Absetzung der alten Göt-

*) Z. B. Acharn. 633 ff. Ritter 510. Vesp. 1025 ff. Frieden 762 ff. Frösche 389 ff. Weibervolksvers. 1155 f.

ter decretiert, durch Aushungern ihnen Concessionen abpressen lässt und vom Sterben des Zeus redet, oder die Formen der Götteranrufung persifliert. Um durch Dinge dieser Art sich nicht irre machen zu lassen in ihrem Glauben, und bei der komischen Vernichtung der Schale nur um so unverrückbarer festzuhalten am Kerne, dazu wäre eine Kraft der Abstraktion erforderlich gewesen und eine Gediegenheit der Gesinnung, wie sie der Dichter wohl für seine Person besitzen mochte, bei dem Ganzen des Volks aber nimmermehr voraussetzen konnte. So wenig daher der Dichter es Wort haben will, und so sehr er wohl erschrocken wäre wenn er es sich klar gemacht hätte, so gewiss steht er doch selbst auf derjenigen Seite gegen welche er Front zu machen meint, und ist Bundesgenosse derjenigen welche er als Gegner bekämpft, ja er wirkte für deren Sache vielleicht noch unmittelbarer und nachhaltiger als sie selbst.

Dieses schiefe Verhältniss hat seinen Grund darin dass Aristophanes, so sehr er auch mit seinem Wollen, Wünschen und Lieben der alten Zeit zugekehrt war, dennoch mit allen Fasern seines geistigen Seins wurzelte in der neuen. Mochte er das was an ihm Sache der Selbstbestimmung war auch ganz und gar hingeben in den Dienst seines selbstgeschaffenen Ideals, sein eigentliches Wesen blieb doch unwandelbar stehen im Herzen seiner Zeit; und ob der Sohn auch noch so hartnäckig die Mutter verleugnete, jede Bewegung, jeder Laut verrieth ihn, und wenn er schwieg so redete für ihn die Gleichheit der Züge.

Aristophanes ist nicht ums Geringste weniger modern als diejenigen welche er als modern bekämpfte; von Euripides z. B. unterscheidet er sich nur dadurch dass jener mit Bewusstsein und ungetheilt sich der neuen Zeit ergeben hatte und gutes Mutes mit dem Strome schwamm vor dessen Verlauf unserm Dichter bangte und dem er darum sich zu entziehen und entgegenzustellen suchte, ohne eine andere Wirkung als dass er müder wurde als sein Genosse und mehr Kraft verbrauchte als dieser. Dass aber seine Kraft sich nicht erschöpfte in dem ungleichen Kampfe ist ein Beweis von ihrer Grösse und ausdauernden Festigkeit, zum Theil wohl auch eine Folge von des Dichters eigenthümlichem Verfahren, von den Pausen die er bald unwillkürlich, bald wohl auch mit Bewusstsein in seinem Kampfe eintreten liess. Ob auch im Princip entschieden, so schwankte Aristophanes oft, wenn er an die Erscheinung herantrat; so sehr er sich abgestossen fühlte

von dem vorlauten, absprechenden und frivolen Wesen das er auf der einen Seite gewahrte, so wenig war er doch auch erbaut von der Ungeschliffenheit und Plumpheit, der Unzugänglichkeit für andere als grob materielle Interessen, die er im entgegengesezten Lager fand; und zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Stücken lässt er bald die eine, bald die andere Stimmung vorwalten und vertheilt Recht und Unrecht oft in einer Weise dass man meinen sollte er habe sich selbst von der Unhaltbarkeit seines Standpunktes überzeugt und sei zu seinen früheren Gegnern übergetreten.

Eine Schwenkung dieser Art zeigen besonders die Wespen, wo der Dichter den Vertreter der neuen Generation mit unverkennbarer Vorliebe zeichnet und ihn gegenüber von seinem Vater, einem Manne der alten Zeit, nicht nur als den Gebildeten und Aufgeklärten schildert, sondern auch als den Edlen, für seines Vaters Wohl zärtlich Besorgten, Uneigennützigen und Massvollen. Dieses Schwanken hat wohl seinen Grund in dem besprochenen Verhältniss. Weil der Dichter seiner Natur nach selbst dem neuen Geist angehört, so äussert er sich da wo er sich gehen lässt, wo er nicht seine Grundsätze sich eigens vor die Seele stellt, ganz im Sinne der neuen Zeit: er schwimmt unwillkürlich mit ihr fort, bis ihm plötzlich wieder zum Bewusstsein kommt welche Richtung er ja eigentlich zu verfolgen sich vorgenommen habe; oder auch gibt er sich mit Bewusstsein der Strömung hin, lässt sich behaglich von den Wellen dahintragen und plätschert munter in ihnen, in der Meinung dass er ja jeden Augenblick wieder umkehren und ans Land steigen könne.

Dass er aber mit seinen Grundsätzen wenigstens seiner Fahne treu geblieben ist, das zeigt sein spätestes Stück, der Plutos (Gott des Reichthums), in welchem die neue Zeit sogar zum Theil mit greisenhafter Bitterkeit angefeindet wird (v. 30 ff. 46 ff.). Wenn wir daher in den Stücken der mittleren Periode unseres Dichters scheinbar Frieden abgeschlossen sehen mit dem neuen Geist, so ist diess wohl hauptsächlich zu erklären aus der trüben Zeit welcher sie angehören, der Zeit nach dem kläglichen Scheitern des unseligen Zugs nach Sicilien. Wo alles gleichmässig gelitten hatte durch das öffentliche Unglück, wo alle Parteien gleich sehr niedergeschmettert waren, da konnte es einem Vaterlandsfreunde nicht einfallen irgend welchen Gegensatz unter den Bürgern wach zu rufen, irgend welchen Zank aufzurühren.

Auf eine nachhaltige Aenderung seines Sinnes, seiner Grundsätze dürfen wir aber daraus nicht schliessen; wenn auch vielfach enttäuscht und in seiner Begeisterung abgekühlt, hielt er doch fest an dem Glauben an eine bessere Vergangenheit, an seiner Sehnsucht nach ihr, seinem Streben darnach, und liess wenigstens in seinem Bewusstsein nicht ab zu protestieren und zu kämpfen wider den neuen Geist selbstsüchtiger Abkehr von den Gesammtinteressen. Wenn er darin sich getäuscht hat, wenn er zu schieben meinte wo er geschoben wurde, wenn er in dem unfruchtbaren Kampfe seine Kraft verzehrte, was ist das Anderes als unser Aller Loos? Und wenn wir an ihm ein ewiges Ringen zwischen dem Gewollten und dem Gemussten, zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, eine ewige Kreuzung und Mischung beider Elemente wahrnehmen, so ist diese wechselnde und wechselseitige Bethätigung der beiden Mächte ja doch nur eben das was wir Leben heissen. Und endlich, wenn wir unsern Dichter eine ernste Tendenz in ernster Weise verfolgen sehen, wenn er öfters mehr Satiriker ist als komischer Dichter, so mag diess in manchen Augen seinen poetischen Werth mindern; aber was der Dichter verliert, das gewinnt in ihm der Mensch: er steigt in unserer Achtung als Person, er rückt uns menschlich näher, indem wir hinter der schönen Form ein warmes Herz durchfühlen, das liebt und hasst und — irrt, und hinter der lachenden Maske ein ernstes Angesicht gewahren, das oft nur schwer sich der Thränen erwehrt.

Diese ernste Seite unseres Dichters, womit wir uns im Bisherigen ausschliesslich beschäftigt haben, ist zwar nur Eine Seite an ihm, aber doch eine wesentliche und eine solche von welcher er nicht minder liebenswürdig und dabei reiner sich zeigt als von den meisten andern.

V.

Zu Sophokles' Oedipus Tyrannus.

1.*) In der Controverse zwischen Classen und Ribbeck (rhein. Mus. XIII S. 129 ff. XVI S. 489 ff. 501 ff.; besonders abgedruckt Frankfurt 1861. 27 S.) über v. 224 ff. muss auch ich mich entschieden auf die Seite des Letzteren stellen. Nicht als ob ich die mancherlei feinen Bemerkungen nicht zu würdigen wüsste welche Classens Aufsatz enthält und unter denen das über die chiastische Stellung der Glieder in v. 233 f. Gesagte, sowie die Erörterung über die Darstellungsweise in v. 255 ff. noch fortwährend von Werth ist. Aber in der Hauptfrage muss ich doch Ribbeck Recht geben und glaube dass die thatsächlichen Verhältnisse Jeden der sie unbefangen erwägt zu dieser Ueberzeugung drängen. Man mache sich nur den Gedankengang klar. Oedipus will, dem Spruche des Apollon gemäss, den Urheber von Laios' Tödtung ermitteln, um ihn und damit die Seuche aus dem Lande zu schaffen. Da er, jenem Vorfalle (wie er meint) absolut fremd, in sich selbst keinen Anhaltspunkt zu dieser Ermittlung findet, so sieht er sich auf fremde Unterstützung und Mitwirkung angewiesen, abhängig von Anderer gutem Willen (219 ff.). An diesen appelliert er mit dem doppelseitigen Befehle, es möge entweder der Thäter sich selbst melden: es werde ihm nichts zu Leide geschehen, sondern er ungefährdet über die Grenze gebracht werden; oder wer den Thäter kenne möge diess offen anzeigen: der Anzeigende werde (nicht nur nicht für sein bisheriges Schweigen bestraft, sondern sogar) in jeder Weise belohnt werden (222—232). Dieser directe Weg, wenn er eingeschlagen würde, wäre natürlich der beste und sicherste. Indessen liegt

*) Aus Fleckeisen's Jahrbb. 1863, S. 393 ff. Vgl. dazu jetzt bes. Ribbeck's Epikritische Bemerkungen zur Königsrede im O. J., Kiel 1870, 28 S. 4.

die Besorgniss sehr nahe dass dieser Weg nicht eingeschlagen werden wird, und zwar aus Furcht: von Seiten des Thäters für sich selbst, von Seiten der Mitwisser für den ihnen möglicherweise befreundeten Thäter. Diese Wahrscheinlichkeit muss daher Oedipus berücksichtigen, und für den Fall dass jener erste Weg nicht betreten wird, sondern Thäter und Mitwisser schweigen, eine zweite, eventuelle Massregel treffen (233—235). Diese besteht in dem Befehle den Thäter wenigstens indirect, schweigend, aus dem Lande zu drängen, dadurch dass man allen Verkehr mit ihm abbreche und so ihn nöthige das Gebiet Thebens zu verlassen, womit dann gleichfalls die Seuche entfernt, der Hauptzweck somit erreicht ist (236—243). Die Voraussetzung bei diesem zweiten, eventuellen Befehle ist (wie bei dem ersten) dass der Thäter in Theben sei und dass man ihn dort wohl kenne, wenn man sich auch nicht entschliessen könne dem König dessen Namen zu nennen. Auf letzteren verzichtet Oedipus eventuell mit seinem zweiten Befehle: mag er auch niemals den Namen des Thäters erfahren (vgl. *ὅστις ἐστί* 236), wenn man nur seiner Anordnung gemäss den Umgang mit demselben meidet und dadurch ihn aus dem Lande treibt; aus dem Aufhören der Seuche wird Oedipus dann schon ersehen dass der Missethäter aus Thebens Gebiet hinausgedrängt, Apollons Weisung befolgt ist. Mit diesen beiden Anordnungen hat Oedipus das Seinige gethan um dem Interesse des Getödteten und dem Befehle des Gottes zu genügen (v. 244 f.); es ist nun an den Bürgern auch das Ihrige zu thun, indem sie für die Ausführung dieser Anordnungen des Königs*) sorgen, wozu sie dreierlei treiben sollte: der Wunsch dem Befehle ihres Königs nachzukommen, das Verlangen die Weisung des Apollon zu befolgen, endlich die Rücksicht auf das dringende Interesse ihres Landes (252—254).

Hienach kann vor allem gar keine Rede davon sein dass die Achtserklärung, also *τὸν ἄνδρα τοῦτον* (236), sich auf den schweigenden Mitwisser, den Hehler, bezöge. Für diese Beziehung spricht lediglich gar nichts als der grammatische Anschein, sofern das nächstgelegene Subject *τις* (233) ist und man daher einen Augenblick sich versucht fühlen kann *τὸν ἄνδρα τοῦτον* mit diesem *τις* in Verbindung zu bringen. Diess aber

*) *ταῦτα πάντα* (252) von den beiden Anordnungen, von welchen jede wiederum sich mehrfach gliedert.

auch nicht länger als einen Augenblick; näheres Nachdenken muss sofort die Unmöglichkeit dieser Beziehung klar machen. Um nichts davon zu sagen dass die späteren Worte des Teiresias und des Oedipus selbst (v. 350 ff. 817 ff.) die Beziehung auf den Hehler ausschliessen: auch der unmittelbare Zusammenhang gestattet sie nicht. Schon die Entladung so grossen Eifers gegen die (oder vielmehr — ein neues Wunder — den) unglücklichen Mitwisser, die aus blosser Furcht die Anzeige unterlassen, wäre im höchsten Grade auffallend, und dann ergäbe sich überhaupt etwas ganz Monströses. Oedipus hat (nach v. 125) Verdacht dass der Tödtung des Laios politische Motive zu Grunde lagen, dass eine Partei, eine wohl weit verzweigte Verschwörung, dabei die Hand im Spiele hatte, es konnte also möglicherweise halb Theben dabei betheiligt sein: Oedipus hätte dann also der einen Hälfte Thebens zugemutet den Umgang der andern zu meiden, die beiden Hälften hätten zu diesem Zwecke billig Abzeichen haben müssen, damit jeder Einzelne wüsste wer zu den Verfehmten gehöre und wer nicht, der Zweck aber, das *μίασμα* aus dem Lande zu bringen, wurde so keinenfalls erreicht. Kurz, man darf sich nur die Consequenzen dieser Beziehung auf den Hehler vergegenwärtigen und man wird sie alsbald als unmöglich erkennen. Der grammatische Anschein kann hiergegen nicht ins Gewicht fallen. Der Mörder ist die Hauptperson, um die sich alle Gedanken des Oedipus drehen, welche ihm fortwährend vor der Seele steht, fortwährend geistig gegenwärtig ist, und von der er daher jeden Augenblick sagen kann *τὸν ἄνδρα τοῦτον*.

Was sodann die Umstellung der sechs Verse 246—251 betrifft, so ist zuerst zu constatieren dass sie unzertrennlich zusammengehören. Das erhellt theils aus den beiden sich offenbar auf einander beziehenden Anfängen *κατεύχομαι* — *ἐπεύχομαι*, theils (wie Ribbeck bemerkt hat) aus der Nothwendigkeit den Thäter (*τὸν δεδρακότα*) als Subject für *ξυνέστιος* zu behalten. Weiterhin ist zuzugeben dass *ἐγὼ μὲν οὖν* (244) und *ὑμῖν δὲ* (252) sich zur Noth allenfalls auch über die sechs Verse hinüber auf einander beziehen können, sowie dass *τοῖσδε* (*ἅπερ τοῖσδ' ἀρτίως ἠρασάμην* 251) auch bei der handschriftlichen Stellung der Verse eine grammatische Beziehung hat, nämlich auf den Plural *σιωπήσεσθε* (233). Aber mehr als eine grammatische und formale auch durchaus nicht. Denn den *σιωπησόμενοι* hat Oedipus, wie unsere Darlegung gezeigt hat, im Vorhergehenden

lediglich nichts angewünscht (ἠρασάμην), vielmehr ihnen befohlen (ἀπαυδῶ 236) wenigstens indirect auf den Thäter einzuwirken, durch Meiden des Umgangs mit ihm seine Entfernung aus dem Lande herbeizuführen. Es bleibt also dabei dass bei der überlieferten Stellung der Verse τοῖσδε keine vernünftige Beziehung hat, dass somit diese Stellung schon desshalb zu ändern ist. Und da ist die einzige methodische Aenderung die von Ribbeck vorgeschlagene, welche die sechs Verse beisammen lässt, welche sie an eine Stelle setzt wo Alles aufs Beste zusammenstimmt, welche endlich die Entstehung der handschriftlichen Stellung auf einleuchtende Weise erklärt.

Dass 244 f. und 252—254 bei der Umstellung vollkommen zusammenstimmen haben wir schon dargelegt; aber auch das Weitere (255 ff.) ist jetzt ganz klar. Nachdem in v. 253 f. die drei Beweggründe zusammengefasst waren aus welchen die thebäischen Bürger (beziehungsweise deren Vertreter, der Chor) zur Ausführung der Anordnungen des Oedipus mitwirken müssen, wird daran ein weiteres Motiv zur Verfolgung der Sache angereiht (255—268), ein Motiv welches der Person und Stellung des Laios entnommen ist und welches sich auf die beiden vorher mit ἐγὼ μὲν οὖν . . ὑμῖν δὲ Auseinandergehaltenen gleichzeitig erstreckt, sowohl auf die Bürger als auf Oedipus, wobei es ganz natürlich ist dass der Redende seine persönliche Beziehung besonders eingehend darlegt. Nachdem so von allen Seiten her sich die dringendsten Motive zur Aufklärung der schwebenden Frage ergeben haben, zieht Oedipus noch einmal die daraus fliessende praktische Folgerung: also müssen alle Theile zusammenwirken zu dieser Aufklärung, also ist es ein wahres Verbrechen und fluchwürdig wenn nicht Jeder thut was in seinen Kräften steht, um jenen Zweck zu erreichen. Wer also den Thäter kennt und ihn nicht entweder geradeswegs anzeigt oder auf indirectem Wege nöthigt das Land zu verlassen, der verdient nicht nur das Unglück das jetzt auf der Stadt lastet, sondern sogar noch schwereres (269—272); wer die That begangen hat und nicht jetzt sich dazu bekennt (λέληθεν 247), der verdient für sein ganzes weiteres Leben das schlimmste Loos (κατεύχομαι . . βίον)*); und endlich schliesst Oedipus sich selbst noch ganz aus-

*) Die Verfluchung des Mörders ist also doch gewiss in diesem Zusammenhange sehr wohl motiviert.

drücklich ein in die so eben gegen den Hehler und Thäter ausgesprochenen Verwünschungen (*ἅπερ τοῖσδ' ἀρτίως ἠρασάμην*), für den Fall dass er dem Thäter irgend welche Förderung zu Theil werden liesse, oder — denn auch diess kann in den Worten mit enthalten sein — für den Fall dass eines seiner nächsten Angehörigen (etwa Iokaste) sich als Thäter oder Anstifter oder Mitschuldiger erweisen würde und er nicht Alles aufböte um der Weisung des Gottes zu entsprechen. An diese Bedrohungen wird schliesslich die Kehrseite angefügt, Segenswünsche für alle diejenigen welche seinen Anordnungen Folge leisten und zur Entfernung des *μίασμα* irgendwie beitragen.

Dass die sechs Verse ausfielen, davon ist die Ursache vielleicht in dem Umstande zu suchen dass sie die Aufeinanderbeziehung der Worte *ταῦτα τοῖς μὴ δρῶσιν* und *ὑμῖν τοῖς ἄλλοισι Καδμείοις* auf ungehörige Weise zu unterbrechen schienen. Es ist diess in Wahrheit nicht der Fall: denn die beiden Glieder sind so deutlich ausgeprägt dass ihre gegenseitige Beziehung auch nach einer noch längeren Unterbrechung ganz unverkennbar wäre; zudem erfolgt unmittelbar vor dem zweiten Gliede eine Art Zusammenfassung des ersten durch *τοῖσδε*, und endlich ist das *τοῖς ἄλλοισι Καδμείοις* sogar erst jetzt genau richtig, da es den Rest bezeichnet welcher bleibt wenn man alle diejenigen abzieht welche ihrer Pflicht nicht nachkommen, sowohl den Mörder, wenn er sich nicht selbst meldet, als die Mitwisser welche nicht direct oder indirect die Entfernung des Mörders bewirken, und mit diesen eventuell auch Oedipus selbst, wenn er je sich das Gleiche zu Schulden kommen liesse. Aber, wie gesagt, irgend Jemandem konnte es scheinen als ob die sechs Verse störend wären und mit ihrer Beseitigung dem Dichter ein Liebesdienst erwiesen würde, in einem Bühnenexemplar z. B. konnten sie weggelassen sein und dann aus einem andern Exemplar an der unrichtigen Stelle, vor dem unrichtigen *ὑμῖν δέ*, eingefügt werden.

2.*) Wie Oedipus, nachdem er sich selbst geblendet, wieder auf die Bühne tritt spricht der Chor in einem anapästischen System sein Entsetzen über den Anblick aus und fügt dann hinzu:

> *ἀλλ' οὐδ' ἐσιδεῖν*
> *δύναμαί σε, θέλων πόλλ' ἀνερέσθαι,*
> *πολλὰ πυθέσθαι, πολλὰ δ' ἀθρῆσαι.*
> *τοίαν φρίκην παρέχεις μοι.*

---

*) Aus Fleckeisen's Jahrbb. 97 (1868) S. 752.

Nauck klammert die Worte πόλλ' ἀνερέσθαι bis ἀθρῆσαι „als einen absurden Zusatz" ein und begründet dieses derbe Urteil damit dass man Jemand befragen könne auch ohne ihn anzusehen, und den „Oedipus Vieles zu befragen hat der Chor den geringsten Anlass; vielmehr wäre es im höchsten Grade tactlos wenn der Chor den unglücklichen geblendeten König mit vielen Fragen bestürmte." Diese Motivierung ist ganz unzureichend. Der Chor hat schon im Vorhergehenden an Oedipus zwei Fragen gerichtet: τίς σ', ὦ τλῆμον, | προσέβη μανία; τίς ὁ πηδήσας u. s. w., und richtet v. 1327 f. noch weitere an ihn: πῶς ἔτλης τοιαῦτα σὰς | ὄψεις μαρᾶναι; τίς σ' ἐπῆρε δαιμόνων; ohne dass man darin irgend etwas Unpassendes finden könnte. Die Situation ist eine ähnliche wie in Aeschylos' Persern, wo nach dem Erscheinen des εἴδωλον Δαρείου der Chor die Antwort auf dessen Fragen ablehnt (v. 694 ff.):

> σέβομαι μὲν προσιδέσθαι,
> σέβομαι δ' ἀντία λέξαι
> σέθεν ἀρχαίῳ περὶ τάρβει.

Die Vermittlung liegt in οὐδέ: „während ich so manche (weitere) Frage an dich richten möchte, finde ich vor Grauen in mir nicht einmal den Mut dich anzusehen." Auch ist wenig wahrscheinlich dass ein Interpolator, wenn er ein Object zu θέλων vermisste, deren gleich drei eingefügt hätte. Gegründeteren Anstoss bieten die Worte πολλὰ πυθέσθαι, πολλὰ δ' ἀθρῆσαι. Einmal enthält die dreimalige Wiederholung von πολλὰ einen ganz zwecklosen Aufwand von Rhetorik; sodann ist πυθέσθαι tautologisch mit ἀνερέσθαι; endlich ist ἀθρῆσαι schief, theils in seinem Verhältniss zu ἐσιδεῖν theils in seiner Stellung nach ἀνερέσθαι und πυθέσθαι. Ich halte daher diese Worte — aber nur diese, nicht auch πόλλ' ἀνερέσθαι — für eine Interpolation, für eine Ausweitung des θέλων πόλλ' ἀνερέσθαι, bei welcher ihr Urheber offenbar keinen grossen Aufwand von Geist und Kunst zu machen brauchte und auch nicht gemacht hat.

3.*) V. 1409—1437 sind namentlich die Worte Kreons v. 1424 ff. neuestens Gegenstand mehrfacher Erörterungen geworden. A. Nauck, zuerst in seiner Bearbeitung der Schneidewin'schen Ausgabe und dann im Philologus XII. S. 635, hat be-

*) Aus Fleckeisen's Jahrbb. 79 (1859) S. 322 ff.

hauptet, dieselben passen nur in den Mund von Oedipus. Dessen Verzweiflung sei es „angemessen zu meinen, Himmel und Erde müssten vor solcher Befleckung schaudernd zurückweichen, und der Sonnengott werde durch seinen Anblick beleidigt. In dem Munde jedes Andern wären die Worte unmenschlich, selbst wenn Oedipus kein Mitleid verdiente.“ Er gründet darauf die Vermutung dass die bezeichneten acht Verse zwischen 1415 und 1416 einzuschalten seien, so dass sie mit den vorausgehenden acht Versen (1416—1423) die Stelle wechseln. Mir scheint das Angeführte keine zureichende Begründung dieser Vermutung. Kreons Beweggrund zu diesen seinen Worten ist ein wohlmeinender, er gründet sich auf herzliches Mitleid mit des Oedipus Lage, wenn es auch zunächst das Gefühl für Familienehre sein mag was es ihm als empörend erscheinen lässt dass der Chor den unglücklichen Oedipus so als Gegenstand der öffentlichen Neugierde dastehen sehen kann. Etwas „Unmenschliches“ vermag ich daher in Kreons Worten schlechterdings nicht zu entdecken. Nauck hätte desshalb wohl besser daran gethan seine Vermutung zu stützen vielmehr auf den unangenehm raschen Wechsel des Tones und Inhaltes welchen die fraglichen Worte Kreons zeigen. Kaum hat er mit zwei Versen den Oedipus beruhigt, so fährt er jählings, und ohne dass die verschiedene Richtung seiner neuen Worte eigens markiert würde, scheltend über den Chor her. Auch die Aufeinanderbeziehung von *καλύψατ'* (1411) und *ἀκάλυπτον δεικνύναι* (1427), wenigstens nach der Aenderung welche Nauck v. 1411 f. vorgeschlagen, konnte dieser für seine Umstellung der acht Verse geltend machen.

Die zunächst dagegen sich aufdrängende Einwendung hat schon H. Bonitz ausgesprochen (Z. f. d. östreich. Gymn. 1857 S. 164 f.). Wenn Oedipus es ist der den Wunsch ausspricht *ἐς οἶκον ἐσκομίζετε* u. s. w. so verlangt er damit das directe Gegentheil von dem was er sonst fortwährend haben will, *ἔξω με καλύψατε* oder *ἐκρίψατε* 1410 f., *ῥῖψόν με γῆς ἐκ τῆσδε* 1436, *γῆς μ' ὅπως πέμψεις ἄποικον* 1518, wie er denn Kreons Weisung *ἴθι στέγης ἔσω* (1515) nur mit Widerstreben befolgt (*πειστέον, κεἰ μηδὲν ἡδύ* 1516). Auch mit v. 1287—1291 scheint jene Zutheilung nicht vereinbar, wornach Oedipus selbst verlangt hat dass man ihn herausführe und allen Thebanern zeige (und jetzt sollte er dem unschuldigen Chor Vorwürfe darüber machen dass diess geschehen!), und seinen Entschluss aussprach *ὡς ἐκ χθονὸς*

ῥίψων ἑαυτόν, οὐδ' ἔτι μενῶν δόμοις ἀραῖος (1290 f.). Diese Einwendungen hat Nauck a. O. S. 636 f. zu beseitigen gesucht. Er sagt: „Oedipus wünscht schleunigst in das Haus gebracht zu werden, nicht etwa um darin zu bleiben, sondern um bei seinen nächsten Verwandten die Erhörung zu finden die der Chor ihm schweigend versagt hat, die Erhörung seiner Bitte um Tod oder Verbannung. Aus dem Schweigen des Chors nach v. 1412 schloss Oedipus, der Chor meide ihn, um nicht durch seine Berührung befleckt zu werden. Daher die Bitte (1413 f.), würdigt mich der Berührung, fürchtet euch nicht u. s. w. Als auch darauf der Chor schweigt, beschwört ihn Oedipus 1424—31 ihn ins Haus zu bringen um der dem Helios gebürenden Scheu willen: seine Verwandten, so hofft der Unglückliche, werden noch am ehesten seine Gemeinschaft insoweit zu tragen im Stande sein dass sie eine Bitte ihm erfüllen. Auf das Begehren des Oed. zu seinen Angehörigen gebracht zu werden passt vortrefflich dass die Ankunft des Kreon gemeldet wird (1416—18), der als Verwandter ihm nahe steht und als Nachfolger in der Herrschaft Massregeln zu treffen hat um den Zorn des Apollon zu versöhnen. Und nun wird es nicht weiter auffallen wenn Oed. dem Kreon gegenüber nur den Wunsch ausspricht aus dem Lande gebracht zu werden." Aber diese angeblich einfache Lösung hat in Wahrheit wenig Einleuchtendes. Nicht nur dass der Dichter sich einer grossen Undeutlichkeit schuldig gemacht hätte wenn er den Oed. einen Wunsch aussprechen liess der mit dem oftmals von ihm ausgesprochenen im geradesten Widerspruch stand, ohne doch diesen neuen Wunsch irgendwie zu motivieren, sondern es ist auch die dem Chor dabei zugetheilte Rolle eine unbegreifliche. Er, der sonst so wenig schweigsame und fortwährend gegen Oed. wohlwollend gestimmte, soll durch sein beharrliches Schweigen diesen zur Verzweiflung bringen, ohne dass doch zu diesem Schweigen selbst ein vernünftiger Grund abzusehen wäre, da der Chor sehr leicht mit wenigen Worten die Entscheidung über Oedipus' Wunsch ablehnen und auf Kreon verweisen konnte, und ohne dass Oedipus je sich über dieses Schweigen ausdrücklich beklagen würde! Sodann wer sollen die „nächsten Verwandten", die „Angehörigen" sein zu welchen Oed. gebracht sein will, um von ihnen Tod oder Verbannung zu erlangen? Etwa Kreon? Aber dessen Auftreten erfüllt ihn ja mit Angst und Verlegenheit wegen des Unrechts das er sich bewusst ist ihm früher angethan

zu haben; wie viel weniger kann es ihm einfallen selbst ihn aufsuchen zu wollen! Oder seine Kinder? Von diesen soll er Tod oder Verbannung hoffen? Endlich wäre das Abrupte des Uebergangs in den scheltenden Ton bei dieser Anordnung nicht gebessert, sondern eher verschlimmert. Denn nun sind es die gleichen Personen (der Chor) welche zuerst flehentlich gebeten und dann ungeduldig gescholten werden, und der diess thut ist nicht Kreon, noch auch Oedipus auf der Höhe seines Glückes, welcher allerdings den Teiresias v. 330 in dieser Weise behandelt hat, sondern der gedemütigte, gebeugte, gebrochene, von Rührung überfliessende Oedipus; und wer dem Chor Vorwürfe darüber macht dass sie *τοιόνδ' ἄγος ἀκάλυπτον δεικνύναι* können ist derjenige welcher dieses *δεικνύναι* selbst einzig und allein und stürmisch verlangt, veranlasst und herbeigeführt hat (1287 ff.). Auch wären die zwei Verse (1422 f.) für den neu und in einer unerwarteten Stimmung und Absicht auftretenden Kreon viel zu wenig und ständen zu kahl da; man sollte nach der negativen Erklärung *οὐχ ὡς γελαστής* u. s. w. schlechterdings auch eine positive erwarten.*) So sehr ich daher auch das Vorhandensein von Schwierigkeiten in der Stelle anerkenne, so kann ich doch nicht glauben dass sie durch Nauck's Umstellung gehoben seien; im Gegentheil finde ich dass dadurch an die Stelle der vorhandenen andere, und sogar grössere, gesetzt werden. Ich möchte daher eher annehmen dass nach v. 1423 (der handschriftlichen Anordnung) einige Verse ausgefallen sind, worin Kreon seine positive Gesinnung und Absicht gegenüber von Oedipus ausgesprochen und dann sich zum Chor gewendet hätte, diesem sein Befremden über dessen Verfahren ausdrückend, über ihr *οὐ καταισχύνεσθαι θνητούς*, worauf er dann fortfuhr *ἀλλ' εἰ τὰ θνητῶν* u. s. w. (1424 ff.). Die Ursache des Ausfalls läge in dem Umstande dass die betreffenden Worte gleichfalls (wie v. 1424) mit *ἀλλ'* begannen (nach *οὔτε-οὔτε*).

Ich glaube dass dieser Vorschlag weniger gewaltsam ist und doch gründlicher hilft als der von Nauck. Zugleich hat die Annahme eines solchen Ausfalles um so weniger Bedenkliches da der Schluss des König Oedipus uns überhaupt in einer sehr verderb-

*) Nur einen kleinen Theil dieser Schwierigkeiten beseitigt die Annahme von Bergk (in der B. Tauchnitzischen Ausgabe), dass nach v. 1415 und vor den bei Nauck's Abtheilung nachfolgenden Worten *ἀλλ' εἰ τὰ θνητῶν* u. s. w. etwa drei Verse des Chors ausgefallen seien.

ten Gestalt überliefert ist. Ueberall stösst man auf Anstände, und namentlich von v. 1515 an nehmen die Wiederholungen, Widersprüche und Inconvenienzen in einem solchen Masse zu dass man beinahe zweifeln möchte ob diess wirklich der von Sopokles selbst für dieses Stück, in seiner jetzigen Gestalt, bestimmte Schluss ist, und die Frage entsteht ob wir in diesen Trochaeen nicht vielmehr den Ueberrest eines älteren Schlusses oder gar eine fremde Hinzudichtung für eine spätere Aufführung des Stückes besitzen.

Darüber*) dass die Stelle v. 1424—1431 nicht in Ordnung sei herrscht ziemlich allgemeines Einverständniss; denn das Umspringen des Sinnes und Tones gegenüber den unmittelbar vorausgehenden zwei Versen ist unverkennbar. Meinungsverschiedenheit besteht nur über die Frage wo das Uebel sitze und wie ihm abzuhelfen sei. Während im Vorstehenden eine Lücke von einigen Versen zwischen 1423 und 1424 angenommen ist, hat Nauck diese Annahme, in dem autokratischen Tone den er sich angewöhnt, abgewiesen und in der neuesten Ausgabe seine Hypothese „wie sichs gebürt" kurzweg in den Text gesetzt. Nach dieser sind die Verse nicht Worte des Kreon, sondern des Oedipus, und an den Schluss von dessen Rede, nach v. 1415, zu stellen. Ich habe diesen Vorschlag nochmals mit aller Unbefangenheit geprüft, aber noch immer nicht mich von seiner Richtigkeit überzeugen können. Die acht Verse enthalten die dringende Weisung das *ἄγος* (den Oedipus) nicht so öffentlich dastehen zu lassen, sondern ins Haus zu bringen, wenn nicht aus Rücksicht auf die Menschen, so doch jedenfalls auf Helios. Dieser Inhalt und das Vorwurfsvolle des Tones passt wenig in den Mund des Oedipus, welcher vorher vielmehr selber ungestüm verlangt hatte aus dem Hause hinausgeführt zu werden (1287 ff.) und auch jetzt noch fortwährend nur den Wunsch hegt und ausspricht, gegen den Chor und gegen Kreon (1410 ff. 1436 ff. 1449 ff.), auf irgend welche Weise aus dem Lande weggebracht zu werden, noch 1516 die Aufforderung ins Haus hineinzugehen mit den Worten erwidert: *πειστέον κεἰ μηδὲν ἡδύ* und vielmehr (1518) abermals Kreon bittet: *γῆς μ' ὅπως πέμψεις ἄποικον.***) Um so besser passen die Verse in den Mund eines Neuauftretenden wie Kreon, der

*) Aus Fleckeisen's Jahrbb. 1869 S. 29 f.

**) Diess wohl auch im Interesse der Anknüpfung an den Kolonos-Mythus,

bei dem greulichen Anblicke der sich ihm darbietet vor Allem wünscht dass derselbe dem Auge der Neugierde oder gar Schadenfreude entzogen werde, und v. 1515 wiederholt den Oedipus nach Hause verweist (*ἀλλ' ἴϑι στέγης ἔσω*). Insbesondere die Worte *τοιόνδ' ἄγος .. τὸ μήτε γῆ μήτ' ὄμβρος ἱρὸς μήτε φῶς προσδέξεται*, ganz geeignet zur Begründung des Befehles dieses *ἄγος* im Hause zu verbergen, stehen in Widerspruch mit dem von Oedipus in erster Reihe ausgesprochenen Wunsche aus dem Lande gestossen oder ins Meer geworfen zu werden. Ferner ist das Lob als *ἄριστος* welches v. 1433 Oedipus dem Kreon spendet durch die zwei kurzen, blos negative Bestimmungen enthaltenden Verse 1422 f. noch nicht genügend begründet und lässt auch eine positive Ausführung (nach v. 1423), wie ich sie vermutete, erwarten. Endlich erklärt sich das von mir angenommene Ausfallen der Verse sehr leicht durch Ueberspringen des Auges von dem einen *ἀλλ'* auf ein anderes, gleichfalls zu Anfang des Verses stehendes, während mir nicht bekannt ist dass Nauck die Entstehung der von ihm behaupteten Umstellung zu erklären vermocht hätte. Es müsste dies denn in den von ihm angeführten mélanges gréco-romains II s. 700 f. geschehen sein, welche mir nicht zugänglich sind.

In*) der Hypothesis zu Euripides' Alkestis, welche wir dem cod. Vatic. verdanken, findet sich die Notiz: *τὸ δρᾶμα ἐποιήϑη ιζ'*. So wichtig diese an sich sein könnte, so sehr verliert sie an Bedeutung, wenn wir uns erinnern dass die Zahl 17 gerade diejenige ist welche sich ergibt wenn wir das Aufführungsjahr der Alkestis (438 v. Chr.) abziehen von dem Jahre in welchem Euripides zum ersten Male eine Tetralogie auf die Bühne brachte (455 v. Chr.). Der Urheber jener Notiz dachte sich also dass Euripides von da an jedes Jahr etwas aufgeführt haben werde, und gelangte so für die Alkestistetralogie zu der Numer 17. Dass dieser Gedanke in der Hypothesis durch *τὸ δρᾶμα ἐπ. ιζ'* sehr unvollkommen ausgedrückt ist stösst jene Erklärung nicht um.

---

*) Aus dem Rhein. Museum XXI, S. 471.

VI.

Zu Platon.

1. Zur Politeia.

a) Einleitung.*)

Platon's Politeia bildet theils nach ihrer äusseren Einkleidung theils nach dem inneren Zusammenhange des Systems ein Glied in einer grösseren Gruppe von Schriften: mit dem Timaios und Kritias zusammen bildet sie eine Art von Trilogie, an die sich weiterhin die Nomoi anschliessen. Die Einkleidung ist nämlich nach dem Anfange des Timaios folgende: Im Hause des Kritias ist eine Gesellschaft beim Mahle beisammen, ausser dem Hausherrn bestehend aus Sokrates, Timaios, Hermokrates, und noch einem Vierten der nicht genannt wird und am zweiten Tage wegen Unbässlichkeit wegbleibt. Der Reihe nach geben die Gäste ihren Beitrag zur gemeinsamen Unterhaltung. Zuerst bekommt Sokrates das Wort und erzählt das Gespräch das er am Tage zuvor gehalten; diese Erzählung, welche den ganzen Tag ausfüllt, ist eben die Politeia. Die Fortsetzung des Rundgespräches erfolgt am nächsten Tage, wo denn Timaios sein naturphilosophisches System, Kritias seine Geschichte des atlantischen (altathenischen?) Idealstaates vorträgt. Ohne Zweifel sollte auch noch Hermokrates einen längeren Vortrag halten und das Ganze somit eine Tetralogie bilden; aber schon der Kritias ist nicht mehr vollendet, geschweige denn dass Hermokrates noch zum Worte käme. Diess das Aeussere; der innere Zusammenhang der Werke aber beruht auf der grossartigen Grundanschauung Platon's, dass Individuum, Staat und Welt nicht qualitativ, sondern einzig quantitativ verschiedene Begriffe seien, dass in allen dreien dieselben Grund-

*) Aus der Uebersetzung des Werkes, Stuttgart 1855.

kräfte wirken, alle drei wesentlich dieselbe Organisation und Gliederung haben, in allen dieselbe Idee, nur bei dem einen in kleinerer, bei dem andern in grösserer Schrift, ausgedrückt sei, so dass wie der Einzelne ein Staat und eine Welt im Kleinen, so andererseits die Welt und der Staat nur ein im grossen Massstabe ausgeführtes Individuum, jener ein Mikrokosmos, dieser ein Makranthropos ist. Wie nun die Politeia die Verwirklichung des Sittlichen im Leben des Einzelnen und in der Gestaltung des Staates darstellt, so der Timaios dessen Verwirklichung im grossen Ganzen der Welt, in der Gestaltung des Universum; und während die Politeia das Ideal eines Menschen und eines Staates in dem luftigen Elemente des Gedankens aufbaut, so schaut der Kritias dasselbe als in einem bestehenden Lande, seiner Atlantis, verwirklicht an.

Hiemit haben wir bereits eine alte Streitfrage erledigt, die Frage nämlich was der eigentliche Zweck der Politeia sei, ob die Erörterung des Begriffes des Sittlichen (*δίκαιον*) oder die Darstellung des Staates wie er sein soll. Beide Ansichten haben von jeher ihre Vertheidiger gefunden, die erste z. B. an Morgenstern und Schleiermacher, die zweite neuerdings in Rettig; und das Merkwürdigste an der Sache war dass beide Theile sich auf Platon's eigenes Zeugniss beriefen, und beide Theile so ziemlich mit gleichem Rechte. Während nämlich die Verfechter der vorzugsweise ethischen Abzweckung des Werkes darauf hinwiesen dass Platon selbst (II. p. 368 C.) den Sokrates die Auseinandersetzung des Musterstaates nur als Mittel zur Verdeutlichung des Begriffes der *δικαιοσύνη* darstellen lässt und dass er zu diesem Begriffe zurückkehrend wiederholt denselben als eigentlichen Zweck seiner Erörterung bezeichnet (IV. p. 430 D. 434 E. V. p. 471 B. u. sonst) — machten dagegen die Anhänger der entgegengesetzten Ansicht vor Allem auf den Titel des Werkes, *πολιτεία*, aufmerksam, der doch von Platon herrühren müsse, da nicht nur Aristoteles (z. B. Pol. II, 1 extr. p. 23, 19. 22. Bekk. IV, 3. p. 120 G. V, 10. p. 193. G. 12. p. 162. B.), Cicero (Legg. II, 6.), Doxopater zu Aphthon. II. p. 130 (Walz) u. A. ihn unter demselben citieren, sondern sogar Platon selbst im Timaios (p. 17 C: *περὶ πολιτείας ἦν τὸ κεφάλαιον*) und in den Gesetzen (V. p. 739 B.). Und doch bewies jede von beiden Ansichten ihre Einseitigkeit und Unzulänglichkeit dadurch dass sie je die andere Hälfte der ganzen Schrift für eine Abschweifung zu erklären

genöthigt war.*) Den wahren Sachverhalt hat zuerst Stallbaum in der Einleitung zu seiner Ausgabe,**) mit grösserer Schärfe dann K. Fr. Hermann in der Recension der Stallbaum'schen Ausgabe (Allg. Schulz. 1831; erweitert in seinen Gesammelten Abhandlungen I., Göttingen 1849, S. 132 ff.) und in seiner Schrift über Geschichte und System der Platonischen Philosophie dargelegt. Weder in dem einen noch in dem andern für sich genommen ist der Zweck des Werks erschöpft, sondern nur in Beidem zusammen, in der Einheit beider; und dass Platon über seine eigentliche Absicht einander scheinbar widersprechende Andeutungen gab ist eine Neckerei wie sie Künstler — und Platon auch sonst oft — üben, um gleichsam die Fugen und Nähte ihrer Arbeit zu verstecken. Zudem war die Benennung Politeia vollständig damit gerechtfertigt dass die Darstellung des Musterstaates wirklich den grössten Theil des Raums einnimmt und das am meisten Eigenthümliche ist. Die beiden Bestandtheile, die Erörterung über das *δίκαιον* im platonischen Sinne des Worts und die Auseinandersetzung über das Staatsideal, verhalten sich zu einander theils wie Fundament und Gebäude, theils sind sie, sofern die ethische Begriffsbestimmung zugleich eine Beschreibung der Erscheinung des Begriffs im Individuum ist, Ausführung desselben Verhältnisses nur in verschiedenen Massstäben, gerade wie der Mathematiker ein Verhältniss nach Bedürfniss bald durch 1 : 2 bald durch 10 : 20 ausdrückt, und wie der Hellene überhaupt den Menschen und den Bürger sich unauflöslich ineinander verschlungen, die Sittlichkeit des Einzelnen und die des Staatsganzen in einem Verhältniss der Wechselwirkung denkt. Für den Hellenen alten Schlags ist der Staat nicht die Summe der Einzelwillen, sondern der den Einzelwillen bestimmende absolute Wille; da für ihn im Staate das an sich Gute verwirklicht ist, so heisst den Gesetzen des Staates treu und gehorsam sein: absolut gut sein; das Verhalten der Substanz des Staates zum Individuum ist sozusagen ein pädagogisches: das Individuum, der

*) Z. B. Schleiermacher S. 63: Die Frage von der Förderlichkeit eines gerechten und sittlichen Lebens ist die Hauptsache; was sich nicht darauf bezieht ist Abschweifung.

**) Stallbaum gibt p. LIII und sonst als Zweck Platon's an: ut proponeret imaginem perfectae et consummatae virtutis humanae, qualis cum in ipsis hominum singulorum animis tum in civili societate inesse deberet, eiusque vim et praestantiam ostenderet.

Bürger muss gut sein, er mag wollen oder nicht, sonst trifft ihn die Strafe des Gesetzes. Während der moderne Staat, aufgebaut aus reich und selbständig entwickelten Individualitäten, nur deren arithmetisches Ergebniss ist und die Sorge für die ungehemmte Entwicklung und Förderung derselben zur Aufgabe hat, so ist dagegen der antike Staat, in seiner begrifflichen Reinheit aufgefasst, Selbstzweck, ist das Höhere dem der Einzelne sich unterordnen, das Absolute nach dem er sich bilden muss. Dieses uralte Princip des hellenischen Staatslebens war indessen durch den Gang der geistigen Entwicklung, durch welchen das Individuum zu immer grösserer Ausbildung und damit Geltung gelangt war, längst durchlöchert, ja zertrümmert worden; nur Sparta hielt noch daran fest, weil es Lykurg gelungen war jenes Princip in so ehernen Formen zu verkörpern dass diese noch aufrecht blieben als der Geist schon aus ihnen gewichen war, und Sparta noch in einsamer Pracht, eine stolze Ruine, dastand, als um sie her schon Alles in Auflösung gerathen war. Diese Thatsache brachte in der Zeit des Verfalls aller Orten schärfer Blickende auf den Gedanken, nur durch Rückkehr zu dem alten Principe der unreflectierten Hingabe an das im Staate verwirklichte Sittliche lasse sich dem immer weiter um sich greifenden Verderben steuern, nur durch Aufnahme spartanischer Einrichtungen Sparta's Festigkeit in allen Stürmen sich erwerben. Aus dieser an sich wohlgemeinten Restaurationspolitik gieng der Widerstand hervor welchen man allenthalben den Sophisten entgegensetzte, die mit klarstem Bewusstsein den diametralen Gegensatz jenes alten Principes bildeten und lehrten; auf dieser reactionären Richtung beruht auch der Process des Sokrates, welchen der souveräne Unverstand wegen mancher Berührungspunkte einfach mit den Sophisten zusammenwarf, ja in ihm sogar einen potenzierten Sophisten zu erkennen glaubte, daher Platon nicht müde wird in seinen Dialogen den Unterschied Beider und den Kampf des Sokrates mit den Sophisten hervorzuheben. *)

Im Wesentlichen dieselbe Richtung hatte wie Isokrates und Xenophon so besonders auch Platon. Auch er sah dass die Strömung der Zeit einem Abgrund zugehe, und vermass sich in seinem edlen Eifer die unaufhaltsame aufhalten zu wollen. **) Der

*) Vgl. oben S. 103 ff.

**) Zeuge seiner Bewunderung für die lykurgische Verfassung ist z. B. die Aeusserung im Gastmahl p. 209 D.

Ausdruck dieses Bestrebens ist eben die Politeia. In ihr tritt, wie K. F. Hermann (Schulztg. 1831. S. 646) schön sagt, noch einmal das uralte Princip des griechischen Staatslebens vor unser Auge in einer durch den transcendentalen Schwung des philosophischen Bewusstseins idealisierten Gestalt, in welcher wir aber jene nämliche Sonne nicht verkennen können die nach der Morgenröthe der homerischen Heldenzeit in Lykurg's Gesetzgebung aufgieng und in der Demokratie der Sieger von Marathon culminierte. Aus dieser innern Verwandtschaft, dieser Gemeinsamkeit des Princips, erklärt sich denn auch die auffallende Aehnlichkeit welche viele Einrichtungen des platonischen Idealstaates mit lykurgischen haben, eine Aehnlichkeit auf welche zuerst Morgenstern p. 305—314 aufmerksam gemacht und welche neuerdings K. F. Hermann mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn nachgewiesen hat in seinen gesammelten Schriften (Göttingen 1849) S. 132 bis 159. Direct spricht sich diese Uebereinstimmung freilich nirgends aus, wie überhaupt Platon in dieser Schrift eine unverkennbare Abneigung zeigt aus dem Kreise der Abstraction und Speculation herauszutreten und auf die concreten Verhältnisse der Wirklichkeit sich einzulassen; vgl. III. p. 394 D. 399 A. 400 A — C. Nur mittelbar und verhüllt polemisiert er manchmal gegen Zustände seiner Zeit und Umgebung, wie IV. p. 425 E. 426 A. ff. VI. p. 492 A — C. 494 C. 497 E f. VII. p. 520 E. 529 A. 537 E. 539 D. VIII passim, bes. p. 557 f. IX a. E.

In dem Bisherigen ist theilweise schon die Antwort enthalten auf die Frage warum Platon das Sittliche durchaus nur in einem Staatsorganismus sich verwirklichen lasse, statt, wie doch näher läge und die neuere Philosophie thut, in dem Ganzen der Menschheit überhaupt. Diess hat seinen Grund einfach darin dass die Menschheit als Collectivbegriff für den Hellenen gar nicht vorhanden ist. Das Bedürfniss fest geregelten Anschlusses an Gleichartige, der Trieb zur Organisation ist nach hellenischen Begriffen ein zum Wesen des Menschen gehöriges Merkmal, der Mensch ist ζῶον πολιτικόν, wie Aristoteles sagt. Nur in Gemeinwesen, in πόλεις, gegliedert kann der Hellene sich den Menschen denken; was keine solche Verbindung bildet ist für ihn gar kein Mensch. Der Hellene lässt seinen Blick nicht ins Unermessliche, Leere schweifen, er betrachtet sich nicht als Weltbürger — was ja auch streng genommen ein sich widersprechender Begriff ist — sondern als Bürger eines concreten Organismus,

in dessen natürlicher Begrenzung er nicht eine hemmende Schranke, sondern eine schirmende Mauer erblickt. Ohne vollständig das hellenische Wesen abgestreift zu haben hätte daher Platon gar nicht auf den Gedanken kommen können die Menschheit als die Verwirklichung der Idee aufzufassen, und wir haben ja im Gegentheil gesehen dass er bemüht war das althellenische Princip in möglichster Strenge und Reinheit wiederherzustellen. Wollte er ein starkes Centrum, so musste er auch die Peripherie fest und klar abgrenzen.

Dieser nationale Charakter der platonischen Denkweise tritt in der Politeia zum Theil sogar in schroffer Weise zu Tage, wenn sie z. B. gegen Nichthellenen Grausamkeiten aller Art gestattet (V. p. 470 A.—471 B.) und sie überhaupt als die geborenen Feinde der Hellenen bezeichnet (p. 470 C.), auf welche der Philosoph gerne die Streitlust seines Volkes ableitete. Nur dagegen dass Hellenen durch Hellenen zu Sklaven gemacht werden sträubt sich Platon's Bewusstsein (V. p. 469 B. C.), und er spricht es auch (V. p. 470 E.) mit dürren Worten aus dass das von ihm aufgebaute ideale Gemeinwesen ein hellenisches sein solle. Solche Züge sind es welche mit eine Gewähr dafür bieten dass Platon sein Ideal wirklich für ausführbar ansah (vgl. p. 471 C. — V, 17 z. Anf. VII. p. 540 D ff. VIII. p. 557 C.)*) und, wenn er gleich von den Menschen der Gegenwart Nichts hoffte, doch desswegen nicht an seiner Verwirklichung in irgend welcher Zukunft verzweifelte (vgl. III. p. 415 D. VII. p. 541 A.). Zwar war diess unleugbar ein Irrthum, aber ein Irrthum der ihm, gerade wie dem Isokrates seine Hoffnungen auf Philippos von Makedonien, zu Gute gehalten werden muss in einer Zeit wo die Ahnung des nahen Schiffbruchs gerade die besten Augen in jeder entfernten Klippe eine rettende Küste erblicken liess.**)

Dass Platon's Darlegung unpraktisch sei ist indessen bei Weitem nicht die triftigste Einwendung gegen dieselbe: liegt es doch im Begriffe des Ideals dass es nie vollständig wirklich wird; wohl aber muss man sagen dass das Aufgestellte in mancher Beziehung gar kein Ideal ist, sondern vielmehr ein Rückschritt gegenüber vom Wirklichen. Platon zeigt für die Errungen-

*) K. F. Hermann (allg. Schulztg. 1831, S. 647) hat hiefür auch V. p. 473 mit Legg. IV. p. 709 E. — 712 A. verglichen, welche Stelle die Sage von dem Zwecke der Reise Platon's zu dem jüngeren Dionysios in dieser Hinsicht bestätige.

**) Worte von K. F. Hermann, allg. Schulztg. 1831, S. 647.

schaften der Cultur nicht nur wenig Interesse, sondern sogar eine gewisse romantische Antipathie. Er möchte seinen Staat auf die Grundlage der Naturbestimmungen zurückführen und von den Zuthaten der Cultur ihn säubern. Bezeichnend ist in dieser Richtung der Eifer womit gegen die neugemachten Fortschritte in der Heilkunde polemisiert wird (III, 14 f.), noch mehr aber die Eigenthümlichkeit dass die meisten und wichtigsten Bestimmungen seines Staates gewonnen werden durch Heranziehung von Analogien aus der Natur der Thiere, besonders der Hunde (z. B. II. p. 375 A. D. E. III. p. 404 A. 413 D. 416 A. 424 B. IV. p. 440 D. V. p. 451 C ff. 459 A ff. p. 466 C. VII. p. 537 A. 539 B.). Am grellsten tritt dieser Charakter hervor in der Ausführung über die Kinderzeugung (V. p. 459 ff.), welche ganz bestialisch gehalten und noch überdiess auf höchst widrige Weise mit dem Elemente der Berechnung, Absicht und Politik zersetzt ist. Darin besteht aber überhaupt eine der tiefsten Eigenthümlichkeiten des platonischen Staates dass er eine merkwürdige Mischung ist von idyllischem Naturstaat und despotischem Polizeistaat: Freiheit, Leben, Entwicklung sind Begriffe welche ausserhalb seines Kreises fallen. Charakteristisch tritt dieses hervor in der so häufig wiederkehrenden Wendung: wir müssen die Dichter nöthigen so zu dichten, die Maler nöthigen so zu malen und drgl. (z. B. III, 5. 11. 12. IV. p. 421 C.). Auf unorganischem Wege, durch äusserlichen Zwang eingeführt, können die Satzungen auch nur durch Zwang aufrecht erhalten werden; daher die starre Unbeweglichkeit dieses platonischen Staates (vgl. IV. p. 424.). Diese ganze Betrachtungsweise hängt damit zusammen dass in den Augen Platon's der Staatsverband überhaupt nicht viel mehr als ein nothwendiges Uebel ist, hervorgegangen aus den Unzulänglichkeiten des Individuums, das den vielseitigen Anforderungen des Daseins für sich selbst nicht gewachsen wäre (vgl. II. p. 369 B.), eine Anschauung welcher Aristoteles (Pol. IV, 3, 12) die seinige gegenüberstellt, dass der Staat vielmehr aus einem positiven Bedürfniss hervorgehe, aus dem angebornen Triebe des Menschen die engen Schranken der Natur zu überwinden und zu einer immer freieren, immer mehr auf sich selbst gestellten, echt menschlichen und schönen Gestaltung seines Seins vorzudringen.*) Platon's Sinne wäre es am entsprechendsten wenn der Mensch der in

---

*) Vgl. unten S. 142 f.

seinen Augen allein Mensch und ein sittliches Wesen ist, wenn der Philosoph, sich aus sich selbst heraus so entwickeln könnte dass er aller Anderen und der Zuflüsse aus der Natur völlig entbehren könnte: Platon ist ebenso wesentlich Idealist und Aristokrat als Aristoteles das Gegentheil davon. Daher auch die auffallende Gliederung seines Staates, worin die Wächter Alles, die Uebrigen Nichts sind (vgl. IV. p. 421 A. 434 A.) und nur beiläufig mit in Betracht kommen.*) Für Platon besteht zwischen den verschiedenen Ständen ein qualitativer Unterschied, wogegen er zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte nur einen quantitativen zugibt, eine Verkehrung des natürlichen Verhältnisses welche nothwendig zu solchen Abenteuerlichkeiten führen musste wie sie der platonische Staat zum Theil enthält.

Es ist gleich zu Anfang gesagt worden dass die Politeia in einen Cyclus mit dem Timaios und Kritias gehört. Man würde aber irren, wollte man nun aus der Nichtvollendung des Kritias schliessen dass diese Schriften zu den letzten Arbeiten Platon's gehören. Vielmehr nöthigt das Verhältniss zu den Nomoi, dem Erzeugniss der Greisenjahre Platon's, die Politeia um Jahrzehnte früher zu setzen, etwa in die Fünfziger Jahre Platon's, so dass es irgend welche besondere Gründe gewesen sein werden aus welchen der Kritias unvollendet liegen blieb. Diess wird dadurch bestätigt dass diese Reihe von Schriften, indem sie die Anwendung der philosophischen Principien Platon's auf das Welt- und Menschenleben darlegt, ein fertiges theoretisches System voraussetzt. Auch lassen sich im Einzelnen indirecte Hindeutungen auf frühere Schriften nachweisen oder wenigstens wahrscheinlich machen (s. Stallbaum's Prolegg. p. LXIII f.). Ausserdem schliesst Stallbaum aus der in dem Werke hervortretenden Bekanntschaft mit dem Tyrannen Dionysios und mit der pythagoreischen Philosophie, so wie aus der Erwähnung (I. p. 336 A) des Tyrannen Ismenias († Ol. 99, 3; s. Xen. Hell. V, 2, 36) als eines bereits Gestorbenen, dass die Politeia nicht vor Olymp. 98 verfasst sein könne, aber auch nicht nach Ol. 100, da Olymp. 100 Platon 50 Jahre alt gewesen sei und ein

*) So werden in Buch II. und III. die Bestimmungen so getroffen als handele es sich um die Erziehung der Staatsbürger überhaupt und nicht blos eines einzelnen Standes derselben.

mehr als 50jähriger Mann ein so vollkommenes Werk nicht hätte liefern können! (Prolegg. p. LXVI.) Bei dem Mangel bestimmterer Anzeichen werden wir uns auf die allgemeine Aussage beschränken müssen dass das Werk der reifsten Periode Platon's angehört. Dem entgegen steht die Annahme von Morgenstern p. 73 ff. und Bergk de reliq. com. Att. p. 81, in breiter Ausführung theilweise wieder aufgewärmt von Tchorzewski p. 90 ff., dass nämlich die Politeia schon wenige Jahre nach Sokrates' Tod verfasst sei, theils wegen einer Stelle in einem der — doch unzweifelhaft unechten — Briefe Platon's, theils wegen der Anspielungen auf den Inhalt des Werkes in den am Ende von Olymp. 96 oder Anfang von Olymp. 97 aufgeführten Ekklesiazusen des Aristophanes.

Diese angeblichen Anspielungen beziehen sich namentlich auf die Gemeinschaft der Weiber und Kinder und Aufhebung des Eigenthums, und ausserdem soll v. 647, wo ein Aristyllos mit jener Idee geneckt wird, diess eine Entstellung des ursprünglichen Namens von Platon, Aristokles, sein. Aber diese Beweise haben durchaus nichts Zwingendes, s. Stallbaum Prolegg. p. LXVIII ff. Zimmermann de Aristoph. et Plat. amicit. p. 19 ff. Beide Darstellungen, die des Dichters und die des Philosophen, gehen von wesentlich verschiedenen Gesichtspunkten aus, und Platon erkennt den Weibern nicht, wie Aristophanes karikierend thut, die Herrschaft zu, sondern nur einen ihren (schwächeren) Kräften entsprechenden Antheil am öffentlichen Leben. Auch geht der komische Dichter an die Auseinandersetzung dieser Ideen mit so viel Behutsamkeit, schickt so viele Bedenken und Verwahrungen voraus (v. 579 ff.), bereitet durch andere Vorschläge darauf vor (v. 415 ff.), macht auf die Neuheit dieser Ideen so oft aufmerksam, dass es wenig Wahrscheinlichkeit hat anzunehmen sie seien damals bereits von einem Anderen so ausführlich und mit solchem Ernste öffentlich vorgetragen gewesen wie Platon thut. Andererseits aber ist die Aehnlichkeit zwischen den beiderseitigen Ideen eine so grosse und auffallende dass man sich der Annahme irgend welches äusseren Zusammenhanges zwischen beiden nicht leicht erwehren kann. In dieser Beziehung liesse sich denken dass der Dichter in einer vielleicht nur hingeworfenen Aeusserung des Philosophen einen fruchtbaren komischen Stoff erkannte und mit Begierde aufgriff, oder dass die betreffende Idee schon vor Beiden durch einen Dritten — etwa von Protagoras in seinen Ἀντιλογίαι (Diog. Laërt. III, 57), wie Vater (in Jahn's Archiv IX. p. 199

not. 66) vermutet — beiläufig ausgesprochen war und nun von Beiden aufgenommen und, je in ihrer Weise, ausgeführt wurde. Doch konnte der Dichter auch selbständig auf die fraglichen Gedanken kommen. Der Communismus ist eine so naheliegende Consequenz des starr durchgeführten demokratischen Princips, wie es in Athen am schrankenlosesten verwirklicht war, dass es nicht besonderer Mittelglieder bedurfte um dazu zu gelangen. Wie sehr dergleichen damals in der Luft lag zeigt v. 415 ff. der genannten Komödie. Ohnehin hatten die communistischen Ideen schon längst eine Art von Verwirklichung in Sparta, sofern dort das Eigenthum im Princip gleich vertheilt war und die Frauen eine weit freiere Stellung einnahmen als bei den Ioniern; und so mochten dieselben auch zu Athen, in dem Kreise der Bewunderer der lykurgischen Verfassung, längst verbreitet sein, lange bevor Platon sie ausführte. Der Spott des Aristophanes müsste also diesem ganzen Kreise gelten, nicht aber der Person des Platon. Indessen tritt es bei Aristophanes nirgends hervor dass er diese Gedanken als Gedanken eines Dritten, und diesen durch sie, lächerlich machen will; vielmehr sind ihm dieselben theils an sich ein komischer Stoff, theils benützt er sie als Mittel zur Kritik des Bestehenden. Hätte also einer von Beiden den Andern benützt oder auf ihn Bezug genommen, so müsste diess vielmehr Platon sein, in dessen Darstellung sich wirklich öfters Beziehungen auf das zu grosser Oeffentlichkeit gelangte und auch ihm bekannte Stück des Dichters durchfühlen lassen, und der das komische Licht welches im Voraus auf diese Ideen durch Aristophanes geworfen war offenbar mit zu den Schwierigkeiten ihrer Darlegung (V, 2 p. 450 A. C. 451 A. vgl. p. 457 B. 473 C. u. p. 451 C τὸ γυναικεῖον δρᾶμα) rechnet.

Uebrigens ist bei der ganzen Erörterung über die Abfassungszeit der Politeia nicht aus den Augen zu lassen dass die Entstehung des Werkes sich jedenfalls über eine Reihe von Jahren vertheilt und die Herausgabe eine allmähliche war. Wenigstens wissen wir aus Gellius*) dass zuerst ein einzelner Abschnitt, un-

*) Gell. XIV, 3, 3: Xenophon inclito illi operi Platonos quod de optimo statu reip. civitatisque administrandae scriptum est, lectis ex eo duobus fere libris qui primi in volgus exierant, opposuit contra conscripsitque diversum regiae administrationis genus, quod παιδείας Κύρου inscriptum est. Man sollte hienach meinen die zwei Bücher wären solche worin die verschiedenen Arten von Verfassung dargestellt und beurteilt waren, also besonders B. VIII.

gefähr in dem Umfang von zwei der jetzigen Bücher, selbständig herausgegeben wurde, vgl. auch Themist. Orat. XXIII. p. 295 C., wonach Axiothea nach Lesung eines Stückes der Politeia sich nach Athen aufmachte und in Männerkleidung seine Zuhörerin wurde. Auch die Nachrichten dass Platon nach Kyrene und nach Megalopolis eingeladen worden sei, ihnen eine Verfassung zu geben, würden gut passen zu der Annahme dass ein Theil seiner Darstellung des Idealstaates, aber wohl nicht der verfängliche von der Gemeinschaft der Weiber nnd Kinder, das Erste gewesen sei was Platon von dem Werke veröffentlichte, was ihm einen Namen als Politiker machte und auch die schliessliche Benennung des ganzen Werkes bestimmte. K. F. Hermann dagegen betrachtet als das zuerst Herausgegebene das erste Buch und setzt dieses in die erste Periode Platon's, das übrige Werk in die letzte.*) Für diese Vermutung ist es zwar wenig günstig dass das erste Buch für sich ein positives Ergebniss nicht enthält, sondern nur die beiden aufgestellten Versuche den Begriff der Gerechtigkeit zu bestimmen, den dem gewöhnlichen Bewusstsein angehörigen und den sophistischen, als unhaltbar und unrichtig erweist. Andererseits ist aber nicht zu leugnen dass in Bezug auf Ton und Haltung sich das erste Buch von den späteren merklich unterscheidet. Während nämlich jenes dramatisch sehr belebt und manchfaltig ist, — vornehmlich auf Kosten des Thrasymachos —, so herrscht dagegen in den späteren ein viel ruhigerer Ton, und sie beschäftigen sich auch statt der Polemik mit positiver Entwicklung; daher denn die Rolle der Katechumenen von dem ursprünglich gegnerischen, aber schliesslich versöhnten Thrasymachos auf die von Anfang an befreundeten Söhne des Ariston, Glaukon und Adeimantos, übergeht.**)

Ueberhaupt glaubt Hermann in dem Werke 4—5 Massen unterscheiden zu können, von welchen Buch II—IV nebst VIII. IX den eigentlichen Kern bilden, sofern sie die qualitative Gleichheit von Individuum und Staat sowohl in Beziehung auf das Ideal

*) Aehnlich Tchorzewski p. 188: die zwei ersten Theile des Werks seien um die Zeit der ersten Reise Platon's nach Sicilien verfasst, der letzte Theil gleichzeitig mit dem Timaios, also eine der letzten Arbeiten Platon's.

**) Die B. I hauptsächlich behandelte Frage wird B. IX nochmals erörtert, und zwar theilweise ohne Rücksicht auf das mit Thrasymachos Verhandelte.

der sittlichen Harmonie als auf die Entartungen darlegen, B. V—VII aber zwischen jene beiden Massen hineingeschoben seien, um die früher nur leicht hingeworfene Idee von der Gemeinschaft der Weiber u. s. w. weiter auszuführen; das pythagorisierende B. X wäre dann erst nach geraumer Zeit zu den übrigen hinzugefügt, und das für diesen Zweck überarbeitete älteste B. I dem Ganzen als Einleitung vorangestellt worden. Doch beruhen dergleichen Annahmen immer auf Wahrnehmungen und Empfindungen, die für Andere nicht völlig überzeugend sind, zumal in diesem Falle, bei einem Werke das so entschieden den Eindruck der Einheitlichkeit macht wie die Politeia.

Die Eintheilung in die zehn Bücher rührt nicht von dem Verfasser selbst her, sondern wohl von alexandrinischen Gelehrten. Den besten Beweis hiefür liefert die Eintheilung selbst, da sie keineswegs immer geschickt und mit Wendepunkten der Gedankenentwicklung zusammenfallend ist, sondern überwiegend durch die Rücksicht auf die Gleichheit des Umfangs der einzelnen Theile bestimmt scheint. Vgl. z. B. den Schluss von B. II. III. V. VI. VIII.

Von der Frage nach der Abfassungszeit ist zu unterscheiden die andere, in welche Zeit das Gespräch vom Verfasser verlegt werde, also die fictive Entstehungszeit, im Gegensatze zur wirklichen. Die ältere Ansicht ist in dieser Beziehung: dass die Scene in Olymp. 82 oder 83 falle, weil Lysias darin noch zu Athen sei, während er sich doch bei der Ol. 84, 1 (J. 444 v. Chr.) stattgefundenen Colonisierung von Thurii als fünfzehnjähriger Jüngling betheiligt habe. Dass aber diese Begründung unstichhaltig sei und das Gespräch, nach allen Andeutungen welche in seiner Einkleidung enthalten sind, jedenfalls bedeutend später verlegt werden müsse, haben A. Böckh und K. F. Hermann*) so gründlich nachgewiesen dass jene Annahme für immer beseitigt ist. Welches jedoch genauer jenes spätere Datum sei, darüber herrscht Meinungsverschiedenheit. K. F. Hermann**) setzt das Gespräch in Ol. 87, 2 oder 3=431 oder 430 v. Chr. und begründet diess theils mit den Lebensverhältnissen des Kephalos, theils mit dem Bendisfeste. Kephalos, der Vater des Redners Lysias, war auf Einladung des Perikles aus Syrakus nach Athen

*) Zuerst in der Allg. Schulztg. 1831, S. 651 ff.

**) De reip. Platonicae temporibus, Marburg 1830. 4. vgl. de Thrasymacho Chalcedonio (Göttingen 1848. 4.) p. 5 f.

gezogen und lebte hier noch dreissig Jahre. Da jene Einladung und das darin liegende Protectionsverhältniss voraussetzt dass Perikles (dessen erstes öffentliches Auftreten ins J. 469 fällt) bereits eine bedeutende Rolle im Staate spielte, und andererseits zu Syrakus ums Jahr 460 politische Wirren Statt fanden welche dem Kephalos den Aufenthalt in seiner Heimat verleiden konnten, so ist nach Hermann der athenische Aufenthalt des Kephalos mit Wahrscheinlichkeit ungefähr in die Jahre 460—430 v. Chr. zu setzen. Ums Jahr 430 müsste also Kephalos gestorben sein, bald nach unserem Gespräche, in welchem er hoch bejahrt ist und sich viel mit dem Tode beschäftigt. Erst nach dem Tode seines Vaters begab sich dann Lysias nach Thurii, wo sein Vater sich schon vorher angekauft hatte, ohne jedoch seine Besitzungen persönlich zu übernehmen.*) Zu jener Datierung würde auch die Erwähnung des Bendisfestes passen, welches in unserem Gespräche zu Athen erstmals gefeiert wird, und zwar so dass dabei die Thraker neben den Einheimischen einen selbständigen Theil des Festzuges bilden (s. den Anfang und den Schluss des ersten Buchs). Die grössere Zahl und Geschlossenheit in welcher Jene erscheinen macht wahrscheinlich dass es ein Heerhaufen thrakischer Miethstruppen war: die Verbindung zwischen Athen und Thrakien begann aber (nach Thukyd. II, 29) im J. 431 oder Ol. 87, 2, und nicht lange vor dieser Zeit hatte auch Kratinos der Göttin Bendis in einer seiner Komödien (den Thrattai, aufgeführt frühestens um Ol. 87) gedacht. So weist auch dieser Punkt die Scene der Politeia in den Anfang des peloponnesischen Krieges (der eben 431 begann). Hiezu passt weiter die Erwähnung des Kleitophon, der bei Aristophanes (Frösche 967, aufgeführt Ol. 93, 3) mit dem angesehenen Theramenes zusammengestellt wird, in unserem B. I aber noch eine

*) Dass man sich an neuen Niederlassungen einen Antheil kaufen konnte, ohne sogleich selbst mitziehen zu müssen, ersehen wir aus Thukyd. I, 27. Aehnlich ist der Fall des Ennius, der gleichfalls im Gebiete der Stadt Potentia ein Ackerloos besessen zu haben scheint und mittelst desselben römischer Bürger wurde, vielleicht ohne jemals Potentia gesehen zu haben. Vgl. F. Ritter, Zeitschr. f. Alt.-Wiss. 1840, S. 384 f. Von Kephalos insbesondere ist ganz denkbar dass, als im J. 444 die Colonie nach Thurii abgieng, in ihm der Wunsch erwachte sich in dieser seiner Heimat nahegelegenen Stadt anzukaufen, um später, wenn er in Athen die Erziehung seiner Söhne vollendet, sich allenfalls dorthin zurückzuziehen.

ziemlich kindische Rolle spielt; ferner dass Thrasymachos am Gespräche lebhaft Theil nimmt und als Redner bezeichnet wird, während Lysias schweigt und über ihn geschwiegen wird; denn obwohl Letzterer mit Thrasymachos ziemlich in demselben Alter stand, so fällt doch sein Bekanntwerden als Redner erst in die Zeit als er aus Thurii zurückkehrte, wo er inzwischen Schüler des Tisias gewesen war. Zugleich passt die Kühnheit und Selbstgewissheit womit Thrasymachos bei Platon auftritt am ehesten zu der Altersstufe die er im J. 430 einnahm, wenn er etwa 460 geboren war. Ferner stimmt zu der Annahme des J. 430 unter Anderem besonders das Lebensalter in welchem Sokrates (geb. 469) in dem Gespräche erscheint: da er erklärt er spreche gern mit Hochbejahrten (I. p. 328 D.) und von den Vorzügen und Nachtheilen des Alters wie von einer ganz fremden, völlig ausser ihm liegenden Sache redet, auch in vollster Rüstigkeit und Heiterkeit auftritt, so wäre willkommen wenn man ihn als etwa einen Vierziger sich denken dürfte.

Wenn die angeführten Momente für die Hermann'sche Ansicht sprechen, so hat dieselbe andererseits gegen sich theils die Anachronismen welche sie dem Platon aufbürden würde (neben Ismenias I, 9 auch Polydamas I, 12 und vielleicht Herodikos III, 14), theils besonders den Umstand dass schon im ersten Buche, namentlich aber vom zweiten an, die Brüder Platon's (der selbst im J. 429 geboren sein soll), Glaukon und Adeimantos, redend eingeführt werden, und II, 10 geschieht ihrer Waffenthat bei Megara Erwähnung. Von Kämpfen zwischen Athen und Megara können hier in Frage kommen nur diejenigen welche Statt fanden Ol. 80, 1 (Thuk. I, 105. Diod. XI, 79), Ol. 89, 1 (Thuk. IV, 66 ff. Diod. XII, 66) und Ol. 92, 2 oder 3 (Diod. XIII, 65). Unter diesen müsste hier der erste gemeint sein; waren aber im J. 460 die Brüder schon in kriegsfähigem Alter, so müssten sie um 476 geboren, also um ein halbes Jahrhundert älter gewesen sein als Platon. Seine Brüder könnten sie dann also nicht sein, sondern gleichnamige ältere Verwandte (Geschwisterkinder seines Vaters, indem dieser Sohn eines Glaukon wäre, sie Söhne von dessen Bruder Ariston).*) Aber sie wären dann auch sieben Jahre älter als Sokrates, und wären im Jahr 430 schon über die Mitte der Vierzige hinaus, während doch ihre ganze Haltung im Ge-

*) K. F. Hermann de reip. temp. p. 25 ff.

spräche und Sokrates' Benehmen ihnen gegenüber ganz entschieden den Eindruck macht dass sie einer jüngeren Generation angehören als Sokrates (vgl. z. B. III. p. 402 E. V. p. 474 D). Man müsste daher seine Zuflucht nehmen etwa zu der Annahme, die betreffenden beiden Jünglinge der Politeia seien überhaupt keine historischen Personen, und die zu ihrem Bilde verwendeten Züge entlehnt theils von dem älteren, mit Platon verwandten, Paare das bei Megara focht, theils von den viel jüngeren Brüdern des Platon.*)

Solche Nothbehelfe wären nun freilich in Bezug auf diesen Punkt überflüssig bei der Annahme von A. Böckh, welcher**) die Scene des Gesprächs in Olymp. 92, 2 (J. 411 v. Chr.) setzt. Dann könnten Glaukon und Adeimantos nicht nur überhaupt Brüder Platon's sein, sondern sogar — in Uebereinstimmung mit der durch Xenophon (Mem. III, 6, 1) unterstützten Angabe des Suidas — jüngere Brüder desselben, geboren etwa 428 und 427, und ihre megarische Waffenthat fiele unmittelbar vor die Zeit des Gesprächs (gleichfalls Ol. 92, 2). Auch die Erwähnung des Polydamas würde alsdann zutreffen. Um so weniger wären mit dieser Datierung vereinbar die Lebensverhältnisse des Kephalos und Lysias, sowie die des Hermokrates und Kritias, zum Theil auch des Nikeratos; Protagoras, der doch X. p. 600 als lebend erwähnt wird, wäre dann schon gestorben, und endlich ist im höchsten Grade unglaublich dass die erstmalige Feier des Bendisfestes erst im J. 411 sollte Statt gefunden haben.

Letztere Einwendung trifft zum Theil auch noch die Annahme von Fr. Vater, welcher*) als fingierte Zeit unsres Gesprächs Olymp. 90 annimmt. Dabei wäre nämlich die Zeitdifferenz zwischen der Erwähnung der Bendis bei Kratinos und ihrer Auf-

---

*) Vgl. Schneider, Uebersetzung der Politeia, S. 291 f.: „So mögen wohl die meisten Züge die uns hier gelegentlich von Glaukon's und Adeimantos' Art zu sein und zu leben mitgetheilt werden von den wirklichen Brüdern des Platon entlehnt sein, und diejenigen welche, der schon im Alterthum verbreiteten Meinung gemäss, sagen Platon habe im Staate seine nächsten Verwandten verherrlichen wollen . . nicht ganz Unrecht haben. Das Wahre aber ist dass dieses Brüderpaar, wie wir es im Staate vor uns haben, niemals existiert hat.“

**) Vor dem Berliner Lectionskatalog für Winter 1838—39 und Sommer 1839, endlich (gegen K. F. Hermann) vor dem Sommerkatalog 1840.

***) In Jahn's Archiv IX. p. 196—223.

nahme in den officiellen Cult der Athener eine ziemlich grosse, was freilich eine sehr unerhebliche Schwierigkeit sein würde. Erheblicher ist das Bedenken dass alsdann Glaukon und Adeimantos zu älteren Brüdern Platon's gemacht werden müssen; doch stimmt eine solche Annahme sehr gut zu Platon Apologie p. 33 E. und 34 B.; andere Bedenken lassen sich durch die — allerdings einem ausdrücklichen Zeugniss des Apulejus zuwiderlaufende — Vermutung beschwichtigen dass Platon der erstgeborne Sohn einer zweiten Gattin seines Vaters sei; und die Schlacht bei Megara ist dann die Ol. 89, 1 gelieferte, von welcher bezeugt ist dass in ihr gerade die jüngste Kriegerklasse — welcher damals Glaukon und Adeimantos zugehört haben müssten — sich am meisten ausgezeichnet habe. Auch alle übrigen Personen und Thatsachen unseres Dialoges würden sich innerhalb dieses Zeitrahmens ohne Zwang unterbringen lassen, mit alleiniger Ausnahme von Ismenias, welcher aber sogar bei der Böckh'schen Datierung ein Anachronismus bleibt. Die Lebenszeit des Lysias müsste jedoch dabei tiefer herabgerückt werden als die gangbare Ueberlieferung thut, welche seine Geburt schon ins Jahr 459 v. Chr. setzt. Indessen hat letztere an sich schon so Manches gegen sich dass eine solche Nothwendigkeit der Vaterschen Datierung fast nur zur Empfehlung gereicht.

Gegen diese ganze Erörterung könnte freilich das Bedenken sich erheben, ob es denn überhaupt auch der Mühe werth sei die Frage einer so ausführlichen Untersuchung zu unterwerfen, da doch sich bezweifeln lasse ob Platon selbst auf diese Dinge Werth gelegt habe, ob nicht das ganze kunstvolle Gebäude auf Sand gegründet sei, da es dem Künstler gestattet sein müsse mit grösserer Freiheit zu Werke zu gehen, Personen die eigentlich der Zeit nach von einander getrennt sind zusammenzurücken, andere zu erfinden u. dgl. Solche Zweifel, wenn sie auch nahe genug liegen und ihre Berechtigung haben, sind doch nicht gewichtig genug um uns eine solche Untersuchung als vergeblich erscheinen zu lassen. Denn je belebter und anschaulicher die Einleitungen der platonischen Dialoge sind, um so gewisser dürfen wir annehmen dass Platon jedesmal die Situation sich klar gemacht, dass er den Schauplatz, die Zeit und die Personen des Gesprächs mit Bewusstsein gewählt und durchgeführt hat. Und jene Freiheit des Künstlers muss doch auch ihre Grenzen haben, er darf dem Leser nicht gar zu viel zumuten; namentlich wo er sich

geschichtlicher Personen bedient dürfen die einzelnen Züge nicht in grellem Widerspruche mit der Geschichte stehen und wesentliche Punkte betreffen, wie hier der Fall sein würde.

b) Zu einzelnen Stellen.*)

I. p. 341 D ist die Schreibung fast aller Handschriften: *ἆρ' οὖν ἑκάστῃ τῶν τεχνῶν ἔστι τι ξυμφέρον ἄλλο ἢ ὅτι μάλιστα τελέαν εἶναι.* Nur ein Monacensis hat: *ἄλλο οὗ προςδεῖται, ἢ ἐξαρκεῖ ἑκάστῃ αὐτὴ αὑτῇ ὥστε ὅτι μάλιστα τελέαν εἶναι*, und dasselbe findet sich auch in einem Florentinus am Rande. Sind diese Worte ursprünglich oder ein Glossem? Bekker und Stallbaum nehmen das Erstere an und haben sie in den Text gesetzt; Schneider gleichfalls, aber eingeklammert; für ein Glossem hält sie Neukirch, quaest. philol. in Plat. Polit. I. p. 3—6, und ich glaube mit Recht. Sie sind in den Text gekommen aus der im Folgenden von Platon gegebenen Erläuterung der Frage und durch Missverständniss dieser Frage selbst. Sokrates sucht zu beweisen dass der Zweck der verschiedenen Künste (z. B. der Regierungskunst) nicht sei für sich selbst zu sorgen, sondern für Andere. Diess thut er dadurch dass er zuerst nachweist wie dieselben sich selbst genug seien und für sich selbst kein weiteres Bedürfniss haben als ihrem Begriffe vollständig zu entsprechen. Dieses Bedürfniss, im Anschluss an die vorhergehende Entwicklung durch *ξυμφέρον* ausgedrückt, ist eben *ὅτι μάλιστα τελέαν εἶναι.* Da die Frage der Erläuterung bedarf, so wird diese in der Art gegeben dass in dem Verhältnisse der Heilkunst zum Leibe nachgewiesen wird wie der Leib als solcher sich nicht selbst genug ist, sondern eines Andern bedarf, wogegen die Heilkunst kein Interesse (*ξυμφέρον*) für sich selbst hat, da sie, in ihrer Idee aufgefasst, vollständig und rein ist, daher alle ihre Interessen ausser ihr liegen, nämlich die des zu Heilenden sind. Davon wird nun die Anwendung gemacht auf das Verhältniss zwischen Regierenden und Regierten: der Regierende hat für sich selbst kein Interesse, sondern einzig für die Regierten, was denn das Gegentheil von der durch Thrasymachos aufgestellten Definition des *δίκαιον* ist.

II. p. 376 D fragt Sokrates ob die Erörterung der Frage wie der Kriegerstand zu erziehen sei für den vorliegenden Hauptzweck

*) Aus dem Rhein. Mus II. 1850. S. 468—470.

Förderung verspreche oder nicht? und fügt dem hinzu: ἵνα μὴ ἐῶμεν ἱκανὸν λόγον ἢ συχνὸν διεξίωμεν. Diess übersetzt K. Schneider, im Sinne der von Stallbaum gegebenen Erläuterung: „damit wir nicht eine zur Sache gehörige Untersuchung unterlassen oder eine weitläufige durchnehmen.“ Aber weder ἱκανὸς hat diese Bedeutung noch ist συχνὸς ein tadelnder Begriff, noch auch bilden die Worte, so gefasst, einen logisch richtigen Gegensatz. Alles wird klar wenn man schreibt: ἵνα ἢ ἐῶμεν συχνὸν λόγον ἢ ἱκανὸν διεξίωμεν. Das Erstere, ἢ für μὴ, habe ich schon in meiner Inauguraldissertation de Iuliano (Tüb. 1844) p. 39 vermutet und finde es jetzt durch den Monacensis bestätigt; das Zweite, die Umstellung von ἱκανὸς und συχνός, bieten drei gute Handschriften. Der Sinn ist: damit wir, je nach dem Ausfall der Antwort über die Förderlichkeit dieser Untersuchung, entweder unterlassen sie ausführlich vorzunehmen oder sie in genügender Weise durchführen, ut aut mittamus ampliorem disquisitionem aut sufficientem exequamur. Hiefür spricht auch die nach der Antwort des Adeimantos folgende Erklärung des Sokrates: οὐκ ἀφετέον, οὐδ' εἰ μακροτέρα τυγχάνει οὖσα. Entstanden könnte die Schreibung ἵνα μὴ ἐῶμεν daraus sein dass im Folgenden die Untersuchung wirklich nicht unterlassen wird.

Mit Beziehung auf Rep. II. p. 369 macht Aristoteles (Pol. IV, 4 p. 99 Bk. = p. 120 G.) die Ausstellung dass Platon von der Ansicht ausgehe ὡς τῶν ἀναγκαίων γε χάριν πᾶσαν πόλιν συνεστηκυῖαν, ἀλλ' οὐ τοῦ καλοῦ μᾶλλον. Hier ist nun Pinzger (de iis quae A: in Plat. Pol. reprehendit', p. 14 f.) und Stallbaum gleich mit der Belehrung zur Hand: Aristoteles verwechsle die Begriffe Veranlassung und Zweck: die ἀναγκαῖα seien bei Platon zwar der Anstoss und der nächste Zweck der Gründung einer πόλις, nicht aber der letzte Zweck. Das scheinbar Einleuchtende und Handgreifliche dieser Bemerkung ist es gerade was das meiste Bedenken gegen sie erregen muss; denn einen so groben Verstoss gegen die Logik kann man einem so scharfen Denker wie Aristoteles billigerweise nicht zutrauen. Und wirklich hat Aristoteles vollkommen Recht mit seiner Ausstellung und damit eine der wundesten Stelle der platonischen Politeia aufgedeckt. Denn allerdings ist es ein Grundgebrechen von dieser dass über den ursprünglichen Zweck der Gemeinschaftstiftung niemals ausdrücklich hinausgegangen wird, dass die Beschränkung auf die rein natürlichen Bedürfnisse als Ideal dargestellt, alles über diese

Hinausreichende als ein Nichtseinsollendes, zur τρυφῶσα πόλις Gehöriges (s. p. 372 E) behandelt wird, statt vom Natürlichen und Nothwendigen aufzusteigen zum Sittlichen, Freien und Schönen. So wird z. B. III. p. 406 D an der Heilkunst alles was über die Fertigkeit eines gewöhnlichen Barbiers hinausgeht als eine Verirrung und ein Krankheitssymptom verworfen.*)

2. Zum Symposion.**)

1.***) Plat. Symp. p. 182 extr. φιλοσοφίας τὰ μέγιστα καρποῖτ' ἂν ὀνείδη muss das gesperrt gedruckte Wort, das die Zürcher Herausgeber wieder von seinen Schleiermacher'schen Klammern befreit haben, doch nothwendig ein Glossem sein. Denn dasselbe bleibt anstössig, man mag es ansehen wie man will. Nähme man es, mit Bezug auf das p. 182 B vorausgegangene φιλοσοφία καὶ φιλογυμναστία, als Seiten der παιδεραστία (vgl. p. 184 D), in dem Sinne dass der Fragliche für sein (angebliches) Streben nach Weisheit Tadel ernte, so wäre diess, abgesehen davon dass jene Beziehung der φιλοσοφία auf die παιδεραστία selber problematisch ist und der wichtige Begriff „angeblich" gerade fehlen würde, darum unrichtig weil hier von erotischen Zwecken nicht mehr gesprochen wird, sondern, im Gegensatze zu diesen, von jedem anderen (ἄλλο ὁτιοῦν).†) Soll es aber heissen: er würde von Seiten der Philosophie Tadel ernten, so ist zu erwidern dass ihm das keineswegs blos oder vorzugsweise von der Philosophie widerfährt, dass in dem ganzen Zusammenhange überhaupt nur von der gesammten öffentlichen Meinung, dem νόμος, in Bezug auf den Eros die Rede ist, dass die ὀνείδη ihm von Jedermann drohen, von Freund wie Feind (p. 183 B), nicht blos von den Philosophen. Das Wort ist daher entweder ein Glossem oder corrupt. Von den verschiedenen Aenderungsvorschlägen

---

*) Vgl. oben S. 131. Aus dieser Anschauung von der ἰατρική erklärt sich auch die stark komisch gefärbte Rolle welche Platon im Symposion den Eryximachos spielen lässt.

**) Vgl. auch meine Recension von Schwegler's Schrift über die Composition des plat. Symp. (Tüb. 1843), in Jahn's Jahrbb. XLI. S. 357—368.

***) Aus dem Rhein. Mus. XVI. S. 312.

†) Aus diesem Grunde ist der Vorschlag von M. Vermehren, platonische Studien (Leipzig 1870) S. 59, φιλεραστίας (vgl. p. 213 D) zu schreiben, gleichfalls unrichtig.

genügt aber keiner, auch nicht *φιλοτιμίας*, an das man denken könnte, das jedoch zu eng wäre. Ebenso wenig K. F. Hermann's Schreibung: *ἀλλ' ὁτιοῦν . . βουλόμενος διαπράξασθαι πλὴν φιλίας* (ausser Freundschaften), *τὰ μέγιστα* u. s. w.; denn *διαπράξασθαι φιλίας* kann man überhaupt nicht sagen, am wenigsten kurzweg für ein erotisches Verhältniss, in welchem *φιλία* bei Platon immer die Stimmung des *ἐρώμενος* zu seinem *ἐραστής* bezeichnet. Vor Creuzer's *φλυαρίας* oder gar Schenkl's (Zeitschr. f. österr. Gymn. 1861, S. 603) *φληναφίας* (das erst bei Späteren vorkommt) würde weit den Vorzug verdienen Rückert's Vorschlag *ἀτοπίας*, welcher sachlich richtig wäre (vgl. unmittelbar vorher: *θαυμαστὰ ἔργα ἐργαζομένῳ*) und dabei nicht, wie jene zwei Vorschläge, sprachlich unrichtig (von einem seltsamen Handeln). Einen erträglichen Sinn gibt auch das von M. Hertz (im Breslauer Vorlesungsverzeichniss für Sommer 1870) vermutete *φιλοπονίας*.

2.*) Bei Plat. Symp. p. 194 B. erwähnt Sokrates dass er Zeuge gewesen sei von der Unerschrockenheit des Agathon; *ἀναβαίνοντος ἐπὶ τὸν ὀκρίβαντα μετὰ τῶν ὑποκριτῶν καὶ βλέψαντος ἐναντία τοσούτῳ θεάτρῳ, μέλλοντος ἐπιδείξεσθαι σαυτοῦ λόγους καὶ οὐδ' ὁπωςτιοῦν ἐκπλαγέντος*. Diess hat man so verstanden als wäre Agathon selbst in seinem ersten Stücke als *ὑποκριτής* aufgetreten. Gegen diese Auffassung hat O. Jahn im Proömium des Bonner Vorlesungsverzeichnisses für Sommer 1866 p. IV f. zwei Einwendungen erhoben. Fürs Erste nullo certo exemplo constat aliquem ex illustribus poetis officium a Sophocle omissum repetiisse, und am wenigsten sehe es dem Agathon gleich hunc artem histrionicam exercuisse. Dieses Argument erreicht jedenfalls nur Wahrscheinlichkeit, als bloser Schluss ex silentio auf einem Gebiete wo noch so dichtes Dunkel herrscht, und weil aus dem was Sophokles *διὰ τὴν ἰσχνοφωνίαν* unterliess nicht mit Sicherheit auf einen späteren jungen Anfänger zu schliessen ist. Zwingender ist sein zweiter Grund: si Agatho personatus et toto illo apparatu histrionico obvolutus et quasi tectus in scenam prodiisset, neque se ipsum spectatoribus agnoscendum praebuisset et, si metu et anxietate graviter commoti speciem exhibuisset, mirum sane hoc in histrione spectaculum fuisset (p. V.). Nur trifft diese Einwendung ebenso sehr seine

*) Rhein. Mus. XXII. S. 440 f.

eigene Erklärung. Er weist nämlich nach, in festis Bacchicis antequam musica certamina in eisque ludi scenici initium caperent, sollemni pompa Bacchi Eleutherensis signum ex Ceramico in theatrum deductum, ibi in orchestra positum et sacrificiis celebratum fuisse (p. XI). An dieser Procession haben der Natur der Sache nach ausser den weltlichen und kirchlichen Behörden auch diejenigen Theil genommen welche bei der nachfolgenden Aufführung mitzuwirken hatten, also choreutae, musici, histriones, poetae, omnes denique qui in spectaculis populo se praesentaturi erant. Wegen der grossen Zahl der Theilnehmer am Zuge sei Orchestra und σκηνὴ mit ihnen angefüllt gewesen, und so habe auch Agathon omnibus in scena stantem se conspiciendum geboten, cum tamquam poeta pompae particeps ea in theatrum deducta cum actoribus locum in scena occuparit (p. XII). Diess ist schon technisch nicht leicht vorstellig zu machen. Entweder waren die mit der Aufführung Beschäftigten nicht die Letzten im Zuge: dann mussten sie, um den weiteren Zug an sich vorbeizulassen, sich in den Hintergrund der Bühne zurückziehen und waren dann selber für das Publicum nicht sichtbar. Oder waren sie die Letzten: dann ist nicht recht abzusehen wie sie gerade auf die Bühne sollen zu stehen gekommen sein, um da während des Opfers an dem Dionysosbilde ihren Stand zu behalten. Die Hauptsache aber ist, dass in diesem Falle, wenn Agathon unter hundert andern Theilnehmern der Procession müssig dastand, doch zu einem ἐκπλαγῆναι nicht der entfernteste Anlass war, noch viel weniger als wenn er maskiert auftrat. Ich schlage daher für die Erklärung der Stelle einen anderen Weg ein. Auffallend ist der Plural μετὰ τῶν ὑποκριτῶν, da doch nicht glaublich ist dass bei der Aufführung die ὑποκριταὶ en masse aufzogen, vielmehr jeder einzeln, so wie seine Rolle es mit sich brachte, auf die Bühne getreten sein wird. In Mehrheit aber zogen die χορευταὶ auf, und statt dieses letzteren Begriffes wird der unbestimmte allgemeinere ὑποκριταὶ gesetzt sein. Von Agathon wird also bei Platon vorausgesetzt dass er als χοροδιδάσκαλος mit seinen Choreuten in die Orchestra eingezogen sei, um ein geistiges Product von sich (λόγοι) dem Publicum vorzuführen, und dabei gar keine Befangenheit gezeigt habe. Dass die Choreuten und ihr χοροδιδάσκαλος keine Masken vorhatten wird sich wohl von selbst verstehen: wie hätten sie sonst singen können? Trat aber Agathon unmaskiert auf, so konnte er leicht befangen sein und

war es daher ein Zeichen von Mut dass man davon ihm gar nichts anmerkte. Auch der erste Wahrscheinlichkeitsgrund von O. Jahn leidet bei dieser Auffassung keine Anwendung. Denn je eigentümlicher und kunstvoller bekanntermassen die musikalische Seite von Agathons Tragödie war, um so gewisser besass er auch das Zeug zu einem *χοροδιδάσκαλος*, und desto mehr musste er wünschen diesen Theil der Aufführung selbst zu leiten.

[Hiegegen hat J. Sommerbrodt (Rhein. Mus. XXIII. S. 533 bis 536) nicht mit Unrecht geltend gemacht dass ein solcher ungenauer Gebrauch von *ὑποκριταὶ* in der Zeit Platon's unerweislich und hier, neben *ὀκρίβας*, besonders unwahrscheinlich sei. Aber gegen seine eigene Erklärung, wonach die Stelle besagen solle dass Agathon als Zuschauer bei der Aufführung seines Stückes (*ἀναβαίν.*) Mut bewiesen habe, hat mit noch grösserem Rechte R. Grosser (ebd. XXV. S. 432—436) eingewendet dass sie mit den Worten *βλέψαντος ἐναντία τοσούτῳ θεάτρῳ* unvereinbar sei und *ἀναβαίνοντος* u. s. w. zu einer Tautologie mit *μέλλοντος ἐπιδείξ.* machen würde. Grosser selbst hilft sich (S. 435) mit der Annahme dass der Dichter, zumal wenn er zum ersten Male sich um den Preis bewarb, auf die Bühne, in die Nähe der Schauspieler, gehörte, um diesen als eine Art von Regisseur (*ὑποβολεὺς*) zur Hand zu sein; eventuell vermutet er dass der Dichter vor der Aufführung sich als Preisbewerber mit seinen Schauspielern in aller Form auf dem *λογεῖον* öffentlich vorstellte und nachher bei den nicht beschäftigten Schauspielern hinter der Scenenwand sich aufhielt, somit für Aeusserungen des Beifalls wie des Missfallens erreichbar war.]

VII.

Kaiser Julianus.

---

1. Die chronologische Bestimmung von Julian's Jugendgeschichte.*)

In keinem Punkte von Julian's Geschichte stossen wir auf so viele Dunkelheiten und Schwierigkeiten wie bei dem Versuche die verschiedenen Angaben über seine Jugendzeit zu verbinden und in eine entsprechende Ordnung zu bringen. Gibbon z. B., der sich noch am gründlichsten darauf einlässt, stellt die ungenaue Behauptung auf, Julian habe in Mailand 7 Monate in beständiger Todesfurcht geschmachtet (III, 206 der Wiener Ausgabe), und fügt in einer Note die noch unrichtigere Bemerkung hinzu, Julian vergrössere in seinem Sendschreiben an die Athener absichtlich seine Leiden, indem er, obwohl in dunkeln Ausdrücken, zu verstehen gebe dass dieselben über ein Jahr gedauert, ein Zeitraum der sich mit der chronologischen Wahrheit nicht vereinigen lasse. Auch ist es nicht richtig berechnet wenn Gibbon den Aufenthalt Julian's in Athen auf sechs Monate bestimmt. Und solcher Irrthümer liessen sich bei Andern noch mehrere nachweisen, z. B. bei Neander (über den Kaiser Julian) S. 80. 93 die mangelhafte Datierung der Reise nach Ionien, die quellenwidrige Behauptung eines dreimaligen Aufenthalts in Athen (S. 83. 86) u. A. Es scheint daher passend die Quellennachrichten über diesen Zeitraum zusammenzustellen und zu prüfen.

Wenn Julian bei seinem Tode im J. 363 32 Jahre alt war, so war er demnach im J. 331 geboren. Am 22. Mai 337 starb

---

*) Aus A. W. Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft IV. 1845. S. 143—156.

Constantinus, und nach dessen Tode wurden bekanntlich alle Glieder des kaiserlichen Hauses, ausser den drei Söhnen des Constantin sowie Gallus und Julianus, auf directes oder indirectes Anstiften des Constantius von der Soldateska ermordet. Den Gallus rettete dass er grade todkrank war, den Julianus sein zartes Alter. Libanius, der diess berichtet, sagt (oratt. I, 525 Reiske): *οὗτος δὲ καὶ πρεσβύτερος ἀδελφὸς ὁμοπάτριος τὸν πολὺν διαφεύγουσι φόνον, τὸν μὲν νόσου ῥυσαμένης, ἣ πρὸς θάνατον ἀποχρήσειν ἐδόκει, τὸν δὲ τῆς ἡλικίας, — ἄρτι γὰρ ἀπήλλακτο γάλακτος.* Sokrates, der sich im Uebrigen an ihn anschliesst, geräth in Beziehung auf die Berechnung des Alters auf das entgegengesetzte Extrem; er sagt nämlich (III, 1. p. 135 C): *Ἰουλιανὸν δὲ ἡ ἡλικία (ὀκταετὴς γὰρ ἦν ἔτι) διέσωσεν.* Und ebenso Sozom. V, 2. p. 482 fin.: *ἔτι γὰρ ὄγδοον ἡλικίας ἦγεν ἔτος*; nur ist hier deutlicher ausgesprochen dass er das achte Jahr noch nicht vollendet hatte.*) Diess stimmt gleichwohl nicht zu der Chronologie. Im Sommer 337 war Julian erst sechs Jahre alt, und man kann durch kein Mittel acht herausbringen. Nur jene Zahl stimmt auch recht zu dem Zusammenhange. Ein achtjähriger Knabe ist, vollends im Orient, von der Reife nicht so entfernt dass er ganz und gar ungefährlich erscheinen könnte. *Μετ' ἐνιαυτὸν ἕβδομον* wurde Julianus, wie er selbst angibt (Misopog. p. 352 C), dem Eunuchen Mardonius zur Erziehung übergeben. Wo er sich damals aufgehalten habe, darüber haben wir keine directe Angabe; nur wissen wir dass die Güter seines ermordeten Vaters von Constantius eingezogen worden waren (Jul. ad Athen. p. 273 B) und ihm so nur sein mütterliches Vermögen blieb, zu welchem unter Anderem ein Gut in Bithynien gehörte, von welchem er Epist. 46 sagt: *τοῦτο ἐμοὶ μειρακίῳ κομιδῇ νέῳ πεδίον ἐδόκει φίλτατον.* Er wird also wohl seine Knabenzeit entfernt vom Hofe und von diesem unbeachtet (wenigstens sah ihn Constantius erst in Kappadokien zum ersten Male, ad Ath. p. 274 A) auf seinen mütterlichen Besitzungen zugebracht haben.

---

*) Bei dieser Uebereinstimmung der Nachrichten ist nicht abzusehen wie Markus von Arethusa einen wesentlichen Einfluss auf Julian's Errettung gehabt haben könne, von welchem Gregor von Naz. (orat. III p. 90 C) sagt: *τῶν σεσωκότων τὸν ἐξάγιστον ἡνίκα τὸ γένος αὐτῷ πᾶν ἐκινδύνευε καὶ διὰ κλοπῆς ὑπεξαγαγόντων εἷς οὗτος ἦν.*

Von jetzt an werden die Angaben widersprechend und unklar. Vor Allem handelt es sich um Julian's Aufenthalt in Constantinopel, in Bezug auf welchen es sich fragt ob er zweimal Statt hatte, einmal vor der kappadokischen Gefangenschaft, das andere Mal nach derselben, oder ob nur einmal, und zu welcher Zeit alsdann? Stellen wir die Quellenangaben zusammen. Libanius lässt (or. funebr. I. p. 525 Reiske) auf die Erzählung der Rettung des Lebens von Julian die Worte folgen: *διέτριβε περὶ τοὺς λόγους ἐν τῇ μεγίστῃ μετὰ τὴν Ῥώμην πόλει* (d. h. Constantinopel) *φοιτῶν εἰς διδασκαλεῖον, .. οὐ σοβῶν οὐδὲ λυπῶν οὐδ' ἀξιῶν ἀποβλέπεσθαι διὰ πλῆθος ἀκολούθων καὶ τὸν ἀπ'. ἐκείνων θόρυβον· ἀλλ' εὐνοῦχός τε βέλτιστος σωφροσύνης φύλαξ* (Mardonius) *καὶ παιδαγωγὸς ἕτερος οὐκ ἄμοιρος παιδείας. ἐσθής τε μετρία* u. s. f. (I, 526): *ἤδη δὲ πρόσηβος ἦν καὶ τὸ τῆς φύσεως βασιλικὸν πολλοῖς καὶ μεγάλοις τεκμηρίοις ἐμηνύετο. καὶ ταῦτα οὐκ εἴα καθεύδειν Κωνστάντιον. δείσας δὲ μὴ πολὺ μεγάλη . . ἐπισπασθῇ πρὸς τὴν ἀρετὴν τοῦ υἱοῦ . . πέμπει αὐτὸν εἰς τὴν Νικομήδους πόλιν* (wie Libanius in seiner Eigennamen umgehenden Rhetorenmanier Nikomedia benennt), *παιδεύεσθαι .δὲ δίδωσιν ἐξουσίαν. ὁ δὲ οὐ φοιτᾷ μὲν παρ' ἐμὲ, τοὺς λόγους δὲ ὠνούμενος ὁμιλῶν οὐκ εἴδει.* Durch diese Beziehung auf seine eigene Person wird Libanius' Zeugniss noch beachtenswerther. Sichtlich kannten und benutzten ihn Sokrates und Sozomenus. Jener erzählt (III, 1. p. 143 f. Vales.): *ἐπεὶ ἡ κατ' αὐτῶν* (Gallus und Jul.) *τοῦ βασιλέως ὁρμὴ* (wie sie sich in der Ermordung ihrer Verwandten bewiesen hatte) *ἐκεχαύνωτο, Γάλλος μὲν τοὺς ἐν Ἰωνίᾳ κατὰ τὴν Ἔφεσον ἐφοίτα διδασκάλους, ἔνθα αὐτοῖς καὶ κτῆσις ἦν ἐκ προγόνων πολλή* (vergl. Liban. I. p. 531 R.). *Ἰουλιανὸς δὲ αὐξηθεὶς τῶν ἐν Κωνσταντίνου πόλει παιδευτηρίων ἠκροᾶτο, εἰς τὴν βασιλικὴν, ἔνθα τότε τὰ παιδευτήρια ἦν, ἐν λιτῷ σχήματι προϊὼν καὶ ὑπὸ Μαρδονίου τοῦ εὐνούχου παιδαγωγούμενος.* Nachdem er sodann Julian's (christliche) Lehrer in der Grammatik und Rhetorik genannt fährt Sokrates (p. 144 A) fort: *ἀκμάζοντος δὲ αὐτοῦ περὶ τοὺς λόγους φήμη τὶς εἰς τὸν δῆμον διέτρεχεν ὡς εἴη ἱκανὸς τὰ Ῥωμαίων πράγματα διοικεῖν· καὶ τοῦτο τολοιπὸν φανερῶς θρυλλούμενον ταραχὴν ἐποίει τῷ βασιλεῖ. διὸ μεθίστησιν αὐτὸν ἐκ τῆς μεγαλοπόλεως εἰς τὴν Νικομήδειαν.* Offenbar ist nach diesen beiden Schriftstellern der Hergang folgender: Julianus besuchte

als Knabe und angehender Jüngling unter der Aufsicht des Mardonius die Unterrichtsanstalten zu Constantinopel in dem Aufzuge eines Nachgeborenen; als aber seine Talente und Fortschritte die Blicke und die Neigung des Volkes ihm zuwandten, entrückte ihn der eifersüchtige und ängstliche Constantius nach Nikomedia. Ein Theil dieser Darstellung wird dadurch bestätigt dass nach der schon aufgeführten Angabe des Julianus selbst Mardonius wirklich sein Pädagog war. Dagegen widerspricht den meisten dieser Data der Bericht des Sozomenus. Dieser erzählt (V, 2. p. 165 f. Vales.) zuerst ausführlich die Gefangenschaft der beiden Brüder in Makellum und fährt dann fort (p. 166 C): *μετὰ χρόνον τινὰ παυσαμένου Κωνσταντίου τῆς ὀργῆς* (also dieselbe Wendung mit welcher Sokrates von dem Attentat auf das Leben der Brüder weiter gegangen war) *Γάλλος μὲν εἰς τὴν Ἀσίαν ἐλθὼν ἐν Ἐφέσῳ διέτριβεν, ἔνθα δὴ τὰ πλείω τῆς οὐσίας εἶχεν* (ganz wie Sokrates). *Ἰουλιανὸς δὲ εἰς Κωνσταντινούπολιν ἐπανελθὼν τοῖς ἐκεῖσε διδασκάλοις ἐφοίτα. φύσεως δὲ εὖ ἔχων καὶ τοῖς μαθήμασι ῥαδίως ἐκδιδοὺς οὐκ ἐλάνθανεν· ἐν ἰδιώτου γὰρ σχήματι τὰς προόδους ποιούμενος πολλοῖς συνεγίνετο· ἐπεὶ δὲ, οἷα φιλεῖ ἐν ὁμίλῳ καὶ βασιλευούσῃ πόλει, ἀδελφὸς ὢν τοῦ κρατοῦντος καὶ πράγματα διοικεῖν ἱκανὸς εἶναι φαινόμενος προςεδοκᾶτο βασιλεύειν καὶ πολὺς περὶ αὐτοῦ τοιοῦτος ἐκράτει λόγος, προςετάχθη ἐν Νικομηδείᾳ διάγειν.* Also ganz dasselbe was Libanius und Sokrates indirect vor die kappadokische Haft setzen setzt Sozomenus ausdrücklich nach derselben; so Gallus' Aufenthalt in Ephesus, so Julian's Studien in Constantinopel. In Bezug auf das Erstere scheint Sozomenus nun gleich im Unrecht zu sein; denn dass Gallus und Julianus gleichzeitig aus Makellum entlassen wurden, und zwar jener um vom Kaiser zum Caesar ernannt zu werden und alsbald an seinen Posten nach Antiochia abzugehen, wird durch viele Zeugnisse ausser Zweifel gesetzt: s. Jul. ad Athen. p. 270 D. 271 D. Gregor. Naz. III. p. 61 D: *τὸν μὲν ἀδελφὸν ἡ φιλανθρωπία τοῦ αὐτοκράτορος ἀποδείκνυσι βασιλέα, . . τῷ δὲ ὑπῆρχε κατὰ πολλὴν ἐξουσίαν καὶ ἄδειαν* u. s. f. Liban. or. I. p. 527 R.: *ἐκείνῳ μὲν οὖν περὶ ταῦτα ἡ σπουδὴ* (in Nikomedia), *τῷ δ' ἀδελφῷ γίνεται μετουσία τῆς βασιλείας κατὰ τὸ δεύτερον σχῆμα;* Ammian. M. XIV, 1, 1 von Gallus: ex squalore nimio miseriarum . . . ad principale culmen . . provectus, vgl. Tillemont hist. des emp. IV. p. 694, not. 2. Was aber die andere

Differenz betrifft, die in Bezug auf Julian's Studienzeit in Constantinopel, so scheint eine Vermittlung nahe zu liegen. Weder Libanius noch Sokrates sprechen nämlich von Julian's Haft in Makellum, vielleicht weil sie nichts davon wissen; der Erstere, der doch wohl Julian's Sendschreiben an die Athener gelesen hatte, vielleicht aus Versehen oder mit Absicht; Sozomenus aber ist mit Julian derjenige welcher die genauesten Notizen über diese Haft mittheilt. Sechs Jahre lang (Jul. ad Ath. p. 271 B) war nämlich Julian mit seinem Bruder Gallus in fundo Macelli (Amm. M. XV, 2, 7. vgl. Sozom. X, 2, p. 165 D. Vales.: *προςετάχθησαν ἐν Καππαδοκίᾳ διατρίβειν ἐν Μακέλλῳ*, welcher Aufenthalt von Soz. als ein ganz erträglicher dargestellt wird), von allem standesgemässen Umgange abgesperrt (ad Ath. p. 271 C) — denn der Besuch des Constantius (ad Ath. p. 274 A) war ein vorübergehender und hatte wohl andere Zwecke —, allein auf Bücher (vgl. z. B. Jul. Epist. 9 extr.) und ihre Dienerschaft angewiesen. Da von hier aus Gallus zum Caesar ernannt wurde und dieses im März 351 geschah, so wissen wir dass der Anfangspunkt dieser sechsjährigen Gefangenschaft das Jahr 345 ist, wo Julian 14 Jahre alt war. Es liegt nun die vermittelnde Annahme nahe dass Julian, sowohl vor seiner kappadokischen Gefangenschaft als nach dieser, in Constantinopel studiert habe, und darauf führt Sozomenus' Ausdruck: er sei dahin zurückgekehrt (*ἐπανελθὼν*), von selbst. Nun fragt sich zuerst, welche von beiden Studienzeiten die Eifersucht des Constantius erregte? Nimmt man die frühere an, so hat man den Vortheil dass nun die kappadokische Haft nicht mehr so unmotiviert dasteht und dass mit ihr nun wirklich die Reihe dessen beginnt was Julianus persönlich durch Constantius erlitten (da die Ermordung seines Vaters und älteren Bruders und die Einziehung seines Vermögens früher Statt hatte als Julian's Selbstbewusstsein vollständig wach war), wie Julian selbst es darstellt ad Ath. p. 271 B; für die zweite sich zu entscheiden könnte man durch den Umstand veranlasst werden dass bei dem alsdann schon vorgerückteren Alter des Julian die Eifersucht des Constantius natürlicher erscheint, und dass die Angabe des Libanius mehr zu ihrem Rechte kommt, da dieser, in Nikomedia wohnend, doch wohl darüber unterrichtet war von wo aus Julian in diese Stadt gekommen sei. Indessen wird, was das Letzte betrifft, die Untrüglichkeit von Libanius' Angaben durch seine Auslassung der historisch feststehenden

kappadokischen Haft bedeutend vermindert, und in Bezug auf das Erste ist es zweifelhaft ob Constantius, wenn Julian schon erwachsen war als er die Aufmerksamkeit des Volkes und die Eifersucht des Kaisers erregte, sich mit der blosen Verweisung in eine andere Stadt begnügt hätte; auch hatte das Volk nach Julian's kappadokischer Haft weit weniger Veranlassung in ihm den künftigen Kaiser zu erblicken, da eben erst Gallus zum Caesar ernannt war und sich noch durch Nichts verhasst gemacht hatte. Es ist daher an sich schon überwiegend wahrscheinlich dass der Verlauf folgender war. Vielleicht von seinem zehnten Jahre an (weil es doch längerer Zeit bedurfte bis der Ruf der Talente eines bescheiden auftretenden Knaben so weit sich verbreitet und solche Gedanken erregt) besuchte Julian die Unterrichtsanstalten zu Constantinopel; durch seine Fähigkeiten wurde die Aufmerksamkeit des Volkes und der Argwohn des Kaisers rege gemacht, und dieser verbannte ihn nebst seinem Halbbruder nach dem fernen Kappadokien und hielt sie dort 6 Jahre lang in strenger Haft. Nach seiner Freilassung kehrte Julianus nach Constantinopel zurück, das ihm am meisten bekannt und durch seine Jugenderinnerungen theuer war, und wohin er sich um so furchtloser begab weil damals sein Verfolger nicht dort residierte. Von hier aus führte den Julian sein Lerntrieb bald nach dem nahen Nikomedia, dessen Unterrichtsanstalten sich damals eines besonderen Rufes erfreuten. Julian kam also wirklich von Constantinopel aus nach Nikomedia, — darin hat Libanius vollkommen Recht und darüber konnte er sich auch nicht wohl täuschen, um so weniger weil er persönlich die Wirkung davon zu empfinden hatte dass Julian unmittelbar von Constantinopel herkam (durch das Verbot seiner Vorlesungen); aber darin hat er Unrecht dass er diesen zweiten kurzen Aufenthalt in Constantinopel verwechselt mit dem früheren längeren und daher bekannteren, welcher durch Constantius unterbrochen worden war, während den zweiten Julian freiwillig beendigte. In Folge dieser Verwechslung fand Libanius keinen Raum für Julian's Aufenthalt in Makellum, und Sokrates schloss sich in allen Punkten an ihn an. Die ganze Schilderung welche beide von Julian's Rolle in Constantinopel geben ist richtig und passt nur auf dessen frühere Jahre, nur auf die Zeit vor Makellum; erst in den Folgen welche sie diesem Aufenthalte geben irren sie, indem sie als solche die Verweisung nach Nikomediana tsatt der nach Makellum angeben und so einen Zeitraum

von sechs Jahren überspringen. Sozomenus sah den letzteren Fehler ein, verfiel aber, indem er ihn verbessern wollte, in einen andern. Er versetzte nämlich das was seine Vorgänger richtig in Julian's 12.—14. Lebensjahr setzen in dessen zwanzigstes, wohin es nicht passt, liess aber die Erzählung jener durchblicken, indem er die nach Makellum erfolgende Reise nach Constantinopel eine Rückkehr nannte, was nur unter der Voraussetzung verständlich ist dass der erste Theil der Angaben des Libanius und Sokrates die Wahrheit enthält. Richtig ist also an Sozomenus' Bericht die Einschiebung der kappadokischen Haft und die Andeutung eines zweimaligen Aufenthaltes in Constantinopel; irrig aber ist dass er den zweiten Aufenthalt daselbst auf eine Weise schildert und ihm Folgen beimisst welche vielmehr zu dem ersten gehören; dieser Irrthum ist daraus entstanden dass Sozomenus die Angabe seiner Vorgänger, Julian sei durch die Eifersucht des Kaisers nach Nikomedia verwiesen worden, beizubehalten suchte, anstatt sie zu berichtigen.

Zu dieser Darstellung stimmt auch dasjenige Datum welches einen weiteren schwierigen Punkt im Leben des Julian bildet, nämlich seine Zusammenkunft mit Gallus. Als man später, nach der Ermordung des Letzteren, nach einem Vorwande suchte auch den Julian zu verdächtigen und anzuklagen, stützte man sich auf zwei Punkte: quod a Macelli fundo ad Asiam demigrarat liberalium desiderio doctrinarum et per Constantinopolim transeuntem viderat fratrem (Amm. M. XV, 2, 7). Das Erste scheint sich darauf zu beziehen dass Julian von Makellum aus nicht an den Hof sich begab, sondern seinem Wissenstrieb folgte und nach Nikomedien sich wandte. Diess that er insofern non sine iussu als Constantius ausdrücklich ihm die Erlaubniss ertheilt hatte sich zu unterrichten wo er wolle, indem er es gern sah *περὶ τὰ βιβλία πλανᾶσθαι αὐτὸν καὶ ἀργεῖν μᾶλλον ἢ τοῦ γένους καὶ τῆς βασιλείας ὑπομιμνήσκεσθαι* (Eunap. Max. I. p. 48 Boisson.). Ammian überspringt hiebei wegen der Beiläufigkeit seiner Notiz den kurzen zweiten Aufenthalt Julian's in Constantinopel wenigstens insofern als er denselben nicht ausdrücklich erwähnt, aber auch nicht ausschliesst. Hätte er ganz genau sein wollen, so hätte er sagen müssen: weil er, von Makellum entlassen, in Constantinopel nicht geblieben war, sondern sich alsbald von da aus nach Nikomedia begeben hatte (aus Wissensdurst). Uebrigens schliesst hier Ammian Kappadokien, als den wesentlichsten Theil, von dem eigentlichen

Kleinasien aus; denn dass er Asia hier nicht in dem engsten Sinne (As. propria) nehme, sondern in dem von Kleinasien beweist der Umstand dass er Nikomedia darunter mitbegreift, wofern die Benennung nicht überhaupt vom europäischen (constantinopolischen) Standpunkte aus gewählt ist. Schwieriger ist der zweite Punkt der Anklage. Nach Ammian fand also die Zusammenkunft in Constantinopel statt, und zwar zu der Zeit als Gallus, im Begriffe sich nach Antiochia zu verfügen, durch diese Stadt reiste. Wenn er blos durchreiste, woher kam er? Ἐξ Ἰταλίας, sagt Liban. I. p. 527 R. (πέμπεται ἐξ Ἰ. τὴν πρὸς ἕω φρουρήσων). Was hatte er dort zu thun? Er hatte von Constantius seine Belehnung mit der Caesarwürde entgegengenommen. Hatte aber Constantius damals (J. 351) seine Hofhaltung bereits in Italien, in Mediolanum? Unmöglich. Noch herrschte Magnentius im Occidente, und eben darum war Gallus zum Caesar ernannt worden damit Constantius seine Aufmerksamkeit und Kraft ungetheilt dem Magnentius zuwenden könnte, der dann auch im J. 353 seinen Untergang fand. Man muss daher annehmen, Constantius habe sich zu Anfang des Jahres 351 zwar in Mediolanum ebensowenig als in Constantinopel aufgehalten, aber doch in der Nähe von Italien und dem Kriegsschauplatze, so dass Libanius den allgemeinen unbestimmten Ausdruck gebrauchen konnte ἐξ Ἰταλίας, während doch Constantius das eigentliche Italien erst im folgenden Jahre (352) von Magnentius eroberte. Dahin wo sich grade der Kaiser befand wurde Gallus berufen, zum Caesar ernannt und erhielt die Weisung sich schleunigst nach Antiochia zu begeben. Auf dem Wege dahin kam er durch Constantinopel, und hier sah er, nach Ammian, seinen Bruder Julian. Möglich ist diess wohl; es beweist, wenn es richtig ist, nur die Schnelligkeit mit der sich Gallus auf seinen Posten begab, vermöge welcher er seinen Bruder noch in Constantinopel antraf, so kurz dessen Aufenthalt in dieser Stadt war. Aber bei Libanius findet sich noch eine andere Version: ἐκεῖνος μὲν οὖν (der zum Caesar ernannte Gallus) καὶ διὰ τῆς Βιθυνίας δορυφορούμενος ἐχώρει καὶ εἶδον (die Brüder) ἀλλήλω (or. I. p. 527 R.). Während es in Libanius' Darstellung zweifelhaft bleibt ob das Zusammentreffen Zufall oder Absicht war, glaubt dessen Nachfolger Sokrates bestimmter sagen zu dürfen: Καῖσαρ ἀναδειχθεὶς ἧκεν ὀψόμενος αὐτὸν (den Julian) εἰς τὴν Νικομήδειαν, ὅτε ἐπὶ τὴν ἑῴαν ἐπορεύετο (III, 1). Wer hat nun Recht, Ammian oder Libanius?

Fand die Zusammenkunft in Constantinopel statt oder in Nikomedia? Im Ganzen ist diess ziemlich gleichgültig, da die beiden Städte so nahe bei einander liegen dass es in chronologischer Beziehung so gut als keinen Unterschied macht ob Julian zur Zeit da Gallus sich in seine Residenz verfügte noch in Constantinopel war oder bereits nach Nikomedia abgegangen. Indessen scheint doch das Zeugniss des Libanius mehr Glauben zu verdienen, weil dieser damals selbst in Nikomedia lebte und somit aus der besten Quelle, aus dem Augenschein, seine Angabe schöpfte. In Nikomedia hatte also diese Zusammenkunft statt. Gibt man aber in diesem Punkte die Darstellung des Ammian auf, so versteht es sich von selbst dass auch die Rechtfertigung des Julian nicht darin bestehen konnte dass er nachwies, auch diese Zusammenkunft habe non sine iussu imperatoris stattgefunden; er musste vielmehr erhärten dass Gallus ihn aufgesucht habe, nicht er den Gallus, und dass die damaligen Verhandlungen entfernt keine politische Tendenz gehabt hätten. Diess wird er um so mehr gethan haben als er auch Ep. ad Ath. p. 273 A eidlich versichert dass er so gut als gar keine, am wenigsten aber eine politische, Verbindung mit Gallus gehabt habe, was auch Libanius (or. I, 530) nachdrücklich bekräftigt.

In Nikomedia also war Julian frei und konnte Lehrer wählen, welche ihm beliebte, nur mit einer Ausnahme: den Libanius, den berühmtesten, durfte er nicht hören, das hatte er seinem früheren Lehrer in Constantinopel, dem Christen Ekebolius, eidlich versprechen müssen (Liban. I, 527), ein Eid dessen lästige Wirkung er durch seinen Eifer zu vereiteln wusste, indem er sich um schweres Geld einen ständigen Nachschreiber bei Libanius hielt (*πορθμέα τινὰ τῶν καθ' ἡμέραν λεγομένων δωρεαῖς μεγάλαις κτησάμενος*, ibid.). Dieses Factum, worüber Libanius doch Gewissheit haben musste, ist einer der stärksten Beweise dass Julian von Constantinopel aus nach Nikomedia kam. Der Aufenthalt in dieser Stadt wurde für Julian's Religions-Richtung entscheidend. Hier war es nämlich wo seine von Kindheit an gehegte Vorliebe für die althellenische Religion (Ammian. Marc. XXII, 5, 1: a rudimentis pueritiae primis inclinatior erat erga numinum cultum, vergl. Julian. or. in Sol. p. 130 C: *ἐντέτηκέ μοι δεινὸς ἐκ παίδων τῶν αὐγῶν τοῦ θεοῦ πόθος*, und aus der kappadokischen Zeit die Notiz bei Gregor. Naz. or. III. p. 61 C, Julian habe gegen seinen Bruder immer die helle-

nische Religion vertheidigt) vorzugsweise durch den um seinetwillen hieher gekommenen Philosophen Maximus (Sokrates III, 1. p. 136 BC) solche Nahrung fand dass er innerlich vollständig mit dem Christenthume brach und nur den äusserlichen Schein aus Furcht noch beibehielt (vgl. Julian. Ep. 42, p. 80 Heyler. Liban. I. p. 528. Ammian. M. XXII, 5, 1 f. Sokr. III, 1. p. 144 C. Sozom. V, 2, p. 166 D. Vales.). Daher sagt auch Gregor von Naz. or. III. p. 61 D: *'Ασία ἦν αὐτῷ τὸ τῆς ἀσεβείας διδασκαλεῖον* und schreibt mit Recht der Philosophie sein Abwendigwerden von dem Christenthume zu: *ἐπεὶ δὲ εἰς ἄνδρας προϊόντες* (Gallus und Julian) *ἤδη τῶν ἐν φιλοσοφίᾳ δογμάτων ἥψαντο* (*ὡς μήποτε ὤφελον!*) *καὶ τὴν ἐκ τοῦ λόγου προςελάμβανον δύναμιν, .. οὐκέτι κατέχειν ὅλην τὴν νόσον οἷός τε ἦν* (Julian nämlich), ibid. A., womit vollkommen übereinstimmt Liban. or. I. p. 528 Reiske: *καί ποτε* (in Nikomedien) *τοῖς τοῦ Πλάτωνος γέμουσιν εἰς ταὐτὸν ἐλθὼν ἀκούσας ὑπέρ τε θεῶν καὶ δαιμόνων . . ἁλμυρὰν ἀκοὴν ἀπεκλύσατο ποτίμῳ λόγῳ καὶ πάντα τὸν ἔμπροσθεν ἐκβαλὼν ὕθλον ἀντειςήγαγεν εἰς τὴν ψυχὴν τὸ τῆς ἀληθείας κάλλος, ὥσπερ εἴς τινα μέγαν νεὼν ἀγάλματα θεῶν πρότερον ὑβρισμένα βορβόρῳ. καὶ ἦν μὲν περὶ ταῦτα ἕτερος, ἐσχηματίζετο δὲ τὰ πρόσθεν, οὐ γὰρ ἐξῆν φανῆναι.* Eine bedeutend abweichende Darstellung gibt Eunapius in Max. I, p. 48 Boisson.: *πανταχοῦ βαθέων καὶ βαρυτάτων ὑποκειμένων κτημάτων μετὰ βασιλικῆς ὑπονοίας καὶ δορυφορίας περιεφοίτα καὶ διέστειχεν ὅπῃ βούλοιτο. καὶ δὴ καὶ εἰς Πέργαμον ἐφικνεῖται κατὰ κλέος τῆς Αἰδεσίου σοφίας.* Aber dieser, selbst schon zu alt, weist ihn an seine Schüler, von denen jedoch grade nur Chrysanthius und Eusebius anwesend sind. Von dem Letzteren geheimnissvoll auf Maximus hingewiesen, eilt er diesem nach Ephesus nach; auch den Chrysanthius ruft er hieher, *καὶ μόλις ἤρκουν ἄμφω τῇ τοῦ παιδὸς εἰς τὰς μαθήσεις εὐρυχωρίᾳ* (ib. p. 51). Aber ist schon Eunapius überhaupt ein unglaubwürdiger Schriftsteller, welcher um jeden Preis seine Helden verherrlichen will (daher er den Julian dem Maximus nachreisen lässt, nicht umgekehrt, wie Sokr. III, 1. p. 136 C erzählt nach der Andeutung bei Liban. or. funebr. I, 528: *τῆς φήμης πανταχοῖ φερομένης πάντες οἱ περὶ τὰς Μούσας καὶ τοὺς ἄλλους γε θεοὺς οἱ μὲν ὡδοιπόρουν, οἱ δ' ἔπλεον, σπεύδοντες ἰδεῖν τ' ἐκεῖνον καὶ συγγενέσθαι καὶ εἰπεῖν αὐτοί τι καὶ ἀκοῦσαι λέγοντος*), so verräth sich die Unrichtigkeit dieses Berichtes

insbesondere noch in manchen einzelnen Punkten. Einmal in der Uebertreibung womit Julian's Reichthum und in Folge dessen sein Aufzug geschildert ist und welche nur den Zweck hat seine Bemühung um Aidesius und Maximus in ein für diese noch schmeichelhafteres Licht zu rücken; denn Julian war damals nicht reich, da er sein vollständiges väterliches Vermögen erst als Kaiser wieder in seinen Besitz bekam (vgl. Jul. Ep. ad Ath. p. 273 B), und noch weniger war ein glänzender, Aufsehen erregender Aufzug der Julian's Neigungen und Erziehung entsprechende. Auch beweist der Ausdruck *τοῦ παιδὸς* wie wenig Kenntniss Eunapius von der Chronologie hatte, da Julian um diese Zeit in seinem zwanzigsten Jahre stand. Denn dass seine Abwendung vom Christenthume in diesem Lebensalter erfolgte gibt Julian selbst an (Epist. 51: *πειθόμενοι τῷ πορευθέντι κἀκείνην τὴν ὁδὸν*, nämlich das Christenthum, *ἄχρις ἐτῶν εἴκοσι*). Wir haben also alle Ursache die Erzählung des Eunapius bei Seite zu lassen und uns an die mit Julian's eigenen Angaben übereinstimmende Darstellung des Libanius und Sokrates zu halten, wonach er (von Kappadokien aus, also nach seinem 19. Jahre) nach Nikomedien kam und hier für die hellenische Philosophie und Religion vollständig gewonnen wurde. Nur so viel können wir an Eunapius' Erzählung als richtig anerkennen dass allerdings Julian um diese Zeit (etwa unmittelbar nach seiner Freilassung) allerlei kleine Reisen in Asien herum ausführte, deren er in seinem Briefe an Themistius p. 259 BC selbst Erwähnung thut. Jedenfalls aber befand er sich in Nikomedien als sein Bruder Gallus ermordet wurde. Dieses Ereigniss war auch für Julian von bedeutenden Folgen. Man beschuldigte ihn bei dem ängstlichen, misstrauischen Kaiser des Einverständnisses mit Gallus. Die Anklagepunkte und die Rechtfertigung welche ihnen Julian entgegensetzen konnte haben wir des Näheren bereits betrachtet. Es ist uns hier nur noch übrig die äusserlichen Hergänge welche sich an diese Anklage knüpften darzulegen.

Der Tod des Gallus erfolgte nach Gibbon im December des J. 354, wo Julian volle 23 Jahre alt war, Gallus aber 29 (Amm. M. XIV, 11, 27). Die Folgen welche dieses Ereigniss für ihn hatte erzählt Julian selbst (ad Ath. p. 272 D) so: *Γάλλον κτεῖναι παρέδωκε* (Constantius) *τοῖς ἐχθίστοις, ἐμὲ δὲ ἀφῆκε μόγις ἑπτὰ μηνῶν ὅλων ἑλκύσας τῇδε κἀκεῖσε καὶ ποιησάμενος ἐμφρούριον.* Also von Gallus' Tod an wurde Julian 7 volle Monate lang hin und

hergeschleppt und gefangen gehalten. Diess wird im Wesentlichen auch durch Libanius bestätigt, der (Oratt. I. p. 530 R.) berichtet: (*Γάλλος*) *ἀπέθνησκεν ἄφωνος*, . . *καὶ αὐτίκα οὗτος* (Julian) *ἀνέσπαστό τε καὶ ἦν ἐν μέσῳ φυλάκων ὡπλισμένων . . . καὶ προςῆν τὸ μηδὲ ἐφ' ἑνὸς ἱδρῦσθαι χωρίου, τόπους δὲ ἐκ τόπων ἀμείβειν ἐν ταλαιπωρίᾳ.* Sokrates schliesst sich auch hier an Libanius an, indem er (III, 1. p. 144 D Vales.) erzählt: *ἐπεὶ Γάλλος ἀνῃρέθη, παραχρῆμα καὶ Ἰουλιανὸς ὕποπτος κατέστη τῷ βασιλεῖ· διὸ φρουρεῖσθαι αὐτὸν ἐκέλευσεν. ἰσχύσας δὲ διαδράσαι τοὺς φρουροῦντας αὐτὸν τόπον ἐκ τόπου ἀμείβων διεσώζετο· ὀψὲ δέ ποτε ἡ τοῦ βασιλέως γαμετὴ Εὐσεβία κρυπτόμενον ἀνευροῦσα πείθει τὸν βασιλέα μηδὲν μὲν αὐτὸν δρᾶσαι κακόν, συγχωρῆσαι δὲ ἐπὶ τὰς Ἀθήνας ἐλθόντι φιλοσοφεῖν.* Nur hat Julian und Libanius statt dieses romanhaften, aus blossem Missverständniss der Ausdrücke des Libanius entstandenen Versteckens und Entdecktwerdens, von welchem auch Ammian nichts weiss, eine wahrscheinlichere Version, dass nämlich Julian gefangen herumgeschleppt worden sei. Worin aber bestand dieses *ἑλκύεσθαι*? Jedenfalls einmal darin dass Julian von Nikomedia an den Hof, der sich jetzt zu Mediolanum befand, transportiert wurde (perductus, Ammian XV, 2, 7; vgl. ib. §. 10 u. c. 3, 1, wo derselbe Ausdruck wieder von Gefangenen gebraucht ist). Constantius bereute die Ermordung des Gallus, sobald sie vollzogen war, um so mehr aber hiess ihn sein böses Gewissen die Rache des Julianus fürchten. Gern verwandelte sich die Furcht in Zorn, als ihm seine Camarilla einredete, Julian habe sich mit Gallus gegen ihn verschworen gehabt. Aber der Kaiserin Eusebia Fürsprache und Vermittlung beseitigte für Julian die ihm drohende Gefahr. Sie verschaffte dem Gefangenen und Angeklagten eine Privataudienz bei dem Kaiser, der ihn seit Kappadokien nicht mehr gesehen hatte (ad Ath. 274 A), worin Julian die falschen Anklagen zurückwies und sich vollständig rechtfertigte (Jul. ad Ath. 273 A. Or. III. p. 118 B: *οὐκ ἀνῆκεν ἡ Εὐσεβία ταῦτα δεομένη πρὶν ἐμὲ ἤγαγεν εἰς ὄψιν τὴν βασιλέως καὶ τυχεῖν ἐποίησε λόγου, καὶ ἀπολυομένῳ πᾶσαν αἰτίαν ἄδικον συνήσθη*; vgl. ad Ath. 274 A: *ἅπαξ ἐν Ἰταλίᾳ, ὡς ἂν τῆς σωτηρίας τῆς ἐμαυτοῦ θαρρήσαιμι*). Constantius versprach ihm noch öfter ihn vor sich zu rufen, was aber der Eunuch Eusebius zu hintertreiben wusste, so dass ihn Constantius, obwohl Julian ungefähr sechs Monate in Mediolanum sich

aufhielt (Jul. ad Ath. p. 274 A: *καίτοι τὴν αὐτὴν αὐτῷ πόλιν ἓξ ᾤκησα μῆνας, καὶ μέντοι καὶ ὑπέσχετό με θεάσεσθαι πάλιν*), nicht wieder sah bis nach seiner Rückkunft aus Hellas. Sogar sein Leben wäre in Mediolanum vor den Nachstellungen der schuldbewussten und daher ihn fürchtenden Camarilla nicht sicher gewesen (cum obiecta dilueret, nefando adsentatorum coetu perisset urgente, Ammian XV, 2, 8, vgl. Jul. ad Ath. 273 A), ni Eusebia suffragante regina ductus ad Comum oppidum Mediolano vicinum (wo er seinen Feinden aus dem Gesicht war), ibique paulisper moratus procudendi ingenii causa, ut cupidine flagravit, et Graeciam ire permissus esset. So Ammian und ebenso Libanius (Orr. I, 531 R.): *τὸν δὲ εἶδεν . . ἡ Κωνσταντίου γυνὴ καὶ τὸν μὲν* (Julian) *ἠλέησε, τὸν δὲ* (Constantius) *ἐμάλαξε καὶ πολλαῖς ταῖς ἱκεσίαις ἔλυσεν* (von seinen Banden) *ἐρῶντα τῆς Ἑλλάδος καὶ μάλιστα δὴ τοῦ τῆς Ἑλλάδος ὀφθαλμοῦ, τῶν Ἀθηνῶν, εἰς γῆν ἐρωμένην πέμψαι.* Aber die Darstellung beider Schriftsteller ist aus Julian in einem Punkte zu ergänzen: Julian wurde nicht unmittelbar von Comum aus nach Hellas entlassen, sondern er hatte, unterstützt von Eusebia, sich die Erlaubniss ausgewirkt in die Heimat seiner Mutter, *ἐπὶ τὴν τῆς μητρὸς* (weil sein väterliches Vermögen confisciert war) *ἑστίαν* (ad Ath. 273 B), also wohl nach Bithynien oder Ionien, zurückzukehren (Or. III. p. 118 B von Eusebia: *οἴκαδε ἐπιθυμοῦντι πάλιν ἀπιέναι πομπὴν ἀσφαλῆ παρέσχεν, ἐπιτρέψαι πρῶτον τὸν βασιλέα ξυμπείσασα*). Schon war er unterwegs (vgl. ad Ath. 273 A: *ὡς οὖν ἀποφυγὼν ἐκεῖθεν ἄσμενος ἐπορευόμην ἐπὶ τὴν τῆς μητρὸς ἑστίαν*, und nachher *πορευομένου ἐπὶ τὴν ἑστίαν*), als sich *περὶ τὸ Σίρμιον* und nachher aus Gallien Sykophanten erhoben und Unruhen aus ihren Gegenden meldeten (ad Ath. 273 CD; in der Lobrede auf Eusebia, Or. III. p. 118 C drückt er sich, wie es der Tact gebot, unbestimmt aus: *δαίμονος ἤ τινος ξυντυχίας ἀλλοκότου ὁδὸν ταύτην ὑποτεμομένης*). Der misstrauische Constantius fürchtete, Julianus möchte sich an die Spitze einer dieser Empörungen stellen (*δείσας παντάπασι καὶ φοβηθείς*, ad Ath. 273 D), schickt ihm daher sogleich nach (*αὐτίκα ἐπ' ἐμὲ πέμπει*) und weist ihn weg von dem Schauplatze beider Aufstände, nach Hellas, wofür sich in seiner Abwesenheit Eusebia, seine Neigungen wohl kennend, verwendet hatte (Or. III. p. 118 C von Eusebia: *ἐποψόμενον πέμπει τὴν Ἑλλάδα, ταύτην αἰτήσασα παρὰ βασιλέως ὑπὲρ ἐμοῦ καὶ ἀποδημοῦντος ἤδη τὴν*

χάριν)*). Wir wissen also dass er erst 7 volle Monate nach Gallus' Tod nach Hellas kam, somit im Sommer des Jahres 355, und den Ausdruck *ἑλκύεσθαι* wissen wir so zu erläutern dass Julian von Nikomedien nach Mediolanum transportiert, von da nach Comum gewiesen, von dort nach Constantinopel entlassen, unterwegs aber nach Athen beordert wurde. Zugleich aber sehen wir dass es mit dem siebenmonatlichen Herumgezerrtwerden nicht allzustreng zu nehmen ist; nur etwa einen vollen Monat lang brachte er unterwegs zu, die übrigen sechs Monate verweilte er in Mediolanum, freilich in einer Lage welche unangenehm genug war, da er sich allenthalben von Feinden umringt sah. Auch wie lange Julian in Hellas, oder vielmehr Athen, wohin er sich sogleich begab, verweilte können wir bestimmen, da wir den Anfangspunkt seines dortigen Aufenthalts wie den Endpunkt desselben kennen. Der Anfangspunkt ist, wie wir eben gesehen haben, etwa der Juni des Jahres 355. Nun war er aber am 6. November desselben Jahres schon einige Zeit, wenn auch nicht lange (haud ita dudum ab Achaico tractu accitus, Amm. XV, 8, 1), in Mediolanum; denn an diesem Tage wurde er dort zum Caesar ernannt, dem Heere vorgestellt u. s. w.; er muss also Anfangs October den Befehl zu schleuniger Rückkehr an den Hof erhalten und Athen verlassen haben. Er war somit nicht über ein Vierteljahr in Athen, wozu auch ganz der Ausdruck passt *μικρὸν εἰς τὴν Ἑλλάδα κελεύσας ὑποχωρῆσαι*, ad Ath. p. 273 D. Julian benutzte hier seine Musse (*σχολὴ ἐκείνη*, Ep. ad Themist. p. 260 B, wo er auch seine damalige Besitzlosigkeit schildert, vgl. Liban. oratt. I, 531 R.) zu emsigem Studium der Philosophie, wiewohl er sich bereits durch seine gründlichen Kenntnisse auszeichnete (Zosimus III, 2, 1: *ἐκ τῶν Ἀθηνῶν Ἰουλιανὸν μεταπέμπεται, τοῖς αὐτόθι φιλοσοφοῦσι συνόντα καὶ ἐν παντὶ παιδεύσεως εἴδει τοὺς ἑαυτοῦ καθηγεμόνας ὑπερβαλλόμενον*,

*) Gregor. Naz. IV. p. 121 D sagt, er habe ausdrücklich den Kaiser um Erlaubniss zur Reise nach Hellas gebeten, angeblich um das Land und seine Bildungsanstalten kennen zu lernen, in Wahrheit aber, um mit den dortigen Opferern und Gauklern sich zu besprechen. Wahrscheinlich hat Julian dem Gregor gesagt was sein geheimstes Motiv sei? — Dagegen Libanius *προςφων*. I. p. 410, 8 (Reiske) sagt richtig: *ὅτε ἀφῃρέθης τὴν τοῦ βαδίζειν ὅποι βουληθείης ἐξουσίαν ἐν τοιούτῳ χωρίῳ κατεκλείσθης ἐφ' ὃ πάντως ἂν ἔδραμες ἐξουσίας ὑπαρχούσης*. Und Julian selbst (ep. ad Themist. 260 A): *ἀπιὼν ἐπὶ τὴν Ἑλλάδα πάλιν, ὅτε με φεύγειν ἐνόμιζον πάντες*.

und Libanius oratt. I. p. 532: μόνος ἐκεῖνος νέων τῶν Ἀθήναζε ἡκόντων διδάξας τι μᾶλλον ἢ μαθὼν ἀπῆλθε, τοιγαροῦν ἀεί τινα σμήνη περὶ αὐτὸν ἑωρᾶτο νέων, πρεσβυτέρων, φιλοσόφων, ῥητόρων). Aber er war damals noch so schüchtern dass er erröthete so oft er zum Sprechen kam (Liban. I. p. 533: ὁ δὲ λέγων τε ἦν ὁμοίως θαυμαστὸς καὶ αἰδούμενος. οὐ γὰρ ἦν ὅτι χωρὶς ἐρυθήματος ἐφθέγγετο). Hier machte er auch die Bekanntschaft des eleusinischen Hierophanten, Eunap. vita Maximi I, p. 52 f. (Boiss.), der aber freilich nach seiner Gleichgültigkeit gegen den historischen Rahmen oder nach seiner Unkenntniss des streng Geschichtlichen diese Bekanntschaft in eine viel frühere Zeit setzt. Andere Bekannte von Athen her begegnen uns Epist. 55 und Ammian XXII, 9, 13. Auch Gregor von Nazianz und Basilius waren gleichzeitig mit ihm in Athen, aber wohl ohne dass er ihnen bei seiner damals bereits entschiedenen Richtung besonderes Interesse widmete (τῆς πρᾳότητος αὐτοῦ ἅπαντες ἀπέλαυον, τοῦ πιστεύεσθαι δὲ οἱ βέλτιστοι, Liban. I, 532); vielleicht auch wurden sie von ihm verdunkelt und dadurch gekränkt. Bald aber rief Constantius, nachdem Eusebia die entgegenstehenden ψευδεῖς ὑποψίας διέλυσεν, ἐναργεῖ τεκμηρίῳ τῷ βίῳ τὠμῷ χρωμένη (or. III, p. 121 A), ihn an seinen Hof zurück (μικρὸν εἰς τὴν Ἑλλάδα κελεύσας ὑποχωρῆσαι πάλιν ἐκεῖθεν ἐκάλει παρ' ἑαυτόν, ad Ath. 273 D. Or. III. p. 121 B). Unter schmerzlichen Thränen gieng Julian aus der theuren Stadt einem noch ungewissen Geschicke entgegen (ad Ath. 275 A). In Mailand, wo er ἔν τινι προαστείῳ sich einquartierte (ad Ath. 275 B), liess ihn in Abwesenheit des Kaisers Eusebia freundlichst bewillkommen (ib. p. 274 B); bald kam auch Constantius, nachdem er eben den Feldzug gegen Silvanus glücklich beendigt hatte, nach Mediolanum, und Julian wurde nun an den Hof gezogen (ibid. 274 C), wo er sich wegen seiner Philosophentracht Manches gefallen lassen musste (ib. 274 CD). So war er nun unter Einem Dache (ὁμορόφιος) mit denen von welchen er wusste dass sie seiner ganzen Familie den Untergang bereitet hatten (p. 274 D). Zwar schwand allmählich der Argwohn der Höflinge gegen ihn (ib. 274 D), aber Julian fühlte sich nicht heimisch in dieser Atmosphäre und wollte daher die Kaiserin in einem flehentlichen Briefe um die Erlaubniss zur Rückkehr ersuchen (ib. 275 C); aber er bedachte die Gefährlichkeit dieses Schrittes, und da er noch überdiess durch einen Traum davor

gewarnt wurde, so unterliess er ihn (ibid.). Ueberhaupt entschloss er sich jetzt zu vollkommener Ergebung in sein Schicksal (ib. 275 D bis 277 A) und liess es sich daher auch gefallen als ihn Constantius am 6. November 355 zum Caesar ernannte, so bang ihm dabei war (ib. 277 A vgl. Misopog. p. 357 B. Liban. I, 532. Amm. XV, 8, 17), ertrug auch die zwar glänzende, aber harte Gefangenschaft in welcher er die 24 Tage bis zu seinem Abgang von Mailand lebte (ad Ath. 277 A—C). Am 1. December 355 gieng er nach Gallien ab (ib. 277 D und Amm. XV, 8, 18), wobei die Art wie Constantius für seine Ausrüstung sorgte (Jul. Ep. ad Ath. p. 277 D. Liban. orr. I. p. 535. Zos. III, 3, 3. Amm. XV, 8, 18) die Vermutung nährte dass er nach Gallien geschickt werde οὐχ ἵνα. βασιλεύῃ τῶν ἐκείνῃ μόνον, ἀλλ' ἵνα ἐν τῇ βασιλείᾳ διαφθαρῇ (Eunap. Max. I, 53. Socr. III, 1. p. 145 C. Ammian XVI, 11, 13), was aber wohl nur ein Wechselfall war, den man zwar keineswegs fürchtete, aber auch nicht unmittelbar wünschte.

Aus dieser Darstellung muss sich ergeben haben dass die Hauptquellen, Julianus, Libanius und Ammianus, in keinem Theile miteinander in Widerspruch sind; nur erzählt Julianus manchen untergeordneten Punkt und manchen Nebenzug, welchen Ammianus, der nur einen kurzen beiläufigen Blick rückwärts wirft auf die Geschichte des Julian ehe er Caesar wurde, überspringen konnte und musste, Libanius aber entweder nicht kannte oder übersah; wir haben somit festen historischen Boden genug um eine zusammenhängende Darstellung dieses Theiles seines Lebens gehen zu können.

2. Ueber die Echtheit einiger Briefe des Julian *).

Eine ergiebige Quelle für die Geschichte des Julianus und die Erkenntniss seines Charakters als Mensch und als Regent sind seine Briefe. Schade dass wir sie nicht alle haben, dass die erhaltenen nicht alle vollständig sind, nicht einmal die Echtheit aller ausser Zweifel ist. Doch ist letztere Zweifelhaftigkeit bei weitem nicht so gross als es der Herausgeber derselben, L. H. Heyler, darstellt. Dieser verdächtigt z. B. Ep. 25, deren Inhalt er so angibt: collata in Judaeos beneficia sua recenset, quos tum

*) Aus Schmidt's Zeitschr. f. Geschichtswiss. IV. S. 156—161.

hortatur ut in ipsius gratiam preces ad deum mittant. denique Hierosolymam ab ipso refectum iri pollicetur. Man sieht, der Brief hat historisches Interesse, und die Frage über seine Echtheit ist daher schon vielfach verhandelt worden, s. die Literatur bei Heyler p. 274. Was sind die Zweifelsgründe? Heyler selbst führt sie nicht auf, sondern gibt nur an dass schon Aldus, Martinius und Petavius Bedenklichkeiten gehabt haben, indem sie der Ueberschrift des Briefes beifügten: „εἰ γνησίως“. Von äusseren Gründen könnte hieher nur der Umstand gehören dass einige Handschriften den Brief nicht haben, was aber für den der die handschriftliche Beschaffenheit der Julianischen Briefe näher kennt durchaus nichts Befremdendes hat. Von inneren Gründen dürfte nur der von Belang sein dass sich Julian in diesem Briefe über sein Verfahren gegen den Hof des Constantius auf eine Weise ausspricht die der Geschichte zuwider ist und auf einen Verfasser führen könnte welcher gegen Julian feindselig gesinnt gewesen wäre. Während nämlich nach Ammian (XXII, 4, 2: data quo velint eundi potestate proiecit, vgl. Socr. III, 1. p. 139: τοὺς μὲν οὖν διὰ ταύτας τὰς αἰτίας ἐξέβαλε) nur von einer Entlassung, Ausweisung des Hofgesindes die Rede sein kann, sagt Julian in dem Briefe: οὓς μὲν ἐγὼ εἰς βόθρον ὤσας ὤλεσα. Aber recht verstanden sagen die Worte, wenn auch in einer etwas übertriebenen Form, doch im Wesentlichen nichts Anderes als was Ammian und Sokrates auch angeben: er stiess sie von dem behaglichen müssigen Leben, welches sie bisher geführt, hinaus in ein herbes, stiess sie von ihrer Höhe herab, und da die meisten nichts Ordentliches gelernt hatten und ausser der Hofatmosphäre nicht gedeihen konnten, so mochte bei Vielen die Folge sein dass sie untergiengen. So schwach somit die Gründe gegen die Echtheit sind, so stark sind die für dieselbe. Zuerst die äusseren. Ausdrücklich berichtet Sozom. V, 22: Ἰουδαίοις εὔνους ἦν καὶ πρᾶος . . καὶ αὐτῷ δὲ τῷ πλήθει ἔγραψεν εὔχεσθαι ὑπὲρ αὐτοῦ καὶ τῆς αὐτοῦ βασιλείας. Diess entspricht den Worten des Briefs: ἵνα ἔτι μείζονας εὐχὰς ποιῆτε ὑπὲρ τῆς ἐμῆς βασιλείας. Hätte (wie Heyler annimmt) ein Fälscher die Worte des Sozomenos sich zum Thema gewählt wonach er den gegenwärtigen Brief ausarbeitete, so hätte er sicher nicht unterlassen auch das ὑπὲρ αὐτοῦ seines Originals auszudrücken; und wie kann man eine so untergeordnete Aeusserung zum Mittelpunkte des Briefs machen und annehmen dass alle die übrigen theil-

weise wichtigen historischen Angaben desselben nur zur Bekleidung jener einzigen gedient haben! Aber noch andere innere Gründe sprechen für die Echtheit. Erstens hätte man später gar kein Interesse gehabt einen Brief dieser Art dem Julian unterzuschieben, oder hätte man es gethan, so hätte das Product ganz anders ausfallen müssen. Ein nachahmender Verfälscher pflegt die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Nachzuahmenden möglichst stark aufzutragen, Julian aber war durch die Declamationen der christlichen Schriftsteller allmählich in ein Licht gerückt worden als habe er das Christenthum gehasst und verfolgt. Ein Späterer nun, der einen Brief Julian's an die Juden fabriciert hätte, würde ganz gewiss nicht unterlassen haben dem Kaiser Aeusserungen dieses Inhalts unterzuschieben, wovon aber in Ep. 25 keine Spur ist. Ebenso spricht sich der Brief über Julian's Vorgänger, den christlichen Kaiser Constantius, nicht stärker aus als Julian sonst zu thun pflegt. Auch wäre es wohl keinem Fälscher eingefallen den Julian sagen zu lassen, er habe die auf die Steuern der Juden bezüglichen Urkunden in seinem Archive verbrannt, was eine sonst nirgendsher bekannte und nicht leicht zu erfindende Angabe ist. Endlich kann an dem universell-religiösen Julianus die Achtung womit er von dem Judengotte in diesem Briefe redet um so weniger auffallen als er Ep. 63 (p. 133 Heyler) die Ueberzeugung ausspricht dass nur die Benennungen der Götter verschiedene seien, das Wesentliche aber allenthalben dasselbe.

Ebenso scheint der Brief an Arsakes (Ep. 67) nur mit Unrecht verdächtigt zu werden. Heyler sagt p. 485: minime credendum est ab Juliano profectas esse litteras arrogantiam spirantes qualem indignissimi nebulones prae se ferrent. Aber der bombastische grosssprecherische Ton des Briefes ist absichtlich angenommen, weil er einem Barbaren, und zwar einem orientalischen Fürsten, gilt, und ist darauf berechnet diesem zu imponieren (ἐκπλῆξαι, vgl. Epist. ad Themist. p. 263 A). Eine andere, aber nicht hieher gehörige Frage ist ob zu diesem Zwecke ganz die rechten Mittel gewählt sind; da aber dieser Ton Julian durchaus nicht natürlich war, so werden wir gegen Fehlgriffe im Einzelnen Nachsicht haben müssen. Nicht triftiger ist Heyler's zweiter Grund: praeter Juliani morem insultatur memoriae Constantii. Dieser wird nämlich ἀβρότατος καὶ πολυετής genannt, welches Letztere im Munde des dreissigjährigen Julian gegenüber von dem 45jährigen Constantius freilich auffallend ist. Auch diese Herabsetzung des Constantius ist

darauf angelegt den Arsakes einzuschüchtern und ihm zu sagen dass jetzt strengere Saiten aufgezogen werden. Ob derselbe Zweck nicht auch auf andere Weise zu erreichen gewesen wäre gehört nicht hieher. Auch dieser Brief ist durch Sozomenos hinreichend geschützt. Dieser sagt (VI, 1): *Ἀρσακίῳ . . . ἔγραψε συμμῖξαι περὶ τὴν πολεμίαν· ἀπαυθαδειασάμενός τε πέραν τοῦ μετρίου ἐν τῇ ἐπιστολῇ καὶ αὐτὸν μὴν ἐξάρας ὡς ἐπιτήδειον πρὸς ἡγεμονίαν καὶ φίλον οἷς ἐνόμιζε θεοῖς* (was alles Wort für Wort auf Ep. 67 passt), *Κωνσταντίῳ τε, ὃν διεδέξατο, ὡς ἀνάνδρῳ καὶ ἀσεβεῖ λοιδορησάμενος* u. s. w. Die Unmännlichkeit liegt in *ἁβρότατος* ausgesprochen, das Prädicat *ἀσεβὴς* oder *δυσσεβὴς* aber muss, wenn man es nicht schon in dem Gegensatze zu Julian, der sich *τὸν θεῶν θεραπευτὴν* nennt, liegen sollte, an die Stelle des ohnehin sehr auffallenden und nur auf Muratori's Handschrift beruhenden *πολυετὴς* gesetzt werden. Wenn endlich Sozomenos als weiteren Inhalt des Briefs angibt: *ἐπεὶ Χριστιανὸν ὄντα ἐπυνθάνετο (τὸν Ἀρσάκιον), ἐπιτείνων τὴν ὕβριν ἢ βλασφημεῖν ἃ μὴ θέμις σπουδάζων εἰς τὸν Χριστὸν, . . . ἀπεκόμπασεν ὑποδηλῶν ὡς οὐκ ἐπαμύνοι ὃν ἡγεῖται θεὸν ὀλιγωροῦντι τῶν προςτεταγμένων*, so kann diess nur zum Beweise dienen dass hier derselbe Fall ist wie so häufig bei Julian (vgl. Heyler zu Ep. 27 p. 292, zu 38 fin. p. 350 und zu 63 fin. p. 479), dass nämlich die mönchischen Abschreiber die dem Christenthum feindlichen Stellen gradezu weggelassen haben; vielleicht aber ist die Stelle nur eine Reminiscenz von einer aus Sokrates herübergenommenen früheren Erzählung (V, 4. p. 483 D), wo es von Julian hiess: *ἐπεὶ δὲ καὶ ἐπισκώπτων οἷ ἅπερ εἰώθει εἰς τὸν Χριστὸν, βλασφημῶν οὐ δὲ ὁ γαλιλαῖός σου* (des blinden Bischofs Maris) *θεὸς, εἶπε, θεραπεύσει σε.* Endlich muss selbst Heyler, der pathetisch sagt: equidem totum foetum ut impurum damno; scripserit aliquis fraudator, qui e Sozomeno didicerat Julianum similis argumenti litteras ad Arsacem dedisse, — zugeben: quisquis fuerit auctor, non imperitus erat stili Juliani. Also ein neuer Bestätigungsgrund der Echtheit.

Auch die zuerst von Fabricius herausgegebenen, von Heyler unter No. 68—77 abgedruckten Briefe halte ich mit Ausschluss des letzten und etwa des ersten alle für echt. Heyler in seiner zuversichtlichen Manier urteilt über sie (p. 495): mea sententia complures intersunt indignae Juliano. aliae sunt adeo futiles ut argumentum agnoscam nullum easque scriptas censeam ab otioso

quopiam homine, qui nugis eiusmodi tempus falleret; aliae, quibus argumentum est quantumvis leve, tantam in singulis locutionibus cum stilo Juliani concordantiam referunt ut Julianum se ipsum exscripsisse minus existimem quam servum aliquod imitatorum pecus(?) fucum nobis facere voluisse. So ungeschickt indessen diese ganze Argumentation ist, so ist doch Einzelnes davon nicht zu bestreiten. So ist es an Ep. 68, die bei Heyler 8 Zeilen füllt, doch auffallend dass fast die Hälfte aus Wendungen besteht welche wörtlich ebenso in früheren Briefen vorkommen (s. Heyler's Noten). Desto weniger ist bei Ep. 69 Grund zur Verdächtigung. Inhalt und Form ist durchaus in der sonstigen Weise des Julian, und auch Heyler sagt (p. 497): quaedam leguntur utique convenientissima Juliano. Nichtsdestoweniger meint er: sententiae complures adeo sunt inconcinnae ut interpolatus videatur contextus. Nur hat er diese sententiae inconcinnae näher nachzuweisen unterlassen, und die Annahme einer blosen Interpolation enthält das Zugeständniss der Echtheit in sich. Auch Ep. 70 erklärt Heyler für unverdächtig, wie er den Inhalt von Ep. 71 non alienum a Juliani moribus findet. Ep. 72 erklärt er stillschweigend für echt, von Ep. 73 urteilt er (p. 500): insunt complura stilum Juliani referentia. Dagegen bei Ep. 74 heisst es (p. 503): absurdas hasce litteras nemo sanus iudicabit esse Juliani. is enim pro vitandis publicae vecturae incommodis (unrichtige Darstellung; die Post ist nur nicht zu rechter Zeit da, und er tröstet sich, er wäre doch nur durchgeschüttelt worden u. s. w.) minime coactus esset pedibus uti suis; vel si delectationis gratia pedestre fecisset iter nuntiaturus a puerili temperasset ostentatione, quae nugarum insulsissimum venatorem prodit. Mit solchen polternden Urteilen wird nichts bewiesen. Abgesehen davon dass es nicht unmöglich ist dass der Brief von Julian geschrieben wurde ehe er eine öffentliche Stellung hatte, ist es ganz in der Art des mit seiner Einfachheit und Abhärtung sogar etwas kokettierenden Kaisers, wenn die erwartete Fahrgelegenheit nicht im Augenblick zur Stelle ist, einen Theil des Weges (bis er eingeholt wird) zu Fusse zurückzulegen. Und was die ostentatio betrifft, so hätte ein Privatmann (was der nugarum venator wäre) dazu gar keine Veranlassung gehabt, indem nur bei einem Hochstehenden etwas Derartiges einigermaassen bemerkenswerth erscheinen kann; indessen ist die ostentatio in dem Briefe gar nicht vorhanden, und derselbe hat so viele kleine Eigenthümlichkeiten des Julian an sich (Citate aus

Homer und Platon, Lieblingswörter wie *ἀλλοκότος* u. dgl.) dass wir ihn unbedenklich für echt halten. — Zu Ep. 75 bemerkt Heyler (p. 505): adeo futilis est ut an (num) Juliani sit addubitare liceat. otiosi sophistae poterit esse lucubratio (also — wenn wir nur das Uebertriebene dieser Behauptung abziehen — auch Juliani). locutiones tamen usurpantur quas ad instar bonorum auctorum Julianus frequentavit (d. h. quibus saepe usus est); unde liquet fraudatorem, si extitit, non ex toto rudem fuisse. Diess hebt sich von selbst auf, und der Brief ist also julianisch. — Ep. 76 ist, wie auch Heyler (p. 507) anerkennt, entschieden echt und auch äusserlich ganz gut beglaubigt. Aber Ep. 77 ist das Fabricat eines Christen, so gewiss wie der angebliche Brief des Gallus an seinen Bruder Julianus. Heyler (p. 510) ereifert sich wieder: quae hinc elucent, intolerabilis arrogantia prorsusque ridicula iactatio, non minus ab indole Juliani sunt alienae quam ab eius stilo vocabula quaedam abhorrent monstruosa, quae nonnisi ab insulsissimo nebulone poterant effingi. Andere Verdachtsgründe sind: Julian, der mehrere Jahre in Gallien und Germanien zubrachte, hätte die *μορφὴ ἀγριαίνουσα* der Gothen nicht neu und bemerkenswerth finden können; er hätte nicht voraus und am wenigsten an Basilius geschrieben: *δεῖ με σὺν πολλῷ τῷ τάχει καταλαβεῖν τῆς Περσῶν*; die Wendung (*δεῖ με τροπώσασθαι τὸν Σάπωρα*) *ἄχρις οὗ ὑπόφορος καὶ ὑποτελής μοι γένηται*, ist eine specifisch christliche (neutestamentliche) und hier sehr übel angebracht; Julian soll sich zu seiner Legitimation auf nichts Besseres zu berufen wissen als darauf dass er *Κωνσταντίνου τοῦ κρατίστου ἀπόγονος* sei, was bei einem Christen allerdings fast die einzige unbedenkliche Beglaubigung für Julian war; endlich ist die Abzweckung des ganzen Briefs absurd, und in der Form zeigt sich eine ganz unjulianische Armut an Ausdrücken, so dass dreimal von Julian's Charakter *γαληνὸς* gebraucht wird, was Julian niemals in diesem Sinne angewandt hätte, zweimal die Verbindung *ὑπόφορος καὶ ὑποτελής* u. s. f. Die Unechtheit kann daher kaum bezweifelt werden. Echt ist nur das durch Sozom. V, 18 hinreichend beglaubigte Witzwort am Schlusse (*ἀνέγνων, ἔγνων καὶ κατέγνων*), welches die Veranlassung zur Anfertigung des ganzen Briefes gegeben hat.

3. Julianus und seine Beurteiler*).

So entgegengesetzte Auffassungen und Beurteilungen kann keine andere historische Persönlichkeit erfahren haben wie Kaiser Julianus, von den Christen benannt der Abtrünnige, von Männern seiner Partei mit dem Beinamen des Grossen verherrlicht**). In neuerer Zeit sind die Gegensätze am schroffsten hervorgetreten unter seinen französischen Beurteilern. Während Montaigne ihn un homme rare et un grand homme nennt und Voltaire erklärt, Julian sei le second des hommes, pour ne pas dire le premier, und darin dass man Julians Namen ohne das Beiwort des Abtrünnigen ausspreche peut-être le plus grand effort de l'esprit humain erkennt***), meint dagegen Jondot: l'epithète d'Apostat, peignant l'homme tout entier, forme en quelque sorte, en un seul mot, le sommaire de sa vie. Woher diese Verschiedenheit der Ansichten? Sind die Handlungen Julians einer so entgegengesetzten Auffassung fähig, unsere Quellen so dürftig und widersprechend? Nichts von all dem ist in Wahrheit der Fall; nur ein wenig historische Kritik darf man anwenden, nur ein wenig in die damaligen Verhältnisse sich hineindenken, so wird man über die Glaubwürdigkeit der Quellen und über Julians Handlungen keinen Augenblick im Zweifel sein. Nur Parteileidenschaft ist es was diesen Theil der Geschichte so sehr getrübt, was die Auffassungsweise Julians zu einer Art von Glaubensbekenntniss gemacht hat. Doch vertheilt sich hiebei die Schuld sehr ungleich: die Partei des Julian selbst, die heidnische, oder, wie wir sie, dem damaligen Sprachgebrauche gemäss†) nennen werden, die hellenistische, und Alle welche in der späteren Zeit Sympathie für sie hegten, hat — den einzigen Voltaire ausgenommen — niemals

*) Aus A. W. Schmidt's Zeitschr. f. Geschichtswiss. V. 1846, S. 405—418, mit starken Kürzungen und unter Weglassung der Erörterung über die Beurteiler aus der neueren Zeit (S. 418—439).

**) Zosim. V, 2; vgl. Eunap. Max. p. 51. 56. Boissonade.

***) In demselben Geiste ist die Défense du paganisme par l'empereur Julien par M. le Marquis d'Argens, Chambellan de S. M. le Roi de Prusse. Berlin 1764. 1767. 1769. 2 Bde. gehalten.

†) Die Bezeichnung „Heiden" ist schon deswegen nicht passend weil sie Hellenisten und Polytheisten zusammenwirft, welche man damals wohl unterschied, vgl. Procop. Anecd. 11.

sich mit solcher Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit ausgesprochen wie diess von der entgegenstehenden geschehen ist. Die hellenistischen Schriftsteller welche über Julian sich geäussert, haben sämmtlich unter christlichen Fürsten geschrieben: schon dieser Umstand musste ihrem Parteieifer Zügel anlegen, wenn es ihnen auch möglich gewesen wäre sich dem Einflusse der sie umgebenden geistigen Atmosphäre zu entziehen. Wir finden daher gleich bei dem wichtigsten Historiographen des Julianus, bei Ammianus Marcellinus, eine grosse Unparteilichkeit. Er vertheilt Licht und Schatten, Lob und Tadel mit Gerechtigkeit; ja wenn seine Darstellung jeden nicht allzu Befangenen nothwendig gewinnen, wenn sie den Eindruck hinterlassen muss dass Julian ein durchaus ehrenhafter und bedeutender Mensch war, so geschieht diess fast gegen den Willen des Schriftstellers, der niemals mit solcher Entschiedenheit rühmt und bewundert wie er einige Male, und zwar nicht einmal immer mit unzweifelhaftem Rechte, rügt und anklagt*). Diess entspricht genau seiner religiösen Stellung: auch hierin ist er ein Mittelding zwischen Christ und Hellenist, doch so dass sich die Wage etwas mehr auf die zweite Seite neigt.**) Denn sein Aberglauben, seine Wundersucht ist Nichts was der einen oder der andern religiösen Partei ausschlieslich eigenthümlich wäre, sondern es ist ein gemeinsamer Zug der ganzen damaligen Zeit. Eutropius sodann, gleichfalls ein Zeitgenosse des Julianus und, wie Ammian, ein Gefährte desselben bei seinem parthischen Feldzug, wägt in seiner freilich sehr kurzen Uebersicht über die römische Geschichte mit derselben Unparteilichkeit Anerkennung und Missbilligung ab und desavouiert, wie Ammian, mit besonderem Nachdruck das was Julian den Christen gegenüber gethan hat, aber ohne darum die Wahrheit zu verletzen. Eunapius und Zosimus sprechen unverhohlen ihre aufrichtige Bewunderung für den edlen Kaiser aus, aber Animosität gegen das Christenthum, Verdrehung der wahren Thatsachen zu Gunsten Julians und Erdichtung unwahrer wird man ihnen nicht nachweisen können. Dies kann man sogar dem entschiedensten Parteigänger Julians, dem Rhetor Libanius, nicht vorwerfen. Zwar ist von den acht Schriften desselben welche sich auf Julian be-

*) Amm. XXII, 9, 12. XXV, 4, 20 f. vgl. mit Liban. I. p. 511. Zos. III, 11, 10.

**) Genaueres s. in meiner Römischen Literaturgeschichte 402, 6.

ziehen nur eine einzige unter einem christlichen Kaiser verfasst, diejenige worin er alles Unglück was das römische Reich seitdem betroffen davon ableitet dass man den Mord des Julianus durch Christenhand zu rächen unterlassen habe; die übrigen alle sind entweder unter Julians Regierung verfasst und an diesen selbst gerichtet oder unmittelbar nach dessen Tode geschrieben, wo zwar Julians Leib begraben war, aber sein Geist, sein Gedächtniss noch fortwirkte und seine Feinde scheu und schüchtern machte und seinen Freunden Mut einflösste. Nichtsdestoweniger ist seine Parteilichkeit noch recht erträglich. Zwar darf man nie vergessen dass ein Rhetor spricht, nicht ein Historiker, und vollends von den an Julian selbst gerichteten Reden wird Niemand es anders erwarten als dass der Redner sich ganz auf des Angeredeten Standpunkt stellt, der ja ohnehin auch der seinige war, und dass er Thatsachen von zweifelhafter Beurteilung übergeht, bemäntelt oder nur von Einer Seite bespricht; auch wird man es nicht auffallend finden dass er weitverbreiteten Gerüchten, welche auf die Christen ein nachtheiliges Licht werfen, Glauben schenkt und darauf eine Reihe von Schlussfolgernngen baut. Aber wo zeigt sich in seinen Schriften diese systematische Herabsetzung, Verdächtigung und Verleumdung der Christen wie sie die Chorführer unter diesen alsbald gegen die Hellenisten angewendet haben? Wo treibt ihn die Liebe für seinen Helden und Freund und für ihre gemeinsame Sache zu Aeusserungen eines unedlen Hasses? Natürlich, er kann Julians Feinde, die auch die seinigen sind, nicht lieben, er hasst sie sogar, aber die Schranken der Menschlichkeit überschreitet er niemals. Mehr durch seine Liebe als durch seinen Hass zeigt er die Partei an für welche er sich entschieden: und seine Liebe ist nicht die tobsüchtige, um sich schlagende, welche Jedem die Faust ins Gesicht setzt der nicht ihren Gegenstand für einen Ausbund aller Vortrefflichkeit hält, sondern es ist die stille, tiefe, auf gegenseitiger Achtung und Uebereinstimmung beruhende, die keinen Wechsel kennt, die sich als unerlöschliches warmes Interesse durch das ganze Leben hinzieht. Diess beweist nicht nur Libanius' schon erwähnte Rede an Theodosius in Betreff der Ermordung Julians, sondern besonders auch seine Gedächtnissrede auf den Letztern. Auch diese ist eine Rede, aber das verräth sich fast nur in der etwas peinlichen Vermeidung der Nennung von Eigennamen, welche mit dieser Stilgattung nicht vereinbar schien; von dem Gespreizten, Uebertriebenen,

Gesuchten, was sonst die Reden aus dieser Zeit charakterisiert, ist in dieser möglichst wenig zu entdecken. Und dann hält sich hier der Redner sehr nahe an die Wahrheit, er tadelt zwar Nichts, aber er übertreibt auch nicht das Wahre, lobt und rechtfertigt nicht, als wo er es mit voller Ueberzeugung thun kann, wie bei Julians Verbrennung seiner Flotte*), und begnügt sich bei Mássregeln wie die Hinrichtung des Ursulus**) sie in das mildere Licht zu rücken; über die ganze Darstellung ist eine Wärme verbreitet, welche den wohlthuendsten Eindruck hervorbringt.

Blicken wir nun aber auf die entgegengesetzte Seite, betrachten wir die christlichen Schriftsteller und ihre Darstellung und Beurteilung Julians, so finden wir hier den Charakter der Parteilichkeit in starkem Masse ausgeprägt. Die altchristlichen Historiker sind überhaupt keine eigentlichen Historiker, ihr Interesse ist überwiegend ein praktisches, apologetisches. Offen spricht diess z. B. Evagrius aus, indem er in der Vorrede zu seiner Kirchengeschichte an der des Eusebius als Hauptvorzug diess rühmt dass sie so schön darauf angelegt sei Andersdenkende für das Christenthum zu gewinnen***). Aber nicht blos überhaupt für das Christenthum suchten die Historiker durch ihre Darstellung zu werben, sondern jede christliche Partei noch insbesondere für sich selbst. Der athanasianisch gesinnte Historiker suchte zu beweisen dass seine Ansicht von jeher die der Kirche gewesen sei, dass das Leben der Führer wie die Schicksale der ganzen Partei unwidersprechlich die Wahrheit ihrer Lehre bezeuge und die entgegengesetzte Ansicht nur von schlechten, Gott und den Menschen verhassten Personen vertreten sei; der Arianer aber bewies ganz dasselbe auf demselben Wege von seiner Partei. Die siegreichen Athanasianer haben die Gegenpartei nicht zum Worte kommen lassen; nur die Darstellungen von Athanasianern sind auf uns gekommen, und von der entgegengesetzten Partei besitzen wir nur einen Auszug des Werkes von Philostorgius, gemacht durch den Athanasianer Photius, der die einzelnen Mittheilungen regelmässig mit den Worten einleitet: der gottlose Philostorgius sagt. Natürlich hat sich Photius' Feder gesträubt

*) Reden I, 610 Reiske.
**) Ebend. I, 573.
***) Vgl. Schlosser, Universalhist. Uebers. III, 3. S. 130 f.

die treffendsten, gegründetsten und daher schmerzhaftesten Bemerkungen des Arianers abzuschreiben; so ungenügend aber sein Auszug ist, so enthält er doch noch immer des Interessanten genug. Für unsern Zweck heben wir nur diess Eine hervor dass die Ermordung des arianischen Bischofs von Alexandria, Georgius, welche die athanasianischen Schriftsteller halb und halb dem Julian ins Gewissen schieben, Philostorgius (VII, 2) geradezu dem Athanasius Schuld gibt, welcher den Bischofssitz selbst wieder einzunehmen gewünscht habe. So gewiss diess eine Unwahrheit ist, so kann uns doch dieses Beispiel die Art der damaligen Geschichtschreibung veranschaulichen und uns darauf vorbereiten was wir über einen gemeinsamen Feind, wie Julian, von dieser Seite für Schilderungen zu erwarten haben, wenn die Christen unter einander auf diese Weise sich behandeln.

Aber die höchste Erwartung die man in dieser Beziehung hegen kann wird noch übertroffen durch Gregor von Nazianz, den Ersten unter den Christen welcher sich über Julian hat vernehmen lassen. Zwei Reden hat er nach dessen Tode auf ihn gehalten, welche er Schandsäulenreden betitelt hat; Julian wollte er damit an den Pranger stellen, für ewig ihn brandmarken, und auf lange hinein ist es ihm auch wirklich gelungen, aber auf ewig nicht, ewig ist nur die Wahrheit, und überlebt und überwindet alle Parteien. Ein bewährter Forscher, Schlosser, sagt (in seinem Archiv I, S. 267.*): „dass Gregor nach Julian's Tode Schimpf- und Schandreden auf ihn hält, über seinen Tod laut jubelt, dass er ihm körperliche Gebrechen vorwirft, alle seine Fehler übertreibt und alle seine Tugenden zu Lastern macht, dass er ganz keck offenbar lügt und verleumdet, wird man gewiss von dem Gründer eines frommen Unterrichtssystems, das

*) Damit vergleiche man desselben Urteil in seiner Universalhist. Uebers. III, 2. S. 337 f., wo er Gregor so charakterisiert: „Ein Mann den man Kirchenvater nennt, weil er reich ist an salbungsvollen Redensarten, an blindem Glauben und süsslicher Sophistik.“ Und 3, S. 142: „Die beiden Reden gegen Julian, welche G. nach des Kaisers Tode ausarbeitete, beweisen die traurige Wirkung des religiösen Fanatismus besser als irgend ein anderes Actenstück jener Zeit. G. erlaubt sich nicht nur die gröbsten und unschicklichsten Schmähungen, er frohlockt nicht allein über Julian's Tod, er macht nicht allein alle seine Tugenden zu Lastern, sondern er geht hämisch seine ganze Lebensgeschichte durch, um zur Erbauung der Gläubigen zu beweisen dass ein Ungläubiger nothwendig auch ein Nichtswürdiger sein müsse.“

die von Julian beschützten und empfohlenen Wissenschaften verdrängen oder ersetzen sollte, nicht ahnen. Dennoch ist es leider nur zu wahr, und sein Freund und Genosse Basilius sucht ihn durch seine Predigten kräftig zu unterstützen oder wenigstens Gregor's Schimpfreden zu verbreiten und anzupreisen, empfiehlt sie den christlichen Studierenden und kann nicht Worte genug finden ihren ästhetischen Werth zu preisen. Er selbst hat auf ähnliche Weise gegen Julian geredet, und Baronius, so wie die Benedictiner, die Gregor's Werke herausgegeben haben, rühmen es als das grösste Verdienst des heiligen Mannes dass durch diese nach Julian's Tode (als dieser selbst sich nicht mehr vertheidigen konnte und Freunde ihn nicht mehr vertheidigen durften) gehaltenen Reden seinem Andenken ein ewiges Brandmal aufgedrückt sei." Wer diese Reden aus eigener Anschauung kennt, der weiss dass dieses Urtheil keine Uebertreibung ist. Nicht nur ist es stehend dass Julian ein Unsinniger und Gottloser, ein Meuchler und Apostat genannt wird*), sondern Gregor stellt auch alle Handlungen desselben, selbst solche welche mit der Religion entfernt nichts zu thun haben, wie seinen Partherzug**), auf die giftigste Weise dar und bürdet ihm die grössten Verbrechen auf. So soll Julian den Constantius haben vergiften lassen***), und dass er Alles was unter seiner Regierung die lange gedrückten Hellenisten gegen die Christen verübten angestiftet hat†) versteht sich von selbst. Gregor ist Sophist, und des Sophisten Geschäft ist††) die Geschichte nach Bedürfniss zu drehen, die Thatsachen zu übertreiben, oder auch zu verkleinern, wie es der Zweck verlangt; zugleich ist Gregor herrschsüchtiger Priester, der es dem Kaiser nimmermehr verzeihen kann dass er dem Klerus seine Vorrechte genommen; man wird es daher erklärlich finden, aber verzeihlich durchaus nicht, dass er die Geschichte Julian's in solcher Weise behandelt hat dass man sich auf keine einzige seiner Angaben mit Sicherheit verlassen kann. Aber wie soll man es erklären, geschweige denn entschuldigen, wenn dieser christliche

*) Vgl. z. B. 94 C.

**) p. 115 f.

***) p. 68 B. Dazu bemerkt Schlosser, Univers.-Uebers. III, 2. S. 338: „solche Verleumdung, ein so feines und so sanftes Verklagen ist ärger als Mord!"

†) z. B. p. 88 A.

††) Vgl. Sokrates K. G. III, 23. p. 161 C.

Bischof, der seine Rede Gott als Dankopfer darbringen will, heiliger und reiner als das Opfer eines unvernünftigen Geschöpfes*), mit sichtbarem Behagen die grässlichen Grausamkeiten welche vom hellenistischen Pöbel zu Arethusa an dem Christen Markus verübt worden seien auf seine Weise beschreibt, und dann hinzusetzt: dieser Markus sei einer von denen gewesen welche dem Julian in seiner Kindheit das Leben gerettet (eine Angabe welche jedoch sehr unzuverlässig ist), — „wofür allein wohl er diess mit Recht erlitten hat und noch Aergeres verdient hätte, indem er unwissentlich ein so grosses Uebel für die ganze Welt gerettet hat.“**) Man beurteile hienach was dieser Mann, wenn er Julian's Macht und Richtung gehabt hätte, gegen die Christen gethan haben würde***), und bedenke was dagegen Julian gethan hat, welcher so fest wie Gregor überzeugt war die wahre Religion zu besitzen. Nicht viel ansprechender ist es wenn Gregor den Todten einen Einfältigen nennt, der von hohen Dingen nichts verstehe†), einen Verfolger wie Herodes, einen Verräther wie Judas (nur mit dem Unterschiede dass er sich nicht wie dieser aus Reue erhenkt habe), einen Christusmörder wie Pilatus, einen Gottesfeind wie die Juden††); oder in sein Grab hinein ruft: „was ist dir eingefallen, du Allerunersättlichster und Allerleichtfertigster, dass du die Christen der Wissenschaft berauben wolltest?“! Nichts Gutes erkennt Gregor an dem Kaiser an; alles was so aussah war blose Verstellung, und er leugnet selbst da wo die Wahrheit aller Welt bekannt war. So sind alle Geschichtschreiber Julian's von Bewunderung erfüllt von Julian's Keuschheit: Ammian sagt, nach dem Tode seiner Frau habe nicht einmal sein Kammerdiener in dieser Beziehung das Geringste zu munkeln gewusst; Libanius rühmt, er sei kälter gewesen als Hippolyt, und Mamertin, dass sein Lager reiner war als das einer Vestalin. Gregor aber behauptet (p. 121 C), Julian habe mit Dirnen gezecht!

---

*) p. 50 C.

**) *ὑπὲρ οὗ τάχα μόνον δικαίως ταῦτα ἔπασχε καὶ πλείω προςπαθεῖν ἄξιος ἦν, ὅτι κακὸν τοσοῦτο τῇ οἰκουμένῃ πάσῃ σώζων ἐλάνθανε.* p. 90 D.

***) Doch ist anzuerkennen dass Gregor nach Julian's Tode, als die Christen wieder Sieger waren, vor Gewaltthätigkeiten gegen die Hellenisten warnte.

†) p. 76 A. Gerade dasselbe hatte übrigens vorher Julian von den Christen gesagt. Ep. 52 p. 102 Heyler.

††) p. 76 C. D.

Und in dieser Weise ist seine ganze Darstellung gehalten. Je tiefer aber der Schatten ist der auf Julian fällt, in desto hellerem Lichte strahlt das Bild seines Vorgängers, des Constantius. Denn er war ein gar gottesfürchtiger Herr: er hat den Gregor zum Bischof gemacht*). Dafür wird aber auch von ihm gesagt dass er alle Regenten vor ihm an Einsicht und Klugheit übertroffen**), und nur weil Julian gefühlt habe dass er im Guten seinen Vorgänger nicht überbieten könnte habe er sich entschlossen im Schlechten, in der Gottlosigkeit, mit ihm zu wetteifern***). Zwar habe Constantius die Orthodoxen ein klein wenig verfolgt, aber es sei nur geschehen um sie zur Eintracht zu ermahnen****); nur einen einzigen unklugen und unfrommen Schritt habe Constantius gethan, den nämlich dass er Julian seinen Nachfolger werden liess†). Ueberhaupt wurde es bei den Kirchenschriftstellern Sitte Constantius auf alle Weise zu rühmen, was er einzig dem Umstande zu danken hat dass Julian sein Nachfolger war; denn wäre der Athanasianer Jovian unmittelbar auf ihn gefolgt, so hätte es nicht gefehlt dass Constantius der Arianer, welcher Athanasius und andere Bischöfe seines Glaubens verbannt hat, als ein grausamer Tyrann, ein ungläubiger Verfolger des göttlichen Wortes, als ein Christusfeind u. s. f. von den orthodoxen Schriftstellern verschrieen worden wäre; auch über seine sonstigen Grausamkeiten, z. B. die Ermordung aller seiner Verwandten, hätte man dann nicht so die Augen zugedrückt wie es jetzt geschehen ist. Theodoret z. B. fällt††) über ihn das milde Urteil: wenn er auch, verblendet von seinen Lenkern, den Ausdruck Homousios†††) nicht angenommen habe, so habe er doch dem Sinne nach denselben aufrichtig bekannt. Derselbe Kirchengeschichtschreiber schliesst sein drittes Buch mit den Worten: „ich will mit dem Jubel über den Tod des Tyrannen (Julian) mein Buch beschliessen; denn ich halte es nicht für erlaubt die gottesfürchtige Regierung (des Jovian) an die gottlose Despotie (des Julian) anzuknüpfen.“ Es

*) p. 65 C.

**) p. 65 A.

***) p. 65 A.

****) p. 64 C.

†) p. 63.

††) K. G. III, 3. p. 126 D.

†††) Von Christus gebraucht: gleichen Wesens mit Gott, das Schiboleth der Athanasianer, dagegen das der Arianer: er sei homoiousios, d. h. ähnlichen Wesens.

genüge diess zu seiner Charakteristik, um so mehr als seine Arbeit, wenigstens in diesem Theile, wenig Eigenthümliches hat. Wie jener benutzt auch Sozomenus sehr stark seine Vorgänger Gregor und den sogleich zu erwähnenden Sokrates; indessen theilt er auch manche wichtige Urkunden mit, namentlich Briefe Julian's, von denen wir ohne ihn Nichts wüssten. Was er bei seinen Glaubensgenossen und Vorgängern findet ist für ihn Geschichte, und so wird was Gregor als Declamator erfunden und übertrieben durch den Mund der Historiker als Wahrheit auf die Nachwelt gebracht. Was die geistige Befähigung des Schriftstellers betrifft, so ist er, wie seine ganze Zeit, im höchsten Grade abergläubisch: Wunder und Prodigien werden in Menge und in der abenteuerlichsten Gestalt erzählt und mit Sorgfalt ausgedeutet. So berichtet er z. B.*) nach Gregor's Vorgang, Julian habe einst in den Eingeweiden eines Opferthieres ein Kreuz erblickt; ein andermal**), das vom Blutfluss geheilte Weib habe aus Dankbarkeit Christo eine Statue gesetzt (von der man übrigens, wie Philostorgius VII, 3 erzählt, nicht mehr gewiss wusste ob sie Christus vorstelle), an deren Fuss ein Kraut gewachsen sei das alle Krankkeiten geheilt habe; wie Julian an die Stelle dieses Bildes sein eigenes habe setzen lassen, sei dieses alsbald vom Blitze getroffen worden. Auch weiss er von einem Baume der sich vor Christus auf seiner Flucht nach Aegypten geneigt habe und dafür mit der Kraft beschenkt worden sei dass jeder Zweig, jedes Blatt oder Stück Rinde von demselben, einem Kranken aufgelegt, ihn gesund mache. Besonders viele Wunder aber veranlasste, nach den Kirchengeschichtschreibern, Julian's Versuch den Tempel zu Jerusalem wieder aufzubauen. Die Erde bebte damals, am Himmel stand ein leuchtendes Kreuz gezeichnet und dieselbe Figur auf einmal wunderbarer Weise auf den Kleidern aller Anwesenden, und anderes Derartige, was bei Gregor p. 112 f. Sozom. V, 22, Theodoret p. 143 A und Philostorgius VII, 9 zu finden ist. Uebrigens wirft auf das Misslingen jenes Wiederaufbaues einiges Licht der von Gregor verschwiegene, von dem redlichen Sokrates***) aber bemerkte Umstand dass das Fehlschlagen des Versuchs von dem damaligen Bischof von Jerusalem, Cyrill, vorausgesagt worden war. Diesen allgemeinen Wunderglauben also theilt

*) K. G. V, 2. p. 482 A. vgl. 1, p. 480 D.

**) V, 21.

***) III, 20.

Sozomenus in extremer Weise, und ein grosser Theil seiner Geschichte besteht aus solchen Märchen. Von seinem Fanatismus aber gibt eine Probe sein Urteil über das Gerücht dass Julian von einem Christen gemordet worden sei. Er sagt nämlich*): „vielleicht ist diess auch wahr; denn es ist gar nicht unmöglich dass einem Soldaten einfiel dass von den Hellenen und Jedermann bis auf den heutigen Tag die Tyrannenmörder gepriesen werden, als Solche die sich für die allgemeine Freiheit geopfert haben. Kaum wenigstens dürfte man einen tadeln der für Gott und seine Religion eine mannhafte That verübt." Selbst Tillemont findet diese Aeusserung auffallend, und Bleterie gibt zu bedenken dass Sozomenus kein eigentlicher Kirchenvater, also keine Autorität sei, meint auch, derselbe müsse mehr das heidnische Alterthum studiert haben als die Moral des Evangeliums und den wahrhaft christlichen Geist.

Der seiner Gesinnung nach achtungswürdigste unter den alten Kirchengeschichtschreibern ist Sokrates; er hat wenigstens den guten Willen die Wahrheit zu sagen, wenn er sich auch nicht ganz von der unter den Christen traditionellen Ansicht über Julian loszumachen weiss. So sagt er am Anfange seines dritten Buchs: „Da ich jetzt von dem berühmten**) Kaiser Julianus in Kürze zu reden habe, muss ich diejenigen welche denselben näher kennen bitten keinen glänzenden Schmuck der Rede von mir zu erwarten, dergleichen nöthig wäre um hinter einem solchen Gegenstande nicht zurückzubleiben." Am besten lernt man seinen Werth kennen wenn man ihn mit Gregor vergleicht; z. B. von Julian's Entlassung des sehr kostspieligen und drückenden ungeheuren Hofstaates behauptet Gregor (p. 75 A) der Grund sei gewesen weil der Hof an Constantius und Christus anhänglich gewesen sei, und einen Theil des Personals habe Julian hinrichten lassen; Sokrates aber weiss nur von einer Entlassung und tadelt***) die Massregel nicht mit Unrecht als unpolitisch, weil nach den Begriffen des Orients der Herrscher mit einem gewissen Glanz auftreten müsse. Je werthvoller daher Sokrates in dem ist was er gibt, um so mehr ist zu bedauern dass er fast nur die das Christenthum berührende Seite von Julian's Leben und Thätigkeit genauer behandelt.

*) VI, 2. p. 517 D.

**) ἐλλογίμου ἀνδρὸς.

***) III, 1. p. 139 A.

4. Julian's Charakter und Stellung zum Christenthum*).

Julian musste früh alle seine nächsten Angehörigen bluten sehen; nur er und sein Halbbruder entgiengen dem drohenden Untergange. Als er dem Jünglingsalter sich näherte wurde er vom Kaiser Constantius, seinem Oheim, zusammen mit seinem Bruder in ein festes Schloss gesperrt, wo es ihnen an Nichts fehlte als an dem was in den Jahren der geistigen Entwicklung das Unentbehrlichste ist, an Umgang. In der Abgeschlossenheit dieser sechsjährigen Gefangenschaft wurde wohl der Grund gelegt zu Julian's späterer Herbheit und Schroffheit, zu seinem Eigensinn; die Gewöhnung an Alleinsein und Alleindenken mag sein Selbstvertrauen erzeugt, die Nothwendigkeit des Zurückhaltens mit seinen geheimsten Gedanken und Empfindungen mag seine nachherige Verschlossenheit in allen wichtigen Dingen neben rückhaltsloser Mittheilungslust und sprudelnder Lebendigkeit entwickelt haben. Aus seiner Haft entlassen lernte der zwanzigjährige Jüngling die bisher ihm vorenthaltene Zeitphilosophie, die neuplatonische, kennen. Bisher war die christliche Dogmatik seine einzige Philosophie gewesen: die Lehre von der Person Christi, von dem Verhältniss der beiden Naturen in ihm, die Frage ob er mit Gott gleichen oder ähnlichen Wesens sei, ob der heilige Geist aus dem Wesen Gottes selbst hervorgehe, diess und Aehnliches, welchem er ein tieferes Interesse abzugewinnen nicht vermochte, hatte man seinem jugendlichen Gemüt als Nahrung gereicht und jeder etwaigen Frage eines frischen denkenden Geistes durch Hinweisung auf den Glauben Ruhe geboten. Nun aber hörte er Gegenstände erörtern die ihn ins eigne Innere führten, zum Nachdenken über sich und seine Bestimmung, über seine Stellung zum Weltganzen veranlassten, die Fragen nach der Natur der Seele, ihrem Ursprung und ihrem Ende, nach dem Begriffe der Freiheit, nach dem Wesen der Gottheit, und er hörte sie erörtern mit Glanz, Beredtsamkeit und Begeisterung. Rasch warf er jetzt über Bord was ihm als werthloser Kram erschien**), alle die theologischen Stichwörter die er auswendig

*) Aus den Monatsblättern zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung, November 1847, S. 537—542.

**) Libanius Reden I, p. 528 Reiske.

kannte ohne einen geistigen Gewinn davon zu haben*), und gab sich mit vollen Segeln den Strömungen der Philosophie hin. Aber er musste seine Gesinnungen verbergen, um nicht das Loos seiner ganzen Familie zu theilen, und erst als er, nach vielen Leiden und Quälereien die er von dem argwöhnischen Kaiser zu erdulden hatte, und nach einer Reihe glänzender Kriegsthaten in Frankreich und Deutschland, durch den Tod des Constantius in den unbestrittenen Besitz der Kaiserwürde gelangt war, durfte er die lästige Maske abwerfen. Nur zwanzig Monate dauerte seine Regierung, aber er hat in dieser kurzen Zeit mehr gewirkt als viele Andere in Jahrzehnten. Er fiel im J. 363 in dem Feldzuge welchen er gegen die Perser unternommen hatte um alte Beschimpfungen des römischen Namens zu rächen. Schon hatte er das Ziel vor Augen, schon streckte er die Hand aus nach dem goldenen Siegerkranze**), da trat das Schicksal dazwischen und schleuderte ihn zu Boden und hemmte die unruhigen Schläge dieses Heldenherzens. Er starb als Jüngling, wie Alexander, aber ruhmvoller denn dieser; er fiel im tapfern Kampfe durch die Hand eines Feindes. Es ist ihm ein Tod zu Theil geworden wie er ihn selbst sich erbeten hat***), sanft und schmerzlos und süss durch die frohe Hoffnung zu den Göttern zu gehen. Aber für die Welt, die seiner Energie bedurfte, ist er viel zu früh gestorben, und ein Freund stimmt daher die Klage an: „Kaum hatte die lechzende Welt diesen Labetrank zum Munde gebracht, kaum einen Zug daraus geschlürft und sich gefreut seiner erquickenden Frische, als eine feindliche Gewalt ihn ihr aus der Hand riss, dass es schien als hätte sie ihn bekommen nur um die Grösse ihres Verlustes ermessen zu lernen!"†)

Was an Julian unsere Aufmerksamkeit am meisten auf sich zieht ist natürlich seine Stellung zum Christenthum. Man hat in dieser Hinsicht seinen Charakter in Anspruch genommen, man hat ihn einen Abtrünnigen gescholten und als Triebfeder seiner ganzen Handlungsweise die Eitelkeit bezeichnet: wir glauben mit Unrecht. „Der Abtrünnige" ist ein Parteiname welchen fortzupflanzen nicht Sache der Geschichte ist, und den der Kaiser in der That auch nicht verdient. Denn er war Christ nur so-

*) Eunap. Max. I, p. 47 Boissonade.
**) Liban. I, p. 613. II, 61. Zosim. III, 29, 1.
***) Caesares p. 336 C. Oratt. IV. p. 158 B. V. p. 180 B. C.
†) Liban. I, p. 618 f.

lange er musste und nichts Anderes kannte; sobald er zu einiger Selbständigkeit gelangt war entschied er sich für die Religion der Vorväter. Er war nie Christ mit Bewusstsein und Freiheit, die erste That seines Bewusstseins und seiner Freiheit war die Entscheidung für den Hellenismus. Einer Sache der man nie wirklich angehangen hat kann man auch nicht untreu werden. — Aber er hat nur aus Eitelkeit so gehandelt, er stand für sich immer vor dem Spiegel, nach aussen immer auf der Bühne? Ein schlimmer Fehler das, wenn es wahr ist, zumal an einem Fürsten. Wenn ein Niedriggeborner seiner Person und seinen Gedanken einen übertriebenen Werth beimisst, so kommt die Welt dadurch nicht aus dem Geleise; nur etwa in engem Kreise werden seine Einfälle besprochen, über seine nächste Umgebung hinaus schlägt er keine Wellen. Aber in wessen Hand die Macht ist, wer über die Arme von Tausenden gebieten kann, der ladet eine schwere Verantwortung auf sich wenn er seine Macht gebraucht im Dienste seiner Grillen. Zwar von nachhaltiger Wirkung ist es nicht, wie Julian's Beispiel zeigt. Mag er sich dem Strome des Rechts und der Wahrheit entgegenstemmen, es drückt nur die Mitlebenden; die Wogen der Geschichte gehen über sein Haupt hinweg, und sein Andenken wird verwünscht von denen die er unterdrückte und die trotz ihm siegten. In dieser Hinsicht ist Julian allerdings von Eitelkeit nicht freizusprechen: er wollte seinen eignen Entwicklungsgang der Welt aufdrängen, er wollte das Rad der Geschichte zurückdrehen auf einen Punkt den es nun einmal verlassen hatte, er wollte mit seinem einzigen Geiste und Willen Millionen bestimmen; aber er fiel, und an seiner Leiche vorbei setzte die Geschichte ihren Weg fort, ruhig als wäre nichts geschehen. Eine Ueberschätzung des eignen Urteils und der eignen Kräfte lag hiebei freilich zu Grunde, aber eine verzeihliche, denn sie gieng hervor aus begeisterter Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Sache. Wohl war Julian auch sonst eitel: er lechzte nach Lob wie ein ausgetrocknetes Feld nach Regen*); vielleicht verlangte ihn danach um unwillkürlich sich regende Zweifel über sein Thun zu beschwichtigen, um sich einzureden er handle wirklich in Uebereinstimmung mit dem Bedürfnisse der Zeit; vielleicht war er eitel weil er alles was er war

---

*) Liban. I, p. 522. Eutrop. X, 8. Aur. Vict. Epit. 43, 7. Ammian. Marc. XXV, 4,1 8.

durch sich selbst war, weil er es durch harten schmerzlichen Kampf dem Schicksale hatte abringen müssen. Auch war die Eitelkeit der gemeinsame Fehler dieser Zeit, wie er allen Perioden geistiger Unfähigkeit eigenthümlich ist, z. B. der grösseren Hälfte des vorigen Jahrhunderts, den Zeiten wo man den Massstab für die Grösse verloren hat. Unter den Liliputern dünkt sich gross wer um eines Nagels Breite über die Andern hervorragt. So war Julian's Zeitalter arm an Originalität und echter Grösse; wer sich am reichsten belud mit den Fetzen der Vergangenheit und sie mit der meisten Gewandtheit zu handhaben wusste, der galt für gross und glaubte selbst es zu sein. Alle bedeutenderen Männer dieser Zeit, Julian, Libanius, Athanasius, Gregor, Basilius, leiden an unmässiger Eitelkeit, und es kommt nur darauf an wer verhältnissmässig am meisten Recht dazu hatte, und wer gegen diesen Fehler die meisten Vorzüge in die Wagschale legen konnte. Und in dieser Beziehung hat Julian die Reinheit und Tüchtigkeit seines Charakters, die bewundernswürdige Energie seines Willens und die Unermüdlichkeit seines Strebens aufzuweisen. Auch gab er daneben Proben von aufrichtiger Bescheidenheit*) und konnte wohlgemeinten Tadel nicht nur ertragen sondern wünschte ihn sogar**). Ueberhaupt hatte seine Eitelkeit nichts gemein mit jener schwächlichen die mit Feigheit gepaart ist, welche im stillen Bewusstsein der Grundlosigkeit ihrer Selbstbewunderung bei jeder missliebigen Berührung auffährt, in kleinlichen Zorn geräth und für die Zukunft sich gegen jede Verletzung sicher zu stellen sucht, sondern sie hatte einen gewissen Anstrich von Grossartigkeit, sie beruhte auf einer tüchtigen Grundlage, und wurde daher nicht von jedem Windzuge erschüttert, sondern konnte die Untersuchung und den Zweifel ertragen. Weil seine Eitelkeit diese gesunde, aus wirklichem Kraftgefühl hervorgegangene war, so hatte er auch den Humor zur Selbstverspottung, und den Mut äusseren Glanz nicht nur zu verschmähen sondern die Begriffe von kaiserlicher Würde geradenwegs zu verletzen: er war etwas Tüchtiges schon ehe er die Krone trug, und er fühlte dass er, so viel er auch preisgebe und wegwerfe, doch immer noch genug übrig behalte um Achtung einzuflössen.

Sehen wir daher ab von den etwaigen persönlichen Bestimmungsgründen und betrachten das was er gegen das Christen-

*) Vgl. Or. ad Themist. p. 266 D.

**) Epist. 12. Ammian. XXII, 10, 3. XXV, 4, 16.

thum that für sich selbst, so dürfen wir vor Allem nicht vergessen dass Julian unumschränkter Beherrscher des römischen Reichs war, und dass man sich längst gewöhnt hatte diejenige Religion als Staatsreligion zu betrachten welche der jedesmalige Kaiser begünstigte oder bekannte. Der Begriff einer Staatsreligion war damals ein zwar noch nicht rechtlich, aber doch factisch bestehender; Julian übte daher nur ein unbestrittenes Recht wenn er zu den höheren Staatsstellen nur Männer seines Vertrauens, also Genossen seiner religiösen Ansicht, berief; und dass im hellenistischen Staate die Bevorzugungen einzelner Stände wegfielen, welche gegolten hatten so lange der Staat ein christlicher war, darüber konnte mit Grund sich niemand beklagen. Freilich war in den wenigen Jahrzehnten seit das Christenthum Staatsreligion war Staat und Religion so zusammengewachsen, das Christenthum war so weltlich und die Welt so christlich geworden*) dass eine Aenderung der Religion zugleich eine politische Revolution war, und es zeigte sich bei dieser Gelegenheit die ganze Verderblichkeit eines solchen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche. Der Staat sollte schlechthin unabhängig sein von den religiösen Ansichten der Bürger und auch des Herrschers; jedes andere Verhältniss untergräbt nicht nur die sittliche Reinheit der Kirche sondern bedroht auch die Ruhe, die Existenz des Staates, wie sich wohl bald hätte zeigen müssen wenn Julian länger am Leben geblieben wäre.

Aber Julian begnügte sich nicht das Christenthum vom Throne zu stürzen, ihm die weltliche Macht zu entreissen; auch die geistige suchte er ihm zu entwinden. Dahin zielte sein berühmtes Gesetz, es solle kein Christ in Rhetorik und Grammatik unterrichten, d. h. überhaupt ein Lehramt ausserhalb seiner Kirche bekleiden dürfen. Julian glaubte nämlich entdeckt zu haben dass die Christen alles was zur eigentlichen menschlichen Bildung gehört aus dem Alterthum, besonders dem griechischen, schöpfen, und meinte nun dadurch dass er ihnen diesen Quell verstopfte das Christenthum in einer Gestalt hinstellen zu können in welcher es für niemand etwas Einladendes hätte. Die Massregel war wirklich nicht ohne Klugheit ausgesonnen, und man darf nicht glauben sie sei blos eine halbe gewesen, weil er den Christen zwar verbot die hellenische Wissenschaft zu lehren, nicht aber

*) Vgl. Gregor. Orat. III. p. 80 A. B.

zugleich sie zu lernen; denn es war vorauszusehen dass die Christen einen Anhänger der alten Religion auch nicht zum Lehrer nehmen würden. Dabei versah es aber Julian doch in wesentlichen Punkten. Fürs Erste bemerkt sein Widersacher Gregor von Nazianz*) sehr richtig dass die Berechtigung auf die hellenische Literatur von der Sprache, dem Hellenischreden, nicht aber von der Religion abhängig sei. Nun meinte zwar Julian, Form und Inhalt lassen sich nicht trennen**); aber dem ist nicht also. Man kann Homer lieben und verehren ohne darum an seine Götter zu glauben; denn diese Götter geben sich nicht als ein Glaubensartikel. Freilich hatte die damalige Philosophie auf Homer's Gedichte den christlichen Begriff der Inspiration übergetragen, und Julian glaubte daher wohl einen philosophischen, d. h. allegorischen Glauben an sie fordern zu dürfen. Auch das bemerkt Gregor ganz treffend, dass es mit den erfundenen Gedanken, mit den Literaturwerken sei wie mit jeder Erfindung: nachdem sie einmal gemacht sei habe Jedermann ein Recht darauf. Julian thut den alten Dichterheroen Unrecht wenn er sie zu Parteimännern stempelt, wenn er meint sie würden sich grämen wenn sie wüssten dass auch Christen sie benützen; vielmehr sind sie ja Quellen, gelegen an der Heerstrasse der Menschheit und neidlos labend Jeden der kommt aus ihnen zu trinken, auch den der nach dem Trunke sie beschmutzt, sie vergiftet oder sie verlästert.

Weiter täuschte sich Julian auch darin dass er meinte es werde irgend ein Christ seiner Zeit, wenn ihm die Alternative gestellt werde entweder seiner Religion zu entsagen oder auf alle humane Bildung zu verzichten, auch nur einen Augenblick zögern das Zweite zu ergreifen. Die Sache stand damals so dass die Christen einen Stolz darein setzten der Bildung baar zu sein***); diess galt für christliche Einfalt. Einen anschaulichen Beweis von der Stimmung der damaligen christlichen Wortführer der hellenischen Literatur gegenüber gibt ein Brief von Gregor an einen gewissen Adamantios, an den er seine Exemplare alter Schriftsteller verkauft, wobei er ihm eine väterliche Ermahnung mit in den Kauf gibt. Er selbst, schreibt er, habe den Quark längst in den Winkel geworfen, wo ein grosser Theil von Motten

*) Or. III. p. 51 A.

**) Liban. I, p. 574.

***) Gregor. Or. III. p. 51 B. 97 D. Vgl. Schlosser, Universalhist. Uebers. III, 3. S. 143.

und Rauch zu Grunde gegangen sei; er habe jetzt Wichtigeres und Angenehmeres zu thun als den Pindar zu lesen: er disputiere über den Ausgang des heil. Geistes, über die Mönchsregeln und über die Art und Weise wie Christus Gott sei. Adamantios thäte viel besser wenn er ihm nachahmte, und statt dergleichen Zeug zu lesen vielmehr die heil. Schriften auswendig lernte; da er es aber einmal wünsche, so wolle er ihm die Bücher aus Freundschaft überlassen, bitte sich indessen gelegentlich das Geld dafür aus*).

Und welche Begriffe man damals überhaupt von der Literatur hatte geht am deutlichsten hervor aus dem Beginnen der beiden Apollinaris. Als nämlich Julian sein Verbot ergehen liess, so schüttelten die beiden, Vater und Sohn, eine ganze christliche Literatur wie aus dem Aermel. Der Vater brachte die jüdische Geschichte bis auf Saul in Hexameter, und um die Aehnlichkeit mit Homer noch täuschender zu machen theilte er sein Werk gleichfalls in 24 Bücher ein; auch christliche Komödien fertigte er nach Menander und christliche Tragödien nach Euripides, ebenso eine christliche Lyrik nach Pindar, und richtete es dabei so ein dass jedes Metrum vorkam, damit kein Bestandtheil der hellenischen Bildung den Christen mangle; der Sohn sodann verwandelte die neutestamentlichen Schriften in platonische Dialoge. Unter den alten Kirchenhistorikern sind die Stimmen über dieses Unternehmen getheilt. Sokrates sagt, diese Arbeiten seien so ganz vergessen als ob sie nie gemacht worden wären, und vertheidigt das Studium der hellenischen Literatur; Sozomenos aber meint, nur in Folge des Vorurteils für alles Alte habe man die Schriften der beiden Männer hintangesetzt, die doch den althellenischen in Nichts nachstehen. Dass in einer Zeit wo solche Unternehmungen entstehen konnten, wo ein Gregor von Nazianz hierin wetteiferte mit den beiden Apollinaris**), Julian mit seinem Verbote nichts ausrichten konnte liegt am Tage. Aber es war zugleich ein Zeichen von mangelndem Vertrauen zu seiner eignen Sache, von bösem Gewissen, von innerer Schwäche. Hatte die hellenische Literatur wirklich den Werth den er von ihr voraussetzte, dass man um ihretwillen seine Religion sollte verlassen können, so durfte er sie getrost in den Händen der Christen lassen und konnte von der Macht der Wahrheit den Sieg er-

*) Epist. 30. Vgl. Schlosser, Archiv I. S. 255 f.

**) Schlosser, Universalhist. Uebers. III, 3. S. 143 f. Vgl. Gregor. Or. III. p. 51 B.

warten. Aber er fühlte selbst dass er diese Schriften zu einem Zwecke verwende für welchen sie nicht geeignet sind und bei welchem sie sich daher vielfache Blössen geben, welche die Gegner mit Schadenfreude aufdeckten. Der Widerwille Julian's hiegegen ist leicht erklärlich: es that ihm wehe zu sehen wie die christlichen Ausleger der alten Literatur bei jeder Gelegenheit die Schattenseiten derselben hervorhoben und dagegen auf das Christenthum als das weit Bessere hinwiesen*). Aber diess durfte ihn nicht bewegen den Versuch zu machen den Christen diese Literatur zu entreissen, die nun einmal allen denen gehörte für welche sie zugänglich war. Nur dazu hätte er sich dadurch bestimmen lassen sollen dass er es aufgab sie als Religionsurkunden, als symbolische Bücher zu betrachten. Aber er fühlte mit seiner ganzen Zeit das Bedürfniss von Stützen für den in sich selbst haltlosen Geist, und da er sich nun einmal darauf steifte die vom Christenthum gebotenen zu verschmähen, so blieb ihm nichts übrig als sich solche innerhalb der alten Religion selbst zu schaffen und die althellenische Literatur mittelst der allegorischen Auslegung, an deren guter Begründung und Berechtigung er so wenig als seine Zeit zweifelte, in Religionsquellen zu verwandeln.

Schon hieraus geht deutlich genug hervor dass für Julian ein sachlicher Grund den Hellenismus dem Christenthum gegenüber festzuhalten nicht vorhanden war, indem er jenen, um ihn seiner Zeit anzupassen, nach diesem umzuformen sich genöthigt sah; aber noch unmittelbarer und auffallender erhellt diess aus den Mitteln die er anwandte um die alte Religion zu kräftigen und zu heben. Es waren diess erstens äussere: der Aufwand welcher gemacht wurde um den hellenischen Cultus recht prunkend, recht bestechend und einladend für die Menge zu begehen**), und die Bevorzugung der Bekenner des Hellenismus bei allen höheren Staatsämtern***). Bedeutsamer sind die innerlichen Mittel welche er anzuwenden theils beabsichtigt, theils begonnen hat. Er gieng nämlich darauf aus das Gute am Christenthum dem Hellenismus wieder anzueignen, da es dieser von Anfang an und zuerst besessen und nur durch Fahrlässigkeit ver-

*) Vgl. Julian bei Cyrill VII. p. 229 f.

**) Liban. I, 579. Ammian. XXII, 12, 7.

***) Liban. I, p. 575. Gregor. Naz. Or. IV. p. 120 C. Sokr. III, 13. Theodoret. III, 6.

loren habe. Der Brief in welchem er dieses ausführt*) ist indirect zugleich die schönste Lobrede auf das Christenthum. Was er von diesem herübernehmen will ist erstens die Sorge für die Armen. Das Christenthum ist die Religion der Armen: es treibt die Reichen zum Geben und den Armen verspricht es für ihre Entbehrungen Schadloshaltung im Jenseits. Dadurch ist es eine weltbeherrschende Macht geworden: die Masse der Armen, der Unterdrückten und das Geschlecht der zum Helfen und Lieben Geborenen, das Geschlecht der Frauen, fiel ihm zuerst zu, und durch ihren langsamen und stillen, aber tiefen und unwiderstehlichen Einfluss ward dann auch die Welt der Männer in seinen Kreis gezogen. Diese Richtung und Bedeutung des Christenthums hat Julian aufs Klarste erkannt. Er sagt in dem angeführten Briefe: zur Förderung des Christenthums hat ganz besonders beigetragen die Wohlthätigkeit gegen die Fremden, die Sorge für die Todten und die (erheuchelte, setzt er hinzu) Gesetztheit des Lebenswandels. Noch deutlicher und zugleich schroffer erklärt er sich in einer andern Stelle**): „Sobald die ruchlosen Galiläer (wie er die Christen regelmässig nennt) bemerkten dass die Armen von den (heidnischen) Priestern vernachlässigt werden, so warfen sie sich schnell auf die Wohlthätigkeit; und wie man Kindern Kuchen schenkt um sie zum Mitgehen zu bereden, und dann, wenn man von Wohnungen entfernt ist, sie auf ein Schiff schleppt und als Sklaven verkauft, dass sie die kurze Freude mit lebenslänglichem Elend zu büssen haben, so hat das Christenthum durch das sogenannte Liebesmahl und die Wohlthätigkeit Gläubige zur Gottlosigkeit (d. h. Heiden zum Christenthum) verführt." Um diesen Vorzug nun seiner eigenen Kirche zuzuwenden, verordnet er***) Herbergen zur Aufnahme der Fremden in jeder Stadt zu errichten, und zwar nicht blos für Hellenisten, sondern für alle Hülfsbedürftigen ohne Unterschied des Glaubens. Denn es wäre doch eine Schande, sagt er†), wenn wir auch fernerhin nicht einmal unsern eigenen Leuten hälfen, während doch von den Juden kein einziger zu betteln braucht und die gottlosen Galiläer ausser den Ihrigen auch noch die Unsrigen verpflegen. Zweitens wollte er der alten Reli-

*) Epist. 49.

**) Fragm. Ep. p. 305 B. Vgl. p. 290 f.

***) Ep. 49. Vgl. Gregor. Or. III. p. 101 f. Sozom. V, 16.

†) Ep. 49. p. 91 Heyler.

gion unter die Arme greifen durch Hebung der Sittlichkeit. Die Priester sollen darin mit gutem Beispiele vorangehen: sie sollen nicht das Theater besuchen, weil das ganz unziemlich sei*) — eine persönliche Antipathie des Kaisers**), zugleich aber begründet durch den damaligen Zustand der Bühne und dem Christenthum abgesehen —, nicht ins Wirthshaus sitzen und keine missachtete Hanthierung treiben***); auch die alten Iambographen und die Stücke der alten attischen Komödie, ja sogar Mythographen****) sieht er wegen deren Nuditäten nicht gern in ihren Händen, und möchte sie von der epikureischen und skeptischen Philosophie, als einer frivolen, ferne halten†). Auf solche Weise glaubte er von zwei Seiten zugleich zu seinem Ziele zu kommen: das Beispiel der Priester sollte auf die sittliche Veredlung des Volkes einwirken und den Hellenismus mittelst seiner Bekenner achtungswürdiger machen, und andererseits sollte die sittliche Hebung des Priesterstandes diesen selbst in der äusseren Anerkennung und Geltung steigen machen. Denn das war ein weiterer Punkt den er als Bedürfniss erkannte: ein wohlorganisierter und geachteter Priesterstand. Er will daher dass allein die sittliche Tüchtigkeit die Aufnahme in den Priesterstand bedinge††), und dass die Priester den Civil- und Militärbeamten an Rang gleichstehen†††). Man sieht wie gut Julian erkannte was den Hellenismus gestürzt hatte und was ihm Noth that, aber man wundert sich auch warum er nicht lieber beim Christenthume blieb, wo er alle diese Einrichtungen nicht erst machen, alle diese Vorzüge nicht erst befehlen durfte, wo er sie vielmehr schon vorfand, und nur etwa von dem Schlechten was sich daran gehängt zu reinigen hatte. Aber er war durch die Philosophie zu sehr darauf capriciert worden den Hellenismus zu bewundern, und sein persönlicher Widerwille gegen das Christenthum war zu gross als dass die bessere Einsicht hätte siegen können. Er nimmt daher seine Zuflucht zu der Bemerkung dass alle jene Vorzüge ursprünglich den Hellenen eigenthümlich gewesen seien, und meint, diese

*) Ep. 49. Fragm. p. 304 B.
**) Misopog. p. 339 f.
***) Ep. 49.
****) Fragm. p. 301 A.
†) Fragm. p. 300 f.
††) a. a. O. p. 305 A.
†††) Ebendas. p. 296 C,

werden sich doch nicht in ihren eignen Tugenden von Fremden übertreffen lassen*). Und allerdings haben die Tugenden der Humanität, wenn auch nicht zuerst, so doch am schönsten geblüht im hellenischen Geiste; aber mit diesem waren auch sie erstorben und erst durch das Christenthum neu gepflanzt worden, wenn auch nicht in der alten unreflectierten Gestalt; denn im Christenthum war Grundsatz und Pflicht was im Hellenenthum Sitte war. Es galt daher die Zeichen der Zeit zu verstehen und das Lebendige nicht zu suchen bei den Todten. Ein bestimmter Ideenkreis war fest in dem Geiste seiner Zeit gegründet: Julian durfte nur in ihn eintreten, durfte ihn ausbilden und entwickeln mit seinem überlegenen Geiste, so fiel ihm alles zu; er durfte nur ergreifen was in jener Zeit das Geistiglebendige war, was die Herzen der Völker bewegte, und es durchführen mit Kraft, Weisheit und Beharrlichkeit, — und die ganze Welt war sein; er aber zog es vor längst Vergrabenes und Vergessenes aus dem Schutte von Jahrhunderten hervorzuziehen. Naiv ist daher seine Klage**) dass für die alte Religion so gar wenig Begeisterung vorhanden sei, während die Christen für die ihrige Noth und Tod freudig erdulden. Er meint die Begeisterung lasse sich machen, er meint sie lasse sich befehlen.

Da so Julian selbst wider seinen Willen der lauteste Zeuge für die Schwäche seiner Sache und die Nothwendigkeit des Christenthums ist, so werden wir uns nicht wundern in seinem Handeln allenthalben Zeichen des Gefühles dieser Schwäche zu gewahren. Ein solches haben wir bereits gefunden in dem Verbote des höheren Unterrichts für die Christen; ein noch deutlicheres ist sein Verfahren gegen Athanasius, den von den Arianern vertriebenen Bischof von Alexandria. In Folge der Amnestie welche Julian bei seiner Thronbesteigung allen denjenigen ertheilte welche wegen theologischer Abweichungen unter der frühern Regierung verbannt worden waren, war auch Athanasius nach Alexandria zurückgekehrt und hatte den durch Georgius' Ermordung gerade leer gewordenen Bischofssitz eingenommen. Alsbald fieng er auch an für die Ausbreitung seines Glaubens thätig zu sein: einige vornehme hellenische Frauen brachte er dazu dass sie sich taufen liessen. Als diess Julian erfuhr erklärte er es für einen Missbrauch: er habe den Bischöfen nur die Rückkehr in ihre Gemeinden gestattet, nicht aber sie wieder in ihre Posten einsetzen

*) Epist. 49.
**) Epist. 63.

wollen. Aber auch jener Vergünstigung habe sich Athanasius unwürdig gemacht und habe daher nach Sicht die Stadt zu verlassen; und wie diess nach einiger Zeit noch nicht geschehen ist, so wiederholt er seinen Befehl noch nachdrücklicher und mit Ausdehnung über ganz Aegypten. Als jetzt die Orthodoxen von Alexandria um Aufhebung des Befehls baten, wies Julian sie zur Ruhe: wenn sie durchaus nicht ohne atheistische (christliche) Predigten sein können, so sollen sie sich an einen Schüler des Athanasius halten; denn leider stehe dieser nicht allein. So gut wie er können auch Andere ihnen ihre heiligen Schriften auslegen, und alles Weitere, die Uebergriffe, das Proselytenmachen, sei es eben was er nicht wünsche und um dessen willen er den Athanasius verbannt haben wolle. Freilich gibt es einen Gesichtspunkt von welchem aus diese Massregel nicht so unbedingt als Beweis von schlechtem Vertrauen zur eignen Sache erscheint: es ist der politische. Dem Volke gegenüber kann man auf die Macht der Wahrheit nicht ausschliesslich vertrauen; man weiss ja dass es für die Unvernunft mindestens ebensoviel Sinn und Empfänglichkeit hat als für das Wahre und Gute, dass es für jeden Einfluss zugänglich ist und von dem auf welchen es einmal sein Vertrauen gesetzt hat sich blind als Werkzeug gebrauchen lässt. Auch beruht die äussere Stärke einer Partei auf der Theilnahme der Masse, und es war daher für einen Parteigänger wie Julian fast unmöglich ruhig zuzusehen wie unter dem Volke für die Gegenpartei geworben wurde. Aber es war eine arge Täuschung von Julian, wenn er meinte dass das allegorisch-mystische Gebräu aus Altem und Neuem, das er auftischte, für das eigentliche Volk geniessbar und erquicklich sein könne.

Es ist uns so eben bei Julian der Ausdruck Atheismus als Bezeichnung des Christenthums begegnet. Es hängt diess damit zusammen dass jenes Wort in seinem gewöhnlichen Sinne — denn es gibt allerdings auch absoluten Atheismus, sittlichen, d. h. Nihilismus — ein relativer Begriff ist: Unglauben an das was in einer bestimmten Zeit die Masse oder doch die herrschende Partei in religiöser Hinsicht glaubt, also Unglaube an die herrschende Religion, Nichtverehrung der Gottheit des Volks. Daher haben zu allen Zeiten die Philosophen, wenn sie hinaus waren über die Volksreligion, für Atheisten gegolten; daher hiessen Atheisten unter Julian die Christen, unter seinen Nachfolgern wieder die Hellenisten. Denn man kann dem religiösen Bewusstsein nicht zumuten sich als möglich zu denken dass sein Gott nicht der

einzige, absolute sei, dass an seinen Gott nicht glauben noch nicht heisse keinen Gott, nichts Göttliches anerkennen; würde es solche Betrachtungen anstellen, so hätte es damit sich selbst aufgegeben; denn ein relativer Gott ist kein Gott, ist nichts an was man sich absolut hingeben, was man absolut lieben kann.

Werfen wir zum Schlusse die Frage auf, wo bei Julian ein Punkt zu finden sei um dessen willen er sich als Romantiker bezeichnen liesse, so sind wir in der That in Verlegenheit einen solchen zu entdecken. Wohl hat er die phantasievolle und durch den Neuplatonismus sogar phantastisch gewordene alte Religion festgehalten gegen das im Vergleich mit ihr nüchterne Christenthum, aber nicht darum weil jene ihm die tiefere, poetischere schien, sondern vielmehr weil er sie für näher liegend und natürlicher hielt. Die Alexandriner z. B. fragt er*), um sie zum Glauben an Gott Helios, Selene u. s. w. zu bekehren, welche er, sein Religionssystem dem Alterthume unterschiebend, unter dem Namen „olympische Götter" zusammenfasst, — ob denn sie allein unter allen Menschen nichts verspüren von der Macht des Helios? Und wie sie dazu kommen diesem die Verehrung zu versagen, und dagegen den Jesus, von dem weder sie noch ihre Väter etwas gesehen haben, als Gott Logos anzubeten? Ein Romantiker hätte gerade umgekehrt in dem Umstande dass Jesus kein Gegenstand der niedrigen sinnlichen Wahrnehmung sei einen Vorzug des Christenthums gefunden. Wohl stellt Julian Idee und Wirklichkeit, Vergangenheit und Gegenwart in Gegensatz zu einander; aber um das zu thun brauchte man nicht etwa Romantiker zu sein, sondern vielmehr nur ein gesundes Auge zu haben. Und was sind das für unromantische Ansichten die er über das Theater, über Archilochos, Aristophanes u. s. w. ausspricht! Nicht nur nicht als Romantiker zeigt er sich hier, sondern vielmehr als das conträrste Gegentheil davon, als echter Philister. Wie unromantisch ist weiter seine unerschütterliche Keuschheit, seine strenge Mässigkeit, seine Umsicht als Feldherr, seine Ausdauer, seine eiserne Willenskraft! Ein Mann der That ist Julian, oft von fieberhafter Ungeduld und Leidenschaftlichkeit, doch im Grunde seiner Seele nüchtern; mit einem süss oder süsslich träumenden Jünger der Romantik hat er keine Aehnlichkeit.

*) Epist. 51.

VIII.

Procopius[1]).

Procopius aus Käsareia in Palästina[2]) war wohl am Ende 38 des fünften oder gleich zu Anfang des sechsten christlichen Jahrhunderts geboren. Er war Rechtsgelehrter[3]) und mochte sich als solcher in Byzantion bereits bekannt gemacht haben als er unter Justin dem Aelteren kurz vor dessen Tode (also im J. 527) dem Belisar als rechtskundiger Rath und Secretär (*πάρεδρος*, *ξύμβουλος*, assessor, consiliarius) auf seinen persischen Feldzug mitgegeben wurde[4]). Von da an begleitete er den Belisar fast bei allen seinen Zügen und sammelte so das Material für sein Geschichtswerk[5]); er zieht mit ihm im J. 533 in den Krieg gegen

---

1) Aus A. W. Schmidt's Zeitschr. f. Geschichtswiss. VIII. 1847. S. 38—79. Dazu vgl. Prokopius von Cäsarea; ein Beitrag zur Historiographie der Völkerwanderung und des sinkenden Römerthums, von Dr. Felix Dahn. Berlin 1865. 502 S. 8.

2) Pers. I, 1: *Καισαρεύς* und *ἐν Καισαρείᾳ τῇ ἐμῇ* (Anecd. 11, p. 75 Bonn.). Vgl. Agathias Prooem. p. 11: *Πρ. ὁ ῥήτωρ ὁ Καισαρείαθεν*, Suid. *ὁ Καισαρεὺς ἐκ Παλαιστίνης*, Joannes Scholast., Epiph. I u. A.

3) *ῥήτωρ καὶ σοφιστής*, Suidas, vgl. Evagr. IV, 12. V, 24. Phot. bibl. 63, Agath. a. a. O. u. II, 19. IV, 15. 30. Dass *ῥήτωρ* identisch ist mit *σχολαστικὸς* beweist z. B. Evagr. V, 14, wo Agathias, fast immer *σχολαστικὸς* genannt, das Prädicat *ῥήτωρ* erhält, und über die Bedeutung von scholasticus s. Hanke de byz. rer. scr. gr. p. 178. 181.

4) Pers. I, 12 extr.: *βασιλεὺς Βελισάριον ἄρχοντα καταλόγων τῶν ἐν Δάρας κατεστήσατο. τότε δὴ αὐτοῦ ξύμβουλος ᾑρέθη Προκόπιος ὃς τάδε ξυνέγραψε.* 13 in.: *χρόνῳ δὲ οὐ πολλῷ ὕστερον Ἰουστῖνος . . ἐτελεύτησε.* Der passive Ausdruck *ᾑρέθη* scheint freie Wahl durch Belisar selbst auszuschliessen.

5) Niceph. XVII, 10: comes in expeditione bellica illi (Bel.) subserviens fuit. Vgl. Phot. a. a. O. u. bes. Pers. I, 1, nebst Suidas: *γέγονεν ἐπὶ τῶν χρόνων Ἰουστινιανοῦ τοῦ βασιλέως, ὑπογραφεὺς χρηματίσας Βελισαρίου καὶ ἀκόλουθος κατὰ πάντας τοὺς συμβάντας πολέμους τε καὶ πράξεις τὰς ὑπ᾽ αὐτοῦ συγγραφείσας.*

39 die Vandalen, zwar Anfangs zagend vor den Gefahren der weiten Fahrt und des Feldzuges, aber durch einen Traum ermutigt[1]), und Belisar verwendet seinen πάρεδρος um Nachrichten über den Weg und die Feinde einzuziehen[2]). Auch nach Belisar's Abgang aus Afrika bleibt er dort[3]) und verlässt das Land erst zu Ostern 536[4]), um sich über Syrakus nach Italien zu Belisar zu begeben, welcher hier gegen die Gothen Krieg führte[5]). Alsbald sehen wir ihn im Dienste des Feldherrn neue Proben seiner Gewandtheit ablegen[6]), und wenige Jahre nachher ertheilt er aus seiner Kenntniss der Vergangenheit heraus Belisar einen guten Rath[7]). Am Ende dieses Jahres kehrte er ohne Zweifel mit Belisar nach Byzantion zurück und begleitete ihn wohl auch in den Feldzug gegen die Perser, um dessen willen er vorgeblich aus Italien abberufen wurde[8]); und da Procop im J. 542, als die Pest in Byzantion wüthete, sich in dieser Stadt befand[9]), so musste er mit Belisar[10]) dahin aus dem Osten zurückgekehrt sein. Dass er eine hohe Stellung bekleidete, darauf weist der Titel Ἰλλούστριος hin, der ihm von Suidas und Nicephorus (XVII, 10) ertheilt wird[11]). Da er das 32ste Regierungsjahr Justinian's (558—559 n. Chr.) jedenfalls noch erlebt hat (die Anecdota und die Schrift De aedificiis sprechen von dieser Zeit), so bedarf es für den Beweis dass Procop das sechzigste Lebensjahr erreichte nicht erst der Annahme dass der in Anecd. 26 erwähnte und der von Theophanes ins J. 562 gesetzte grosse Wassermangel

1) Vand. I, 12. vgl. Hist. misc. XVI, 5. Theophanes, Anastasius und Zonaras zum siebenten Regierungsjahr Justinian's.

2) Vand. I, 14.

3) Er war nicht an Belisar's Person, sondern an dessen Amt gebunden.

4) Vand. II, 14, p. 474 Bonn, nach welcher Ausgabe wir immer citieren.

5) Vand. II, 14 extr.

6) Goth. II, 4.

7) Goth. II, 23 (aus dem J. 539).

8) Goth. II, 30. Pers. II, 14.

9) Pers. II, 22.

10) Pers. II, 21.

11) Darin liegt wohl auch die Patricierwürde; wenigstens Anecd. 12, wo er nach Aufzählung von Justinian's Unbilden gegen den Patricierstand fortfährt: διὸ δὴ ἐμοί τε καὶ τοῖς πολλοῖς ἡμῶν οὐδεπώποτε ἔδοξαν οὗτοι ἄνθρωποι εἶναι, würde für sich zu keinem sichern Schlusse berechtigen.

in Byzantion identisch seien[1]). Diess ist Alles was wir über Procop's Leben wissen[2]).

Unter den Schriften des Procop nimmt die erste Stelle ein das grosse Geschichtswerk in acht Büchern. Als Inhalt und Gegenstand gibt er zu Anfang des Ganzen selbst an: *Πρ. Καισ. τοὺς πολέμους ξυνέγραψεν οὓς Ἰουστινιανὸς ὁ Ῥωμαίων βασιλεὺς πρὸς βαρβάρους διήνεγκε τούς τε ἑῴους καὶ ἑσπερίους, ὥς πη αὐτῶν ἑκάστῳ ξυνηνέχθη γενέσθαι*, also die Kriege welche unter Justinians Regierung — so weit als sie in 40 den Rahmen dieses Werks fällt — gegen die „Barbaren" im Osten (Perser) und Westen (Vandalen und Ostgothen) geführt worden sind. Als eine Kriegsgeschichte wird es von dem Verfasser auch in seinen späteren Werken, so oft er darauf zu reden kommt, bezeichnet: *οἱ ὑπὲρ τῶν πολέμων λόγοι* nennt er es De aedific. prooem. I, 1. 10 in. II, 1. III, 1. 7. VI, 5. 6, und in der Vorrede zu den Anecd. enthalten die Worte: *ὅσα μὲν οὖν Ῥωμαίων τῷ γένει ἔν τε πολέμοις ἄχρι δεῦρο ξυνηνέχθη γενέσθαι τῇδέ μοι δεδιήγηται* das Nämliche angedeutet. Und da der grösste und wichtigste Theil dieser Kriege unter Belisar's Oberbefehl geführt worden ist, so ist wenigstens nicht materiell unrichtig die Auffassung dieses Werks als einer Geschichte der Kriegsthaten Belisar's, wie sie sich bei Evagrius[3]), Zonaras, Georgius Cedrenus, im Chron. Vat. und sonst findet. Aber dem Sprachgebrauche des despotischen Staates, wie ihn auch Procop Pers. in. befolgt hat, ist gemässer die Darstellung von Niceph. Call. XVII, 10: facta Justiniani a Procopio Caesariensi eleganter admodum et docte in temporum suorum historia sunt conscripta. Ohnehin erzählt das Werk weder ausschliesslich Kriege (z. B. auch den Nika-Aufstand, die Pest in Byzantion u. A.), und noch viel weniger blos die von Belisar geführten Kriege, sondern ist überhaupt eine Zeitgeschichte, doch absichtlich mit möglichster Vermeidung der Darlegung der innern Verhältnisse. Die An-

---

[1]) Hanke p. 153 u. 157 stellt diese Annahme auf. Vgl. unten S. 217.

[2]) Dass er der von Theophanes erwähnte *Προκόπιος ὕπαρχος* des J. 562 sei ist zweifelhaft und wird von Dahn, Prokop. S. 452 ff. mit guten Gründen bestritten.

[3]) IV, 12: *γέγραπται Προκοπίῳ τῷ ῥήτορι τὰ κατὰ Βελισάριον*, und dann: *φιλοπονώτατα κομψῶς τε καὶ λογίως ἐκτέθειται τῷ αὐτῷ Προκοπίῳ ἃ δὴ πέπρακται ὑπὸ Βελισαρίῳ στρατηγοῦντι τῶν ἑῴων δυνάμεων* u. s. f.

ordnung dieses Stoffes ist in der Weise des Appianus vorzugsweise nach lokalen Gesichtspunkten gemacht: das räumlich Zusammengehörige, auf Einem Raume Geschehene ist zusammengestellt. Vgl. z. B. Vand. II, 14: *ἐν τοῖς ὄπισθέ μοι λόγοις λελέξεται ὅτε με ὁ λόγος ἐς τῶν Ἰταλικῶν πραγμάτων τὴν ἱστορίαν ἄγοι.* Aber dieses rein äusserliche Anordnungsprincip hat viele Inconvenienzen herbeigeführt: die Ereignisse greifen nicht immer in einander, der Historiker muss Lücken lassen, Wiederholungen begehen, und der Leser bekommt zwar von dem einzelnen Kriege ein lebendigeres Bild, von der ganzen Zeit aber ein desto weniger zusammenhängendes, überschauliches und einheitliches. Nur bei dem letzten Buche sieht sich der Verfasser genöthigt eine Ausnahme zu machen und das Princip der Gleichräumlichkeit sich kreuzen zu lassen von dem der Gleichzeitigkeit; er erklärt zu Anfang von Goth. IV (oder vielmehr Bell. VIII), alles bisher Erzählte habe er, so sehr es thunlich war, nach dem Schauplatze der Ereignisse geschieden und dann (das 41 Gleichräumliche) aneinander gereiht[1]; aber im Folgenden sei ein solches Auseinanderhalten nicht mehr möglich, er könne nicht mehr das räumlich und stofflich Zusammengehörige rein halten von heterogenen Elementen, sondern müsse jetzt ein Stück persischen und ein Stück gothischen Krieges in Ein Buch zusammenwerfen, und so sei es unvermeidlich dass die Geschichte buntscheckig (*ποικίλη*) werde. In dem zusammenfassenden Rückblick welchen Procop in der Vorrede zu den Anecd. auf das ganze Werk de bellis wirft stellt er dann beide Principien zusammen: er sagt, er habe das Bisherige erzählt *ᾗπερ δυνατὸν ἐγεγόνει τῶν πράξεων τὰς δηλώσεις ἁπάσας ἐπὶ καιρῶν τε καὶ χωρίων ἐπιτηδείων ἁρμοσαμένῳ.* Dieser von Procop selbst gewählten Anordnung entspricht vollständig die Eintheilung des ganzen Werkes in acht Bücher, zwei de bello Persico, zwei de b. Vandalico, drei de b. Gothico, wozu noch nachträglich das vierte hinzukam, und es ist daher gleichgültig ob auch diese Eintheilung von dem Verfasser selbst herrührt. Wenn diess auch

---

[1]) *ὅσα μὲν ἄχρι τοῦδέ μοι δεδιήγηται τῇδε ξυγγέγραπται ᾗπερ δυνατὰ ἐγεγόνει ἐπὶ χωρίων ἐφ' ὧν δὴ τὰ ἔργα τὰ πολέμια ξυνηνέχθη γενέσθαι διελόντι τε καὶ ἁρμοσαμένῳ τοὺς λόγους.* Vgl. Vand II, 14: *νῦν μοι οὐκ ἀπὸ τρόπου ἔδοξεν εἶναι ξύμπαντα ἀναγραψάμενον τὰ ἐν Λιβύῃ ξυνενεχθέντα οὕτω δὴ ἐπὶ τὸν λόγον τὸν ἀμφὶ Ἰταλίαν τε καὶ Γότθους ἰέναι.*

nicht wahrscheinlich ist, da Procop selbst immer nur mit den Worten *ἐν τοῖς ὄπισθεν* oder *ἔμπροσθεν λόγοις* auf die einzelnen Theile seines Werkes verweist und Vand. I, 1 von *Μηδικὸς πόλεμος* spricht, ib. II, 14 die Bücher vom gothischen Kriege vielmehr nach Italien benennt und die Vandalica eher *Λιβυκὰ* genannt hätte[1]), — so ist sie doch jedenfalls in seinem Sinne gemacht und von ihm herbeigeführt. Auch sagt schon Photius biblioth. 63: *Προκοπίου ῥήτορος ἱστορικὸν ἐν βιβλίοις ὀκτώ*, Eustathius ad Il. IV citiert *Προκόπιος ἐν τοῖς Λιβυκοῖς* (Vand.), und bei Niceph. Call. XVII, 10 heisst es: quatuor volumina is (Pr.) ad antiquitatis stilum accedentia composuit, quorum unum Persica nominavit, in quatuor partes divisum opus, secundum pari divisione Gothica[2]). Diess ist die in den Ausgaben sich findende Eintheilung in zwei Tetraden. Sie muss aber auf einem Missverständniss beruhen, wenigstens ist es nicht denkbar dass Procop den persischen und den vandalischen Krieg unter dem gemeinsamen Titel *Περσικὰ* zusammengefasst habe. In Betreff der Zeit der Abfassung und Herausgabe fällt das ganze Werk in zwei ungleiche Theile aus einander: Buch I bis VII. und Buch VIII. Denn zu Anfang des letzteren nennt Procop selbst die ersteren *τοὺς λόγους οἵπερ ἤδη ἐξενεχθέντες πανταχόθι δεδήλωνται τῆς Ῥωμαίων ἀρχῆς*, spricht von ihnen als *γράμμασι τοῖς ἐς τὸ πᾶν δεδηλωμένοις*, und sagt: *ἐπειδὴ τοὺς ἔμπροσθεν λόγους ἐξήνεγκα, ἐν τῷδέ* (VIII) *μοι τῷ λόγῳ πάντα γεγράψεται* u. s. f. Und da die sieben ersten Bücher unstreitig uno tenore geschrieben[3]) und herausgegeben sind, so ist nur noch die Frage, wann jeder dieser beiden Haupttheile verfasst und herausgegeben wurde. Hiefür bieten die Schriften selbst hinreichende Anhaltspunkte. Keines der in diesen Büchern erzählten Ereignisse weist

42

---

[1]) Vgl. Goth. I in.: *τὰ μὲν οὖν ἐν Λιβύῃ πράγματα τῇδε Ῥωμαίοις ἐχώρησεν* und Eustath. ad Il. IV. Dass aber Goth. I in. im Unterschied von Vand. II, 14 von *πόλεμος ὁ Γοτθικὸς* die Rede ist, ebenso Vand. I, 1 im Unterschiede von Goth. I in. es heisst: *ὅσα ἔς τε Βανδίλους καὶ Μαυρουσίους* (nicht: *ἐν Λιβύῃ*) *εἴργασται*, kann nur beweisen dass Procop überhaupt keine festen Ueberschriften dieser Art gewählt hat.

[2]) Von dem dritten und vierten volumen (Aedif. u. Anecd.) wird später (S. 206 ff.) die Rede werden.

[3]) Wie die unmittelbar anknüpfenden Uebergänge von Vand. I an Pers. und Goth. an Vand. beweisen.

über das J. 551 hinaus: Vand. schliesst die umständliche Erzählung mit dem 19ten Regierungsjahr Justinian's (J. 545—6) und gibt über das Weitere nur eine summarische Uebersicht (II, 28); Pers. erstreckt sich bis zu Justinian's 23stem Regierungsjahre, also 549—550 (II, 30), und Goth. I—III geht bis über das fünfzehnte Jahr dieses Krieges hinaus (III, 39 extr. und 40), also, da in seinem neunten Regierungsjahre (535—6) Justinian den Krieg gegen die Gothen begann[1]), bis an den Schluss des J. 550. Die Erzählung des Krieges mit den Persern schliesst (Pers. II, 30) mit dem vierten Jahre des fünfjährigen Waffenstillstandes (J. 549) ab, also an einem Punkte der sich an sich nicht zum Abschluss eignet, dessen Wahl daher nur durch die Abfassungszeit herbeigeführt sein kann und bei dem es wohl auch nicht geblieben wäre, wenn die Zeit der Herausgabe des Ganzen eine Weiterführung möglich gemacht hätte; wir werden daher wohl zu dem Schlusse berechtigt sein dass die sieben Bücher gleich im J. 550 oder 551 herausgegeben worden sind, ehe noch über den weiteren Verlauf des Krieges mit den Persern in Kolchis bestimmte und zuverlässige Kunde gegeben werden konnte. Mit diesen Daten sind noch andere in diesen Büchern vorliegende in Zusammenhang zu setzen. Pers. I, 25 extr. ist angegeben dass in dem Augenblicke da der Verfasser schreibe Johannes der Kappadokier schon über zwei Jahre in Gewahrsam sei[2]). Zugleich ist daselbst gesagt dass die Strafe für seine Verwaltung zehn Jahre später als diese, d. h. dass sein Sturz am Ende einer 43 zehnjährigen Verwaltung erfolgt sei[3]). Es fragt sich, wie Procop hiebei gerechnet hat. Er hat unmittelbar vorher den Nika-Aufstand (Januar 532) erzählt und berichtet wie in Folge desselben Tribonian und Johannes abgesetzt, aber nach demselben bald (*χρόνῳ ὕστερον*) wieder in ihre Würden eingesetzt worden seien, welche dann Tribonian bis an seinen Tod bekleidet, Johannes dagegen im zehnten Jahre nachher[4]) durch Theodora's Intriken wieder verloren habe. Diess geschah im Frühjahre 541, als

---

[1]) Goth. I, 5: *βασιλεὺς .. καθίστατο ἐς τὸν πόλεμον, ἔνατον ἔτος τὴν βασιλείαν ἔχων.*

[2]) ib.: *τρίτον τοῦτο ἔτος αὐτὸν ἐνταῦθα καθείρξαντες τηροῦσιν.*

[3]) *Ἰωάννην μὲν οὖν τὸν Καππαδόκην δέκα ἐνιαυτοῖς ὕστερον αὕτη τῶν πεπολιτευμένων κατέλαβε τίσις.*

[4]) *δέκατον ἔτος τὴν ἀρχὴν ἔχων*, ib. p. 130.

Belisar bereits in den Osten abgegangen war[1], nachdem er im Herbste zuvor nach Besiegung des Vittigis und Wiedereroberung von Italien[2] nach Byzantion zurückberufen worden war[3]; somit wirklich im zehnten Jahre nach der Wiedereinsetzung des Johannes. Der Entlassene und Verbannte wurde in Kyzikus Priester; aber auch dahin verfolgte ihn der Hass der Kaiserin: als der dortige Bichof Eusebius ermordet wurde, suchte Theodora den Johannes als Mitwisser in den Process hineinzuziehen. Diess geschah vier Jahre nach seiner Verbannung[4], also im J. 545. Trotzdem aber dass Johannes' Schuld durchaus nicht erwiesen wurde, wurde er doch nach Antinoopolis in Aegypten in Haft gebracht. Ueber zwei Jahre war er schon dort, als Procop sein erstes Buch schrieb, — es ist also dieses ums J. 548 geschrieben, was ganz zu unserer obigen Berechnung stimmt. Eine andere Andeutung ist Goth. II, 5, p. 167. Im dritten Jahre des gothischen Krieges[5], also im J. 537, wurde ein römischer Soldat Namens Traianus in die Stirne verwundet, wobei die Spitze des Geschosses stecken blieb. Im fünften Jahre nachher[6], also im J. 542, zeigte sich von selbst die Spitze wieder, und zu der Zeit da der Verf. diess schrieb war es das dritte Jahr dass dieselbe allmählich immer weiter sich heraus arbeitete[7]. Somit hätte Procop Goth. II schon im J. 545 geschrieben, was zu dem eben gewonnenen Resultate durchaus nicht passen will. Vermittlungsversuche lassen sich mehrere denken: entweder ist zwischen dem ersten Erscheinen der Spitze und ihrem weiteren Hervorrücken ein Zeitraum von 44

---

1) ibid. p. 131 f.: (*Βελισάριος*) *αὖθις ἐπὶ Πέρσας ἐστράτευσε τὴν γυναῖκα ἐν Βυζαντίῳ ἀπολιπών*, vgl. 133, wo Antonina sagt: *μέλλειν αὐτίκα δὴ μάλα ἐς τὴν ἕω παρὰ Βελισάριον στέλλεσθαι*, und Pers. II, 14 p. 215: (*Βελισάριον*) *στρατηγὸν ἐπί τε Χοσρόην καὶ Πέρσας ἅμα ἦρι ἀρχομένῳ βασιλεὺς ἔπεμψεν.*

2) Was nach Goth. III, 30 nach fünfjähriger Kriegführung (von 535 an), also wirklich im J. 540 erfolgte.

3) Pers. I, 25, p. 131: *ἐν τούτῳ Βελισάριος Ἰταλίαν καταστρεψάμενος βασιλεῖ ἐς Βυζάντιον ξὺν Ἀντωνίνῃ τῇ γυναικὶ μετάπεμπτος ἦλθεν ἐφ' ᾧ ἐπὶ Πέρσας στρατεύσειε*, vgl. II, 14, p. 215: *Βελισάριος βασιλεῖ ἐς Βυζάντιον ἐξ Ἰταλίας μετάπεμπτος ἦλθε καὶ αὐτὸν διαχειμάσαντα ἐν Βυζαντίῳ στρατηγὸν ἐπὶ . . Πέρσας . . ἔπεμψεν.*

4) Anecd. 17, p. 105: *τέτρασιν ἐνιαυτοῖς ὕστερον.*

5) Vgl. Goth. II, 2 extr. mit ib. 12 extr.

6) *πέμπτῳ ὕστερον ἐνιαυτῷ*, ib. p. 167.

7) ib.: *τρίτον τοῦτο ἔτος ἐξ οὗ κατὰ βραχὺ πρόεισιν ἔξω ἀεί.*

einigen Jahren, worin sie ruhig geblieben, einzuschalten[1]), oder ist anzunehmen dass auch Pers. I ursprünglich ums J. 545 geschrieben wurde und nur die Fortführung der Geschichte des Johannes, bis auf die Zeit wo Procop an sein Werk die letzte Hand anlegte und sich zur Herausgabe anschickte, erst später (ums J. 548) von ihm hinzugefügt wurde. Auf eine ähnliche Weise, scheint es, ist ein anderer Widerspruch zu schlichten. In den Anecd. 16, p. 96 bekennt Procop dass es ihm unmöglich gewesen sei Goth. I, 2 f. die volle Wahrheit über Amalasuntha's Tod zu sagen, aus Furcht vor der dabei compromittierten Kaiserin Theodora[2]). Demnach lebte Theodora noch als Procop Goth. I schrieb und — sollte man meinen — herausgab, er hätte es also vor dem Juni 548 geschrieben und ediert haben müssen. Letzteres aber ist, wie wir gesehen haben, nicht der Fall, vielmehr erfolgte die Herausgabe erst nach Theodora's Tod, dessen Pers. II, 30 extr. und Goth. III, 30 ausdrückliche Erwähnung geschieht. Dass er aber nicht auch hier nachträglich bei der letzten Bearbeitung einen die Wahrheit enthüllenden Zusatz machte war natürlich, da zu dieser Zeit Theodora noch in frischem Andenken bei Justinian stand, eine missliebige Eröffnung in Bezug auf sie daher besonders empfindlich aufgenommen werden musste und daher nicht rathsam war[3]). Was dann endlich Buch VIII (Goth. IV) betrifft, so schliesst es sich seinem Inhalt nach unmittelbar an die vorhergehenden Bücher an und führt den persischen Krieg bis ins J. 552 (vgl. c. 15 extr.), den gothischen bis an den Schluss des J. 553 (c. 35 extr.); und da zur Annahme einer verzögerten Herausgabe kein Grund vorhanden ist, so wird man diese wohl ins Jahr 554 oder 555 setzen dürfen. Das ganze Werk ist wohl aus allmählich an Ort und Stelle gesammelten Notizen, einer Art Tagebuch, entstanden und in Byzantion ausgearbeitet; für letzteren Umstand scheint eine ausdrückliche Bestätigung zu enthalten die Stelle Goth. IV, 31: *ἤκουσα δέ ποτε*
45 *καὶ τόνδε τὸν λόγον ἀπαγγέλλοντος Ῥωμαίου ἀνδρὸς ἡνίκα ἐπὶ Ῥώμης διατριβὴν* *ε ἶ χ ο ν.*

---

[1]) Dieser Vermittlung (durch mehrjährigen Stillstand) stimmt Dahn zu, Prokop S. 449.

[2]) *ἵνα δή μοι τῶν πεπραγμένων ἐκπύστους ποιεῖσθαι τὰς ἀληθείας δέει τῆς βασιλίδος ἀδύνατα ἦν.*

[3]) Vgl. Dahn, Prokop S. 450.

Welche Quellen hat Procop für dieses Geschichtswerk benützt? Vor Allem die eigenen Augen. Er begründet seinen Beruf und seine Befähigung zum Geschichtschreiber am Anfange seines Werkes damit *ὅτι αὐτῷ ξυμβούλῳ ᾑρημένῳ Βελισαρίῳ τῷ στρατηγῷ σχεδόν τι ἅπασι παραγενέσθαι τοῖς πεπραγμένοις ξυνέπεσε*[1]). Auch die von ihm beschriebenen Länder, Völker, Gegenstände und Oerter hat er selbst gesehen[2]): wenigstens bedauert er in Bezug auf Thule ausdrücklich[3]) dass es ihm nicht möglich gewesen sei sie persönlich zu besuchen, so sehr er es gewünscht hätte. Nächst seinen Augen sind seine Ohren seine Hauptquelle: was er nicht selbst erlebt hat, darüber hat er sich wenigstens bei Solchen erkundigt welche es mitgemacht hatten oder sonsther Kenntniss davon haben konnten[4]). Aber auch schriftliche Quellen hat Procop mit solchem Fleisse zu Rathe gezogen dass Agathias IV, 26, p. 264 ihn als *ὡς πλεῖστα μεμαθηκότα καὶ πᾶσαν ὡς εἰπεῖν ἱστορίαν ἀναλεξάμενον* prädiciert. Er that es bei den der Vergangenheit angehörigen Partien seines Werkes, und die Hinweisungen auf diese Studien treten vielfach zu Tage. So Pers. I, 5 in Bezug auf die armenische Geschichte[5]); so heisst es Vand. II, 10: *ὥσπερ ἅπασιν ὡμολόγηται οἳ Φοινίκων τὰ ἀρχαιότατα ἀνεγράψαντο*, und Pers. II, 12, p. 208 wird in Betreff des Briefs Christi an Abgarus in Edessa gesagt: *φασὶ . . τοῦτο αὐτὸν ἐπειπεῖν ὡς οὐδὲ ἡ πόλις ποτὲ βαρβάροις ἁλώσιμος ἔσται. τοῦτο τῆς ἐπιστολῆς τὸ ἀκροτελεύτιον οἱ μὲν ἐκείνου τοῦ χρόνου τὴν ἱστορίαν ξυγγράψαντες οὐδαμῇ ἔγνωσαν, οὐ γὰρ οὖν οὐδέ πη αὐτοῦ ἐπεμνήσθησαν.* Arrian wird Goth. IV, 14, p. 535 erwähnt, und in der gelehrten Erörterung über die Grenze zwischen Asien und Europa (Goth. IV, 6) wird Aeschylus und Aristoteles citiert, von Herodot eine

---

1) Pers. I, 1, vgl. Vand. I, 12. Phot. bibl. 36 und andere oben angef. Stellen.

2) Vgl. Goth. IV, 22.

3) Goth. II, 15.

4) Vand. II, 13: *τούτου τοῦ ἀνθρώπου ἐγὼ λέγοντος ἤκουσα.* Goth. I, 23: *ἀπέθανον Γότθων τρισμύριοι, ὡς αὐτῶν οἱ ἄρχοντες ἰσχυρίζοντο.* ib. II, 15: *τῶν ἐς ἡμᾶς ἐνθένδε* (von Thule) *ἀφικομένων ἐπυνθανόμην, οἵπερ ἐμοὶ λόγον ἀληθῆ τε καὶ πιστὸν ἔφρασαν.* ib. IV, 20. p. 567: *δηλώσω σπουδαιότατα ἀπαγγελλόντων ἀκηκοὼς πολλάκις τῶν τῇδε ἀνθρώπων* (von der Insel Brittia).

5) *ἡ τῶν Ἀρμενίων ἱστορία λέγει* wechselt mit *ἡ τ. Ἀ. συγγραφὴ λέγει.* Vgl. De aedif. III, 1, p. 245.

ganze Stelle herübergenommen. Aber er nennt seine Quellen fast nur wenn er von ihnen abweicht; Strabon z. B. hat er fleissig 46 benützt und citiert ihn doch nur Goth. IV, 3[1]; indessen ist unter den *παλαιότεροι* deren Angaben über den Pontus Euxinus er Goth. IV, 1 vervollständigt und berichtigt wohl auch Strabon mitbegriffen. Bei ihrer Benützung wendet Procop eine Genauigkeit an welche sogar kleinlich werden kann, wenn er z. B. Pers. II, 5 anführt dass die Perser nach Einigen einen Stein, nach den Andern ein Holz zwischen das Thor und die Schwelle geworfen haben; ebenso erwähnt er Goth. IV, 32 z. E. verschiedene Versionen derselben Erzählung. Die Kritik die er den Angaben seiner Quellen gegenüber übt ist eine rationelle, apriorische; so findet er Vand. I, 2 die Darstellung als habe Honorius selbst Alarich herbeigerufen gegen seine aufrührerischen Unterthanen psychologisch unwahrscheinlich, und häufig kehrt er sich gegen wunderbare oder mythische Berichte[2], wiewohl noch viel häufiger, wie wir sehen werden, die Fälle sind wo er solchen Dingen Glauben schenkt. Einen eigenen Vermittlungsversuch zwischen Glauben und Zweifel enthält Pers. II, 12, p. 209. Nachdem Procop berichtet, warum die Sage dass Christus mittelst eines Briefes den Edessenern die Uneinnehmbarkeit ihrer Stadt versprochen habe unzuverlässig sei (was Evagr. IV, 27 mit Berufung auf Euseb. Hist. II, 13 bestätigt), fügt er hinzu: ich bin auf den Gedanken gekommen dass Christus, falls sein Brief auch jenes Versprechen nicht enthalten hat, doch, weil einmal die Leute glauben er habe es versprochen, darum die Stadt vor Einnahme beschirme, damit man ihn nicht beschuldige er führe irre.

Procop nimmt unter den Historikern eine durchaus achtungswürdige Stelle ein sowohl in Bezug auf die Gesinnung[3] als die

---

[1]) *τανῦν οὐδαμῆ τῶν ἀμφὶ τὸ Καυκάσιον ὄρος χωρίων Ἀμαζόνων τις μνήμη διασώζεται, καίτοι καὶ Στράβωνι καὶ ἄλλοις τισὶ λόγοι ἀμφ' αὐταῖς πολλοὶ εἴρηνται.*

[2]) Z. B. Goth. I, 9. 11. IV, 1: *μύθον γὰρ ἱστορίαν παρὰ πολὺ κεχωρίσθαι οἶμαι.* Anderswo erzählt er so dass er stillschweigend das Mythische beseitigt, vgl. Pers. II, 27 mit Evagr. IV, 27, wo das Bildniss Christi Wunder wirkt, eine Tradition die vielleicht auch erst nach Procop's Erzählung entstanden ist. Ebenso vgl. Pers. II, 20 mit Evagr. IV, 28, wo Reliquien eine Schaar Bewaffneter hervorzaubern.

[3]) Wie er sie in den Bella kundgibt. Die Uebertreibung des Lobes von Justinian in den Aedif. und des Tadels in der Arcana erklärt sich aus persönlichen Verhältnissen und beweist eine Schwäche des Charakters die keineswegs geleugnet werden soll. Vgl. Dahn, Prokop S. 366.

Darstellung[1]). Er hat mit Ernst und Redlichkeit sich bestrebt die Wahrheit zu sagen, auch tadelnde Bemerkungen freimütig ausgesprochen[2]). Und zwar rügt er nicht blos das Treiben von Johannes aus Kappadokien, Tribonian, Arethas, Bessas, Alexander, Sergius u. A., so hoch auch diese schon standen durch Würde und kaiserliche Gunst, hebt nicht nur bei untergeordneten Anführern ihre strategischen Missgriffe hervor[3]) sondern auch bei Belisar seinem Gebieter[4]), dessen schmählichen zweiten Feldzug gegen die Gothen er nicht bemäntelt[5]), wenn er gleich die wahren Ursachen hier nicht aufdeckt[6]). Selbst Justinian gegenüber hat er gethan was er konnte; er stand unter einem Drucke noch schwerer als irgend welche Censur, weil er scheinbar dem Schriftsteller vollständige Freiheit liess; nur dass, wenn er von dieser seiner Freiheit einen irgendwie missliebigen Gebrauch machte, dann auch der Despotismus seine unumschränkte Freiheit und Macht gegen ihn in Anwendung brachte. Erwägt man diese Verhältnisse, so ist in Procop's Geschichtsbüchern noch so viel unverhaltene Wahrheit dass wir dem Schriftsteller unsere Anerkennung nicht versagen können der noch unter den Augen des betheiligten Despoten öffentlich so zu sprechen wagte. Schon was er gegen Justinian's Beamte sagt trifft nicht blos indirect den Kaiser selbst, sofern dieser solche Werkzeuge wählte und duldete, vielmehr war es kein Geheimniss dass sie mit seinem Wissen und Willen so handelten und dass er eben um ihrer Charakterbeschaffenheit willen[7]) sie erwählt hatte und beibehielt. Aber er wendet sich noch

---

1) Vgl. Photius bibl. 160: *Προκόπιος ὃς εἰς μέγα κτῆμα καὶ ὄφελος κατ' ἐκεῖνο καιροῦ τὰς γραφὰς συντάξας ἀείμνηστον αὐτοῦ κλέος τοῖς σπουδαιοτέροις καταλέλοιπεν.*

2) Vgl. Prooem., wo er als erste Pflicht und Aufgabe des Historikers die *ἀλήθεια* nennt und hinzufügt: *ταῦτά τοι οὐδὲ τῶν οἱ ἐς ἄγαν ἐπιτηδείων τὰ μοχθηρὰ ἐπεκρύψαντο, ἀλλὰ τὰ πᾶσι ξυνενεχθέντα´ ἕκαστα ἀκριβολογούμενος ξυνεγράψατο εἴτε εὖ εἴτε ἄλλῃ πῃ αὐτοῖς εἴργασται.*

3) Vgl. Pers. II, 8. 39 extr. Goth. II, 17 extr. III, 6. 26. IV, 13, p. 525.

4) S. Goth. I, 26 extr., vgl. II, 8 extr.

5) Goth. III, 35. Von seiner Unbefangenheit Belisar gegenüber ist auch sein Lob des Narses, des Nebenbuhlers von jenem, ein Zeugniss.

6) Sondern Anecd. 5.

7) Durch welche sie ebenso gefügige wie brauchbare Werkzeuge seiner Habsucht wurden; vgl. Dahn S. 384.

unmittelbarer gegen ihn, rügt seine nachlässige Kriegsführung[1]), erwähnt seine kleinliche Eifersucht[2]), seinen kläglichen Wankelmut[3]), seine unzeitige Beschäftigung mit theologischen Dingen[4]), bemerkt seine feige Nachgiebigkeit gegen fremde Völker und Fürsten, die Schnödigkeit seiner Verträge[5]). Zwar steckt er sich dabei gern hinter Andere, nimmt die Miene an nur objectiv zu berichten was die Leute gesagt haben[6]), bescheidet sich auch wohl 48 kein Urteil darüber zu haben ob solche Ansichten begründet oder kurzsichtiges Unterthanengerede seien[7]); das sind aber doch wohl nur Praktiken der Vorsicht, die jeder Billige ebenso sehr verzeiht als sie jeder Verständige durchschaut[8]), zumal wenn der Historiker ausführlich auseinandersetzt warum die Leute sich zu einem tadelnden Urteil berechtigt geglaubt haben[9]). Ohnehin strebt Procop auch sonst nach objectiver Haltung, drängt seine Person nicht in den Vordergrund, und spricht von sich, wenn die Erzählung ihn auf sich selbst führt, gern in der dritten Person, wie Caesar. Wie wenig er sich über seine ganze Zeit Täuschungen hingibt erhellt schon daraus dass er Aëtius und Bonifacius die letzten Römer nennt[10]). Dass er dennoch nicht mehr thut in der freimütigen Kritik seiner Zeit war nicht seine Schuld: nicht an seinem Wollen fehlte es, wohl aber am Können. Diess hat er am besten dadurch bewiesen dass es ihn drängte das was er öffentlich nicht sagen durfte doch wenigstens in einer geheimen Schrift niederzulegen, um so der Wahrheit die Schuld abzutragen, die er auf sich geladen, indem er in der einen Schrift nicht die ganze Wahrheit sagen konnte, in einer andern das Gegentheil von ihr sagen musste. Diese

---

1) Goth. IV, 26: *λίαν τὰ πρότερα πόλεμον τόνδε ἀπημελημένως διαφέρων Ἰουστινιανὸς βασιλεύς.*

2) Goth. III, 36, p. 432 f. vgl. Pers. II, 29.

3) Goth. III, 37, p. 440.

4) Goth. III, 35, p. 429.

5) Pers. II, 15. Goth. IV, 15.

6) Vgl. die vorige Anm. u. Goth. IV, 21.

7) Goth. IV, 15: *καὶ εἰ δικαίαν τινὰ ἢ ἀλόγιστον ἐποιοῦντο τὴν μέμψιν, οἷά γε τῶν ἀρχομένων, οὐκ ἔχω εἰπεῖν.*

8) Unbegreiflich ist daher, wie Schlosser (Universalhist. Uebers. III, 4, S. 125) in Bezug auf diese Bücher sagen kann: „Justinian's Lobredner, der parteiische Procopius."

9) Wie er eben Goth. IV, 15 thut.

10) Vand. I, 3. Aeusserlich betrachtet er auch die Oströmer durchaus als *Ῥωμαῖοι* und nennt sie constant so.

Schuld drückte ihn um so mehr, je klarer er sich bewusst war dass sein Wirken auf die Zukunft gerichtet sei und das Thun und Urteilen der Nachwelt zum Theil von ihm abhänge[1]), und je tiefer und wahrer seine Liebe zu seinem Vaterlande war und sein Schmerz über dessen unglückliche Lage. Dieses Gefühl durchdringt sein ganzes Geschichtswerk und bricht besonders lebhaft hervor wo er von den Erniedrigungen zu erzählen hat welche die „Römer“ von den „Barbaren“ zu erfahren hatten[2]).

Procop bemüht sich seine Darstellung[3]) durch Excurse und Episoden, durch Einflechten kleiner Nebenzüge ebenso anziehend als lehrreich zu machen. Mit einer Menge specieller Züge und Anekdoten, wie sie nur der Augenzeuge zu liefern vermag, hat er sein Buch durchwirkt. Auch die vielen geographischen, ethnographischen und historischen Erörterungen sind ebenso lehrreich für den Leser als sie des Verfassers Gelehrsamkeit beweisen; sie sind zwar öfter wie vom Zaun gebrochen[4]), nicht selten aber dienen sie zur Aufhellung und Veranschaulichung der erzählten Ereignisse[5]). Je mehr er nach dem Ruhme der Vollständigkeit und Gründlichkeit strebt, desto weniger erspart er sich solche Einschaltungen[6]) und bemerkt, wo er abkürzt, ausdrücklich dass 49

[1]) Z. B. Goth. III, 10 g. E.: *ἅπαντας ἔκτειναν τρόπῳ δὴ ᾧπερ ἐξεπιστάμενος ἔγωγε ὡς ἥκιστα ἐπιμνήσομαι, ὡς μὴ ἀπανθρωπίας ἀπολείπω μνημεῖα τῷ ὄπισθεν χρόνῳ.* Vgl. Anecd. 15, p. 94.

[2]) Z. B. Goth. IV, 11, wo er von einem Gesandten des Chosroes sagt: *ἄλλα τε οὐκ ἀξιόλογα φέρων ἐγκλήματα* (gegen die Römer und ihren Kaiser), *ὧνπέρ μοι ἐπιμνησθῆναι οὔτοι ἀναγκαῖον ἔδοξεν εἶναι.* Vgl. ib. 15. Pers. II, 15.

[3]) Menander Protector verzichtet in dieser Beziehung auf den Wetteifer mit ihm: *οὐ γάρ ἐμοί γε δυνατὸν οὐδέ γε ἄλλως πέφυκε θυμῆρες, τοσαύτῃ λόγων ἀκτῖνι τὴν ἐμαυτοῦ θρυαλλίδα ἀνταυγάσχειν* (p. 433, nro. 27, ed. Bonn).

[4]) Vgl. z. B. Goth. IV, 22 über die Lage der homerischen Insel der Kalypso.

[5]) Goth. IV, 1: *ὅπως τοῖς τάδε ἀναλεγομένοις ἔκδηλα τὰ ἐπὶ Λαζικῆς χωρία ἔσται . . καὶ μὴ ὑπὲρ τῶν ἀφανῶν σφίσιν ὥςπερ οἱ σκιαμαχοῦντες διαλέγεσθαι ἀναγκάζωνται, οὔ μοι ἄπο καιροῦ ἔδοξεν εἶναι ἀναγράψασθαι ἐνταῦθα τοῦ λόγου ὅντινα δὴ τρόπον ἄνθρωποι οἰκοῦσι τὸν εὔξεινον καλούμενον πόντον.* Minder klar ist das Goth. I, 15 über die Geographie von Italien Auseinandergesetzte.

[6]) Goth. IV, 20, 556 f.: *ἐπάναγκές μοί ἐστι λόγου μυθολογίᾳ ἐμφερεστάτου ἐπιμνησθῆναι . . ὡς μὴ τά γε ἀμφὶ Βριττίᾳ τῇ νήσῳ ἀναγραφόμενοι ἀγνοίας τινὸς τῶν τῇδε ξυμβαινόντων διηνεκῶς ἀπενέγκαιμι δόξαν.*

er es mit Absicht thue[1]). Eine zweifelhaftere Zierde seiner Darstellung sind die zahlreichen Reden welche er nach traditioneller Manier seiner Geschichtserzählung einverleibt. Bei jeder Gelegenheit, vor jeder Schlacht, bei jeder Verhandlung kommen die obligaten Standreden und fingierten diplomatischen Actenstücke, zwar meist in bescheidener Ausdehnung und oft auch den Umständen angemessen, aber im Ganzen doch über Einen Leisten geschlagen, reichlich gespickt mit Gemeinplätzen und Reflexionen über specielle Verhältnisse wie über ganz allgemeine Dinge. Es mag kommen wer da will, Grieche oder Barbare, die Gemeinplätze bekommt er in Mund oder Feder, sie mögen ihn würgen 50 so arg sie wollen; das wasserfarbene Kleid des Rhetors wird ihm angezogen, es mag ihm passen oder nicht. Einer der stärksten Fälle dieser Art ist Goth. IV, 12, wo ein römischer Soldat eine lange Rede voller Sentenzen[2]) an die Akropolis von Petra hinaufschreit. Abgesehen von dem Unpassenden ihrer Stellung sind übrigens diese Sentenzen der Beachtung nicht unwürdig; namentlich findet sich unter ihnen manche feine und treffende psychologische Bemerkung. Beispielsweise erwähnen wir Goth. IV, 15, p. 537. Hier wird erzählt wie Justinian sich dazu verstanden habe den Persern für die Bewilligung eines fünfjährigen Waffenstillstandes 2000 Pfd. Gold zu bezahlen; diese Summe habe er Anfangs auf die fünf Jahre vertheilen wollen, sei aber davon abgekommen, damit es nicht scheine als zahle er Tribut. Hierzu bemerkt Procop: *τὰ γὰρ αἰσχρὰ ὀνόματα, οὐ τὰ πράγματα εἰώθασιν ἄνθρωποι ἐκ τοῦ ἐπὶ πλεῖστον αἰσχύνεσθαι,* — die schlagendste Kritik von Justinian's Handlung.

Der **Stil**[3]) von Procop ist zwar klar, trägt aber starke Spuren seiner Zeit an sich; er hat das Pretiöse, Geschraubte und Ge-

---

[1]) Vand. I, 7: *βασιλεῖς καὶ ἄλλοι ἐν τῇ ἑσπερίᾳ γεγόνασιν, ὧνπερ τὰ ὀνόματα ἐξεπιστάμενος ὡς ἥκιστα ἐπιμνήσομαι. χρόνον τε γὰρ αὐτοῖς τῇ ἀρχῇ ὀλίγον τινὰ ἐπιβιῶναι καὶ ἀπ' αὐτοῦ λόγου ἄξιον οὐδὲν πεπραχέναι ξυνέπεσε.*

[2]) Z. B. *ἀνάγκη οὐδὲ ἀγαθῆς τινος ἐλπίδος τυχοῦσα τὴν ἀτιμίαν ἐκφεύγει δικαίως ἣν καὶ τῶν ἔργων ἐπιβάληται τὰ αἰσχρότατα.*

[3]) Vgl. die Urteile von Alemannus: Procopii formam dicendi si spectes ea sophisticis comta est lonociniis atticisque leporibus ad ostentationem instructa. Sigonius de hist. rom. c. 33: mediocri stilo ac plane naturali dictionis quae asiaticae propius est quam atticae; Balth. Bonifacius de rom. scriptor. c. 33: propior est asiaticae redundantiae quam atticae copiae, neque tamen verbosus nimium.

blähte des späteren Hellenismus. Er sagt nie einfach: *τόδε ἐγένετο*, sondern regelmässig *τόδε γενέσθαι ξυνηνέχθη* oder *ξυνέπεσε* oder *ξυνέβη* oder *τετύχηκε*; nicht *βούλομαι*, sondern *βουλομένῳ μοί ἐστιν*; er liebt hyperbolische Wendungen wie den Superlativ (z. B. *ξυνετώτατος, σφαλερώτατος*) mit *ἁπάντων ἀνθρώπων*, oder den Ausdruck: *ἔσχατα ἐσχάτων κακὰ πάσχουσι* (Goth. IV, 14). In lexikologischer Hinsicht stöbert er allenthalben poetische, pikante, gewählte Schriftausdrücke auf und verwendet sie wie ordinäre; es ist der überreizte Gaumen der späteren Zeit, dem die einfache gesunde Kost nicht behagt. Von dieser Art sind Ausdrücke wie *λιπαρεῖν, ὀργᾶν, ἀναχαιτίζειν, πόνῳ ὁμιλεῖν, ἄτρακτος, ἦθος* (sedes) und viele andere. Was das Grammatische betrifft, so hat die Reinheit des attischen Dialekts vielfach Noth gelitten: für den richtigen Gebrauch des Artikels ist das Bewusstsein verloren gegangen, *ἐάν* wird unzählige Male mit dem Optativ verbunden, die Präpositionen der Ruhe und die der Bewegung werden durch einander geworfen, andere haben ihre specifische Bedeutung eingebüsst[1]), die natürliche 51 Stellung der Worte wird mit Affectation zerrissen[2]), der Dialekt durch eine Menge von Ionismen getrübt. Hiebei scheint der Einfluss von Herodot bedeutend mitgewirkt zu haben; denn diesen copiert Procop in den kleinsten Eigenthümlichkeiten, in Lieblingswörtern wie *κατορρωδεῖν, ξυνεκύρησε, ξυνῇ, φιλεῖ* (= *εἴωθε*), *περὶ λύχνων ἁφάς*, u. A., in der Gewohnheit die kleinste Mittheilung mit einem Epiloge zu schliessen, wie *ταῦτα μὲν οὖν τῇδε ἐχώρησεν*, und damit den Uebergang zu machen zu einer neuen, in der Sitte zweifelhafte Erörterungen abzuschliessen mit der Wendung: *ἀλλὰ περὶ τούτων μὲν ἑκάστῳ ὅπῃ φίλον ταύτῃ λογιζέσθω* u. dgl., aber auch in Bedeutenderem, in der Anlage, in dem episodenreichen Gange, in der fatalistischen Auffassung des Zusammenhanges der Ereignisse[3]). Aber ehe wir diesen

---

1) Z. B. *παρά τινα ἰέναι* regelmässig in dem Sinne von *πρός τινα*; für das Andere vgl. z. B. Goth. IV, 16: *ἐς τῶν ὀρῶν τὰς ὑπερβολὰς ἡσυχῇ ἔμενεν.* Aber Schnitzer wie das bei Theophanes regelmässig vorkommende *ἦλθεν ἐν Κωνσταντινουπόλει* finden sich bei Procop nicht.

2) Vgl. z. B. Goth. III, 1 g. E.: *καί ποτε αὐτὸν Γότθων ἑστιῶντα τηρήσας τοὺς ἀρίστους τῇ ἐπιβουλῇ ἐπεχείρησεν*; ib. IV, 33: *ὅντινα ἡ τύχη διαχλευάζει τὰ ἀνθρώπεια τρόπον.*

3) Vgl. Schlosser, Universalhist. Uebers. III, 4, S. 108: Procopius, der sich in der Breite des Herodotus gefällt, die bei seinem naiven

charakteristischen Punkt von Procop's Weltanschauung näher besprechen, müssen wir auch auf seine übrigen Schriften einen Blick werfen.

Dass die Schrift de aedificiis (*περὶ κτισμάτων*)[1]) nach den Büchern De bellis verfasst ist geht aus der häufigen Anführung dieser in jener mit unfehlbarer Gewissheit hervor; dass auch nach Herausgabe des letzten (achten) Buches, beweist Aed. III, 7, p. 261: *ἧπέρ μοι ἅπαντα ἐν τοῖς ὑπὲρ τῶν πολέμων δεδήλωται λόγοις, ἵνα δὴ καὶ τοῦτό μοι δεδιήγηται, ὡς .. φρούρια δύο, Σεβαστούπολίν τε καὶ Πιτνοῦντα, καθεῖλον Ῥωμαῖοι Χοσρόην ἀκούσαντες στράτευμα στέλλειν ἐνταῦθα διὰ σπουδῆς ἔχειν τοὺς τὰ φρούρια ταῦτα καθέξοντας.* Diess bezieht sich auf Goth. IV, 4, p. 473 f.: *φρούρια δειμάμενοι δύο, Σεβαστόπολίν τε καὶ Πιτοῦντα, . . φρουρὰν ἐνταῦθα στρατιωτῶν τὸ ἐξ ἀρχῆς κατεστήσαντο . . . Χοσρόης . . στράτευμα Περσῶν ἐνταῦθα στέλλειν ἐν σπουδῇ ἔσχε τούς τε τὰ φρούρια* 52 *ταῦτα καθέξοντας . . . ἅπερ ἐπεὶ οἱ Ῥωμαῖοι στρατιῶται προμαθεῖν ἴσχυσαν, προτηρήσαντες τάς τε οἰκίας ἐνέπρησαν καὶ τὰ τείχη ἐς τὸ ἔδαφος καθελόντες ἐς . . Τραπεζοῦντα πόλιν ἐχώρησαν.* Eben diese beiden Castelle wurden dann später wieder aufgebaut, nach Aedif. l. l. Also wüssten wir dass die Schrift nach dem J. 555 verfasst ist. Aber sie ist auch nach dem J. 558 geschrieben; denn IV, 9, p. 297 f. ist darin erzählt wie Justinian den Wiederaufbau der langen Mauern und von Selymbria habe besorgen lassen, was Theophanes I, p. 362 Bonn. in die Zeit von Ostern bis August des J. d. W. 6051=558 n. Chr. setzt. In dieses Jahr, spätestens den Anfang 559, muss die Abfassungszeit (und Herausgabe) fallen, da das Werk den am 7. Mai 559 erfolgten Einsturz der Sophienkirche noch nicht kennt[2]). Die Absicht Procop's bei der Schrift war wohl, seine dem Kaiser verdächtig gewordene Loyalität zu beweisen und dadurch die

---

Muster nie, bei ihm aber zuweilen sehr lästig wird. S. 112: Procop, der mit Zahlen ebenso freigebig ist als sein Vorbild der Altvater Herodot; vgl. S. 115. 117, wo Beispiele von Procop's übertriebenen Zahlenangaben aufgeführt werden.

[1]) Niceph. Call. XVII, 10: tertium (opus) Aedificia inscripsit, magnifice admodum commemorans quae opera Justinianus construxerit, templa scilicet, regias, oppida et urbes, pontes atque alia ad publicum usum spectantia.

[2]) Dahn, Prok. S. 38.

drohende Lebensgefahr zu beseitigen[1]). Der Inhalt ist nämlich ein Panegyrikus auf Justinian, der freilich den schlagendsten Beweis liefert wie schwierig es theils objectiv und an sich, theils besonders wie schwer es dem Procop wurde einen solchen zu liefern. Er preist den Kaiser wegen seiner Milde, er nennt ihn (prooem. p. 172) *πατὴρ ὣς ἤπιος*, aber er führt hiefür Nichts an als was er schon Goth. III, 32 erzählt hat, seine Milde gegen den Verschwörer Artabanes, deren Motive wir nicht kennen; er rühmt seine Thätigkeit für die Zusammenstellung der Gesetze, seine Wirksamkeit für die Vergrösserung des Reiches, und wendet sich dann zu dem Punkte den er zum Gegenstande seiner ganzen Schrift machen will, zu Justinian's Bauten: *ὅσα αὐτῷ ἀγαθὰ οἰκοδομουμένῳ δεδημιούργηται*, diess ist das Thema der Schrift. Er beschreibt zuerst Buch I die von Justinian in Byzantion und dessen Umgegend ausgeführten Neubauten und Reparaturen (worunter z. B. die Sophienkirche), sodann *τὰ ῥύματα οἷςπερ τὰς ἐσχατιὰς περιέβαλε Ῥωμαίων τῆς γῆς*, und zwar fängt er dabei im Osten an und geht von da mit seiner Aufzählung in der Richtung von Süden nach Norden weiter; zuerst das an der persischen Grenze Gebaute (B. II), dann das in Armenien und an der asiatischen Küste des schwarzen Meeres Geleistete (B. III); B. IV Europa, wobei mit Justinian's Vaterland Illyrien begonnen wird, B. V den Rest von Asien, Ephesus, Bithynien, Galatien, Kappadokien, Kilikien, endlich B. VI Afrika, Sardinien, Gades u. dgl. Aber wie lässt sich diesen Sachen eine panegyrische Seite abgewinnen? Procopius gebraucht den Kunstgriff, Alles was unter Justinian's Regierung aus Staatsmitteln irgendwo gebaut worden ist, der Theorie des despotischen Systems gemäss, als vom Kaiser selbst vollführt darzustellen. Er sagt p. 172: *ταννῦν ἐπὶ τὰς οἰκοδομίας τούτου δὴ τοῦ βασιλέως ἡμῖν ἰτέον, ὡς μὴ ἀπιστῶν τῷ τε πλήθει καὶ τῷ μεγέθει ἐς τὸν ὄπισθεν χρόνον τοῖς αὐτὰς θεωμένοις ξυμβαίη ὅτι δὴ ἀνδρὸς ἑνὸς ἔργα τυγχάνει ὄντα*, und IV, 1 heisst es: *ψυχῆς μεγέθει ὁ βασιλεὺς* 53

[1]) Dahn, Prokop S. 356 ff. macht hiegegen die Zeitentfernung zwischen der Herausgabe der Bella und der Abfassung der Aedif. geltend und nimmt als Anlass zu letzterer vielmehr einen „directen Befehl Justinian's“ an, „welchem zu trotzen Prok. nicht den Mut hatte“, den er aber nur widerstrebend befolgte; „er schrieb das bestellte Lob gegen seine Ueberzeugung“. Dafür wird (S. 319) besonders Aedif. I, 3 p. 183 angeführt (*τοῦτο καὶ αὐτὸ βασιλεῖ ἐξεπιστάμεθα βουλομένῳ εἶναι*).

οὗτος τά τε ἄλλα ὡς εἰπεῖν ἅπαντα καὶ τὰ ἐς τὰς οἰκοδομίας οὐδέν τι ἧσσον λόγου διαπέπρακται κρείσσω. Diese Theorie ist in der Schrift mit solcher Consequenz durchgeführt und so auf die Spitze getrieben dass sie dadurch gleichsam ad absurdum geführt ist; denn es kann unmöglich einen ernsthaften Eindruck machen wenn I, 1 der Historiker sagt: μηχαναῖς πολλαῖς βασιλεύς τε Ἰουστινιανὸς καὶ Ἀνθέμιος ὁ μηχανοποιὸς σὺν τῷ Ἰσιδώρῳ οὕτω δὴ μετεωριζομένην τὴν ἐκκλησίαν ἐν τῷ ἀσφαλεῖ διεπράξαντο εἶναι, oder III, 2: βασιλεὺς Ἰουστινιανὸς ἐπενόει τάδε· τοῦ περιβόλου ἐκτὸς τὴν γῆν διορύξας θεμέλιά τε ταύτῃ ἐνθέμενος τείχισμα ᾠκοδομήσατο u. dgl., wodurch die kaiserliche Würde thatsächlich ironisiert wird. Freilich wenn einmal Justinian durchaus gepriesen sein musste, d. h. wollte, so war die Wahl gerade dieses Gegenstandes sehr glücklich gegriffen: man konnte das Geleistete preisen ohne auf die Person des Urhebers näher einzugehen, ohne seine entschiedenen und grossen Fehler berühren oder gar bemänteln zu müssen, man konnte sich in die Wirkung vertiefen ohne nothwendig der Ursache näher ins Gesicht zu sehen, ja man eröffnete auch durch eine rühmende Aufzählung jedem Denkenden die Perspective auf jene Fehler. Denn wenn der Kaiser so ungeheure Summen verbaute, so lag die Frage nahe: wie kam er zu dem nöthigen Gelde? So zog sich Procop noch leidlich aus der Schlinge in welcher er entweder seine Ehre oder seine Existenz zurücklassen zu müssen schien. Auch die ganze Behandlungsweise liefert den Beweis wie wenig von innerer Betheiligung des Schriftstellers dabei die Rede sein kann. Das Lob ist so dick aufgetragen dass es aussieht als fürchtete der Verfasser seine wahre Gesinnung möchte hindurchblicken, und als wollte er diese mit immer neuen Lagen Lobes zudecken und übertünchen; und dann ist es andererseits doch so kahl und kühl, so arm und einförmig, so trivial und langweilig wie es bei der geringsten Theilnahme des Verfassers nimmermehr hätte sein können. Ewig kehrt dieselbe Wendung wieder: es ist zu schön, zu gross, zu herrlich, als dass man es ausdenken und beschreiben könnte, und daneben die allerschaalsten Bezeichnungen. Das Prooemium dreht sich immer im Kreise herum, ohne von der Stelle zu kommen, und gleich I, 1 heisst es in der Beschreibung der Sophienkirche: εὖρος αὐτῆς καὶ μῆκος οὕτως ἐν ἐπιτηδείῳ ἀποτετόρνευται ὥστε καὶ περιμήκης καὶ ὅλως εὐρεῖα οὐκ ἀπὸ

τρόπου εἰρήσεται, κάλλει δὲ ἀμυθήτῳ ἀποσεμνύνεται. ib. 3: τὸν νεὼν οὐδὲ ὀνόμασιν ἐπαξίοις συλλαβεῖν ῥᾴδιον οὐδὲ διανοίᾳ σκιαγραφῆσαι οὐδὲ διαψιθυρίσαι τῷ λόγῳ. Weiterhin heisst sie νεὼς οὐκ εὐδιήγητος, und von Theodora wird I, 11 gesagt: αὐτῆς τὴν εὐπρέπειαν λόγῳ τε φράσαι καὶ ἰνδάλματι ἀπομιμεῖσθαι ἀνθρώπῳ γε ὄντι παντάπασιν ἀμήχανα ἦν. Dieses geschraubte, aufgeblasene Wesen bei innerlicher Hohlheit und Lüge charakterisiert den Ton der ganzen Schrift. Wenn man von den Bella her an diese herankommt merkt man alsbald einen wesentlichen Unterschied. Es weht ein kalter Wind aus dieser Schrift entgegen. Zwar warm sind auch die Bella nicht: zu viel Blut ist abgelassen, zu viele Gedanken sind unterdrückt, zu viele Empfindungen verhalten, als dass sie das sein könnten; aber man fühlt doch die Pulse schlagen, und ein feineres Ohr hört das Herz pochen; dagegen in dieser Schrift ist Alles unnatürlich, Alles erzwungen, es sind hölzerne Beine auf denen einherstolziert wird, es ist Flittergold was hier umhängt. Und am Ende wird dem Verfasser selbst die umgenommene Maske lästig, er wirft sie ab, und die Schrift verläuft in eine nackte, dürre, trockene Aufzählung, der Panegyrikus wird zum Register. Das Biographische verschwindet ganz, die Schrift wird zu einer geographischen und erstrebt und erhält dadurch allein Werth und Bedeutung. Der Verfasser schliesst daher auch sein Werk (VI, 7) mit den Worten: ὅσα μὲν οὖν τῶν Ἰουστινιανοῦ οἰκοδομημάτων μαθεῖν ἴσχυσα, ἢ αὐτόπτης γεγενημένος ἢ τῶν θεασαμένων αὐτήκοος[1]), ὅσῃ δύναμις τῷ λόγῳ ἐπῆλθον. ἐξεπίσταμαι δὲ ὡς πολλά με καὶ ἄλλα παρῆλθεν εἰπεῖν ἢ ὄχλῳ λαθόντα ἢ παντάπασιν ἄγνωστα μείναντα. ὥςτε ὅτῳ διὰ σπουδῆς ἔσται διερευνήσασθαί τε ἅπαντα καὶ τῷ λόγῳ ἐνθεῖναι, προςέσται αὐτῷ τὰ δέοντα πεποιηκέναι καὶ φιλοκάλου κλέος ἀπενεγκεῖν[2]). Von entgegengesetzter Art ist die Schrift

Anecdota (oder historia arcana). Diese Benennung bestätigt Suidas, indem er von Procop sagt: ἔγραψε καὶ ἕτερον βιβλίον, τὰ καλούμενα Ἀνέκδοτα τῶν αὐτοῦ (Justinian's) πρά-

54

[1]) Vgl. II, 4, p. 221: ὅπερ μοὶ κατ' ἀρχὰς ἀγαμένῳ καὶ τῶν ἐπιχωρίων ἀναπυνθανομένῳ . . ἀπήγγελλόν τινες. Bei Dingen welchweit über seine Zeit hinauslagen beruft er sich III, 1. IV, 1 auf οἱ τῶν ἱστοριῶν ἀναγραψάμενοι τὰ ἀρχαιότατα.

[2]) Vgl. meine Römische Literatur-Gesch. 33, 6 E.

ξεων, ὡς εἶναι ἀμφότερα τὰ βιβλία ἐννέα. τὸ βιβλίον Προκοπίου τὸ καλούμενον Ἀνέκδοτα ψόγους καὶ κωμῳδίας Ἰουστινιανοῦ τοῦ βασιλέως περιέχει καὶ τῆς αὐτοῦ γυναικὸς Θεοδώρας, ἀλλὰ μὴν καὶ αὐτοῦ Βελισαρίου καὶ τῆς γαμετῆς αὐτοῦ. Diess ist die einzige bestimmte und durchaus richtige 55 und wirkliche Kenntniss[1]) beweisende Nachricht welche wir aus dem Alterthume selbst über dieses Werk haben. Denn was Niceph. Call. XVII, 10 sagt (quartum opus retractatio est orationum quas apud Justinianum laudibus eum vehens habuit quasi quaedam palinodia seu recantatio minus recte ab eo dictorum) verräth offenbare Unkenntniss und kann nur auf Hörensagen und Missverständniss[2]) beruhen. Es scheint dass Procop die Schrift verborgen hielt so lange er lebte[3]), und nach seinem Tode, wenn dieser vor dem des Justinian erfolgte, oder auch unter Justinian's Enkel Justin, mochte Niemand darauf hinweisen oder von ihrem Vorhandensein wissen. Erst der römische Bibliothekar Nicol. Alemannus entdeckte zwei Handschriften davon in der Vaticana und gab sie (Lugd. B. 1623) heraus mit einem sehr gelehrten und, so weit nicht das Interesse der römischen Curie ins Spiel kommt, unparteiischen Commentar, an welchen sich im J. 1654 (Helmstädt) der noch ausführlichere von Joh. Eichel anreihte, der sich zur Aufgabe machte Procop's Angaben zu widerlegen, was er theilweise mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit, immer aber mit Leidenschaft, durch-

---

[1]) Suidas führt auch viele Stellen aus den Anecd. an, worunter einige die sich in unsern Handschriften davon nicht finden, wie: λίαν γὰρ ἐς αὐτὴν ἡ Θεοδώρα ἠγριαίνετο καὶ ἐσεσήρει und μήτηρ δὲ τῶν τινος ἐν θυμέλῃ πεπορνευμένων. Vgl. Orelli's Ausgabe p. 436—442. Doch gilt diese Kenntniss keineswegs nothwendig von der Person des Suidas, sondern nur seiner Quelle.

[2]) Nicephorus hat den Ausdruck λόγοι, welcher auch von Geschichtswerken gebraucht wird und auf die Schrift De aedific. sich beziehen kann, nicht verstanden.

[3]) Dass aber die Veröffentlichung in seinem Willen lag geht hervor z. B. aus c. 15, p. 94: τίς τῶν πατρικίων . . οὗπερ ἐγὼ τὸ ὄνομα ἐξεπιστάμενος ὡς ἥκιστα ἐπιμνήσομαι, ὡς μὴ ἀπέραντον τὴν ἐς αὐτὸν ὕβριν ποιήσωμαι. Vgl. die Vorrede: οἱ νῦν ἄνθρωποι δαημονέστατοι μάρτυρες τῶν πράξεων ὄντες ἀξιόχρεω παράπομποι ἐς τὸν ἔπειτα χρόνον τῆς ὑπὲρ αὐτῶν πίστεως ἔσονται. Denn beglaubigen können sie doch nur eine Schrift die sie kennen. Da jedoch Agathias durchaus Nichts von der Schrift weiss, so scheint es dass sie auch nach dem Tode Procop's noch geheim gehalten wurde.

führte[1]). Auch aus der Zahl der Juristen erhoben sich bald warme Vertheidiger Justinian's, worunter wir als älteste nennen: Thomas Rivius, defensio Justiniani, Frankf. 1628. 8. Gabr. Trivorius, observationes apologeticae adversus quosdam ICtos et Procopii Anecdota, Paris 1631. 4. Prokop's Schrift ist nämlich wirklich eine Anklageschrift gegen Justinian, wenn auch nicht mit bewusster Absicht, aber doch thatsächlich. Sie schliesst sich unmittelbar an die Bücher De bellis an, so dass sie Suidas mit Recht als neuntes Buch zählt. Procop selbst sagt zu Anfang der Schrift: *ὅσα μὲν οὖν Ῥωμαίων τῷ γένει ἔν τε πολέμοις ἄχρι δεῦρο* 56 *ξυνηνέχθη γενέσθαι τῇδέ μοι δεδιήγηται . . . τὰ δὲ ἐνθένδε οὐκ ἔτι μοι τρόπῳ τῷ εἰρημένῳ* (wie die Bella, nach Gleichheit des Ortes und der Zeit) *ξυγκείσεται, ἐπεὶ ἐνταῦθα γεγράψεται πάντα ὁπόσα δὴ τετύχηκε γενέσθαι πανταχόθι τῆς Ῥωμαίων ἀρχῆς*. Auch bezieht er sich auf die Bella immer mit den Ausdruck: *ἐν τοῖς ἔμπροσθεν λόγοις*[2]). Zu diesen bilden die Anecdota die Ergänzung, einmal sofern sie enthalten was in jenen der Umstände wegen gar nicht gesagt werden konnte, wenn nicht der Verfasser *θανάτῳ οἰκτίστῳ ἀπολωλέναι* wollte (prooem. p. 10), sodann sofern sie das in den Bella aus Furcht ungenau Angegebene berichtigen[3]), das nicht ganz Gesagte vervollständigen[4]), das dort nicht Begründete erklären; denn *πολλῶν τῶν ἐν τοῖς ἔμπροσθεν λόγοις εἰρημένων ἀποκρύψασθαι τὰς αἰτίας ἠναγκάσθην*[5]). Und so fasst er selbst seine Aufgabe in die Worte zusammen: *τὰ τότε τέως ἄρρητα μείναντα καὶ τῶν ἔμπροσθεν δεδηλωμένων ἐνταῦθά μοι τοῦ λόγου τὰς αἰτίας*

[1]) Die Separatausgabe von J. C. Orelli (Lips. 1827. 8.) ist ein unbequemer Abdruck von Alemann's Ausgabe, dessen kritische und sachliche Anmerkungen Bereicherungen erfahren haben, aber keine wesentlichen. Der Text dagegen ist durch die Nuditäten in c. 9 vervollständigt, welche Alemann stillschweigend ausgelassen hatte.

[2]) Prooem. p. 10. c. 11, 73. 13, p. 86. 16 in. 18, p. 108. 111. 20, 117.

[3]) Vgl. Vand. II, 21: *τούτους λέγουσι τοὺς βαρβάρους νῷ δολερῷ ἐν τῇ πόλει γενέσθαι ὅπως Σέργιον ἐνεδρεύσαντες κτείνωσιν*, mit Anecd. 5, p. 41: *τοσοῦτόν μοι τανῦν ἐντιθέναι τῷ λόγῳ δεήσει, ὡς οὔτε νῷ δολερῷ οἱ ἄνδρες οὗτοι παρὰ Σέργιον ἦλθον οὔτε τινὰ σκῆψιν ὁ Σέργιος ὑποψίας περὶ αὐτοὺς εἶχεν.*

[4]) Vgl. c. 2, 21: *τοῦτό μοι τῷ δέει σεσιώπηται.*

[5]) Prooem. p. 10, vgl. c. 16, p. 96: *ἐν τοῖς ἐγκαίροις λόγοις, ἵνα δή μοι τῶν πεπραγμένων ἐκπύστους ποιεῖσθαι τὰς ἀληθείας δέει βασιλίδος ἀδύνατα ἦν.* 17, p. 105: *τῶν αἰτιῶν, ὅπερ ὑπεῖπον, ἐνταῦθά μοι μάλιστα τὰς ἀληθεστάτας ἀναγκαῖον εἰπεῖν.*

σημῆναι δεήσει (ib.). Alle durch die Zeitverhältnisse zurückgedrängte Bitterkeit, alle verhaltene Wahrheit legt er hier nieder; die geheimen Fäden der Ereignisse legt er blos und enthüllt die inneren Zusammenhänge. Widersprüche zwischen den zweierlei Schriften würden dem Sinne Procop's gemäss zu Gunsten der Anecdota zu entscheiden sein. Aber solche finden kaum Statt; denn es ist falsch was Eichel c. 13 über die Anecdota sagt: si contra res ipsas quas Ἀνέκδοτα habent et reliqui Procopiani codices attendas, scilicet constantem ordinem quem in reliquis servat, contra confusionem et indigestam molem huius scripti; praeterea gravitatem et virtutem scriptoris quae in aliis elucet, levitatem econtra et malitiam quae ubique hic pellucet; candorem denique et libertatem qua in reliquis usus est, virulentiam econtra et propemodum diabolicam conviciandi et maledicendi libidinem in hisce perpendes: haud facile adduci poteris ut credas haec scripta 57 toto coelo in omnibus a se distantia ab uno eodemque homine fuisse profecta, nisi dixeris eum illa quidem scripsisse cum sanae adhuc mentis, haec vero cum insania et furore erat correptus[1]).

[1]) Ebenso ist die unverhohlene Abneigung Schlosser's gegen Procop und die Anecd. insbesondere weder gerecht noch von Schl. selbst motiviert. Er sagt (Universalhist. Uebers. III, 4, S. 96): „Dass Justinian von einem und demselben Mann in drei besonderen Werken über alle Regenten erhoben und in einem vierten Buche nicht blos wegen seiner Sitten und seines Privatcharakters sondern auch in Rücksicht seiner vorher so laut gepriesenen Kenntnisse und seiner öffentlichen Thätigkeit in einem unwürdigen Tone herabgesetzt wird, gehört zu den traurigsten Eigenthümlichkeiten jener Zeit. Just. hatte zwar allerdings Fehler, er war schwach gegen seine Gemahlin, die ihn irre leitete; allein weder er noch Theodora können so scheuslich gewesen sein als sie Procop in seiner sog. geheimen Geschichte darstellt. Die grossen Dinge die unter Justinian's Regierung geschehen sind widersprechen den Uebertreibungen des Procopius, der ausser Acht lässt dass man von einem orientalischen Despoten und seinem Hofe weder Keuschheit noch Tugenden freier Seelen erwarten oder fordern darf.“ Diese Worte enthalten beinahe ebenso viele Unrichtigkeiten als Behauptungen. Weder sind die Bücher vom persischen, vandalischen und gothischen Kriege drei besondere Bücher (sondern eines oder acht; auch ist die Schrift De aedificiis vergessen), noch hat Procop darin den Justinian über alle Regenten erhoben; ebenso wenig sind es dessen Sitten welche in den Anecd. „herabgesetzt“ werden (vielmehr berichtet Pr. gerade die ausserordentliche Nüchternheit derselben), und nicht dessen Privatcharakter als solchen, sondern sofern er für die Unterthanen verderblich wirkte, tadelt er. Ferner welche Kenntnisse Justinian's hatte Procop vorher so laut ge-

Das Wahre hat vielmehr Alemann getroffen, wenn er in der Praef. 58 sagt: in tam prolixa historia (de Bellis) adeo sobrie ne dicam ieiune Justiniani laudes Procopius delibavit, contra vero tam copiosa sparsit semina vituperationum, ut neque ibi per adulationem, neque hic (Anecd.) per calumniam egisse posteritati videri possit[1]. Alle bedeutenderen Anklagepunkte in dieser Schrift werden durch das grössere Geschichtswerk Procop's, zum Theil sogar durch De aedif. bestätigt; namentlich der wahnwitzige Bau ins Meer hinein, an dem die Anecd. so vielfachen Anstoss nehmen, ist De aedif. ausführlich beschrieben, und das leichtsinnige Veranlassen, nachlässige Führen und schmähliche Beenden vieler Kriege, die Wahl schlechter Anführer, die Sendung habgieriger Logotheten, und vieles andere Derartige, ist offen genug in den Büchern De bellis bemerklich gemacht. Auch andere Schriftsteller, wie Evagrius (IV, 30. 32. V, 3), stimmen in den wesentlichsten Beschuldigungen gegen Justinian, wie Habsucht und Verschwen-

---

priesen? Etwa seine architektonischen? Aber das geschieht in der Schrift De aedif., und diese kennt Schl. nicht; aber andere Kenntnisse, die er laut gepriesen hätte, sind uns nicht bekannt. Ebenso: wo hat er die öffentliche Thätigkeit Justinian's laut gepriesen? Die Bücher De bellis enthalten blutwenig von Justinian's eigener öffentlicher Thätigkeit, sie laut Preisendes aber nichts. Und worin besteht denn der unwürdige Ton der Anecdota? Und was kann aus dieser doppelten Bearbeitung für die ganze Zeit Anderes gefolgert werden, als dass ihr der Mund geknebelt war, dass man die Wahrheit nicht sagen konnte? Weiter ist es unmöglich alle Schuld auf Theodora zu wälzen, da Justinian schon ehe er sie kannte (unter Justin I.) und in den 17 Jahren seines Wittwerlebens ganz ebenso handelte und regierte wie zu Theodora's Lebzeiten. Dass Procop's Angaben Uebertreibungen und Justinian und Theodora nicht so „scheuslich" gewesen seien wäre erst zu beweisen; denn mit den grossen Dingen die unter Justinian geschehen sein sollen ist es noch nicht bewiesen. Denn was beweist das Corpus Juris gegen die Behauptung von Justinian's Habgier? Was beweisen Belisar's Siege gegen die Angabe von Justinian's wahnwitziger Verschwendung? Auch dürfte die Bezeichnung als orientalischer Despot in keiner Weise für Justinian etwas Rechtfertigendes oder Entschuldigendes enthalten. Endlich enthalten die Anecdota zum kleinsten Theile Anklagen gegen Justinian und seinen Hof wegen Mangels an „Keuschheit und Tugenden freier Seelen"; die Unkeuschheit der Theodora fällt nur in ihr früheres Leben, und die eigentlichen Anklagepunkte sind ganz andere.

[1]) Zur Veranschaulichung des Verhältnisses zwischen beiden Werken dient die Vergleichung der zwei Stellen über Justinian. Vand. I, 9: *ἣν ἐπινοῆσαί τε ὀξὺς καὶ ἄοκνος τὰ βεβουλευμένα ἐπιτελέσαι*, und Anecd. 8 (vgl. 13 extr.): *ἣν ἐπινοῆσαι τὰ φαῦλα καὶ ἐπιτελέσαι ὀξύς*.

dung, Gewaltthätigkeit, Begünstigung der Blauen u. s. f., mit den Anecd. überein, bestätigen sogar ganz einzelne Züge, wie z. B. die Erzählung c. 16, p. 97 über das Schicksal des Priscus von Theophanes, die c. 17, p. 100 von der Hinrichtung eines pflichttreuen Präfecten von Evagrius IV, 32 gleichfalls mitgetheilt wird, mit Abweichungen die von der Art sind dass sie nur die Unabhängigkeit der Erzähler von einander zu beweisen vermögen; und über das widerrechtliche Einziehen angeblicher Erbschaften gibt Agathias V, 4 noch detailliertere Nachrichten als Procop Anecd. 12, nur dass jener auf das Werkzeug Anatolius die Schuld abladet, aber auch hinzufügt: *ἦσαν καὶ ἄλλοι πλεῖστοι ἀνὰ τὴν πόλιν παραπλήσιοι, μᾶλλον μὲν οὖν καὶ ἀδικώτεροι*; Corippus de laud. Just. II, 260 ff. 367 ff. bestätigt diess Alles in seinem ganzen Umfange. Da Proc. sich nicht in vagen Beschuldigungen ergeht, sondern Namen nennt und, wo es die Wahrheit erfordert, auch Anerkennung zollt[1]), und überdiess die beste 59 Gelegenheit hatte auch Geheimnisse zu erfahren, so ist kein Grund vorhanden seine Wahrhaftigkeit in Zweifel zu ziehen. Er spricht (prooem. p. 11) die Besorgniss aus, der Nachwelt möchte das was er über Justinian's und Theodora's Leben erzähle *μήτε πιστὰ μήτε εἰκότα* erscheinen: *δέδοικα μὴ καὶ μυθολογίας ἀκοίσομαι δόξαν κἂν τοῖς τραγῳδοδιδασκάλοις τετάξομαι;* aber er beruft sich auf das Zeugniss seiner Zeitgenossen und darauf dass er selbst gesehen was er erzähle[2]). Indessen scheint es doch als habe er die Schattenseite der Handlungen zu ausschliesslich hervorgehoben, die ganze Schilderung zu pessimistisch gehalten[3]) und oft eine zu kurzdärmige Kritik geübt. Besonders

---

[1]) Z. B. c. 10 von der Schönheit der Theodora. Sehr für die Wahrhaftigkeit und ernste Gesinnung der Anecd. spricht auch diess dass von dem angeblich unreinen Verhältnisse in welchem Justinian nach der Behauptung der Leute zu dem Eunuchen Narses gestanden haben soll (Theophanes chronogr. p. 376 Bonn: *Ναρσῆς . . ὁ ἀγαπητὸς τοῦ βασιλέως Ἰουστινιανοῦ, εἰς ὃν ἐλοιδορεῖτο*) in ihnen nichts erwähnt ist. Freilich ist aber weder sicher ob hier nicht vielmehr die Vulg. *Ἰουστίνου* (von dem wollüstigen Justin II.) richtig ist, noch auch darum die Identität des hier gemeinten Narses mit dem Feldherrn.

[2]) Ebenso c. 8, p. 56 f.: *γράφω ὧν μοι ἐφικέσθαι δυνατὸν γέγονεν.* c. 12, p. 81 bemerkt er ausnahmsweise: *ταῦτα οὐκ αὐτὸς θεασάμενος γράφω, ἀλλὰ τῶν τότε θεάσασθαι ἰσχυριζομένων ἀκούσας.*

[3]) Z. B. wenn er alle Ersparnisse als Beraubung der durch die bisherige Einrichtung Begünstigten darstellt, vgl. c. 24.

spiessbürgerlich zeigt er sich darin dass er (c. 8, p. 58) alle Menschenleben die unter Justinian's Regierung gewaltsam zu Grunde gegangen sind zusammenzählt und die Summe als einen Beweis von der Mordlust und Unmenschlichkeit jenes Kaisers anführt, da doch die Umstände ebenso viel dazu beitrugen als Justinian's malitiöse Indolenz. Auch dass dieser gleich am zehnten Tage seiner Regierung den Ersten unter den Hofeunuchen, Amantius, wegen einer herausfordernden Aeusserung gegen den Patriarchen von Byzantion hinrichten liess weiss Procop (c. 6 extr.) unter keinen andern Gesichtspunkt als den der ἀπανθρωπία zu stellen, da es doch, wenn diess der Grund war, gleichsam ein Programm über des neuen Kaisers Stellung zur Kirche gewesen wäre; aber die übrigen Schriftsteller geben noch ganz andere Ursachen jener Massregel an, namentlich setzt Evagrius IV, 2 sie ausdrücklich an den Anfang von Justin's Regierung und nennt als Motiv dass Amantius einen Andern als Justin (Theokrit) auf den Thron setzen wollte. Eine offenbare Uebertreibung ist die Beschuldigung (c. 6, p. 45) dass Justinian Alles, Gesetze und Verhältnisse (τὰ εὖ καθεστῶτα), verschlimmert habe, und die Charakteristik (8, p. 53): Justinian war über alle Maassen dumm, einem trägen Esel gleich, den man nur dadurch von der Stelle bringen kann dass man ihn am Zaume ergreift; oder ib. p. 57: πᾶσαν ἡ φύσις ἐδόκει κακοτροπίαν ἀφελομένη τοὺς ἄλλους ἀνθρώπους ἐν τῇ τοῦδε τοῦ ἀνδρὸς καταθέσθαι ψυχῇ, oder die Vergleichung mit Domitian ib. p. 55. Es könnte zwar scheinen als hätte Procop in dieser Schrift das nämliche Princip durchgeführt wie in den Aedif., nur hier nach der entgegengesetzten Seite, und hätte alles Schlechte was unter Justinian's Regierung durch die Beamten geschah auf Rechnung des Kaisers gesetzt. Aber diess wird durch die Schrift selbst widerlegt, in welcher er z. B. (14, p. 90 f.) dem Kilikier Leo den ihn treffenden Antheil ausdrücklich zuweist und c. 30, p. 165 als eine Haupteigenthümlichkeit der Regierung des Justinian eben diess anführt dass unter ihm die Verwaltungsbehörden und Gerichte die Selbständigkeit welche sie früher bis auf einen gewissen Grad besessen hatten eingebüsst haben, indem man für jeden einzelnen Fall die Entscheidung im Palaste zu holen hatte, dass der Kaiser und seine Gemahlin in alle Einzelheiten persönlich eingriffen und Mitschuldige der Verbrechen waren welche die höheren Beamten begiengen. — Nachdem der Anfang des Prooem. die Anordnung in den Bella als unthunlich bezeichnet 60

scheint der Schluss dennoch eine planmässige Anlage zu versprechen; es heisst hier: πρῶτα μὲν ὅσα Βελισαρίῳ μοχθηρὰ εἴργασται[1]) ἐρῶν ἔρχομαι, ὕστερον δὲ καὶ ὅσα Ἰουστινιανῷ καὶ Θεοδώρᾳ μοχθηρὰ εἴργασται ἐγὼ δηλώσω. Aber in Bezug auf die Letzteren weiss er keine rechte Ordnung einzuhalten: Anfangs befolgt er eine Art von chronologischer, dann gar keine, dann wieder ein Versuch mit einer sachlichen: was Justinian den Patriciern zu Leide gethan hat, was den Grundbesitzern, was dem Heere u. s. f.; aber sie ist an sich ungenügend und er fängt sie überdiess zu spät an und führt sie nicht durch, sondern begeht Abschweifungen und Wiederholungen[2]) in solcher Menge dass es scheint als hätte er zu verschiedenen Zeiten niedergeschrieben was ihm gerade die Erinnerung darbot. Daneben spricht er immer von Neuem den Vorsatz aus sich kurz zu fassen, z. B. c. 14 in.: ὧνπέρ μοι ὀλίγων ἐπιμνησθέντι σιωπῇ δοτέον τὰ λοιπά, ὡς μή μοι ὁ λόγος ἀπέραντος εἴη; 15 extr.: ὀλίγων ἐπιμνησθεὶς, ὡς μὴ ἀτελεύτητα πονεῖν δόξαιμι; 27 in.: ὀλίγα μοὶ ἄττα ἐκ πάντων ἀποχρήσει εἰπεῖν; 28 extr.: ἔργα καὶ ἄλλα τοιαῦτα Ἰουστινιανοῦ ἀνάριθμα ἐξεπιστάμενος οὐκ ἄν τι ἐνθείην, ἐπεὶ πέρας δοτέον τῷ λόγῳ, ἀποχρήσει γὰρ καὶ δὴ αὐτῶν τὸ τοῦ ἀνθρώπου ἦθος σημῆναι, und so noch oft, welche künstlerische Unvollkommenheit vielleicht Folge davon ist dass der Verfasser seinem Werke die letzte Feile nicht mehr geben konnte. Zwar dass er die Schrift noch unter der Regierung Justinian's 61 geschrieben hat geht im Allgemeinen[3]) hervor theils aus c. 25, p. 142 (noch jetzt habe Just. das Monopol des Seidehandels in Händen), theils aus dem Schlusse, wo von dem Tode Justinian's als etwas Zukünftigem geredet wird[4]); aber es war doch im letzten Theile dieser Regierung, genauer in dem zweiunddreissigsten Jahre derselben (J. 558 f.). Vgl. c. 24, p. 137: ἐξ ὅτου ἀνὴρ ὅδε διῳκήσατο τὴν πολιτείαν, τοιοῦτο οὐδὲν οὔτε διεπράξατο οὔτε

[1]) Vgl. c. 5, p. 41 τὰ ἡμαρτημένα.

[2]) Diese sind besonders lästig, und er macht sie oft ganz nahe neben einander, vgl. 13, p. 87. 25, p. 142.

[3]) Próoem. p. 10: οὐχ οἷόν τε ἦν περιόντων ἔτι τῶν αὐτὰ εἰργασμένων ὅτῳ δεῖ ἀναγράφεσθαι τρόπῳ. Ein solches Hinderniss war besonders Theodora, vgl. 16, p. 36. Indessen hätte z. B. auch das was er c. 5, p. 41 über Sergius sagt, wenn er es schon im bell. Vand. gesagt hätte, wie eine Denunciation geklungen.

[4]) c. 30 extr., p. 166: ὁπηνίκα Ἰουστινιανὸς ἀπέλθῃ τοῦ βίου . . ὅσοι τηνικάδε περιόντες τύχωσι τἀληθὲς εἴσονται.

ἐμέλλησε, καίπερ χρόνου δύο καὶ τριάκοντα ἐνιαυτῶν τριβέντος ἤδη, und am Schlusse des Capitels: ἥν τις τὴν ξυμπεπτωκυῖαν αὐτοῖς ἐνθένδε ζημίαν ἐς ἔτη δύο καὶ τριάκοντα διαριθμοῖτο, εὑρήσει τὸ μέτρον. Und da in diesem Jahre[1]) (559) Belisar gegen die Hunnen vor den Thoren von Byzantion geschickt wurde, Procop aber in der Geschichte Belisar's[2]) davon Nichts erwähnt, sowenig als den Einsturz eines Theils der Sophienkirche (7. Mai 559)[3]), so wird die Schrift noch vor diesen Ereignissen abgeschlossen worden sein. Ohnehin Belisar's Ungnade (Ende J. 562) und Wiedereinsetzung (J. 563) hätte Procop, wenn er sie noch erlebt hätte, nicht unerwähnt lassen können. Hat man also das Jahr 558—559 als solches worin Procop noch an dieser Schrift schrieb[4]), so wird dadurch die Annahme bestätigt dass er dieselbe nicht in Einem Zuge niedergeschrieben habe, da das Prooemium den Schein annimmt als schlösse es sich auch zeitlich[5]) unmittelbar an die Bella an, deren achtes Buch J. 554 fertig wurde (s. oben S. 198). Auch folgt aus jenem Datum dass die von Theophanes (T. I, p. 366) und Malala aus dem November des J. 562 n. Chr. berichtete Dürre und Wassernoth (ἀβροχία) nicht identisch ist mit der Anecd. 26 erwähnten. Wurde aber die Geheimgeschichte im J. 558 (oder 559) fertig gebracht? Dagegen scheinen zu sprechen die oftmaligen Verweisungen auf spätere Erörterungen über Christliches, sofern sie auf die Anecd. zu beziehen sind[6]). Die deutlichste Verweisung dieser Art ist Goth. IV, 25: in Ulpiana entstand eine Volksbewegung über dogmatische Meinungsverschiedenheiten, über die Fragen ὧνπερ ἕνεκα σφίσιν αὐτοῖς οἱ Χριστιανοὶ διαμάχονται, ᾗπέρ μοι ἐν λόγοις τοῖς ὑπὲρ τούτων γε-

---

[1]) Agathias V, 15. Theophanes T. I, p. 361 f.

[2]) Anecd. c. 1—5.

[3]) Dahn, Prokop S. 454 f.

[4]) Nicht aber sie vollendete. Damit erledigen sich die von F. Dahn S. 365, A. erhobenen Einwendungen. Uebrigens enthält An. 18, p. 226 Is. (ὡς μοι ἐν τοῖς ἔμπροσθεν λόγοις γέγραπται) eine Verweisung auf Aed. II, 7 (p. 228 ff.); sonach ist diese Stelle nach dem J. 558 geschrieben (Dahn S. 450 f.).

[5]) Denn ὅσα . . ἄχρι δεῦρο ξυνηνέχθη γενέσθαι zu Anfang der Anecd. (s. oben S. 211) kann nicht, wie Dahn, Prokop S. 451 A. 2, sich vorstellt, heissen: bis zu diesem Punkte meiner geschichtlichen Darstellung. Und dass die Anecdota „offenbar rasch hingeworfen" seien wäre erst zu beweisen; für das Gegentheil spricht der ähnliche Fall bei Cicero (Röm. Liter.-Gesch. 175, 5).

[6]) Welches Letztere Dahn S. 52. 456 ff. bestreitet.

γράψεται. Scheint damit auf eine eigene Schrift hierüber hingewiesen, so heisst es dagegen Anecd. 10, p. 70: wie Justinian die 62 verschiedenen christlichen Parteien gegen einander gehetzt habe, *λελέξεταί μοι οὐ πολλῷ ὕστερον*, und 11, p. 76: *τὰ ἀμφὶ τοῖς Χριστιανοῖς εἰργασμένα ἐν τοῖς ὄπισθέν μοι λόγοις λελέξεται*, ebenso 26, p. 145: *τὰ ἀμφὶ τοῖς ἱερεῦσιν αὐτῷ πεπραγμένα ἐν τοῖς ὄπισθεν λόγοις λελέξεται*[1]), endlich 27, p. 151, Theodora sei in dogmatischer Beziehung von Justinian abgewichen, *ὥς μοι ἐν τοῖς ὄπισθεν λόγοις εἰρήσεται*[2]). Nach dem Sprachgebrauch überhaupt und dem des Procop insbesondere kann mit *ὄπ. λόγ.* nur auf einen späteren Theil desselben Werkes, also hier der Anecd., verwiesen sein, und damit ist die Stelle Goth. IV, 25 insofern nicht unvereinbar als Procop natürlich in dem für das grosse Publikum bestimmten Werke die nähere Beschaffenheit und den Inhalt der Schrift in welcher er diess abhandeln wolle nicht genauer angeben konnte. Also Procop wollte in einem besondern Theile der Anecd. auch Justinian's Verhältniss zur christlichen Kirche näher erörtern; diess wäre allerdings eine wesentliche und fast unerlässliche Ergänzung der Bücher De bellis gewesen, und wir hätten daraus unerwartete Aufschlüsse über das Ineinandergreifen der Ereignisse bekommen müssen. Nun aber ist dieser Theil uns nicht erhalten; wie kommt diess? Hat ihn die hierarchische Censur unterdrückt, wie so manche andere Schrift aus dem Alterthum? Es ist nicht glaublich; denn weder bei Suidas, der die Anecd. kannte, noch sonst ist eine Spur dass etwas Derartiges von Procop jemals existiert habe. Es ist daher wohl anzunehmen dass Procop niemals zur Ausführung kam, dass er darüber starb oder sonst daran gehindert wurde. Wären also die Anecdota unvollendet? Ja und Nein. Sie sind vollendet, sofern sie — abgesehen von jenen Verweisungen — ein in sich abgeschlossenes Ganzes bilden, in der Hindeutung auf Justinian's Tod ein passendes Ende besitzen und vielleicht[3])

---

[1]) Die beiden letztern Verweisungen sieht Dahn S. 458 als (durch c. 17 u. 27) erfüllt an, erwähnt aber als nicht erfüllte die c. 17, p. 202 Is.

[2]) Das handschriftliche *εἴρηται* festzuhalten und *ἐν τοῖς ὄπισθεν λόγοις* zu streichen (Dahn, Prokop S. 457 f.) ist unmöglich, da die Verweisung auf c. 10, wenigstens hinsichtlich der Wirren in Alexandria, nicht zutrifft.

[3]) Denn es ist gar nicht unmöglich *πέρας δοτέον τῷ λόγῳ* auch in einem beschränkteren Sinne zu fassen: um die Erörterung dieses (speciellen) Gegenstandes, gleichsam um dieses Capitel abzuschliessen und

in dem Schlusse von c. 28 eine Hinweisung auf diesen Abschluss. Sie sind es aber auch nicht, sofern jene Verweisungen einen zweiten Theil erwarten lassen, mit besonderer Bestimmtheit die letzte derselben, die in c. 27. Denn wenn hier auf eine spätere Fortsetzung verwiesen wird, so wäre es doch gar zu vergesslich wenn gleich im folgenden Capitel diess wieder eludiert würde durch 63 Ankündigung des Abschlusses des Werkes. Auch ist was gegenwärtig den Schluss bildet zwar für eine solche Stellung ganz geeignet, aber doch nicht von der Art dass es die Hinzufügung von Weiterem ausschlösse. Uebrigens ist nicht zu vergessen dass unsere Textesconstitution der Anecd. auf einer sehr kleinen Anzahl von Handschriften beruht[1]), dass auch diese von ungleicher Vollständigkeit sind, dass namentlich der ältere der beiden vaticanischen Codd., welcher dem jüngeren als Quelle gedient hat, den abgerundeten Schluss des jüngeren nicht hat, so dass ganz wohl ursprünglich dieser Schluss entweder gar nicht oder wenigstens noch nicht an dieser Stelle gestanden haben könnte, dass endlich Suidas zwei Stellen aus den Anecd. anführt welche in unserem Texte nicht zu finden sind[2]). Nimmt man diess Alles zusammen, so muss man die Möglichkeit offen lassen dass ein etwaiger späterer Fund[3]) uns noch überraschende Bereicherungen der Anecdota und der Geschichte verschaffe.

Ueber die Echtheit der Anecdota hätte, wenn man immer der Gesetze der Kritik sich bewusst gewesen wäre, nicht leicht ein Zweifel entstehen können. Wer anders als Procop selbst wäre im Stande gewesen die Schrift so ins Einzelnste hinein dem grösseren Werke anzupassen, zu sagen: hier habe ich diess ausgelassen,

---

zu einem neuen überzugehen. Ja diese Erklärung wird beinahe zur Nothwendigkeit durch das unmittelbar vorher gegebene Versprechen einer Fortsetzung (c. 27, p. 151).

1) Die beiden von Alemann benützten vaticanischen, ausserdem eine des Kanzlers Seguier, und eine Mailänder, welche Maltretus verglichen hat.

2) Vgl. oben S. 210, A. 1. Sie gehören in den arg zerrütteten Anfang der Anecd.

3) Man weiss noch von zwei Handschriften die bis vor wenigen Jahrhunderten existiert haben, nun aber verschollen sind: 1) eine des Joh. Lascaris, von Constantinopel an den mediceischen Hof gebracht, von wo sie Katharina von Medicis nach Frankreich mitgenommen haben soll; 2) eine des Johannes Vincentius Pinellus, die bei Neapel im Schiffbruch verloren gegangen sein soll, nachdem bereits Petrus Pithöus und Guido Pancirolus Einiges daraus excerpiert hatten. S. Alemann's Praef.

dort war jenes anders, und dieses Ereigniss hatte diese Gründe?[1]) Ausserdem ist in beiden Werken ganz dieselbe Weltanschauung, derselbe religiös-fatalistische Pragmatismus, die nämliche Verknüpfung von Schuld und Strafe[2]), derselbe Aberglauben[3]); sodann ganz dieselbe Darstellung, die nämlichen Wendungen[4]), dieselbe Jagd nach Gemeinplätzen[5]), dieselben Lieblingsausdrücke[6]), derselbe Stil, nur etwas nachlässiger[7]). Zu dem hin haben wir das 64 ausdrückliche Zeugniss des Suidas, beziehungsweise seiner Quelle. Nur unkritische, phantastische, ihre subjective Meinung oder Neigung allen objectiven Zeugnissen entgegensetzende Kritiker, wie Fr. Guyet, konnten daher die Echtheit bestreiten. Besonders hartnäckig und eigensinnig zeigten sich auch hier die früheren Juristen. Ihr theurer Justinian, der Vater des herrlichen Corpus Juris und damit indirect auch so vieler herrlichen Commentare und Abhandlungen, musste Recht haben, und Procop war ein Lügner und Verleumder. Den gründlichsten Beweisführungen Alemann's zu Gunsten Procop's setzte z. B. ein Rupert[8]) den Machtspruch seines Juristen-Herzens entgegen: Procopii auctoritas apud me quidem prorsus eviluit, quidquid tandem moliatur eruditissimus interpres[9]). Heutzutage aber wird die Echtheit kaum mehr einem ernsthaften Zweifel unterliegen[10]).

---

[1]) Vgl. Dahn, Prokop S. 344 ff.

[2]) Aus den Anecd. vgl. p. 29. 35 f. 42. 68 f. Eine Reflexion dieser Art steht Anecd. 4 extr. fast mit denselben Worten wie Goth. IV, 12 extr.

[3]) Vgl. Anecd. c. 12. 19.

[4]) ἀλλὰ ταῦτα μὴν ὥς πη ἑκάστῳ φίλον ταύτῃ δοκείτω, c. 4 extr. c. 10, p. 69. Vgl. oben S. 205.

[5]) Z. B. c. 7.

[6]) wie ὀρρωδεῖν, ἀναχαιτίζειν, πλοῦτον μέγα χρῆμα u. a.

[7]) Vgl. die Nachweisungen von F. Dahn, Prokop S. 416—447.

[8]) Chr. Ad. Rupertus in observationibus ad Synopsin Besoldianam cap. 15: quemadmodum aranea omnia vertit in venenum, so habe diese Justiniana mastix alle Thaten Just.'s ins Schwarze gemalt; so z. B. seien die fernsten Nationen nach Byzant gekommen, um Justinian zu huldigen (nämlich das denkt sich der Jurist als Absicht), Procop aber sage, sie seien gekommen um ihm Geld abzupressen.

[9]) Dagegen ist es gleichfalls ein Jurist, F. Dahn, welcher nach der obenstehenden Abhandlung die Echtheit der Anecdota gründlich gerechtfertigt hat; s. dessen Schrift über Prokop S. 52 ff. 253 ff. 448 ff.

[10]) J. H. Reinkens, Anecdota sintne scripta a Procopio (Breslau 1858), mäkelt zwar an den Gründen für die Echtheit, ohne aber für die Unechtheit etwas Haltbares beibringen zu können. Vgl. H. Eckardt, de Anecdotis Procopii, Königsberg 1861.

Von besonderem Interesse ist es noch die Weltanschauung Procop's genauer zu betrachten; denn als gebildeter Laie ist er ein viel sicherer Höhemesser seiner Zeit, gibt ein treueres Bild von dem geistigen Standpunkt derselben als die gelehrtesten zunftmässigen Theologen. Stellen die uns darüber Aufschluss geben finden sich allenthalben in seinen Werken, besonders merkwürdig aber ist Goth. I, 3, p. 17 f., wo er ein förmliches Glaubensbekenntniss ablegt. Er erzählt hier dass die Bischöfe Hypatius und Demetrius an den römischen Bischof abgesandt worden seien *δόξης ἕνεκεν, ἣν Χριστιανοὶ ἐν σφίσιν αὐτοῖς ἀντιλέγουσιν ἀμφιγνοοῦντες. τὰ δὲ ἀντιλεγόμενα ἐγὼ ἐξεπιστάμενος ὡς ἥκιστα ἐπιμνήσομαι. ἀπονοίας γὰρ μανιώδους τινὸς ἡγοῦμαι εἶναι διερευνᾶσθαι τὴν τοῦ θεοῦ* (Christi) *φύσιν ὁποία ποτέ ἐστιν. ἀνθρώπῳ γὰρ οὐδὲ τὰ ἀνθρώπεια ἐς τὸ ἀκριβές, οἶμαι, καταληπτά, μή τοί γε δὴ τὰ ἐς θεοῦ φύσιν ἥκοντα.* (Die Anfrage bezog sich also auf die monophysitische Streitigkeit.) *ἐμοὶ μὲν οὖν ταῦτα ἀκινδύνως σεσιωπήσθω μόνῳ τῷ μὴ ἀπιστῆσαι τὰ τετιμημένα. ἐγὼ γὰρ οὐκ ἂν οὐδὲ ἄλλο περὶ θεοῦ ὅ τι ἂν εἴποιμι ἢ ὅτι ἀγαθός τε παντάπασιν εἴη καὶ ξύμπαντα ἐν τῇ ἐξουσίᾳ τῇ αὐτοῦ ἔχει. λεγέτω δὲ ὥςπερ γινώσκειν ἕκαστος ὑπὲρ αὐτῶν οἴεται καὶ ἱερεὺς καὶ ἰδιώτης.* Alemann berichtet dass in einer der vaticanischen Handschriften ein Abschreiber zu der Stelle anmerke: *σημείωσαι εἰ ὀρθόδοξός ἐστιν ὁ συγγραφεύς*, und Eichel (c. 18) exclamiert zu der Stelle: egregium Christianum! nihil, ait, ego de Christo, num Deus homo, num neuter an uterque, num pro humano genere passus morte sua satisfecerit et resurrexerit nobisque viam ad aeternam beatitudinem muniverit necne; quid ad me ista aegroti veteris somnia? viderint de hac re Christiani. sufficit mihi credere, Deum esse bonum et omnipotentem. Paganorum hanc esse religionem quis non videt? nemo enim unquam veterum gentilium vel Romanorum vel Graecorum paulo prudentior negavit deum propter bonitatem esse optimum, propter potentiam maximum. Beide haben in ihrer Weise nicht ganz Unrecht. Procop will dass man sich damit begnüge dass er keinen positiven Unglauben gegen das Dogma äussere. Warum diess? Weil er keinen positiven Glauben daran hat, weil das Dogma für ihn wankend geworden ist. Diess verräth er dadurch dass er nicht einmal von den menschlichen Dingen die Möglichkeit einer sichern Erkenntniss zugeben will, geschweige denn von den göttlichen. Diess ist der

65

Schlüssel zu seiner Weltanschauung. Als Skeptiker verhält er sich erstens zur positiven Religion indifferent. Er hasst, er verachtet keine der bestehenden Religionen, aber er hängt auch keiner an, denn jeder gegenüber hat er Zweifel. Es ist ihm nur ein Stufenunterschied zwischen den verschiedenen Religionsformen. Die crasse Naturreligion, die Anbetung lebloser Dinge, wie Bäume, bezeichnet er Goth. IV, 3 als aus *βαρβάρῳ τινὶ ἀφελείᾳ* hervorgegangen; viel milder urteilt er Goth. II, 14 f. über diejenige Form des Polytheismus wonach *θεοὺς καὶ δαίμονας πολλοὺς σέβουσιν οὐρανίους τε καὶ ἀερίους, ἐγγείους τε καὶ θαλασσίους, καὶ ἄλλ' ἄττα δαιμόνια ἐν ὕδασι πηγῶν τε καὶ ποταμῶν εἶναι λεγόμενα.* Den Hellenismus vollends weiss er von dem Christenthum nur der Zeit nach zu unterscheiden: dieses ist der moderne Glaube, jener *ἡ παλαιὰ δόξα, ἣν δὴ* — fügt er vornehm hinzu, gleichsam mit der Bitte hiemit nicht seine, des Philosophen, Ansicht zu verwechseln — *καλοῦσιν ἑλληνικὴν οἱ νῦν ἄνθρωποι*[1]. Zwar spricht er Pers. I, 25 von *λόγοι οὐχ ὅσιοί τινες τῆς παλαιᾶς δόξης*, aber so unbestimmt dass keineswegs gewiss ist ob er sie als hellenisch und nicht vielmehr wegen ihres Inhalts mit diesem überdiess milden negativen Ausdruck bezeichnet; und wenn er Aedif. VI, 4 von der *ἑλληνικὴ καλουμένη ἀθεΐα* spricht, so kann diess bei der eigenthümlichen Haltung dieser Schrift, bei ihrer durchgängigen Rücksichtnahme auf den Kaiser, für Procop's eigene Ansicht nichts beweisen. Nur 66 dass das Christenthum die humanere, civilisiertere, gebildetere Religionsform, *τὸ ἡμερώτερον* sei (besonders wegen des Fehlens der Opfer) pflegt er anzuerkennen (vgl. Goth. II, 14. III, 3. Aedif. III, 6), und in so fern ist ihm der Uebergang zu ihm auch *ἐπὶ τὸ εὐσεβέστερον μετατίθεσθαι* (Pers. I, 15. Aedif. V, 7). Sonst denkt er vom Christenthum vollkommen deistisch. Bezeichnend ist in dieser Beziehung ausser Goth. I, 3 besonders Pers. II, 12, p. 208: *ὑπὸ τὸν χρόνον ἐκεῖνον Ἰησοῦς ὁ τοῦ θεοῦ παῖς* (er vermeidet den gebräuchlichen Ausdruck *υἱός*) *ἐν σώματι ὢν τοῖς ἐν Παλαιστίνῃ ἀνθρώποις ὡμίλει, τῷ τε μηδὲν τὸ παράπαν ἁμαρτεῖν πώποτε, ἀλλὰ καὶ τὰ ἀμήχανα ἐξεργάζεσθαι διαφανῶς ἐνδεικνύμενος ὅτι δὴ τοῦ θεοῦ παῖς ὡς ἀληθῶς εἴη.* Als solche Thaten führt er dann auf: Todte erwecken, Heilen von Blindgebornen, von Aussatz,

[1]) Pers. I, 20. 25. II, 13, p. 211.

Lähmung, *καὶ ὅσα ἄλλα ἰατροῖς πάθη ἀνίατα ὠνομασμένα ἐστί*[1]). Nichtsdestoweniger schliesst er sich in ungenauer Rede an die populäre Vorstellung an, wonach Christus und Gott geradezu identificiert werden, Christus der charakteristische Gott des Christenthums ist[2]), was die Consequenz des Begriffs der *θεοτόκος* (Mutter Gottes) war. So sagt er Pers. II, 26 von Chosroes' zweitem Zug gegen das unter Christi besonderem Schutz stehende (ib. 12) Edessa: *αὕτη ἡ ἐςβολὴ . . οὐ πρὸς Ἰουστινιανὸν πεποίηται, οὐ μὴν ἐπ' ἄλλων ἀνθρώπων οὐδένα, ὅτι μὴ ἐπὶ τὸν θεὸν ὅνπερ Χριστιανοὶ σέβονται μόνον*, nämlich Christus; denn er betrachtet sich als *πρὸς τοῦ τῶν Χριστιανῶν θεοῦ ἡσσημένος*, sofern dieser der Protector von Edessa ist, also von Christus. Ebenso heisst die Sophienkirche Vand. I, 6 g. E. *τὸ ἱερὸν τοῦ μεγάλου Χριστοῦ τοῦ θεοῦ*, und wird Aedif. I, 2 f. der Fortschritt von den Kirchen *ὅσα τῷ Χριστῷ ἀνέθηκεν Ἰουστινιανὸς* (worunter die Sophienkirche) zu denen *τῆς θεοτόκου Μαρίας* damit motiviert *ὅτι δὴ ἐκ τοῦ θεοῦ ἐπὶ τὴν αὐτοῦ μητέρα ἰτέον*. Als Gegenstand des monophysitischen Streites wird wie Goth. I, 3 so auch Anecd. 18, p. 110 *ἡ τοῦ θεοῦ φύσις* angegeben, und Aedif. I, 3 von Christus gesagt: *ἄνθρωπος ἧπερ ἐβούλετο γεγονὼς ὁ θεός*. Dieses Anlehnen an den vulgären Sprachgebrauch beruht vielleicht nicht weniger auf innerer Gleichgültigkeit[3]) als die kühle, fremde,

---

[1]) Vgl. hiermit die wieder sich viel näher an das Positive anschliessende Stelle De aedif. V, 7: *ἡνίκα Ἰησοῦς ὁ τοῦ θεοῦ παῖς ἐν σώματι ὢν τοῖς τῇδε* (in Samaria) *ἀνθρώποις ὡμίλει, γέγονεν αὐτῷ πρὸς γυναῖκα τῶν τινα ἐπιχωρίων διάλογος*, worin er ihr prophezeite dass später auf dem Berge Garizim *αὐτὸν οἱ ἀληθινοὶ προςκυνηταὶ προςκυνήσουσι, τοὺς Χριστιανοὺς παραδηλώσας. ἐγένετό τε προϊόντος τοῦ χρόνου ἔργον ἡ πρόρρησις. οὐ γὰρ οἷόν τε ἦν μὴ οὐχὶ ἀψευδεῖν τὸν ὄντα θεόν.*

[2]) Vgl. z. B. Evagr. IV, 10: *δύο φύσεις ἐπὶ Χριστοῦ τοῦ θεοῦ ἡμῶν.* ib. 27 extr. in Bezug auf Chosroes' Versuch Edessa zu erobern: *ὑποτοπήσας τοῦ πρὸς ἡμῶν πρεσβευομένου θεοῦ περιέσεσθαι.* ib. 36 heissen die Reste des Abendmahls *ἅγιαι μερίδες τοῦ ἀχράντου σώματος Χριστοῦ τοῦ θεοῦ ἡμῶν.* Evagrius ist gleichfalls Laie (Scholasticus); aber auch in der officiellen Sprache der Synodalbeschlüsse, z. B. der fünften ökumenischen Synode: *τοῦ μεγάλου θεοῦ καὶ σωτῆρος ἡμῶν Χριστοῦ* u. s. f.

[3]) Am schroffsten spricht sich diese Indifferenz aus Anecd. 11, p. 75. Hier erzählt er die Wirkungen welche Justinian's Befehl, alle Häretiker sollen zur orthodoxen Kirche übertreten, an den verschiedenen Orten

objective Weise womit er sonst von allem specifisch Christlichen spricht. So sagt er Pers. I, 12: *οὗτος ὁ λεὼς Χριστιανοί τέ εἰσι καὶ τὰ νόμιμα τῆς δόξης φυλάσσουσι ταύτης*, nicht *ἡμετέρας*; ib. 18 (vgl. Vand. II, 14): *ἑορτὴ ἡ πασχαλία, . . ἣν δὴ σέβονται Χριστιανοὶ πασῶν μάλιστα*; ib. 25: *ἱερεὺς ὅνπερ καλεῖν πρεσβύτερον νενομίκασι*; ib. II, 9: *τὸ ἱερὸν ὅπερ ἐκκλησίαν καλοῦσι*; Vand. II, 21: *τὰ Χριστιανῶν λόγια ἅπερ καλεῖν εὐαγγέλια νενομίκασιν*[1]); Pers. I, 7: *τῶν Χριστιανῶν οἱ σωφρονέστατοι*[2]), *οὕςπερ καλεῖν μοναχοὺς νενομίκασι*; vgl. Vand. II, 26: *ἄνδρες οἷς τὰ ἐς τὸ θεῖον ἀκριβῶς ἤσκηται μοναχοὺς καλεῖν τοὺς ἀνθρώπους ἀεὶ νενομίκαμεν*. Wen dachte sich Procop als Leser wenn er solche Erklärungen nöthig fand? „Barbaren"? Oder glaubte er, sein Geschichtswerk werde die christliche Religion überleben? Nicht unmöglich bei dem Skeptiker[3]).

68 Von den positiven Religionen weg zieht sich Procop auf eine allgemeine, vage Religiosität, auf den Glauben an ein *θεῖον* (Pers. I, 7. Vand. II, 26. Goth. IV, 14), einen *δαίμων* (z. B. Anecd. 9, p. 63), ein *δαιμόνιον* (Goth. III, 35 und oft) zurück, in dessen weitem Mantel auch viel Aberglauben Raum gefunden hat. Je kleiner nämlich für den Skeptiker der Kreis dessen ist was ihm gewiss ist (denn auch dass das Bestehende Recht habe

---

gehabt habe und sagt: *ὅσοι ἔν τε Καισαρείᾳ τῇ ἐμῇ κἀν ταῖς ἄλλαις πόλεσιν* (Samariens) *ᾤκουν παρὰ φαῦλον ἡγησάμενοι κακοπάθειάν τινα ὑπὲρ ἀνοήτου φέρεσθαι δόγματος ὄνομα Χριστιανῶν τοῦ σφίσι παρόντος* (Sabbatianer u. dgl.) *ἀνταλλαξάμενοι τῷ προσχήματι τούτῳ τὸν ἐκ τοῦ νόμου ἀποσείσασθαι κίνδυνον ἴσχυσαν*.

[1]) Vgl. Goth. I, 24 g. E.: *τῶν Σιβύλλης λογίων τὴν διάνοιαν ἐξευρεῖν ἀνθρώπῳ οἶμαι ἀδύνατα εἶναι*. Ebenso gebraucht er Goth. III, 20 von den Evangelien auch den Ausdruck *τὰ Χριστοῦ λόγια*, vgl. Vand. II, 26 *τὰ θεῖα λόγια*. Den Koheleth nennt er Vand. II, 9 als Theil von *ἡ τῶν Ἑβραίων γραφὴ* und bezeichnet ib. 10 den Moses als *σοφὸς ἀνήρ*.

[2]) Von diesen *σωφρονέστατοι* erzählt er dann weiter, wohl nicht ohne einen Anflug von Spott: *τούτους ἑορτήν τινα ἄγειν ἐνιαύσιον τετύχηκεν. ἐπεί τε ἡ νὺξ ἐπεγένετο, ἅπαντες, ἅτε κόπῳ μὲν πολλῷ διὰ τὴν πανήγυριν ὁμιλήσαντες* (so ist zu lesen statt *ἀμελήσαντες*), *μᾶλλον δὲ τοῦ εἰθισμένου σιτίων τε καὶ ποτοῦ ἐς κόρον ἐλθόντες, ὕπνον τινὰ ἡδύν τε καὶ πρᾶον ἐκάθευδον*.

[3]) F. Dahn S. 191, A. nimmt an dass Pr. dadurch nur mit einer gewissen Vornehmheit sich über den herrschenden Religionsstil erhaben zeigen wollte. Noch mehr ist es wohl die Abneigung des Rhetors gegen technische Ausdrücke.

ist ihm nur zweifelhaft, nicht aber dass es Unrecht habe gewiss), desto grösser ist für ihn der des Möglichen; ruht der Skepticismus nicht auf einer festen, klaren und sichern positiven Grundanschauung, so irrt er in Bezug auf die Erkenntniss ohne Halt und Anker umher in dem weiten Reiche der Möglichkeit, in dem bodenlosen, nebeligen Raume in der Mitte zwischen A und non A; und je weniger genügend ihm die gewöhnliche Verknüpfung von Ursache und Wirkung erscheint, um so zugänglicher ist er für mystische, unfassbare und unsagbare Zusammenhänge. Wir dürfen uns daher nicht wundern bei unserem Skeptiker den ausgedehntesten Divinations- und Wunderglauben zu finden; denn seine Zeit und sein Geist war nicht so productiv dass er im Stande gewesen wäre aus den Trümmern des Bestehenden sich eine neue Welt zusammenzubauen; hatten sie ja doch auch nicht die Kraft das Bestehende zu zertrümmern, sondern nur es anzufressen oder zu meiden; es war eine Zeit der blossen Velleität, der Impotenz im Bejahen und im Verneinen. Von Wundern treffen wir bei Procop eine reiche Auswahl: Hunnen die auf einen Einsiedler zielen erstarren die Hände (Pers. I, 7), eine Reliquie, der Querbalken von Christi Kreuz, wird von einem Heiligenschein umgeben und bewirkt dass die Stadt Apamea mit einer Contribution davon kommt, womit sich Chosroes nicht begnügt hätte *εἰ μή τι θεῖον αὐτὸν ἐκ τοῦ ἐμφανοῦς διεκώλυσεν* (ib. II, 11); Edessa wird von Christus wunderbar beschützt: zweimal geht Chosroes irre, bis er wirklich vor die Stadt kommt, und wie 69 er da ist bekommt er in Folge eines Rheumatismus einen geschwollenen Backen, welches Wunderzeichen ihn bewegt alle Gedanken an Eroberung der Stadt aufzugeben (ib. 12); ebenso beschützt Petrus[1]) einen Theil der Mauer Roms (Goth. I, 23); bei der Belagerung von Dara durch Chosroes *εἷς ἐκ τοῦ Χοσρόου στρατοπέδου ἀμφὶ ἡμέραν μέσην ἄγχιστά πῃ τοῦ περιβόλου μόνος ἀφίκετο, εἴτε ἄνθρωπος ὢν εἴτε τι ἄλλο ἀνθρώπου κρεῖσσον, δόξαν τε τοῖς ὁρῶσι παρείχετο ὅτι δὴ τὰ βέλη ξυλλέγοι ἅπερ ἐκ τοῦ τείχους Ῥωμαῖοι . . ἐπὶ τοὺς ἐνοχλοῦντας βαρβάρους ἀφῆκαν* (Pers. II, 13). Je weniger in allen diesen Fällen zu einer Retirade ins Wunderbare irgend ein Grund vorlag, um so mehr beweist das Anstellen derselben

[1]) *τοῦτον τὸν ἀπόστολον σέβονται Ῥωμαῖοι καὶ τεθήπασι πάντων μάλιστα*, Goth. I, 23.

die grosse Hinneigung zu diesem Gedankengange. Von Prodigien, Omina, Träumen wimmelt es bei Procop, vor der Wahrsagekunst hat er allen möglichen Respect[1]), und Zauberkünsten erkennt er Einfluss auf den Willen Anderer zu[2]). Zwar spricht er auch manchmal Gleichgültigkeit gegen Zeichen und Wahrsagungen aus[3]) und hegt Zweifel gegen solche Veranstaltungen[4]); oder ist geneigt bei der natürlichen Erklärung der Erscheinungen stehen zu bleiben[5]). Aber noch entschiedener spricht er sich gegen diejenigen aus welche Alles aus einer natürlichen Ursache erklären wollen und die Miene annehmen als könnten sie es. So sagt er von der Pest, man solle nur ihre Unbegreiflichkeit gestehen; von ihr einen Erklärungsgrund anzugeben *μηχανή τις οὐδεμία ἐστὶ πλήν γε δὴ ὅσα ἐς τὸν θεὸν ἀναφέρεσθαι* (Pers. II, 22); und ebenso ist er unschlüssig ob er die verschiedenen Erscheinungsweisen und Verläufe der Krankheit von der Verschiedenheit der Constitutionen ableiten solle oder vom Willen des Urhebers der Krankheit, nämlich Gottes (ib. p. 252)[6]). Alle die vielen Ausdrücke wie *θεός, τὸ θεῖον, δαίμων, τὸ δαιμόνιον, ἡ τύχη, ἡ πεπρωμένη*, mit welchen Procop zu wechseln pflegt, sind nichts als positive Namen für den rein negativen Begriff der Unbegreif-
70 lichkeit. Auch Procop ist Fatalist, wie fast alle Historiker des Alterthums, und zwar trägt er seinen Fatalismus mit einer Unermüdlichkeit zur Schau welche lästig wird. Aber so sehr er auch in der Ausführung desselben an Herodot sich anschliesst, so ist doch Beider Fatalismus ein wesentlich verschiedener. Der des Herodot ist ein gemütlicher, kindlicher, er ist des Kindes bescheidene Resignation auf eigenes Wissen, weil es weiss dass ein Höheres und Weiseres in der Welt ist, er ist sein scheues Auftreten, seine ergebene Erwartung nachdem es so oft in seinen

---

[1]) Vgl. Goth. IV, 21: *πρὸ τῆς πείρας ἀεὶ ἄνθρωποι τὰς προρρήσεις φιλοῦσι χλευάζειν.* Ueber die sibyllinischen Bücher ib. I, 24: *τῶν Σιβύλλης λογίων τὴν διάνοιαν πρὸ τοῦ ἔργου ἐξευρεῖν ἀνθρώπῳ οἶμαι ἀδύνατα εἶναι· αἴτιον δὲ· ἡ Σίβυλλα οὐχ ἅπαντα ἑξῆς τὰ πράγματα λέγει οὐδὲ ἁρμονίαν τινὰ ποιουμένη τοῦ λόγου* u. s. w.

[2]) Vgl. Anecd. 1. 2. 3. 12. 22, p. 126 f.

[3]) S. Goth. III, 29 g. E.

[4]) Vgl. Goth. I, 9.

[5]) Goth. IV, 15 extr.

[6]) Vgl. Goth. IV, 33: *ἐπαναφέρων οὐκ ἀνίει ἐς τὸν θεὸν ἅπαντα, ὅπερ καὶ ὁ ἀληθὴς λόγος ἐγένετο.*

schönsten Freuden plötzlich gestört, seiner liebsten Schätze unversehens beraubt worden ist; er ist das schweigende Händefalten dem Walten einer höhern Macht gegenüber. Bei Procop dagegen ist er nur eine Formel welche eine Lücke im Verstehen und Begreifen des Verfassers oder auch nur eine Trägheit seines Denkens, eine Feigheit seines Willens bezeichnet. Je gegliederter aber sein Fatalismus, je mehr er zu einem eigentlichen System ausgebildet ist, desto mehr verdient derselbe unsere Aufmerksamkeit[1]).

Ueber das Wesen des Fatums und sein Verhältniss zu Gott finden sich bei Procop zwei Darstellungen. Nach der einen sind beide Begriffe verschieden, nach der andern identisch. Goth. III, 14. hebt er an den Slaven als eine Merkwürdigkeit, als einen auffallenden Mangel hervor dass sie nur Einen Gott haben, *εἱμαρμένην δὲ οὔτε ἴσασιν οὔτε ἄλλως ὁμολογοῦσιν ἔν γε ἀνθρώποις ῥοπήν τινα ἔχειν*, sondern durch Gelübde auf den Willen Gottes Einfluss üben zu können meinen. Hienach dachte sich also Procop das Fatum als eine Macht neben Gott, unabhängig von ihm und seine Wirksamkeit beschränkend, sofern er z. B. auf Gelübde nur so weit Rücksicht nehmen kann als dem Willen des Fatums gemäss ist, also ohnehin geschehen würde. Eine ähnliche Anschauung scheint zu Grunde zu liegen der Stelle Vand. I, 18: *ἐμοὶ τά τε θεῖα καὶ τὰ ἀνθρώπεια . . ἐπῆλθε θαυμάσαι ὅπως ὁ μὲν θεὸς πόρρωθεν ὁρῶν τὰ ἐσόμενα ὑπογράφει ὅπῃ ποτὲ αὐτῷ τὰ πράγματα δοκεῖ ἀποβήσεσθαι, οἱ δὲ ἄνθρωποι ἢ σφαλλόμενοι ἢ τὰ δέοντα βουλευόμενοι οὐκ ἴσασιν ὅτι ἔπταισάν τι . . ἢ ὀρθῶς ἔδρασαν, ἵνα γένηται τῇ Τύχῃ τρίβος, φέρουσα πάντως ἐπὶ τὰ πρότερον δεδογμένα.* Hier ist die *Τύχη* offenbar identisch mit der *εἱμαρμένη* der vorigen Stelle[2]); ihren Rathschlüssen kommt Unabänderlichkeit zu, Gott aber hat in Bezug auf den Gang des Schicksals nicht die Vorausbestimmung, sondern nur die Voraussicht, und auch diese nicht untrüglich (*δοκεῖ*); von dieser Voraussicht aus sucht er die Menschen durch Winke aller Art (Omina, Prodigien u. s. w.) über das Verhältniss zu belehren in welchem ihr Thun zu dem Schlusse des Schicksals stehe, ob es dazu passe oder nicht; aber 71

---

[1]) Vgl. zum Folgenden F. Dahn, Prokop S. 217 ff. 459 ff.

[2]) Ebenso Vand. I, 21. Goth. I, 24. II, 8. 26. III, 19. IV, 32. Anecd. 10, p. 68. Als Wechselbegriff von *πεπρωμένη*: Vand. II, 7: *οὐκ ἂν ἀντιτείνοιμι τῇ Τύχῃ οὐδὲ πρὸς τὴν πεπρωμένην ξυγομαχοίην.*

vergebens: die Menschen verstehen seine Winke nicht und trotz denselben geht des Schicksals Schluss in Erfüllung. Gott ist also hier in der Lage zum Besten der Menschen gegen den Schicksalsschluss anzukämpfen, aber sein Bemühen ist umsonst; also entschiedener Dualismus zwischen *Τύχη* (*εἱμαρμένη*) und *θεός*. In vielen andern Stellen dagegen ist *ὁ θεὸς* ganz in demselben Sinne gebraucht wie *ἡ Τύχη*; vgl. Pers. I, 25. II, 10. Vand. I, 2. 19. Goth. II, 9. IV, 30. 33, und Goth. III, 13 sind beide sogar neben einander zur Abwechslung gebraucht. Dieser Widerspruch wird einigermassen gelöst in der Stelle Goth. IV, 12 extr. (wiederholt Anecd. 4 extr.), wo Procop sagt: *οὕτως ἄρα οὐχ ᾗπερ τοῖς ἀνθρώποις δοκεῖ, ἀλλὰ τῇ ἐκ τοῦ θεοῦ ῥοπῇ πρυτανεύεται τὰ ἀνθρώπεια, ὃ δὴ Τύχην εἰώθασι καλεῖν οἱ ἄνθρωποι, οὐκ εἰδότες ὅτου δὴ ἕνεκα ταύτῃ πρόεισι τὰ ξυμβαίνοντα ᾗπερ αὐτοῖς ἔνδηλα γίνεται. τῷ γὰρ παραλόγῳ δοκοῦντι εἶναι φιλεῖ τὸ τῆς Τύχης προσχωρεῖν ὄνομα*[1]).

Also weil und wo der Mensch den Grund nicht erkennen kann warum Gott so und nicht anders handelt (und dass er nach einem Grunde handelt ist gewiss, *αὐτῷ γὰρ οὐ θέμις εἰπεῖν μὴ οὐχὶ ἅπαντα κατὰ λόγον ἀεὶ γίγνεσθαι*, Pers. II, 10), spricht er von *Τύχη*, von einem blinden, grundlosen, zufälligen Walten. *Θεὸς* und *Τύχη* sind demnach eins in dem Begriffe der *εἱμαρμένη*, denn jene beiden haben das mit einander gemein dass das was von ihnen ausgeht mit Nothwendigkeit geschieht, beide aber sind darin von einander verschieden dass mit *Τύχη* diese Nothwendigkeit als eine grund- und planlos wirkende bezeichnet wird, mit *Θεὸς* als nach einem Plane und mit gutem Grunde verfahrende. Dass aber zwischen beiden unterschieden wird[2]) hat seinen Grund in der Mangelhaftigkeit der menschlichen Erkenntniss; objectiv betrachtet *τῇ ἐκ τοῦ θεοῦ ῥοπῇ πρυτανεύεται τὰ ἀνθρώπεια*, aber der endliche Verstand erkennt den waltenden *λόγος* nicht und spricht da wo in Wahrheit

---

[1]) Vgl. Goth. IV, 32 von der *Τύχη*: *τὸ παράλογον τὸ αὐτῆς ἴδιον καὶ τὸ τοῦ βουλήματος ἀπροφάσιστον ἐπιδέδεικται.*

[2]) Vgl. Pers. II, 23, p. 258, wo es von der Pest heisst sie habe *εἴτε τύχῃ εἴτε προνοίᾳ* gerade die Schlechtesten in Byzantion verschont. Im Sinne eines reinen Zufalls im Gegensatz zu (menschlicher) Wahl und Berechnung steht es auch Goth. I, 5 extr.: Belisar zog gerade am letzten Tage seines Consulates in Syrakus ein — *οὐκ ἐξεπίτηδες μέντοι αὐτῷ πεποίητο τοῦτο, ἀλλά τις τῷ ἀνθρώπῳ ξυνέβη τύχη.*

Weisheit (*πρόνοια*) ist von einem *παράλογον* und von *Τύχη*[1]. 72
In dieser Fassung ist der Begriff der *Τύχη* nahe daran mit der christlichen Vorsehung auch formell zusammenzufallen, was auch in dem Spruche: Wo die Noth am grössten, da ist Gottes Hülfe am nächsten, wie ihn Procop Vand. I, 2, p. 318 paraphrasiert[2], hervortritt. Aber im Allgemeinen hat Procop die hellenische Vorstellungsweise vom Schicksal mit solcher Vorliebe und solcher Lebhaftigkeit ausgeführt dass der christliche Abschreiber der vaticanischen Handschrift nicht übel gewittert hat, wenn er Vand. II einmal die naiv zurechtweisende Bemerkung für Procop beischrieb: *οὐκ ὀρθῶς παρεισφέρεις τῇ τῶν Χριστιανῶν πίστει δαιμόνιον καὶ Τύχην καὶ εἱμαρμένην* (Alemann, in der Praef.). Man könnte sogar irre werden an der Aufrichtigkeit seiner Anlehnung an das Christliche (in Goth. IV, 12), wenn man in der Schrift worin er seine Ansichten am rückhaltlosesten aussprach, in den Anecd. 10, p. 68, ganz dieselben Ausdrücke von der *Τύχη* gebraucht sieht die er in der öffentlichen Schrift ausschliesslich auf Gott bezogen haben wollte, nämlich: (*τῆς τύχης ἐπίδειξιν τῆς δυνάμεως πεποιημένης*) *ᾗ δὴ ἅπαντα πρυτανευούσῃ τὰ ἀνθρώπεια ὡς ἥκιστα μέλει* etc. Doch kann man den Grund dieser Abweichung ebenso gut darin finden dass der Natur der Sache nach der Unterschied zwischen einem solchen Gottesbegriff und der *Τύχη* ein so fliessender ist dass man ihn bei Mangel an ausdrücklicher Aufmerksamkeit leicht aus den Augen verliert, — als in etwaigem Mangel an Ernst und Wahrhaftigkeit. Wir dürfen überhaupt nicht vergessen dass wir es hier nicht mit einem Philosophen von Fach zu thun haben, der sein System mit bewusster Absicht und Consequenz durchführt, sondern mit einem Dilettanten, der seine Reflexionen, wie sie gerade durch die Ereignisse hervorgerufen sind, an die Erzählung dieser anreiht und der im Stande ist die stärkste Stelle über die unbeschränkte

---

[1]) Unbestimmt in der Mitte zwischen beiden Begriffen, doch näher bei *θεός*, stehen die Ausdrücke *τὸ δαιμόνιον* (Pers. II, 30. Vand. I, 11. II, 14. Goth. II, 29) und *ὁ δαίμων* (Anecd. 9, p. 63). Mit *εἱμαρμένη* ist identisch *ἡ πεπρωμένη*, Pers. I, 24 und in der häufigen Redensart *τὴν πεπρωμένην ἐνέπλησε* (vom Tode), vgl. Vand. I, 7. II, 4. Goth. I, 13. II, 21. IV, 20. [Nähere Ausführungen über diese Begriffe jetzt bei Dahn, Prokop S. 248 ff. vgl. S. 283 ff.]

[2]) *φιλεῖ ὁ θεὸς τοῖς οὔτε ἀγχίνοις οὔτε τι οἴκοθεν μηχανᾶσθαι οἵοις τε οὖσιν ἦν μὴ πονηροὶ εἶεν ἀπορουμένοις τὰ ἔσχατα ἐπικουρεῖν τε καὶ ξυλλαμβάνεσθαι.*

Macht und absolute Willkürlichkeit der *Τύχη* mit dem gedankenlosen Refrain zu schliessen: *ἀλλὰ ταῦτα μὲν ὅπῃ τῷ θεῷ φίλον ταύτῃ ἐχέτω τε καὶ λεγέσθω.* So thut er z. B. eben Anecd. 10, p. 69, wo es weiter heisst: (*τῇ Τύχῃ*) *ὡς ἥκιστα μέλει οὔτε ὅπως ἂν τὰ πραττόμενα εἰκότα εἴη οὔτε ὅπως* 73 *ταῦτα κατὰ λόγον* (vgl. Goth. IV, 12) *τοῖς ἀνθρώποις γεγενῆσθαι δοκῇ. ἐπαίρει γοῦν τινα ἐξαπιναίως ἀλογίστῳ τινὶ ἐξουσίᾳ ἐς ὕψος μέγα, ᾧπερ ἐναντιώματα μὲν πολλὰ ξυμπεπλέχθαι δοκεῖ, ἀντιστατεῖ δὲ παρά τι ἔργον τῶν πάντων οὐδὲν, ἀλλ' ἄγεται μηχανῇ πάσῃ ὅπῃ ποτὲ αὐτῇ διατέτακται, ἁπάντων ἑτοίμως ἐξισταμένων τε καὶ ὑποχωρούντων προϊούσῃ τῇ Τύχῃ. ἀλλὰ ταῦτα* u. s. f. Ebenso entschieden behauptet er die unbedingte Rücksichtslosigkeit und Ungebundenheit der *Τύχη* im Fassen und Ausführen ihrer Beschlüsse Pers. II, 9: *βουλομένη τινὰ μέγαν ἀεὶ ποιεῖν ἡ Τύχη πράσσει τοῖς καθήκουσι χρόνοις τὰ δόξαντα οὐδενὸς τῇ ῥύμῃ τῆς βουλήσεως ἀντισταποῦντος, οὔτε τὸ τοῦ ἀνδρὸς διασκοπουμένη ἀξίωμα, οὔτε ὅπως μὴ γένηταί τι τῶν οὐ δεόντων λογιζομένη, οὐδὲ ὅτι βλασφημήσουσιν ἐς αὐτὴν διὰ ταῦτα πολλοὶ, — οὐδὲ ἄλλο τῶν πάντων οὐδὲν ἐν νῷ ποιουμένη, ἢν τὸ δόξαν αὐτῇ περαίνοιτο μόνον. ἀλλὰ ταῦτα μὲν ὅπῃ τῷ θεῷ φίλον ἐχέτω.* In dieser Stelle ist die *Τύχη* vollständig personificiert, indem ihr nicht nur Willen beigelegt wird[1]) sondern auch Verstand (*διασκοπουμένη, λογιζομένη, ἐν νῷ ποιουμένη*). Dass dies aber mehr als Figur sei wird dadurch wieder zweifelhaft dass als Inhalt ihres Willens und Verstandes das absolut Grundlose, Unvernünftige, Unberechenbare (*τὸ τοῦ βουλήματος ἀπροφάσιστον*, Goth. IV, 32) gesetzt wird. Und doch sagt derselbe Verfasser auf der unmittelbar folgenden Seite (Pers. II, 10): *ἐγὼ ἰλιγγιῶ πάθος τοσοῦτο* (Zerstörung von Antiochia) *γράφων . . καὶ οὐκ ἔχω εἰδέναι τί ποτε ἄρα βουλομένῳ τῷ θεῷ εἴη πράγματα μὲν ἀνδρὸς ἢ χωρίου του ἐς ὕψος ἐπαίρειν, αὖθις δὲ ῥίπτειν τε αὐτὰ καὶ ἀφανίζειν*[2]) *ἐξ οὐδεμιᾶς ἡμῖν φαινομένης αἰτίας. αὐτῷ γὰρ οὐ θέμις εἰπεῖν μὴ οὐχὶ ἅπαντα κατὰ λόγον ἀεὶ γίγνεσθαι.* Andrerseits wird die Personification so weit geführt dass Affecte als den Willen und das Thun der *Τύχη*

[1]) *βουλομένη — βουλήσεως*, vgl. Vand. II, 13: *ὅπῃ ἂν ἡ βουλομένη τῇ τύχῃ*; ebenso Goth. III, 19. Oft *τὸ δόξαν, τὰ δεδογμένα* u. dgl., z. B. Vand. I, 18.

[2])Vgl. Anecd. 10, p. 69.

bestimmend gedacht werden; namentlich ist ihr Goth. II, 8 geradezu Neid zugeschrieben: *τῆς Τύχης ὁ φθόνος ὤδινεν ἤδη ἐπὶ Ῥωμαίους, ἐπεὶ τὰ πράγματα εὖ τε καὶ καλῶς σφίσιν ἐπίπροσθεν προϊόντα ἑώρα.* Als neidisch pflegt sie in den Becher des Glücks und der Freude immer ein gut Theil Schmerz zu mischen[1]), oder macht sie dass der Mensch im Vollbesitz des Glücks übermütig wird und frevelt und die Rache auf sein Haupt ladet; sie kokettiert mit den Menschen, und wenn diese dann vertraulich werden, so schlägt sie sie ins Gesicht[2]). Unersättlich ist sie in ihrem Grimme[3]), aber nicht unversöhnlich, nur ist ihre Gunst so wenig beständig und zuverlässig wie ihr Zürnen[4]). Sie hat ihre Freude daran mit den Menschen zu spielen, sie zu necken und zum Besten zu haben[5]), indem sie immer das thut was die Menschen am wenigsten erwarten. Auf ihr Thun kann der Mensch nur insofern einwirken als er durch Verschuldung sie gegen sich aufreizt, dass sie als Vergeltung und Rache über

74

[1]) Goth. II, 8: *κακῷ κεραννύναι τινὶ ταῦτα ἐθέλουσα.* Pers. II, 9: *παλαιὸς λόγος* (vgl. Herodot), *ὅτι δὴ οὐκ ἀκραιφνῆ τὰ ἀγαθὰ ὁ θεὸς, ἀλλὰ κεραννύων αὐτὰ τοῖς κακοῖς εἶτα τοῖς ἀνθρώποις παρέχεται.*

[2]) Pers. II, 30 extr.: *φιλεῖ τὸ δαιμόνιον, ὅπερ ἐς τοὺς ἀνθρώπους ὡραΐζεσθαι πέφυκεν* (vgl. *Τύχη ὡραιζομένη* Vand. I, 21. Goth. IV, 32), *ἀπὸ μειζόνων τε καὶ ὑψηλοτέρων ἐλπίδων κρεμᾶν οἷς δὴ οὐκ ἐπὶ στερρᾶς φύσεως τὴν διάνοιαν ἑστάναι ξυμβαίνει.* Neben dieser abergläubischen Form findet sich dieselbe psychologische Bemerkung bei Procop auch in der rationellen Fassung: *οἱ ἄνθρωποι εὐημερίας ἐκ τοῦ παραλόγου ἐπιλαβόμενοι οὐ δύνανται τὴν διάνοιαν ἐνταῦθα ἱστάναι, ἀλλὰ καραδοκοῦσι τὰ πρόσω καὶ ταῖς ἐλπίσιν ἐπίπροσθεν ἀεὶ χωροῦσιν, ἕως καὶ τῆς οὐ δέον ὑπαρξάσης αὐτοῖς εὐδαιμονίας στερήσονται,* Goth. III, 31.

[3]) Vand. II, 14: *ὥσπερ οὐχ ἱκανὰ ταῦτα τῷ δαιμονίῳ διαφθεῖραι τὰ Ῥωμαίων πράγματα ἐν σπουδῇ ἔχοντι.*

[4]) Goth. I, 24: *οὐ γὰρ ἅπαντα χρεὼν πιστεύειν τῇ Τύχῃ, ἐπεὶ οὐδὲ ὁμοίως ἐς πάντα τὸν χρόνον φέρεσθαι πέφυκεν.*

[5]) Goth. IV, 32: *ἡ Τύχη, ὡραϊζομένη τε διαφανὲς καὶ διασύρουσα τὰ ἀνθρώπεια.* ib. 33, p. 631: *ἐνταῦθά μοι τοῦ λόγου ἔννοια γέγονεν ὅντινα ἡ Τύχη διαχλευάζει τὰ ἀνθρώπεια τρόπον, οὐκ ἀεὶ κατὰ ταὐτὰ παρὰ τοὺς ἀνθρώπους ἰοῦσα οὐδὲ ἴσοις αὐτοὺς ὀφθαλμοῖς βλέπουσα, ἀλλὰ ξυμμεταβαλλομένη χρόνῳ καὶ τόπῳ, καὶ παίζει ἐς αὐτοὺς παιδιάν τινα, παρὰ τὸν καιρὸν ἢ τὸν χῶρον ἢ τὸν τρόπον διαλλάσσουσα τὴν τῶν ταλαιπώρων ἀξίαν. ἀλλὰ ταῦτα μὲν γέγονέ τε τὸ ἐξ ἀρχῆς καὶ ἀεὶ ἔσται ἕως ἡ αὐτὴ τύχη ἀνθρώποις ᾖ.* Vgl. das horazische Fortuna . . ludum insolentem ludere pertinax Od. III, 29, 50.

ihn kommt[1]). Im Uebrigen ist sie von seinem Willen und seinem Thun vollkommen unabhängig: οἷς ἐπιπνεῖ ἐξ οὐρίας τὸ πνεῦμα τῆς τύχης καὶ τὰ χείριστα βουλευομένοις οὐδὲν ὑπαντιάσει δύσκολον, ἀντιπεριάγοντος αὐτὰ τοῦ δαιμονίου ἐς πᾶν ξύμφορον· ἀνδρὶ δὲ, οἶμαι, κακοτυχοῦντι εὐβουλία οὐδεμία πάρεστι, παραιρουμένου αὐτὸν ἐπιστήμην τε καὶ ἀληθῆ δόξαν τοῦ χρῆναι παθεῖν· ἤν δέ τι καὶ βουλεύσηταί ποτε τῶν δεόντων, ἀλλὰ πνέουσα τῷ βουλεύσαντι ἀπ' ἐναντίας εὐθὺς ἡ Τύχη ἀντιστρέφει αὐτῷ τὴν εὐβουλίαν ἐπὶ τὰ πονηρότατα τῶν ἀποβάσεων. ἀλλὰ ταῦτα μὲν εἴτε ταύτῃ εἴτε ἐκείνῃ ἔχει οὐκ ἔχω εἰπεῖν[2]). Wenn dem Menschen Glück bestimmt ist, so wird es ihm zu Theil, er mag so ungeschickt handeln wie er will; ist ihm aber vom Schicksal Unglück zugedacht, so trifft ihn dieses, auch wenn er gut und weise handelt, und es verkehrt sich für ihn auch das was scheinbar Glück ist in Unglück[3]). Ja das Schicksal übt auch positiven Einfluss auf den Geist des Menschen: damit seine Schlüsse in Erfüllung gehen, bestimmt es den Willen des Menschen, es treibt ihn an auf eine bestimmte Weise zu handeln, es mag diess nun zum Besten desselben dienen oder zu seinem Verderben[4]); auch hält es ihn ab z. B. einen

---

[1]) Pers. I, 25, p. 135: ὁ θεός, οἶμαι, οὐκ ἤνεγκεν ἐς τοῦτο τὴν τίσιν Ἰωάννῃ ἀποκεκρίσθαι, ἐπὶ μέγα τε αὐτῷ τὴν κόλασιν ἐξηρτύετο. Ib. p. 136: ἐδόκει ἡ τοῦ θεοῦ δίκη ποινὰς αὐτὸν τῆς οἰκουμένης ἐσπραττομένη. Goth. IV, 30: πρὸς τοῦ θεοῦ διαρρήδην ἐπὶ τὰς ποινὰς τῶν πεπολιτευμένων ἀγόμενοι. Vand. I, 7: αὕτη Βασιλίσκον τῶν πεπολιτευμένων κατέλαβε τίσις. Goth. III, 1 extr.: αὕτη τίσις Ἰλδίβαδον περιῆλθε τοῦ φόνου. ib. IV, 33: τῷ Οὐλίφῳ ξυνέβη τις τίσις ἐκ τοῦ θεοῦ δηλονότι ἐπιπεσοῦσα, ἐν ταὐτῷ μάλιστα διεφθάρθαι τῷ χώρῳ ἵνα δὴ αὐτὸς τὸν Κυπριανὸν διεχρήσατο. Vgl. Anecd. 3 g. E.

[2]) Goth. III, 13.

[3]) Goth. IV, 34 in.: ἅπασιν οἷςπερ ἔδει γενέσθαι κακῶς καὶ τὰ εὐτυχήματα δοκοῦντα εἶναι ἐς ὄλεθρον ἀποκέκριται, κατὰ νοῦν τε ἀπαλλάξαντες ἴσως τῇ τοιαύτῃ εὐημερίᾳ ξυνδιαφθείρονται. Vgl. Menand. Prot. p. 435: ὁ θεὸς ἡνίκα ἂν οὐ ξυνεπιλαμβάνηται καὶ τὰ δοκοῦντα εὖ βεβουλεῦσθαι περιάγεται ἐς τοὐναντίον.

[4]) Pers. I, 24: ἡ πεπρωμένη ἦγεν. Goth. IV, 30: πρὸς τοῦ θεοῦ διαρρήδην ἐπὶ τὰς ποινὰς . . ἀγόμενοι. Vand. I, 18: τῇ τύχῃ τρίβος φέρουσα πάντως ἐπὶ τὰ δεδογμένα. Goth. II, 29, p. 270: ἐμοὶ ἔννοιά τις ἐγένετο, . . εἶναί τι δαιμόνιον, ὅπερ τῶν ἀνθρώπων ἀεὶ στρέφον τὰς διανοίας ἐνταῦθα ἄγει οὗ δὴ κωλύμη τοῖς περαιουμένοις οὐδεμία ἔσται. Hieher gehört auch die sehr häufige Wendung: er that oder er unterliess diess — ἔδει γὰρ (oder οὐκ ἔδει oder χρῆν γὰρ oder οὐκ ἦν

Gedanken zu seiner Rettung zu fassen, wenn sein Untergang beschlossen ist[1]). Und zwar ist dieser Einfluss ein absoluter[2]): vergebens ist alle Anstrengung das Entgegengesetzte zu thun, vergeblich alles Widerstreben[3]), und einem tauben Ohre predigt wer den dem Schicksal Verfallenen durch Wort und Wink zu warnen versucht[4]). Auch sein Verstand ist in der Gewalt des 76 Schicksals: er darf nur so weit sehen als das Fatum ihm gestattet, dieses schlägt seinen Sinn mit Blindheit oder gaukelt seinem geistigen Auge Trugbilder vor, die ihn irre führen[5]). Die natürliche Folge dieser völligen Unterjochung des menschlichen Verstandes und Willens ist die Unzurechnungsfähigkeit des Individuums: Verdienst[6]) und Schuld[7]) kommt auf Rechnung des Schicksals. Für die Vollziehung seiner Schlüsse wählt das Schicksal zu Werkzeugen nicht blos Menschen[8]) sondern auch

---

γὰρ οὐκ) αὐτῷ γενέσθαι κακῶς (oder dgl.), vgl. Pers. I, 24, p. 125. 134. II, 8. 13, p. 213. 17. 20. Vand. I, 6. II, 4. Goth. I, 4, p. 22. I, 9 extr. II, 8, p. 179. 181. II, 9 g. E. III, 13. Anecd. 9, p. 65.

[1]) Vgl. Pers. II, 8.

[2]) Vand. I, 21: *παρῆν ἰδεῖν ὡραιζομένην τὴν Τύχην καὶ ποιουμένην ἐπίδειξιν ὡς ἅπαντά τε αὐτῆς εἴη καὶ οὐδὲν ἀνθρώπῳ ἴδιον γένοιτο.*

[3]) Goth. II, 9 extr.: *οἱ βάρβαροι ἔγνωσαν ὡς ὁ θεὸς οὐκ ἐῴη σφῶν τὰ βουλεύματα ὁδῷ ἰέναι καὶ δι' αὐτὸ οὐκ ἄν ποτε ἡ πόλις σφίσιν ἁλώσιμος εἴη.* Vgl. Pers. II, 13. Vand. II, 7.

[4]) Auch göttliche Warnungen durch Prodigien sind fruchtlos, vgl. Pers. II, 10.

[5]) Vand. I, 19: *οὐκ ἔχω εἰπεῖν ὅ τί ποτε παθὼν Γελίμερ ἐν ταῖς χερσὶν ἔχων τὸ τοῦ πολέμου κράτος ἐθελούσιος αὐτὸ τοῖς πολεμίοις μεθῆκε, πλὴν εἰ μὴ ἐς τὸν θεὸν καὶ τὰ τῆς ἀβουλίας ἀναφέρειν δεήσει* (dementiae auctorem facere deum), *ὃς ἡνίκα τι ἀνθρώπῳ ξυμβῆναι βούλεται φλαῦρον τῶν λογισμῶν ἁψάμενος πρῶτον οὐκ ἐᾷ τὰ ξυνοίσοντα ἐς βουλὴν ἔρχεσθαι.* Vgl. Goth. III, 13: *καὶ μοι ἔδοξεν ἢ Βελισάριον ἑλέσθαι τὰ χείρω ἐπεὶ ἐχρῆν τότε Ῥωμαίοις γενέσθαι κακῶς, ἢ βεβουλεῦσθαι μὲν αὐτὸν τὰ βελτίω, ἐμπόδιον δὲ καὶ ὣς τὸν θεὸν γεγονέναι .. καὶ ἀπ' αὐτοῦ τῶν βουλευμάτων τὰ βέλτιστα ἐς πᾶν τοὐναντίον Βελισαρίῳ ἀποκεκρίσθαι.*

[6]) Goth. II, 29, p. 270: *ἐμοὶ .. ἔννοιά τις ἐγένετο, ἀνθρώπων μὲν ἢ ἀνδρείᾳ ἢ πλήθει ἢ τῇ ἄλλῃ ἀρετῇ ὡς ἥκιστα περαίνεσθαι τὰ πρασσόμενα, εἶναι δέ τι δαιμόνιον* u. s. w.

[7]) Goth. II, 26: *ὅσα μείζω ἢ κατὰ ἀνθρώπου δύναμίν ἐστι καὶ* (auch) *τοῖς ἐπταικόσι τὸ ἀνεγκλήτοις εἶναι χαρίζεται, τῆς Τύχης ἐφ' ἑαυτὴν ἐπισπωμένης ἀεὶ τὰ τῶν πεπραγμένων ἐγκλήματα.*

[8]) Goth. II, 8.

Dämonen[1], ebenso Thiere[2], und auch leblose Gegenstände verwendet es für seine Zwecke[3]. Urkunden worin der Wille des 77 Schicksals in Bezug auf das Künftige niedergelegt ist sind die sibyllinischen Bücher[4]; nur ruht unglücklicherweise auf ihnen der Fluch dass man sie erst dann versteht wenn es zu spät, dass man die Identität des geweissagten und des eingetretenen Ereignisses erst dann erkennt wenn das Ereigniss vollendet ist[5].

Der Fatalismus ist ein Versuch die wichtigsten Fragen des Lebens zu lösen, die Fragen nach dem Grund und dem Zusammenhang der Ereignisse, das Räthsel der Vertheilung von Glück und Unglück. Aber der Fatalismus löst diesen Knoten mit dem Schwerte, oder auch er löst ihn gar nicht, sondern knüpft ihn fester, indem er alles Wirkliche geradezu als nothwendig und unabänderlich setzt, und zwar nicht als logisch nothwendig, so dass es dem Geiste möglich wäre dieser Nothwendigkeit nachzugehen, sie in sich nachzuerzeugen, sondern als materiell nothwendig, als von einer übermächtigen Gewalt entweder ganz grundlos, völlig willkürlich, oder wenigstens aus Gründen die für den menschlichen Verstand nicht erkennbar sind, so wie es ist geordnet. Diese Lebensanschauung ist in ihrem Principe und in ihren Consequenzen unsittlich: in ihrem Principe, sofern sie alles Denken aufhebt, es in stumpfes Brüten und Resignieren verwandelt; in ihren Consequenzen, sofern sie den Nerv des Handelns zerstört, die Freiheit vernichtet, für Alles eine Entschuldigung bereit hält. Wir könnten daher nicht begreifen wie ein Mann von Procop's klarem Geiste und ernstem Streben bei einer solchen Ansicht sich sollte haben beruhigen können, wenn es uns nicht

---

[1]) Goth. III, 19, p. 358: *ἐπεὶ οὐκ ἦν ταῦτα βουλομένῃ τῇ Τύχῃ, τῶν τινος φθονερῶν δαιμόνων μηχανὴ γέγονεν ἢ τὰ Ῥωμαίων πράγματα ἔφθειρεν.*

[2]) Von der Hirschkuh welche die Hunnen über den Don zu den Gothen lockte heisst es Goth. IV, 5: *δοκεῖ μοι ὡς οὐδὲ ἄλλου του ἕνεκα ἐνταῦθα ἐφάνη ὅτι μὴ τοῦ γενέσθαι κακῶς τοῖς τῇδε ᾠκημένοις βαρβάροις.*

[3]) Goth. IV, 32 wird Totilas durch einen Pfeil tödtlich verwundet *οὐκ ἐκ προνοίας τοῦ πέμψαντος, . . ἀλλὰ τῆς Τύχης ταῦτα σκευωρουμένης τινὸς καὶ ἰθυνάσης ἐπὶ τὸ τοῦ ἀνθρώπου* (Tot.) *σῶμα τὸν ἄτρακτον.*

[4]) Goth. I, 24, daher hier auch in Bezug auf das von ihnen Vorausgesagte das fatalistische *χρῆναι* gebraucht ist.

[5]) ibid.

die Zeit in der er lebte etwas erklärlicher machte. Das Fatum ist der transscendent vorgestellte despotische Kaiser, seine Fortsetzung im Jenseits[1]). Wie der Frager sich zufrieden geben musste wenn sein Warum? zur Antwort erhielt: der Kaiser hat es befohlen, so gewöhnte sich das Gemüt und der Verstand bei den Fragen des Lebens sich damit zu begnügen dass das Schicksal es so wollte. Wie des Kaisers Wille nicht weiter zu ergründen war und gegen seine Macht Keiner aufkam, so ist des Schicksals Schluss ebenso unergründlich als unwiderstehlich. Alles ist und fühlt sich absolut abhängig vom Kaiser und vom Schicksal. Und je eifersüchtiger gerade Justinian alle Regierungsthätigkeit in sich concentrierte, je eigenwilliger er dareinfuhr, je unheimlicher er wühlte, je ängstigender er lauerte, um so gewisser musste sich der geistigen Atmosphäre der Zeit eine dumpfe Stille und Ergebenheit mittheilen, die Procop zwar in Bezug auf das diesseitige Fatum, den Kaiser, zu überwinden suchte, die aber zu tiefe Wurzeln geschlagen hatte im Geiste der Zeit als dass er sich von ihr auch in Bezug auf das jenseitige Fatum ganz hätte 78 losreissen können. Zwar schwankt er oft ob er wirklich über die natürliche Ursache hinaus zu einer magischen weiter gehen solle[2]); aber wie tief diese Betrachtungsweise mit dem Bewusstsein verwachsen ist zeigt sich darin dass Procop, nachdem er ein Ereigniss aus immanenten Ursachen vollständig erklärt hat, doch nach transscendenten greift. So führt er Vand. I, 18 eine lange Reihe von Umständen auf, ohne welche der Krieg mit den Vandalen ein anderes Ende genommen hätte, vergisst aber dass nun, da einmal diese Umstände eingetreten sind, dieses Ende ganz natürlich und innerlich nothwendig war, und erkennt statt dessen in dem Gang der Ereignisse das Walten der Tyche. Ebenso verwundert er sich Goth. II, 29 p. 270 höchlichst darüber dass Wittigis, obgleich der Stärkere, sich an Belisar ergeben habe,

---

[1]) Andererseits bemerkt Dahn, Prokop S. 237 A. 2, dass das Fatum auch die Flucht vor einer despotischen Persönlichkeit sei: „man will nicht die Willkür und Grausamkeit des irdischen Herrschers im himmlischen wiederfinden; lieber unterwirft man sich einem unpersönlichen Gesetz, wenn man sich im einzelnen Falle nicht mit der unerforschlichen Weisheit Gottes trösten kann.“ Vgl. ebd. S. 493.

[2]) Vgl. Vand. II, 14. 20. Goth. IV, 5. 14, wo überall gesagt ist: sie thaten es aus psychologischen, subjectiven Gründen *καί τι θεῖον αὐτοὺς διεκώλυσεν, ἢ καί τι αὐτὸν θεῖον ἐκίνησεν, ἢ καί τι αὐτοὺς δαιμόνιον κατηνάγκασεν* u. s. f. Aehnlich Goth. IV, 21.

und sieht darin einen Beweis dass der Mensch für sich nichts ausrichte, sondern Alles von dem Schicksal herrühre, das die Herzen seinen Zwecken gemäss bearbeite. Und doch hatte Procop unmittelbar zuvor, ausser der Hungersnoth an der die Gothen litten, angeführt dass die Gothen sich deswegen an Belisar ergeben haben weil dieser auf ihr Anerbieten ein weströmisches Kaiserthum für sich einzurichten scheinbar eingegangen war. Man kann sich des Verdachts nicht erwehren dass Procop dieses Motiv absichtlich in Schatten gestellt und dagegen die Thätigkeit des Schicksals in den Vordergrund gedrängt habe, weil er trotz der lauten Billigung von Belisars Verfahren doch ein stilles Gefühl hat von dessen Treulosigkeit. Goth. III, 13 ist er unschlüssig ob Belisar, vom Schicksal geblendet, eine falsche Massregel ergriffen habe, oder ob sein Verfahren an sich zwar weise gewesen, vom Schicksal aber zum Schlimmen gewendet worden sei, während er doch kaum zuvor gesagt hatte, Belisar habe selbst eingesehen dass er einen Fehler gemacht habe. Ein anderer Fall ist folgender (aus Goth. IV, 12). Justinian hatte den alten watschelnden, eben von den Gothen besiegten Bessas zum Anführer gegen die Perser gemacht, worüber Jedermann höhnte. Aber unerwarteter Weise siegte er hier. Statt nun zu bemerken dass Bessas eben um seine frühere Schande vergessen zu machen sich besonders angestrengt habe, oder dass dem Anführer selbst nur zum Theil der Sieg zu verdanken gewesen sei und dass also Justinian's Wahl jedenfalls doch ein Missgriff war und blieb, — stellt Procop die allgemeine Betrachtung an, dass es eben nicht nach der 79 Meinung des Menschen, sondern allein nach Gottes oder des Schicksals Willen zu gehen pflege. So ist das Schicksal der bequeme Sündenbock für einen Historiker welchem der Druck der Zeit nicht gestattet seinen Pragmatismus mit Offenheit und Consequenz durchzuführen[1]).

---

[1]) Dahn S. 218 f. hebt hervor dass Prokop, als ein spätgeborner Sohn der Antike, als ganz durchdrungen von der Anschauungsweise und Bildung der versinkenden griechisch-römischen Welt, die mit dieser wesentlich zusammenhängende Schicksalsidee sich nothwendig mit habe aneignen müssen, und dass seine Schriften deutliche Spuren zeigen von seinem fortwährenden Bemühen diesen Fatalismus mit seinem Theismus zu vermitteln.

IX.

Agathias aus Myrine[1]).

Ἀγαθίας Σχολαστικὸς Ἀσιανὸς Μυριναῖος, wie ihn die Ueberschrift in der Anthol. Pal. IV, 3 nennt, gibt über seine Persönlichkeit nach Sitte der Geschichtschreiber selbst an[2]): *ἐμοὶ Ἀγαθίας μὲν ὄνομα, Μύρινα δὲ πατρὶς, Μεμνόνιος δὲ πατὴρ, τέχνη δὲ τὰ Ῥωμαίων νόμιμα καὶ οἱ τῶν δικαστηρίων ἀγῶνες. Μύριναν δέ φημι .. τὴν ἐν τῇ Ἀσίᾳ.* Seine Mutter verlor er als dreijähriger Knabe: sie starb und wurde begraben in Byzantion[3]); sein Vater war also kurz zuvor dahin gezogen, um hier als Lehrer der Beredtsamkeit[4]) zu prakticieren. Agathias hatte einen Bruder[5]) und eine Schwester Namens Eugenia[6]), die aber vor ihm starb[7]). Seine allgemeine Vorbildung erhielt er zu Alexandria, wo er im Jahre 554 *ἐτύγχανε διατρίβων παιδείας ἕνεκα τῆς πρὸ τῶν νόμων*[8]), aber bald nach dem Erdbeben in diesem Jahre nach

[1]) Aus Schneidewin's Philologus I. S. 495—511.

[2]) Prooem. p. 8 f. der Bonner Ausgabe, nach welcher wir immer citieren: *δηλωτέον πρότερον ὅςτις τέ εἰμι καὶ ὅθεν, τοῦτο δὴ τὸ τοῖς ξυγγραφεῦσιν εἰθισμένον* (sofern Thukydides z. B. beginnt *Θουκυδίδης Ἀθηναῖος ξυνέγραψε τὸν πόλεμον τῶν Πελοποννησίων καὶ Ἀθηναίων*), worauf das oben Angeführte folgt.

[3]) Epigr. 43 lässt Agathias seine todte Mutter gefragt werden: *πῶς δέ σε Βοσπορίη κατέχει κόνις* (nämlich da du doch *ἐξ Ἀσίης* bist)? und: *παῖδα λίπες*? worauf die Antwort: *τριέτηρον*.

[4]) Ebendas. heisst es sie sei *γυνὴ .. ἀνδρὸς ἀρίστου, ῥήτορος ἐξ Ἀσίης οὔνομα Μεμνονίου*.

[5]) Vgl. das Epigramm von Michael (in Niebuhr's Ausg. des Agath. p. xxi), wonach die Myrinäer ausser Agathias auch *Μεμνόνιον τοκῆα κασίγνητόν τε* mit einer Bildsäule ehrten.

[6]) Vgl. Agath. Epigr. 53 f.

[7]) Hist. II, 15.

[8]) Hist. II, 16, p. 99.

Byzantion zurückkehrte[1]). Seine Geburt mag daher ins J. 536 fallen. In Byzantion vollendete er, da Berytos gerade um diese Zeit durch ein Erdbeben zerstört worden war, ohne Zweifel den fünfjährigen juristischen Cursus[2]); wenigstens befand er sich im J. 558 während eines Erdbebens in dieser Stadt (s. Hist. V, 3). Nach Beendigung dieser Studien wurde er daselbst Advokat; daher sein Beiname *Σχολαστικός*. Diess war er wenigstens in der Zeit da er seine Geschichte verfasste (vgl. III, 1, p. 138); aber es ist wahrscheinlich dass zwischen dem Studium und der Advokatur noch andere praktische Wirksamkeit in der Mitte lag. Auch fällt in diese Zeit der erste Theil seiner literarischen Thätigkeit. Er sagt in dieser Beziehung selbst von sich[2]): *ἐτύγχανον ἐκ παίδων τῷ ἡρῴῳ ῥυθμῷ ἀνειμένος καί με ἤρεσκεν τὰ ἡδύσματα τῶν τῆς ποιητικῆς κομψευμάτων. καὶ τοίνυν πεποίηταί μοι ἐν ἑξαμέτροις βραχέα ἄττα ποιήματα ἃ δὴ Δαφνιακὰ ἐπωνόμασται, μύθοις τισὶ πεποικιλμένα ἐρωτικοῖς καὶ τῶν τοιούτων ἀνάπλεα γοητευμάτων. ἔδοξε δέ μοι πρότερον κἀκεῖνο ἀξιέπαινόν τι εἶναι καὶ οὐκ ἄχαρι εἴγε τῶν ἐπιγραμμάτων τὰ ἀρτιγενῆ καὶ νεώτερα διαλανθάνοντα ἔτι καὶ χύδην οὑτωσὶ παρ' ἐνίοις ὑποψιθυριζόμενα ἀγείραιμί τε ὡς οἷόν τε εἰς ταὐτὸν καὶ ἀναγράψαιμι ἕκαστα ἐν κόσμῳ ἀποκεκριμένα. καὶ οὖν δὴ καὶ τόδε μοι ἐκτετέλεσται ἕτερά τε πολλὰ ἀγωνίσματα τοῦ μὲν ἀναγκαίου χάριν οὐ μάλα πεποιημένα, ἄλλως δὲ ἴσως προσαγωγὰ καὶ θελκτήρια.* Und Suidas s. v. *Ἀγαθίας* sagt: . . *ὁ γράψας τὴν μετὰ Προκόπιον ἱστορίαν . . . οὗτος συνέταξε καὶ ἕτερα βιβλία ἔμμετρά τε καὶ καταλογάδην, τά τε καλούμενα Δαφνιακὰ καὶ τὸν κύκλον*[3]) *τῶν νέων ἐπιγραμμάτων ὧν αὐτὸς συνῆξεν ἐκ τῶν κατὰ καιρὸν ποιητῶν.* Agathias hat demnach, ehe er an sein Geschichtswerk gieng, folgende Schriften verfasst: 1) *Δαφνιακά*, hexametrisch in neun Büchern (vgl. Epigr. 36: *Δαφνιακῶν βίβλων Ἀγαθίου ἐννεάς εἰμι*); 2) eine Sammlung von Epigrammen seiner Zeitgenossen; 3) viele andere (kleinere) Gedichte, auch Prosaisches. Dieses alles ist noch unter Justinian's Regierung, also im zweiten und

---

[1]) Im vierten Jahre seines Studiums bekränzte er mit drei Commilitonen ein Bild des Erzengels Michael und verfasste Epigr. 4 u. 23.

[2]) Hist. prooem. p. 6.

[3]) Ueber den Titel sagt Schol. Anthol. Pal.: *Ἀγαθίου . . οὐ στέφανος ἀλλὰ συναγωγὴ νέων ἐπιγραμμάτων.*

dritten Decennium von Agathias' Leben, vollendet; denn erst nach dessen Tode liess er sich bewegen, damit nicht sein ganzes Leben mit nutzlosen Beschäftigungen verloren gehe, sich geschichtlichen Studien und Arbeiten zuzuwenden[1]). Je weniger aber sein ganzer bisheriger Studiengang auf Historisches angelegt war, je weniger er von Anfang darauf ausgegangen war durch Beobachtung der Ereignisse und handelnden Personen sich auf den Beruf eines Geschichtschreibers vorzubereiten, um so natürlicher ist dass jetzt, nachdem er sich für dieses neue Feld entschlossen, die Vorarbeiten geraume Zeit in Anspruch nahmen ehe von wirklicher Ausführung die Rede sein konnte. Und dass es Agathias mit diesen Vorarbeiten ernsthaft nahm beweist der Umstand dass er die persischen Chronisten sorgfältig studierte[2]), beweist auch seine Klage[3]) dass es ihm unmöglich sei die für Form und Inhalt seines Geschichtswerks wünschenswerthen Vorstudien mit Musse und gehöriger Vollständigkeit zu betreiben; er müsse von Morgens früh bis Abends über Acten sitzen und doch noch froh sein wenn er recht viel zu thun bekomme, weil davon sein Lebensunterhalt abhänge. Er konnte diesen Studien und Arbeiten nur seine Mussestunden widmen, so dass es sicher mehrere Jahre lang sich hinzog. Wir werden daher den Anfang des Niederschreibens erst in das achte Jahrzehnt (J. 570 ff.) setzen dürfen. Bis auf fünf Bücher brachte er sein Werk, dann schnitt der Tod die Fortsetzung ab. Diess erhellt daraus dass Menander (Protector) den Entschluss zu seiner Geschichte erst nach Agathias'

---

[1]) Prooem. p. 11: *μὴ πρότερον ἐς τὸ ξυγγράφειν προῆγμαι ἢ μόνον ἐξ ὅτου Ἰουστῖνος ὁ νέος τὴν αὐτοκράτορα μετῆλθεν ἀρχὴν Ἰουστινιανοῦ τεθνηκότος.*

[2]) Hist. II, 29.

[3]) Hist. III, 1: *ἡ συγγραφὴ . . ὁδοῦ τε καὶ βίου πάρεργόν μοι γίγνεται καὶ οὐκ ἔνεστί μοι ὡς ἥδιστα ἐμβιῶσαι τοῖς ποθουμένοις. δέον γὰρ τοὺς πάλαι σοφοὺς σχολαίτερον ἀναλέγεσθαι μιμήσεως ἕκατι ἅπαντά τε τὰ ἑκασταχοῦ ξυμφερόμενα γνωματεύειν ἐς τὸ ἀκριβὲς καὶ ἀναπυνθάνεσθαι ἀνειμένον τε ἀμφὶ ταῦτα ἔχειν τὸν νοῦν καὶ ἐλεύθερον, — ἀλλ' ἔγωγε ἥμενος ἐν τῇ βασιλείῳ στοᾷ βιβλίδια πολλὰ δικῶν ἀνάπλεα καὶ πραγμάτων ἐξ ἑωθινοῦ μέχρι καὶ ἐς ἥλιον καταδύντα ἐκμελετῶ καὶ ἀνελίττω καὶ λίαν μὲν ἄχθομαι τοῖς ἐνοχλοῦσιν, ἀνιῶμαι δὲ αὖθις εἰ μὴ ἐνοχλοῖεν, ὡς οὐχ οἷόν τέ μοι ὂν τῶν ἀναγκαίων ἀποχρώντως ἐμπίπλασθαι ἄνευ πόνου καὶ δυςπαθείας.* Vgl. Menand. Prot. p. 439 Bonn.: *οὔ μοι θυμῆρες ἦν ἐν τῇ βασιλείῳ στοᾷ θαμίζειν καὶ δεινότητι λόγων τὰς τῶν ἐντυγχανόντων οἰκειοῦσθαι φροντίδας.*

Tod gefasst zu haben versichert[1]), nachdem er unmittelbar vorher[2]) gesagt dass er erst nach Mauricius' Thronbesteigung (August 582) sich zu dem Werke entschlossen habe. Beide Data fallen also der Zeit nach beinahe zusammen: Agathias starb im J. 582. Dazu stimmen auch alle sonstigen Andeutungen. Das späteste Ereigniss das beiläufig von Agathias erwähnt wird ist der Tod des Chosroes (IV, 29). Nun starb Chosroes nach 48jähriger Regierung, nachdem er im fünften Regierungsjahre Justinians (531) den Thron bestiegen hatte[3]), also im J. 579. Auch heisst es IV, 29, p. 272 von dem nachmaligen Kaiser Mauricius: *Μαυρίκιος ὁ Παύλου ὑπὸ Τιβερίου Κωνσταντίνου τοῦ Ῥωμαίων αὐτοκράτορος ἄρχειν τῶν κατὰ τὴν ἕω ταγμάτων προςτεταγμένος*. Der Beisatz *ὑπὸ Τιβ. Κωνστ.* wurde desswegen gemacht weil der eigentliche Lauf der Erzählung noch lange nicht mit Justinians Regierung zu Ende ist, daher die Erwähnung von etwas unter Tiberius Geschehenem ein Vorgreifen ist; dass aber Mauricius nicht als späterer Kaiser prädiciert wird beweist dass das Werk noch unter Tiberius geschrieben ist, zu einer Zeit wo Mauricius noch nicht Kaiser war, also vor dem J. 582. Agathias ist demnach im besten Alter, etwa 46 Jahre alt, gestorben. Dieser Berechnung scheint zu widersprechen die Stelle des Evagrius V, 23: *τὰ ἐχόμενα τούτῳ* (Procop.) *Ἀγαθίῳ τῷ ῥήτορι καὶ Ἰωάννῃ ἐμῷ τε πολίτῃ καὶ συγγενεῖ καθ' εἱρμὸν ἱστόρηται μέχρι τῆς Χοσρόου τοῦ νέου πρὸς Ῥωμαίους φυγῆς καὶ τῆς εἰς τὴν αὐτοῦ βασιλείαν ἀποκαταστάσεως, Μαυρικίου . . ὑποδεξαμένου . . βασιλικῶς καὶ . . καταγαγόντος, εἰ καὶ μή πω ἔτυχον ἐκδεδωκότες*. Denn da Evagrius sein Werk im J. 593 schrieb (s. Fabricius bibl. gr. VII. p. 432, not. mm. ed. Harl.), so scheint nach dieser Stelle Agathias sein Werk **noch nicht** herausgegeben gehabt zu haben zu einer Zeit wo er nach unserer Rechnung längst nicht mehr lebte. Niebuhr sucht die Schwierigkeit auf dem Wege der Interpretation zu lösen. Er sagt[4]):

---

1) Er sagt (bei Suidas s. v. *Μένανδρος*): *ὡρμήθην ἐπὶ τήνδε συγγραφὴν ἄρξασθαι μετὰ τὴν ἀποβίωσιν τοῦ Ἀγαθίου καὶ τῆς ἱστορίας ποιήσασθαι τὴν ἀρχήν*. (Menand. Prot. p. 439 Bonn.)

2) ib.: *ἐπεὶ Μαυρίκιος τὸ βασίλειον διεδήσατο κράτος . . ἐν τῷ τότε ἔγωγε . . ἀναλογιζόμενος ἦν ὡς οὐκ ἦν χρεὼν ἀνόνητά με περινοστεῖν. ὡς οὖν ἂν μὴ διὰ παντὸς κενεμβατοίην, ὡρμήθην ἐπὶ τήνδε τὴν συγγραφήν κτλ.*

3) Vgl. IV, 29, p. 271.

4) Vita Agathiae, p. xv, not. 22.

verba εἰ καὶ μ. ἔτ. ἐκδ. ad scriptores quos nominaverat referri non possunt; quae si Evagrii mens esset, ratione iubente scripsisset τυγχάνουσιν. sunt illa omnino mendosa et nescio qua de re interpretanda quae Mauricii animum movere potuerit ut supplici regi auxilium denegaret. Das heisst: ich kann die Stelle nach ihrer wörtlichen Erklärung nicht gebrauchen und weiss doch auch keine andere; daher die abgegriffene Ausflucht eine Textescorruption anzunehmen. Denn dass ἔτυχον vom Standpunkt des Lesers aus gesagt ist, wie in Briefen (in dem Augenblicke da ich dieses schrieb war die Herausgabe noch nicht erfolgt), liegt am Tage[1]). In Wahrheit ist nichts Corruptes an der Stelle, nur der Ausdruck ist ungenau. Die Nichtherausgabe ist nur bei Johannes wörtlich zu nehmen, dessen Werk aber Evagrius vermöge seiner persönlichen Verbindung mit ihm im Manuscript kannte; die Herausgabe von Agathias' Werk war durch den Tod des Verfassers verzögert worden oder hatte es wenigstens Evagrius noch nicht erhalten. Diess sagt er deutlicher IV, 24: πέπρακται δὲ καὶ ἕτερα τῷ Ναρσῇ . . ἅπερ Ἀγαθίᾳ μὲν γέγραπται τῷ ῥήτορι, οὔπω δὲ ἐς ἡμᾶς ἀφῖκται. Statt dass Evagrius von dem einen Werk gesagt hätte: es ist noch nicht erschienen, von dem andern: sein Verf. hat es noch nicht herausgegeben, warf er beides zusammen in éinen Ausdruck. Dasselbe hat er auch bei den Worten ἄχρι u. s. f. gethan, die grösstentheils ausschliesslich von Johannes gelten, da Agathias nur sieben Jahre des Justinian beschrieben hat und alles Weitere von da an[2]) Johannes. Wer noch zweifelte an der Möglichkeit und Richtigkeit dieser Erklärung, die für uns nicht zweifelhaft ist, der müsste zu der Annahme seine Zuflucht nehmen, Agathias habe ums J. 580 die fünf Bücher herausgegeben, darauf noch lange weiter gelebt, aber, trotz seines rüstigen Alters und seiner wiederholt ausgesprochenen Absicht der Fortsetzung, sein Werk noch im J. 593 nicht herausgegeben gehabt und es auch nie gethan, so dass es ganz verloren gieng und Menander an die fünf ersten Bücher anknüpfen musste, — eine Annahme welche von Unwahrscheinlichkeiten wimmeln würde.

---

[1]) Vgl. z. B. Evagr. IV, 29: ὅτε ταῦτα (Gegenwärtiges) ἔγραφον κτλ.

[2]) Vgl. Fragm. Johannis Epiph.: τὰ μὲν ὅσα Ῥωμαῖοί τε καὶ Μῆδοι πολεμοῦντες ἀλλήλοις ἔπαθόν τε καὶ ἔδρασαν . . γέγραπται Ἀγαθίᾳ κτλ.

Agathias' Werk schliesst sich unmittelbar an das von Procop De bellis an. Agathias erklärt in dieser Beziehung selbst[1]: *τὰ πλεῖστα τῶν κατὰ τοὺς Ἰουστινιανοῦ χρόνους γεγενημένων ἐπειδὴ Προκοπίῳ τῷ ῥήτορι Καισαρείαθεν ἐς τὸ ἀκριβὲς ἀναγέγραπται, παριτέον ἐκεῖνα ἔμοιγε ἅτε δὴ ἀποχρώντως εἰρημένα, τὰ δὲ μετ' ἐκεῖνον ὡς οἷόν τε διεξιτέον.* Und so übergeht er auch im Laufe seines Werks alles was schon Procop beschrieben oder erzählt hat, vgl. z. B. II, 19: *ἃ δὴ ἔγωγε παρίημι· ἀποχρώντως γάρ που Προκοπίῳ τῷ ῥήτορι τὰ μέχρι τῶνδε ἀναγέγραπται,* oder IV, 15 über Rhodopolis: *ταῦτα ὁποῖόν τινα κατειργάσατο τρόπον οὔ μοι εἰρήσεται, ὡς δὴ Προκοπίῳ τῷ ῥήτορι σαφῶς ἀναγεγραμμένα.* Er beginnt daher mit Justinian's 26stem Regierungsjahre und führt die Geschichte bis in dessen 32stes, so dass seine fünf Bücher die sieben Jahre 552—558 umfassen. Dass die Weiterführung in der Absicht des Agathias lag erhellt ausser vielen anderen Verweisungen auf später zu Erzählendes besonders aus dem letzten Capitel (V, 25), wo es heisst: *ἀλλὰ (ταῦτα) ὕστερον* (als J. 558) *ξυνηνέχθη καί μοι εἰρήσεται ἕκαστα προσηκόντως ἁρμοζομένῳ ὡς οἷόν τε τῇ τῶν χρόνων ὁμολογίᾳ.* Aber nicht nur hierin hat er sich an Procop angeschlossen sondern auch in der Darstellung, zwar nicht ganz in der Anordnung (denn Agathias hat mehr eine synchronistische Anlage), aber z. B. in dem episodenreichen Gange und in vielen eigenthümlichen Wendungen, wie dem häufigen *ἔδοξέ μοι οὐκ ἄπο τρόπου εἶναι,* in der pathetisch und gewählt sein sollenden Umschreibung des verbum finitum durch Zeitwörter wie *ἔγνω,* in der nachhinkenden Phrase: *τούτων μὲν οὖν πέρι ὥς πη ἑκάστῳ φίλον τῇδε οἰέσθω.* Agathias spricht von Procop mit grosser Achtung; im Vergleich mit ihm nennt er sich[2] *ἐλάχιστα εἰδότα, εἴγε ἄρα δὴ καὶ ἐλάχιστα,* und tritt, wo er mit ihm nicht unbedingt übereinstimmt, bescheiden auf; aber höher als Procop gelten ihm doch die eigentlichen Quellen, vgl. IV, 30: *εἰ καὶ Προκοπίῳ τῷ ῥήτορι ἔνια τῶν ἐπὶ Καβάδῃ ἀφηγηθέντων ἑτέρως ἀπήγγελται, ἀλλ' ἡμῖν ἀκολουθητέον τοῖς Περσικοῖς χρονογράφοις καὶ τῶν ἐν αὐτοῖς φερομένων ὡς ἀληθεστέρων ἀντιληπτέον.* Und wirklich kann sich Agathias mit Procop entfernt

---

[1]) Prooem. p 11, vgl. p. 14: *ἐγὼ ἐς τὰ ἐχόμενα τούτων* (das von Procop Erzählte) *εἰμι.*

[2]) IV, 26.

nicht messen[1]). Ihm fehlt Procop's klare Anschauung, sein staatsmännischer Blick, sein genaues Abgrenzen der Verhältnisse, seine Detailkenntniss. Zwar hat auch Agathias anschauliche Schilderungen: so ist V, 3 die Wirkung des Erdbebens in Byzantion lebendig, und IV, 18 ein nächtlicher Ueberfall ganz malerisch und spannend dargestellt; die Römer schleichen in der Dunkelheit sich leise heran und sehen von der Wache sieben Mann um ein Feuer herum schlafend liegen, der Achte wacht noch auf den Ellenbogen gestützt, aber wackelt dem Einschlafen nahe mit dem Kopfe; da gleitet ein Römer aus und fällt zu Boden, — vom Geräusch erweckt fährt die Wache auf und starrt hinaus in die Finsterniss, regungslos stehen die Römer, wie angewachsen an den Boden. Aber Stellen dieser Art sind sehr selten bei Agathias, desto häufiger dagegen solche die es zu fühlen geben dass der Verfasser nicht selbst Augenzeuge war und von der Localität keine genauere Kenntniss besitzt. So setzt er I, 8 Cumä nach Etrurien und sagt II, 1: *ᾔεσαν . . ἐν δεξιᾷ μὲν ἔχοντες τὰ Τυρσηνικὰ πελάγη, ἐπὶ θάτερα δὲ αὐτοῖς παρετέταντο οἱ τοῦ Ἰονίου κόλπου ῥηγμῖνες.* Dagegen macht sich im Materiellen wie im Formellen der Dichter auf eine unerwünschte Weise geltend. Im Materiellen, sofern er mit seiner Phantasie die Darstellung des Wirklichen trübt[2]) und die klaren Umrisse verwischt und verwäscht. So stellt es Ag. I, 1 dar als ob nach Besiegung des Wittigis die Gothen ganz gemütlich hingegangen wären wohin es jedem beliebte[3]), während nach Procop. Goth. IV, 35 eine ausdrückliche Clausel des Vertrags sie aus dem eigentlichen Italien wegwies und auf Oberitalien beschränkte, eine Bestimmung welche freilich nicht streng eingehalten worden zu sein scheint, indem wir bald darauf z. B. in Cumä Gothen finden[4]). Da wir indessen wenig Gelegenheit haben Agathias' Angaben mit denen von andern Schriftstellern zu vergleichen, so bemerken wir diese Eigenthümlichkeit weniger deutlich als beim Formellen, in seiner ganzen

---

[1]) Niebuhr, Vit. Ag. p. XVII: quem si Procopio cum ingenio tum civili militarique prudentia longe inferiorem esse Gibbono facile concesseris, fatebere tamen eadem ratione super ceteros omnes qui consecuti sunt eminere, virum autem multo meliorem esse Procopio.

[2]) Agath. I, 8.

[3]) Vgl. z. B. seine Schilderung des (letzten) Siegs von Belisar über die Hunnen mit der nüchternen des Theophanes I. p. 361 f. Bonn.

[4]) *ἐς Τουσκίαν καὶ Λιγουρίαν καὶ ὅ τι ἑκάστῳ θυμῆρές τε ἦν καὶ εἰθισμένον ἐχώρουν.*

Behandlungs- und Darstellungsweise. Dahin gehört schon sein Vorsatz nach Kräften *ταῖς Μούσαις τὰς Χάριτας καταμιγνύναι*[1]), dem er auch in seiner Weise treulich nachkommt, sein sentimentales Verweilen bei idyllisch anklingenden Zuständen[2]), sein häufiges Einstreuen poetischer Blumen und Bilder[3]), sein Anbringen von Citaten aus Dichtern[4]), seine Vorliebe für gesuchte, poetische Ausdrücke[5]). Ueberhaupt ist sein Griechisch so als wäre es nicht seine Muttersprache, sondern hätte er es aus Büchern gelernt, aus dem Lexicon ungeschickt zusammengekehrt, so gespickt ist es mit Worten und Wendungen aus Homer, Herodot, Pindar u. a. Je mehr aber unter den Schriftstellern dieser Geschmack und dieser Stil einriss, um so grösser musste die Kluft zwischen der Schrift- und der Volkssprache werden. Neben dieser Geschraubtheit geht aber zugleich eine affectierte Nachlässigkeit des Stiles her: Anakoluthien finden sich in Masse bei Agathias[6]), wofern wir in dieser Erscheinung nicht vielmehr ein Absterben des grammatischen Sinnes und Verständnisses, des feineren sprachlichen Tactes zu erkennen haben. Ebenso kommt das Wiederauffassen der Construction nach dem kleinsten Zwischensatze[7]) so oft dass es lästig wird; die Darstellung erhält dadurch

---

[1]) III, 1.

[2]) Wie I, 2 bei dem friedlichen Vernehmen der Franken unter einander, wo er dann mit der höchst originellen und tiefen Bemerkung schliesst: *δικαιοσύνη καὶ φιλότης οἷς ἂν ἐντραφείη εὐδαίμονα τίθησι πολιτείαν καὶ μόνιμον.*

[3]) Vgl. I, 15 von dem zum Anführer einer Abtheilung ernannten Fulkaris: *οὐ λίαν ἀπώνατο τῆς τιμῆς, ἀλλὰ βραχύ τι εὐημερήσας ὥςπερ ἐν ὀνείρατος εὐφροσύνῃ ταχεῖαν ἔσχε καταστροφὴν τῆς τε ἀρχῆς καὶ τοῦ βίου.*

[4]) Wie aus Pindar *ἄκρον ἄωτον* II, 30 und *πάσης ἀσχολίας ὑπέρτερον* III, 1.

[5]) Z. B. *ἀστεμφὴς καὶ ἀδόνητος, χῆτος* (Mangel), *δονεῖν* (= *κινεῖν*), *πίσυνος, ἕκατι, τιμαλφὴς* (= *τίμιος*), *βούπαις, ἀπαγλαΐζω, διαπρύσιον, ὄρθρου χαρασσομένου, ἀφροσύνης τε καὶ ἀδικίας κυήματα κτλ.* Eine verhältnissmässig grosse Zahl von Wörtern kommt nur bei ihm vor; Niebuhr hat sie im Index graecus besonders bezeichnet.

[6]) II, 3: *τότε δὴ οἱ Φράγγοι διελύετο μὲν αὐτοῖς ἡ παράταξις, κατὰ σφᾶς δὲ γενόμενοι διεγίνωσκον κτλ.*

[7]) Z. B. II, 22: *τοὺς Πέρσας — — ἀλλὰ τούτους γε τοὺς Πέρσας κτλ.* III, 18: *Βάβας ὁ στρατηγὸς ὃς δὴ τῶν ἐν τῇ Κολχίδι χώρᾳ ἱδρυμένων ἐκπλείστου Ῥωμαίων ἡγεῖτο, ἀλλ᾽ οὗτός γε ὁ Βάβας κτλ.* ib. 21: *αἱ ῥωμαϊκαὶ δύο τριακόντοροι ἃς δὴ ἔμπροσθεν ἔφην κενὰς ἀνδρῶν ὑπὸ τῶν Περσῶν ἀφῃρῆσθαι, αὗται δὴ οὖν αἱ τριακόντοροι κτλ.*

etwas Gedehntes, Geschwätziges und zugleich etwas Prätentiöses und Gelecktes, wie wenn sich Jemand nach der kleinsten Verrichtung die Hände wüsche. In derselben wichtigthuerischen Manier ist die Gewohnheit des Schriftstellers das ihm im Sinne liegende Positive durch Vorausschicken des negativen Ausdruckes zu heben, z. B.: *ἦν οὐ τῶν ἐρρᾳθυμημένων ὁ Παλλάδιος, ἀλλὰ στρατεύματος ἡγεῖτο ῥωμαικοῦ*[1]) u. dgl. Natürlich lässt er auch nicht gern eine Gelegenheit Reden einzuflechten unbenützt; z. B. lässt er I, 16 den Narses eine ausführliche kunstgerechte Rede halten, nachdem er unmittelbar zuvor gesagt dass Narses sich auf solche Dinge gar nicht verstanden habe, — womit der eitle Schriftsteller andeuten will dass die Rede sein eigen Werk, seine freie Schöpfung sei. IV, 3—10 ergreift er die Gelegenheit des Processes über die Mörder des lazischen Königs Gubazes um wortreiche Gerichtsreden, der Ankläger und der Angeklagten, anzubringen. So hat er auch die verkehrte Ansicht, die Zuthat seiner Reflexionen für etwas Wesentliches und Nothwendiges zu halten. Er erklärt I, 7: *ἔμοιγε καὶ λίαν ἀρέσκει ἅπαντα ἐς μέσον ἄγειν τὰ ἐγνωσμένα, καὶ τὰ μὲν χρηστὰ τῶν πραγμάτων ἐν ἐπαίνῳ ποιεῖσθαι, τῶν δὲ οὐχὶ τοιῶνδε κατηγορεῖν ἀναφανδὸν καὶ τὸ ἀσύμφορον διελέγχειν*; denn bestände die Geschichte in nackter Erzählung der Thatsachen, wodurch würde sie sich von den Märchen unterscheiden die man zur Spindel erzählt? Er betrachtet demnach die Geschichtschreibung als eine Veranlassung seine verschiedenerlei Kenntnisse und Gedanken oder Einfälle an den Mann zu bringen. Die Kritik der Ereignisse, welche er zugleich in der Stelle verspricht, hält sich sehr im Zahmen: die innern Verhältnisse des Staats berührt er fast nicht, und das was nach aussen geschah verstand er nicht in dem Grade dass er ein solides Urteil hätte darüber fällen können. So beschränkt sich diese ganze Kritik darauf, aus dem religiös-humanen Gesichtspunkt Auffallendes, wie Grausamkeiten, zu rügen[2]), über Anderes seine Bewunderung auszusprechen[3]).

---

[1]) I, 9, vgl. ib. 15: *ἄνδρα οὐ τῶν ἀσήμων καὶ λανθανόντων ἀλλ' ἀνδρειότατον*; ebenso II, 7.

[2]) Vgl. IV, 19 extr.

[3]) I, 2: *ἄγαμαι αὐτοὺς* (die Franken) *ἐς τὰ μάλιστα ἔγωγε τῶν τε ἄλλων ὧν ἔχουσιν ἀγαθῶν καὶ τῆς ἐς ἀλλήλους δικαιοσύνης τε καὶ ὁμονοίας*. Durch ein solches ungesalzenes *ἄγαμαι αὐτοὺς ἔγωγε τῆς εὐκοσμίας* verdirbt er sich IV, 18 seine gelungenste Schilderung.

Der Verfasser von Liebesgedichten, der Sammler der literarischen Kleinigkeiten seiner hochgestellten Zeitgenossen (z. B. des Silentiarius Paulus) war auch am wenigsten der Mann das strenge Gericht der Geschichte zu üben. Indessen fehlt es ihm keineswegs an gesundem Urteil, wenigstens ist ganz klug die Bemerkung[1], Procop habe den Schritt des Arcadius, seinen unmündigen Sohn dem Perserkönig Isdigerd anzuvertrauen, nur ex eventu gelobt; es sei Zufall dass es gut abgelaufen sei, ein ungünstiger Erfolg sei wahrscheinlicher und daher Arcadius' Verfahren jedenfalls ein thörichtes gewesen. Auch von den eingestreuten Reflexionen sind manche nicht ohne Wahrheit und Werth[2], noch mehrere aber trival und langweilig[3]. Unter den Episoden, die er gleichfalls für ein wesentliches Erforderniss und einen Schmuck seiner Darstellung hält[4], zeichnet sich aus die auf (freilich indirecten) Quellenstudien beruhende Uebersicht der persischen Geschichte IV, 24—29, auf die er sich auch nicht wenig zu Gute thut und an deren Schlusse er die naive Verwunderung ausspricht wie ihm dieser Excurs so ausführlich gerathen sei; aber er sei eben von der Sache fortgerissen worden. Von sich selbst spricht unser Verfasser besonders gern, er drängt seine Persönlichkeit auf eine Weise vor die gegen Procops stolzbescheidene Haltung unangenehm absticht. So hebt er gleich im Anfange seiner Geschichte (Prooem. p. 9) lärmend hervor wie er es ganz anders angreifen werde als alle Historiker seiner Zeit, die immer parteiisch und einseitig seien; er dagegen wolle unter allen Umständen die Wahrheit zu seinem Grundsatze machen[5]; aber es geht ihm dabei wie mit der Vollständigkeit, die er ebenfalls verspricht[6], — der

---

1) IV, 26, p. 265.

2) Vgl. II, 23 über die Relativität der sittlichen Begriffe; IV, 16 über ein Heer ohne Anführer; V, 5 über die Besserung aus Angst: *καλοῖτο δὲ ἂν ἡ τοιαύτη ὁρμὴ οὐ δικαιοσύνη ὡς ἀληθῶς οὐδὲ εὐσέβεια —, ἀλλὰ μηχανή τις ἄτακτος καὶ οἷον ἐμπορία σφαλερωτάτη ἐφ' ᾧ τὸ παρὸν δῆθεν ἐκφυγεῖν καὶ παρακρούεσθαι.*

3) Vgl. z. B. II, 1 oder IV, 28 f. über das breitgetretene Thema von der Veränderlichkeit des Glücks.

4) III, 1.

5) Prooem. p. 10: *ἐμοὶ τὸ ἀληθίζεσθαι περὶ πλείστου ἑκτέον ἐς ὅ τι χωρήσει.*

6) ibid.: *μεμνήσομαι τῶν ὅσα παρά τε Ῥωμαίοις καὶ τῶν βαρβάρων τοῖς πλείστοις ἐς τόδε τοῦ καιροῦ ἐπράχθη ἀξιαφήγητα οὐ μόνον ὑπὸ ἀνδρῶν ἔτι βιούντων τυχὸν, μᾶλλον μὲν οὖν καὶ τῶν ἤδη ἀποιχομένων, καὶ οὐδενότι παρήσω τῶν λόγου ἀξίων.*

Wille ist gut, aber die That bleibt hinter dem Willen und dem Worte zurück. Er hat zwar gewiss nie wissentlich der Wahrheit zuwider gesprochen, aber ebenso wenig hat er die ganze Wahrheit gesagt. Er hält sich in Bezug auf Justinian einfach an das Officielle und schiebt die Gewaltthätigkeiten und Verbrechen die er berühren muss ganz denen in die Schuhe die blos Werkzeuge waren [1]. So rechtfertigt er in allen Beziehungen das Urteil Gibbon's, der ihn im Unterschiede von Procop, dem statesman und soldier, als poet and rhetorician charakterisiert. Glaubte er doch selbst, es sei zwischen Poesie und Geschichtschreibung nur etwa ein Unterschied wie zwischen dem blauen Zimmer und dem rothen Zimmer, und alles Unterscheidende bestehe nur in dem Metrum; es fiel ihm daher nicht ein die Kräfte und Eigenschaften die er bei seiner Versfabrikation hatte spielen lassen bei der Geschichtschreibung zu dämpfen oder zurückzudrängen, sondern denselben Apparat den er bei seinem Dichten angewendet hatte nahm er auch zur Geschichtschreibung mit sich.

Das in den fünf Büchern Erzählte fällt in eine Zeit in welcher Agathias noch zu jung war und noch zu sehr mit den Studien beschäftigt als dass er von dem was ausserhalb Byzantion vorgieng hätte Kunde haben können. Und da er auch später Byzantion wenig verlassen zu haben scheint [2], so kann er nur für das Erdbeben in Alexandria (II, 15), auf Kos (II, 16) und in Byzantion (V, 3) als Augenzeuge gelten. Für den grössten Theil des Erzählten scheint er daher sich an die mündlichen Berichte von Augenzeugen gehalten zu haben; vgl. III, 4: *οὕτω μὲν οὖν τὸν Γουβάζην καὶ ἐπὶ τοῖςδε* (his de caussis) *ἀνῃρῆσθαί φασιν οἱ τὰ ἀκριβέστατα γιγνώσκειν πεπιστευμένοι,* — woraus hervorzugehen scheint dass ihm keine amtlichen Quellen zu Gebot standen. Ebenso sagt er II, 10: *ἐμοί τις τῶν ἐπιχωρίων* (von Italien) *ἐλεγεῖόν τι ἔφη γεγράφθαι;* und zwar war dieser Italiener in Byzantion, nicht aber Agathias in Italien, wie daraus hervorgeht dass er im sogleich Folgenden die Ungewissheit äussert ob die fraglichen Distichen wirklich eine Inschrift gewesen oder nicht vielmehr überhaupt nur gedichtet worden seien. Für die in die Vergangenheit zurückgreifenden Einleitungen und die gelegentlichen Bemerkungen und Excurse benützte Agathias

---

1) Vgl. V, 3 über Anatolius.

2) Von einem Aufenthalt in Tralles (etwa bei Gelegenheit einer Reise in seine Heimat) II, 17: *τοὐπίγραμμα ὅπερ ἔγωγε ἐκεῖσε ἐλθὼν ἀνελεξάμην.*

geschriebene Quellen. Als solche macht er namhaft: Asinius Quadratus[1], Diodor[2], Herodot und Xenophon[3], Berosus, Athenokles und Symmachus[4], Dio, Alexander Polyhistor und Ktesias[5]. Besonders aber benützte er persische Chroniken. Die Perser hatten nämlich, wie Agathias ausführlich erzählt[6], seinem Freunde, dem Dolmetscher Sergius, mit grosser Bereitwilligkeit alle Urkunden verabfolgt um die er sie auf Antrieb des Agathias ersuchte; daraus machte Sergius Auszüge und übersetzte sie für Agathias ins Griechische. Hievon spricht dieser mit seiner gewöhnlichen Eitelkeit folgendermassen: *ἐμοὶ τὸ ἀκριβὲς καὶ τούτων πέρι ἀναλέλεκται ἐκ τῶν παρὰ σφίσιν* (den Persern) *ἐγγεγραμμένων* (II, 27), und: *οἶμαι δὲ λίαν ἀληθῆ ταῦτα καθεστάναι ἐς τὸ ἀκριβὲς ἐκπεπονημένα, ὡς δὴ ἐκ τῶν Περσικῶν βίβλων μεταληφθέντα.* Aber die vermittelte Weise auf welche die Nachrichten in Agathias' Werk kamen schützte keineswegs vor Irrthümern und Missverständnissen, an denen es auch in dem hierauf Gebauten nicht fehlt, auch abgesehen von dem was jene Quellen selbst in orientalischer Weise übertrieben haben[7].

Agathias' Weltansicht verdient schon um des Eigenthümlichen willen was sie gegenüber von Procop bietet eine nähere Betrachtung. Er theilt zwar dessen skeptische[8] Grundrichtung, oder richtiger, er theilt die geistige Stimmung jener ganzen Zeit, diese Stimmung der Müdigkeit, Abgelebtheit und Resignation, von welcher der Skepticismus nur der kräftigste Ausdruck, die consequenteste und bewussteste Darstellung ist. Agathias macht diese Stimmung geltend sowohl gegenüber von der Erkenntniss der Natur als in theologischen Dingen. In ersterer Beziehung sagt er II, 15, p. 98, nach Erwähnung der aristotelischen Ansicht vom Erdbeben: *πῶς ἄν τις ἐς τὸ ἀκριβὲς τὰ ἀφανῆ καὶ*

---

[1]) I, 6, p. 27.

[2]) II, 17: *τοῦτο Διόδωρός τέ φησιν ὁ Σικελιώτης καὶ ἄλλοι ὡς πλεῖστοι τῶν παλαιῶν ἱστοριογράφων.* Vgl. II, 25.

[3]) II, 31 in Betreff der Parasangen.

[4]) II, 24.

[5]) II, 25.

[6]) IV, 30.

[7]) Z. B. IV, 25, p. 259 über die Zahl der von Sapor Getödteten.

[8]) Agathias beweist specielle Kenntniss des Skepticismus. Er sagt II, 29, p. 129 von Uranios: *ἠβούλετο τὴν ἐφεκτικὴν καλουμένην ζηλοῦν ἐμπειρίαν κατά τε Πύρρωνα καὶ Σέξτον τὰς ἀποκρίσεις ποιεῖσθαι καὶ τέλος ἔχειν τὴν ἀταραξίαν τῷ μηδὲν ὁτιοῦν οἴεσθαι ληπτὸν καθεστάναι.*

ὑπέρτερα διαγνοίη; ἀπόχρη δὲ ἡμῖν εἴγε τοσοῦτο μόνον εἰδείημεν ὡς θείῳ νῷ καὶ βουλῇ κρείττονι ἅπαντα διατέτακται. φύσεως δὲ ἀρχὰς καὶ κινήσεις καὶ τὰς ἑκάστου τῶν γινομένων αἰτίας σκοπεῖν μὲν τῷ λόγῳ καὶ διερευνᾶν οὐ παντελῶς ἄχρηστον, ἴσως οὐδὲ ἄχαρι νομιστέον, τό γε μὴν οἴεσθαί τε καὶ πεποιθέναι ὡς ἔνεστιν ἐφικέσθαι τοῦ ὄντος μήποτε ἀλαζονεία εἴη τὸ χρῆμα καὶ ἀμαθέστερον τῆς διπλῆς ἐκείνης ἀγνοίας. Man solle also immerhin forschen, aber nur nicht glauben jemals die Wahrheit erreichen zu können, eine Ansicht welche jedes tüchtige Streben entmutigen, die Denkfaulheit aber nähren muss. Ebenso spricht er sich V, 10 über die Ursache der Pest aus, und V, 8 meint er, A sei zwar möglich, aber non A doch auch nicht unmöglich. Noch viel mehr verzichtet er natürlich in Bezug auf die göttlichen Dinge auf jede sichere Erkenntniss. Er sagt II, 29: οἱ πλεῖστοι . . ῥᾴδιόν τι ἡγοῦνται . . θεολογίας ἐφάπτεσθαι, πράγματος οὕτω μακαρίου τε καὶ ἀνεφίκτου καὶ μείζονος ἢ κατ' ἀνθρώπους καὶ μόνῳ τῷ ἀγνοεῖσθαι θαυμαζομένου, und V, 5 äussert er über diejenigen welche bei dem Erdbeben in Byzantion im J. 557 den Weltuntergang prophezeiten: ἐχρῆν, οἶμαι, καὶ ἀσεβείας φεύγειν γραφὴν τοὺς τὰ τοιάδε ὀνειροπολοῦντας καὶ μηδὲν ὁτιοῦν πλέον γνώσεως πέρι τῷ κρείττονι καταλιμπάνοντας, welche also den specifischen Unterschied des Göttlichen und Menschlichen aufheben wollen. Schon aus diesen Stellen erhellt wie Agathias' Skepticismus einen andern Verlauf nimmt als der von Procopius; jener schliesst sich näher an die Religion an, er hat die dem Wirklichen abgesprochene Erkenntniss doch einem Ideellen aufbewahrt, das aus dem Diesseits Gestrichene ins Jenseits gerettet, indem er seinem Gotte νοῦς und βουλὴ und vollkommene γνῶσις beilegt, während Procop's Gott blind ist und launisch und willkürlich. Indessen für die positive Religion zeigt Agathias trotzdem nicht mehr Interesse als Procop. Zwar finden sich bei Jenem keine so directen Aussprüche wie bei diesem; aber das φασὶ in III, 5 hat von jeher für verrätherisch gegolten[1]), sofern

[1]) Στεφάνου τοῦ θεσπεσίου ἱερὸν — —, ὃν δὴ πρῶτον πάλαι φασὶν ὑπὲρ τῶν Χριστιανοῖς ἄριστα δοκούντων ἐθελοντὴν διακινδυνεύσαντα ὑπὸ τῶν ἐναντίων καταλευσθῆναι. Bemerkenswerth sind hier auch die ganz objectiv gehaltenen Ausdrücke ἀρ. δοκ. und ἐναντ. Vgl. Voss. de hist. gr. p. 324 ed. Westermann: gentilem fuisse praeter alia ostendit illud φασὶν quo libro III utitur cum sermo sit de martyrio

es wenn auch nicht wissenschaftliche Ueberzeugung von der Ungeschichtlichkeit der Erzählung, so doch Gleichgültigkeit und Fremdheit gegen die christliche Tradition beweist, was durch die Kenntniss des neutestamentlichen ζημιοῦσθαι τὴν ψυχὴν[1]) keineswegs widerlegt wird, indem er diese durchaus nicht nothwendig aus der Quelle selbst geschöpft haben musste, und auch wenn sie es wäre hieraus auf seine Orthodoxie noch nicht geschlossen werden könnte. Auch die in jungen Jahren (als Student) von Agathias vollzogene Bekränzung des Bildes des Erzengels Michael[2]) beweist nichts; denn wir wissen nicht ob es nicht blos ein ästhetischer Act war, und jedenfalls würde hieraus nichts für die Ueberzeugung seiner reiferen Jahre folgen. Ein nicht triftigerer Beweis wäre die Identification von Gott und Christus, die sich im Anschluss an die Vorstellung und Ausdrucksweise des Volkes auch bei Agathias findet[3]). Hellenist war er aber darum noch keineswegs[4]); im Gegentheil schämt er sich der

---

b. Stephani. Hanke de scr. Byz. p. 176 sagt daher geradezu: christianis sacris addictus non fuit, während Balth. Bonifacius de rom. hist. scr. c. 24 es wenigstens für wahrscheinlicher erklärt dass er ethnicus gewesen sei.

[1]) III, 12, p. 165: τί δὲ κερδανοῦμεν ἅπασαν τὴν Περσίδα προςλαμβάνοντες, τὰς δὲ ψυχὰς ἐζημιωμένοι; vgl. Ev. Matth. 16, 26: τί γὰρ ὠφελεῖται ἄνθρωπος ἐὰν τὸν κόσμον ὅλον κερδήσῃ, τὴν δὲ ψυχὴν αὐτοῦ ζημιωθῇ;

[2]) Ag. Epigr. 4.

[3]) So äusserlich fasst noch Niebuhr die Frage auf, als wäre damals plattweg nur Christenthum und Heidenthum sich gegenüber gestanden. Er sagt Vit. Ag. p. XVIII: mitem animum in reprehendendis alienis sacris nisi improba sint atque immania, et indulgentiam quae errori in huiusmodi rebus utpote non voluntario veniam tribuit, inter saevos illius aevi furores vix alibi exspectares quam apud eos qui dominantium crudelitate et saevitia vexarentur ipsi. (Wir denken zu gut von der menschlichen Natur als dass wir meinten, in einer unmenschlichen Zeit müsse jeder ein Unmensch sein; auch konnte das Verfolgtsein nicht gerade mild stimmen.) Itaque (??) probabile est gentili patre procreatum graecanicisque studiis innutritum et delectatum, ne legum poenis hominumque violentiae obnoxius esset, non opinionis vi adductum, Christianis se adiunxisse.

[4]) V, 9 wird die Sophienkirche ὁ μέγιστος τοῦ θεοῦ νεὼς genannt und II, 29 heisst es: τὰ εἰθισμένα ῥημάτια τοῦ κρείσσονος (womit Agath. das Göttliche zu bezeichnen pflegt, vgl. z. B. II, 30. III, 22. IV, 22. V, 5) πέρι . . ὁποῖον δή τι αὐτῷ (nicht αὐτοῖς, wie Niebuhr hat) ἥ τε φύσις ἐστὶ καὶ ἡ οὐσία καὶ τὸ παθητὸν καὶ τὸ ἀξύγχυτον. Bekanntlich bezogen sich diese Fragen auf die Person Christi.

althellenischen Mythen als einer *εὐήθεια*[1]), und spricht von der *ὠμότης* und *κακοδαιμονία* der Opfer, wiewohl er es für schwer, wo nicht unmöglich erklärt hievon zu überzeugen[2]). Sehr unklar fährt er dann fort: *ἐγὼ μὲν γὰρ ἡγοῦμαι μηδέν τι εἶναι τὸ ἡδόμενον βωμοῖς αἵματι μιαινομένοις καὶ ζώων ὀλέθρῳ βιαιοτάτῳ· εἰ δέ γε ἄρα καὶ ὁτιοῦν τὰ τοιάδε προςίεσθαι πέφυκεν, ἀγαθὸν μὲν οὐκ ἂν εἴη οὐδὲ ἥμερον, ἄγριον δέ τι ἴσως καὶ μανιῶδες, ὁποῖον τὸν Δεῖμον ἀναπλάττουσι μάτην οἱ ποιηταὶ καὶ τὸν Φόβον Ἐνυώ τέ τινα καὶ Ἄτην καὶ Ἔριν.* Das heisst: Opfer sind unstatthaft, weil es kein göttliches Wesen gibt welches Gefallen hätte an dem Blute unschuldiger Thiere; gäbe es aber ein solches, so müsste das ein unfreundliches, bösartiges sein in der Weise des Phobos der Dichter u. s. w. Scheint es hienach nicht dass Agathias die Möglichkeit eines solchen Wesens, somit der Zweckmässigkeit der Opfer, zugibt? Sein Skepticismus ist ihm, wie es scheint, hier zur unrechten Stunde beigefallen; er hätte wenigstens hinzufügen sollen dass ein bösartiges göttliches Wesen undenkbar, ein innerer Widerspruch sei. Indessen fällt er über solche Religionsformen das tolerante Urteil: *ἐλεεῖσθαι μᾶλλον ἢ χαλεπαίνεσθαι δίκαιοι ἂν εἶεν καὶ πλείστης μεταλαγχάνειν συγγνώμης ὅσοι δὴ τοῦ ἀληθοῦς διαμαρτάνουσιν*[3]). Es scheint überhaupt als ob die dogmatische Intoleranz schon in dieser Zeit ausser den beim Kirchenregiment unmittelbar Betheiligten nur den unteren Schichten der Gebildeten eigen gewesen sei[4]), während die eigentlich philosophisch Gebildeten mit

---

[1]) IV, 23 sagt er, Marsyas sei mit Recht von Apollon geschunden worden *ἅτε δῆθεν, εἰ μὴ λίαν εὔηθες εἰπεῖν, οἰκείῳ θεῷ ἀνταυλήσας.* Folgt dann eine prosaische Kritik dieses Mythus.

[2]) I, 7: *τὴν τῶν θυσιῶν ὠμότητα καὶ κακοδαιμονίαν οὐκ οἶδα εἰ οἷόν τε λόγῳ ἀκέσασθαι, εἴτε ἄλσεσιν ἐπιτελοῖντο, ὥςπερ ἀμέλει παρὰ βαρβάροις, εἴτε τοῖς πάλαι νενομισμένοις θεοῖς, ὁποῖα αἱ τῶν Ἑλλήνων ἐθέλουσιν ἁγιστεῖαι.*

[3]) Ibid. vgl. Julian. Ep. 52, p. 102 Heyler: *ἐλεεῖν χρὴ μᾶλλον ἢ μισεῖν τοὺς ἐπὶ τοῖς μεγίστοις πράττοντας κακῶς.*

[4]) Vgl. II, 29 von dem philosophischen Abenteurer Uranios: *πολλάκις ἰὼν πρὸ τῆς βασιλείου στοᾶς* (wo sich Processierende herumtrieben) *καὶ ἐν τοῖς τῶν βιβλίων ημενος πωλητηρίοις διεπληκτίζετο καὶ ἐμεγαληγόρει πρὸς τοὺς αὐτόθι ἀγειρομένους καὶ ταῦτα δὴ τὰ εἰθισμένα ῥημάτια τοῦ κρείσσονος πέρι ἀνακυκλοῦντας — —· τούτων οἱ πλεῖστοι οὐδὲ ἐς γραμματιστοῦ, οἶμαι, φοιτήσαντες οὐδὲ μὴν βίῳ ἀρίστῳ ἐκδεδιῃτημένοι ἔπειτα ῥᾴδιόν τι ἡγοῦνται . . θεολογίας ἐφάπτεσθαι* u. s. f. (Die ganze folgende Schilderung dieser theologischen Disputanten gehört hierher.)

dem orthodoxen Lehrbegriff entweder auf einem gespannten Fusse standen[1] oder ihn sich möglichst vom Leibe hielten (wie Procop und Agathias). Statt dessen hat Agathias sich ein System allgemeiner Religiosität eingerichtet, so ziemlich in der Manier der drei Begriffe Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Den Begriff Gottes fasst er als den eines freundlichen, milden Wesens[2], das alle Dinge geordnet hat[3] und noch jetzt lenkt[4], dessen Sein und Thun aber für den endlichen Verstand nicht weiter als im Allgemeinen erkennbar ist[5]. Das Jenseits ist ihm der Ort wo die Scheidung der Guten und Bösen vorgenommen wird, der Schauplatz der Vergeltung[6]. Die Freiheit endlich sucht er zu wahren gegen den Fatalismus. Diess führt er gleich zu Anfang seiner Geschichte aus. Ein ewiger Friede sei (sagt er I, 1) unmöglich: *αἴτιον δὲ οἶμαι τούτων οὐχ ὅπερ οἱ πολλοί*(?) *φασιν ἀστέρων τε πορείας καὶ τὸ μεμαρμένον* (= *εἱμαρμένη*) *καί τινας παραλόγους ἀνάγκας. εἰ γὰρ τὰ τῆς πεπρωμένης ἐν πᾶσιν νικῴη, ἀφαιρεθείη δὲ τῶν ἀνθρώπων τὸ προαιρετὸν καὶ ἑκούσιον, παραινέσεις μὲν ἁπάσας καὶ τέχνας καὶ διδασκαλίας κενὰ καὶ ἄχρηστα νομιοῦμεν, οἰχήσονται δὲ φροῦδοι καὶ ἄκαρποι αἱ τῶν ἄριστα βιούντων ἐλπίδες.* Mit anerkennenswerther Klarheit überschaut hier Agathias die praktischen Consequenzen des Fatalismus: es sei damit die Willensfreiheit und durch diese die Sittlichkeit für das Bewusstsein auf-

---

1) Vgl. II, 30: (*οἱ πρῶτοι*) *τῶν ἐν τῷ καθ' ἡμᾶς χρόνῳ φιλοσοφησάντων, ἐπειδὴ αὐτοὺς ἡ παρὰ Ῥωμαίοις κρατοῦσα ἐπὶ τῷ κρείττονι δόξα οὐκ ἤρεσκεν, ᾤοντό τε τὴν Περσικὴν πολιτείαν πολλῷ εἶναι ἀμείνονα* (und wanderten nach Persien aus).

2) I, 7 (s. S. 251, A. 2) und I, 1 p. 15: *οὐδὲ τὸ θεῖον αἴτιον, ὥς γε ἐμὲ γιγνώσκειν, φόνων τε καὶ συμπλοκῶν ἡγεῖσθαι προσήκει. τὸ γὰρ ἀγαθὸν ἐκεῖνο καὶ ἀλεξίκακον φόνιόν τε καὶ φιλοπόλεμον οὔτ' ἂν ἔγωγε φήσαιμι οὔτε εἰπόντι πιστεύσαιμι.*

3) II, 15 vgl. oben S. 248 f.

4) Vgl. III, 22: *μικροῦ γε ἅπαντες αὐτοῦ διεφθάρησαν, εἰ μή τις αὐτοὺς ἑτέρα διέσωσε γνώμη ἐκ τοῦ κρείττονος ἐπιρρωσθεῖσα.* Ib. 24: *πόλεμος, .. πρᾶγμα .. ἀδηλότατον .., μάλιστα δὲ πάντων θείας τινὸς καὶ ὑπερτέρας ἀνάγκης ἀπηρτημένον.*

5) II, 29, s. S. 251, A. 4. Daher er auch allgemeine Bezeichnungen, wie *τὸ θεῖον, τὸ κρεῖσσον,* vorzugsweise anwendet.

6) V, 4, p. 287: *τὴν ἀληθεστάτην βάσανόν τε καὶ ἀντίδοσιν τῶν ἐνταῦθα βεβιωμένων ἥτις ποτέ ἐστιν ἐκεῖσε ἐλθόντες εἰσόμεθα.*

gehoben[1]). Freilich ist diese Widerlegung nur theilweise eine Widerlegung; denn gegen den Fatalismus einwenden dass er die Freiheit aufhebe heisst über non A sich beklagen dass es A negiere. Aber allerdings wird der Fatalismus durch das Leben widerlegt; denn wir sehen dass *παραινέσεις* und *διδασκαλίαι*, rechtzeitig angewandt, wirklich bestimmend oder umstimmend wirken. Jedoch was setzt Agathias in seiner Weltanschauung an die Stelle des Fatalismus? Auch von Gott leugnet er dass er das Bestimmende (zum Bösen) sei, vielmehr *ἐς πλεονεξίαν τε καὶ ἀδικίαν αἱ τῶν ἀνθρώπων ψυχαὶ αὐθαίρετα κατολισθαίνουσαι πολέμων τε καὶ ταραχῶν ἅπαντα ἐμφοροῦσιν, ἐνθένδε τε ὄλεθροι ξυμβαίνουσι πολλοὶ καὶ γένη ἀνθρώπων ἀνάρπαστα γίγνεται καὶ μυρίαι ἄλλαι ὠδίνονται κῆρες. Αὐθαίρετον κατολισθαίνειν* ist eine contradictio in adiecto, charakterisiert aber die Unsicherheit dieser Freiheitslehre, die sich doch wieder gern an eine Nothwendigkeit anlehnen möchte. So kann Ag. auch seinen Gottesbegriff nicht rein erhalten von fatalistischen Zuthaten; er fasst den Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe nicht, wie er consequenterweise sollte, als von Gott nach Gerechtigkeit gesetzt, sondern weil sein Gott keine feste Gestalt gewinnt, so wird von dessen Einfluss dabei nur auf unbestimmte und unklare Weise gesprochen und als das eigentlich Thätige die Nothwendigkeit genannt, aber nicht die innere sachliche, wodurch die Strafe mit der Schuld wesentlich verbunden ist, sondern eine äussere, transscendente, eine *ὑπερτέρα ἀνάγκη*[2]). Unglück veranlasst zu einem Rückschlusse auf vergangene Verschuldung, zwar nicht immer mit Grund, wie Agathias selbst in einer sehr verständigen Stelle[3]) beweist, aber nichtsdestoweniger fast regelmässig diese Folgerung zieht, so dass es bei ihm zu

[1]) Vgl. Menand. Prot. p. 436: *ἡ τῶν προςδοκηθέντων ἀνάγκη τὸν προςδοκῶντα ῥαθυμότερον διατίθησιν.*

[2]) II, 9. III, 24. Rhetorisch verdeckt II, 14: *πλήττεται καιρίαν — πῶς γὰρ οὐκ ἤμελλεν ἄδικόν τι καὶ ἀγεννὲς ἐγχείρημα δράσας;*

[3]) Er widerlegt V, 4 die Volksmeinung als sei Anatolius wegen seiner Vergehungen vor allen Andern vom Erdbeben erschlagen worden; da wäre, bemerkt er treffend, das Erdbeben nichts Uebles, wenn es zwischen Schuldigen und Unschuldigen zu unterscheiden wüsste; aber es seien damals viele noch Schuldigere in Byzantion gewesen, die unerschlagen geblieben seien. Uebrigens erkennt er an dass diese Volksmeinung geeignet sei Verbrechern einen heilsamen Schrecken einzuflössen.

einem förmlichen religiösen Pragmatismus wird. So ist bei den Franken und Allemannen die *ἀρχή τε καὶ ἀνάγκη* der Seuchen und anderes Unglücks *ἡ ἀδικία καὶ τὸ περιυβρίσθαι πρὸς αὐτῶν τά τε θεῖα ἀφειδῶς καὶ ἀνθρώπεια νόμιμα*[1]); jenes sind *θεήλατοι ποιναί*, und ebenso ist eine unglückliche Schlacht eine *τίσις ὧν ἐτύγχανον ἠσεβηκότες*[2]). Ja Ag. behauptet sogar dass die Strafe von der Schuld mit so mechanischer Nothwendigkeit nach sich gezogen werde dass kein dazwischenliegendes Verdienst ihren Lauf hemme und die Verschuldung vergessen mache[3]), eine Vorstellung welche an die vom blinden und unversöhnlichen Fatum sehr nahe anstreift und den Beweis liefert wie tiefe Wurzeln der Fatalismus im Geiste der Zeit geschlagen hatte.

---

1) II, 3, vgl. 1.

2) II, 6. Andere Beispiele sind: II, 9: *πῶς οὐκ ἂν εἴη ἀρίδηλον ὡς ποινὰς ὑπέσχον τῶν ἀδικημάτων καὶ ὑπερτέρα τις αὐτοὺς μετῆλθεν ἀνάγκη*; III, 8: *πῶς οὐ λίαν ἀρίδηλον ὡς θεῖόν τι μήνιμα τοῦ ἀνοσίου αἵματος ἕκατι τὰ Ῥωμαίων ἔσφηλε πλήθη*; IV, 19 extr. (vgl. V, 25): *οὔκουν αὐτοῖς οὐδὲ ἀποινὶ τοῦτο ἡμάρτηται.*

3) IV, 22: *ἤμελλε χρόνῳ ὕστερον ποινὰς μεγάλας ἡλίκας ἀποτινύναι . . . οὐδὲν ἡ τοῦ κρείττονος ἐθωπεύετο δίκη, οὐδὲ τούτοις* (durch seine späteren Verdienste) *ἐκεῖνα* (seine Verschuldung) *ἐπεκαλύπτετο, ἔμενε δὲ, οἶμαι, ἠρεμοῦντα καὶ ἐφυλάττετο μόνιμα καὶ ἀνάγραπτα μέχρι τοῦ καιροῦ τοῦ καθήκοντος.*

X.

Zu Plautus.

1.*)

Den **Amphitruo** hat man lange darum besonders in Ehren gehalten weil man an ihm den einzigen Ueberrest einer fabula Rhinthonica zu haben glaubte. Diese Auffassung desselben hat unter Anderen Ladewig (über den Kanon des Volc. Sed. S. 23 ff.) bestritten, wir glauben nicht mit zureichenden Gründen.**) Rhinthon's Eigenthümlichkeit bezeichnet bekanntlich Stephanus von Byzanz und Eustathius durch *τὰ τραγικὰ μεταρρυθμίζων εἰς γελοῖον*. Wäre das nun ausschliesslich vom Parodieren von Tragödien zu verstehen, so hätte Ladewig gewonnen Spiel; denn Parodien von literarischen Erscheinungen sind nur da am Platze wo das Publikum mit den letzteren völlig vertraut ist; hätte daher Rhinthon griechische Tragödien parodiert, so hätte seine Manier in Rom gewiss sehr wenig Anklang gefunden, wie auch die einzige directe Anspielung dieser Art bei Plautus (Rud. 1, 4) sicherlich völlig kalt liess. Nun aber führen die Grammatiker unter den Arten der lateinischen Komödie die Rhinthonica ausdrücklich auf (s. Neukirch Fab. tog. p. 48), wir müssen also doch wohl annehmen dass sie einmal in Rom eine Rolle gespielt hat. Und das konnte sie ganz wohl, wenn sie vielmehr in einer Parodie tragischer Stoffe bestand, d. h. darin dass grosse Persönlichkeiten, wie Götter und Heroen, in kleinen Verhältnissen erschienen und in die oft komischen Verwicklungen des Lebens mitverflochten wurden. Diese Auffassung liegt auch dem Ausdrucke *τὰ τραγικὰ* näher als die Beziehung auf Tragödien. Das

*) Aus dem Rhein. Mus. N. F. VIII. S. 25—34.

**) Mit besseren J. Vahlen, Rhein. Mus. XVI. S. 472 ff.

Wort tragicocomoedia (prol. 59. 63) ist übrigens wohl nur eine (vielleicht witzig sein sollende) Erfindung des Prologschreibers, der ἱλαροτραγῳδία des Rhinthon nachgebildet und von Lutatius zu Stat. Theb. V, 160 in gutem Glauben als vermeintlich plautinische Wortbildung oder gar Kunstausdruck hingenommen und nachgesprochen.

2.

Ueber die Prologe vor den meisten plautinischen Stücken hat Ritschl Parerga I. S. 236 ein ebenso gerechtes als scharfes Urteil gefällt: geschwätzige Breite, frostige Witzhascherei, Ergehen in trivialen Reflexionen sind ihre hervorstechenden Eigenschaften. Nur den zum Trinummus hat Ritschl von seinem Verdammungsurteil ausgenommen; wir möchten auch für den zur Aulularia und zum Rudens Fürsprache einlegen. Diese drei haben zudem die positive Eigenthümlichkeit mit einander gemein dass sie alle einem göttlichen Wesen in den Mund gelegt werden: beim Trinummus der Luxuria und Inopia, beim Rudens dem Arcturus, und in dem der Aulularia dem Lar familiaris. Diese drei Fictionen sind alle ganz passend, da sie mit dem Inhalte des Stückes in leichtverständlichem Zusammenhange stehen. Die beiden letztgenannten Prologe haben vor dem zum Trinummus überdies den Vorzug dass gegen sie keinerlei directe Verdachtsgründe vorliegen, wie bei diesem die Nennung des Plautus und der Umstand dass dem Trinummus neben den Enthüllungen in I, 2 ein Prolog völlig entbehrlich ist.

3.

Dass die Bacchides contaminiert seien haben Ladewig und Fritzsche behauptet, ohne den Beweis dafür anzutreten. Wahrscheinlich wollen sie die Rolle des Lydus als aus einem anderen Stücke entnommen darstellen, was um so weniger schwer fallen kann da der Grundgedanke derselben ja auch in den Wolken des Aristophanes vorkommt, während doch sonst keine Spur auf Benützung der alten Komödie durch Plautus führt. Ritschl ist auf diese Frage nicht eingegangen, so allseitig er auch das Stück besprochen hat; er mochte sie durch den Beweis der künstlerischen Einheit des Stücks als von selbst erledigt betrachten. Ueberhaupt scheint es mir als ob die Bedeutung des Contaminierens manchfach sehr überschätzt worden wäre, namentlich durch Ladewig, der in seinem — übrigens höchst gediegenen —

Artikel Plautus in der Real-Encyclopädie von Pauly (Bd. V. S. 1728—1739) die plautinischen Stücke in contaminierte und nichtcontaminierte scheidet, was schon bei der grossen Unvollständigkeit der Urkunden auf die sich ein derartiges Urteil gründen muss unzulässig erscheint. Ich kann dieser ganzen Frage nur in so weit Erheblichkeit beimessen als sie mit der nach den Quellen des Plautus zusammenfällt, und ich glaube dass der Schluss aus der Aehnlichkeit einzelner Stellen auf die Einflechtung der Handlung des betreffenden Stücks ein viel zu rascher ist, zumal da die bekannte Stelle von Terenz Andr. prol. 15 ff. gar nicht berechtigt das Contaminieren als eine von den römischen Dramatikern häufig befolgte Sitte zu betrachten. Und wenn Ladewig so weit geht den Grundsatz aufzustellen (über den Kanon etc. S. 28): „da wir wissen dass Plautus zu contaminieren pflegte, so ist ein Stück das contaminiert sein kann wahrscheinlich auch wirklich contaminiert", so kann diess nur zu bodenlosen Vermutungen führen, da schlechterdings unerweislich ist dass das Contaminieren eine Gewohnheit des Plautus gewesen sei. Am allerwenigsten aber kann ich begreifen wie man das Contaminieren als Beweis und Massstab der Selbständigkeit des Dichters auffassen kann; denn je mehr derselbe aus fremden Quellen geschöpft hat, desto weniger bleibt doch für ihn selbst übrig. Ich halte es daher für unrichtig wenn Ladewig (a. a. O. S. 27) sagt: „die contaminierten Dramen erforderten natürlich schon eine freiere Behandlung als die nicht contaminierten", stimme dagegen demselben vollkommen bei wenn er (in dem Art. Terentius in der Real-Encyclopädie) darin dass Terenz meistens contaminierte einen Beweis von Mangel an Erfindungsgabe erkennt, da „Plautus durch eigene Zuthaten die Zuschauer zu ergötzen" und dadurch den Wegfall von vielem specifisch Griechischen in seinen Vorbildern zu ersetzen verstand.

4.

Von der Brautnachtscene in der Casina hat Ladewig im Rhein. Museum III. S. 186 ff. mit Recht bemerkt dass sie atellanenartig sei und nicht von Diphilus herrühren könne, sondern Erfindung des Plautus sein werde. Obscönitäten von dieser Massivität und in dieser Ausdehnung sind in der mittleren und neuen attischen Komödie unerhört, überhaupt mehr im römischen als im griechischen Geschmacke. Nur aber hatte Ladewig Unrecht diese Scene

für den Schluss der Casina zu halten und hierauf alle möglichen Vermutungen über die Zusammensetzung des Stücks und das Verhalten des Plautus zu seinem diphileischen Vorbilde zu bauen. Dass sie nicht die ursprüngliche Schlussscene ist schliesse ich schon daraus dass alsdann die eigentliche Frage, wem Casina fortan gehören solle, unbeantwortet bliebe; ferner aus dem Prologe und dem Epiloge. Aus dem Prologe, sofern dieser Angaben enthält welche über den Inhalt des Stückes, wie es jetzt uns vorliegt, bedeutend hinausgreifen, aber zugleich das Gepräge der Wahrheit an sich tragen, wie die von der Aussetzung der Casina und ihrer Erkennung als Tochter der Murrhina. Ladewig meint nun zwar, der Prologschreiber habe diese Nachrichten aus dem entsprechenden Stücke des Diphilus entnommen. Aber um zu einem Stücke des Plautus einen Prolog zu schreiben der eigentlich zu einem „in Anlage und Durchführung gänzlich verschiedenen" (Ladewig S. 191) Stücke des Diphilus gehört, dazu wäre doch ein Mass von Gedankenlosigkeit erforderlich wie man es ohne triftige Gründe von einem gewöhnlichen Menschen nicht wohl voraussetzen darf. Ferner aus dem Epiloge; denn wenn Plautus selbst, statt die Geschichte zu Ende zu führen, den geschürzten Knoten zu lösen, sich begnügt hätte den weitern Verlauf in zwei Versen zu berichten, so hätte er sich damit ein künstlerisches Armutszeugniss ausgestellt. Vielmehr war der Verlauf und Schluss des Stücks wohl ursprünglich dem in den Klerumenoi des Diphilus ähnlich. Der Inhalt von diesen war wohl folgender. Vater und Sohn hatten sich in dasselbe Mädchen verliebt, das in ihrem Hause — als Sklavin — auferzogen und jetzt zur Jungfrau herangereift war. Um nun freie Birsch zu bekommen, schob jeder von beiden einen ergebenen Sklaven vor, der das Mädchen heiraten sollte (das muss aus dem Stücke des Diphilus sein, denn auf den Gedanken von serviles nuptiae wäre Plautus von selbst nicht gekommen, s. den Prolog v. 67 ff.). Die Frau des Hauses nimmt entschieden Partei für den Sohn und dessen Candidaten, weil sie die geheime Absicht ihres Gatten merkt (denn so unverhüllt wie bei Plautus wird er bei dem attischen Dichter seine innersten Gedanken nicht ausgesprochen haben). Die streitenden Theile vereinigen sich dahin, das Loos entscheiden zu lassen (auch dieser Zug ist für Diphilus wesentlich, wie der Titel seines Stücks beweist). Es entscheidet für den Vater und dessen Strohmann. Der Sohn ist untröstlich, der Alte triumphiert, die Frau sinnt auf Ränke, um die Sache

dennoch zu hintertreiben. Sie theilt sich einer Nachbarin mit, und bei näherer Erkundigung stellt sich heraus dass das fragliche Mädchen (die ausgesetzte Tochter der Nachbarin und daher) gar keine Sklavin ist, somit weder einer der beiden Sklaven noch der vermählte Stalino sie zur Frau bekommen kann, sondern einzig der Sohn, dem sie denn auch zu Theil wird. Dieses Stück des Diphilus bearbeitete Plautus, aber im römischen Geschmacke und für ein römisches Publikum. Er fügte die burleske Vermählungsscene ein, liess jedoch dann das Stück schliessen wie Diphilus, nämlich mit der Verlobung von Casina und Euthynikus, den er zu diesem Behuf am Schlusse eintreten liess, wenn überhaupt schon Plautus den Letzteren im Stücke selbst beseitigt hat. Nun scheint aber bei den Aufführungen zur Zeit des Plautus der Schlussact weniger Theilnahme bei dem Publikum gefunden zu haben, weil ihm derselbe nach dem Hautgout der Brautnachtposse etwas fad und matt vorkommen mochte. Als daher zu Anfang des siebenten Jahrhunderts der Stadt das Stück wieder auf die Bühne gebracht wurde (denn dass der Prolog für eine Aufführung in dieser Zeit verfasst wurde ist durch Ritschl, Parerga S. 180 ff. festgestellt) gerieth derjenige welcher dasselbe neu in Scene setzte auf den Gedanken dass mit jener pikanten Scene das Stück wohl viel effectvoller schlösse. Es wurde demgemäss das dieser Nachfolgende weggelassen und im Epilog zu einem ganz kurzen Berichte zusammengefasst, auch im Vorhergehenden alles mit der ursprünglichen Schlussscene Zusammenhängende entfernt. Jetzt erst wird die Rolle des Sohnes, als nunmehr entbehrlich, gestrichen worden sein, trotzdem dass der Prolog diess schon durch Plautus geschehen lässt: denn die Motivierung v. 66: pontem interrupit etc. klingt wie ein schlechter Witz, um schnell über eine bedenkliche Sache hinwegzuschlüpfen. Dagegen mussten, um einen einigermassen befriedigenden Schluss herbeizuführen, aus dem ursprünglichen Schlusse eine Anzahl Verse herübergenommen werden; namentlich die Versöhnung des Stalino mit seiner Frau, die jetzt, unmittelbar nach dem fatalen Streich den diese ihm gespielt, unnatürlich erscheint, wird an ihrer ursprünglichen Stelle, in der wirklichen Schlussscene, ihre zureichende Begründung gehabt haben. Da indessen hiebei der Willkür und dem Geschmacke des Arrangierenden ein ziemlich weiter Spielraum blieb und der eine mitaufnahm was der andere wegliess, so kam in diese Schlussscenen Verwirrung, deren Folge die Lückenhaftig-

keit ist in der sie auf uns gekommen sind. Aus einem Versehen oder dem Zufalle muss man es dabei erklären dass V, 2, 47 stehen blieb: hanc ex longa longiorem ne faciamus fabulam (vgl. Merc. V, 4, 47 ff. Pseud. I, 3, 134), was auf das Stück in seiner jetzigen Gestalt gar nicht passt, wohl aber von dem ursprünglichen wahr sein musste, da in diesem das von Diphilus Gebotene noch durch viele eigene Zuthaten vermehrt war. Im Ganzen konnte der Gedanke, mit dem komischen Beilager zu schliessen, bei den Theaterunternehmern nur Beifall finden, und so kam nur diese spätere Bühnenbearbeitung auf uns, während der Prologschreiber das vollständige Stück noch kannte und zur Erläuterung des abgekürzten benutzte.

5.

In der Cistellaria kann es keinem Zweifel unterliegen dass Windischmann und Ritschl (Parerg. S. 237. Anm.) Recht haben I, 2, 6—13 als unecht und aus I, 3, 42 ff. wörtlich entlehnt auszuwerfen. Denn in der Recapitulation I, 3, 3 f. vgl. v. 22. wird als Inhalt der Rede der Lena einzig die Unterschiebung des Kindes angegeben, dieselbe hatte sich also auf ihren eigenen Antheil an den früheren Vorgängen beschränkt. Auch in sich sind die Worte unhaltbar. Das Motiv der Trunkenheit (v. 8) war schon v. 2 f. da, ebenso die Worte quae hinc flens abiit (v. 13) in v. 4, und der Entschluss Alles herzhaft herauszusagen (v. 9) passt gar nicht zu v. 11—13, sondern einzig zu dem Geständniss dass sie zu dem Betrug mitgeholfen habe. Auf Anderes hat Ritschl a. a. O. hingewiesen. Für die Ursprünglichkeit von I, 3, des durch das Auxilium gesprochenen Prologs, ist es übrigens kein günstiges Zeichen dass v. 49 ff. Doubletten sind, nämlich die Worte haec res sic gesta est mit I, 2, 28, und valete et vincite virtute vera, quod fecistis antidhac mit Cas. prol. 87 f., ferner dass v. 52 augete auxilia vostris iustis legibus gesetzt ist, ohne Beziehung darauf dass dem Auxilium die Worte in den Mund gelegt sind, endlich überhaupt die Breite und Unbeholfenheit der Erzählung und die Fiction des Auxilium, welche mit dem Inhalt des Stückes und des Prologes keinen Zusammenhang hat und völlig unmotiviert dasteht. Mir kommt es vor als wäre dieselbe aus dem Kopfe eines späteren Prologschreibers hervorgegangen, der die Nachhülfe welche der Prolog dem Verständniss der Zuschauer bietet personificierte und sich dabei gewiss einbildete die Art des Plautus

Prologe einzuführen (durch die Luxuria, den Lar familiaris und den Arcturus) sehr geistreich nachgeahmt zu haben. Ich denke mir die Entstehung von I, 2 und I, 3 folgendermassen. Ursprünglich plautinisch ist I, 2, 1—5. 14—28, so viel als für das Verständniss des Folgenden, namentlich der Nachforschung des Sklaven in II, 2 wünschenswerth ist. Für eine nachfolgende Aufführung, nach dem Tode des Plautus, wurde I, 3 hinzugedichtet, und noch später schliesslich I, 2 aus I, 3 ergänzt durch v. 6—13. Mit dem Epilog scheint es sich ebenso zu verhalten wie mit dem zur Casina: statt die wenig unterhaltende Verhandlung wie Alcesimarchus statt der jüngeren ihm verlobten Tochter des Demiphon die ältere, mit Phanostrata erzeugte, zur Frau nimmt vor dem Publikum vorzunehmen, ist dieser Theil des plautinischen Stücks weggelassen und durch den kurzen Bericht ersetzt, omnes intus conficient negotium. Also auch von diesem Stücke hätten wir — wenigstens hinsichtlich des Schlusses — das Theaterexemplar, nicht die ursprüngliche plautinische Bearbeitung. Von den übrigen Theilen des Stücks ist wenig zu sagen, als dass sie höchst lückenhaft sind. Was wir bis jetzt besitzen kann nicht die Hälfte des Ganzen sein, nach der Verszahl der übrigen plautinischen Stücke zu schliessen, auch hat Ritschl Parerg. S. 238 Anm. die Lücke auf ungefähr 600 Verse berechnet. Merkwürdig ist in dem Stücke namentlich das Missverhältniss zwischen der Zahl der darin auftretenden weiblichen Personen und der Männer, wiewohl auch jene nur eingeführt, nicht aber durchgeführt werden. Die eigentliche Braut des Alcesimarchus schwebt wie ein Schatten an uns vorüber; vielleicht hat Ladewig Recht mit seiner Vermutung dass das Verhältniss im Stücke aufgelöst wurde noch vor Auffindung von Silenium. Was aus Gymnasium wird lässt sich nicht ahnen; ein innigeres Verhältniss hat sie nicht (I, 1, 44 ff.), und so wird sie vielleicht mit der Anerkennung abgespeist welche der Vater des Alcesimarchus in den Mai'schen Fragmenten ihren Reizen zu Theil werden lässt, wofern sie nicht etwa einem der schliesslich freigelassenen Sklaven zufällt. Das männliche Personal wird schon durch Mai's Veröffentlichung um den Vater des Alcesimarchus sammt seinem Sklaven vermehrt; auch Alcesimarchus gewinnt durch diese Bruchstücke an Leibhaftigkeit ein klein wenig; im Allgemeinen aber ist auf dieser Seite das Meiste untergegangen, namentlich über die frühere Geschichte des Demipho — wie sie im Prologe (I, 3) dargestellt wird — Alles. Ehe jedoch Ritschl

das Ergebniss seiner Vergleichung des ambrosianischen Palimpsestes bekannt gemacht hat ist eine speciellere Beurteilung unmöglich und vergeblich. Die vielfache Aehnlichkeit welche die Handlung der Cist. mit der des Epidicus hat (Heiraten einer alten Liebschaft, Auffindung und nachträgliche Legitimierung der ausserehlich erzeugten Tochter) macht wahrscheinlich dass zwischen der Abfassung beider einige Jahre in der Mitte liegen. Da nun der Epid. nachweislich um 560 d. St. verfasst ist, so müsste die Cist. etwa 555 oder 565 geschrieben sein (nach dem Abstand zu schliessen in welchem das schon im Epidicus angewendete Motiv des Doppelbetruges in den Bacchides wiederholt ist); das Letztere ist aber darum das minder Wahrscheinliche weil die Cist. nicht unter den von Plautus im Alter verfassten Stücken genannt wird. Entscheidet man sich daher für die frühere Entstehung, so hat man vielleicht hierin einen neuen Erklärungsgrund der Beschaffenheit unseres Textes.

6.

Für die Datierung des Curculio hat man einen Anhaltspunkt an der Erwähnung des aurum Philippeum (III, 70), das aus chronologischen Gründen kein Dichter der neuen Komödie kennen konnte und das den Römern selbst in grösserer Menge erst seit dem Triumphe des Quintius Flamininus im J. 560 d. St. (Varr.) bekannt wurde. Indessen so sicher ist dieses Anzeichen nicht dass eine anderweitige Bestätigung jenes Ergebnisses nicht höchst erwünscht wäre. Eine solche haben wir aber an Curc. IV, 2, 23 ff. Hier heisst es von den Wucherern: rogationes plurimas propter vos populus scivit, quas vos rogatas rumpitis, aliquam reperitis rimam. Diess erhält eine überraschende Erläuterung durch die Worte des Livius (XXXV, 7): civitas fenore laborabat, et cum multis fenebribus legibus constricta avaritia esset, via fraudis inita erat ut in socios, qui non tenerentur iis legibus, nomina transscriberent. . . postquam professionibus detecta est magnitudo aeris alieni per hanc fraudem contracti, M. Sempronius trib. pl. ex auctoritate patrum plebem rogavit plebesque scivit: ut cum sociis ac nomine latino pecuniae creditae ius idem quod cum civibus romanis esset. Die Verstopfung dieser rima fällt ins J. 561 d. St. (Varr.), und in dieses wird also die erste Aufführung des Curculio zu setzen sein.

7.

In Betreff des griechischen Vorbildes der **Menaechmi** hat Ladewig in Schneidewin's Philologus I. S. 288 eine scharfsinnige Vermutung aufgestellt. Da nämlich Athen. XIV. p. 658 F. berichtet dass ein δοῦλος μάγειρος in keiner Komödie als bei Posidippus vorkomme, und doch Men. I, 3, 35. I, 4. II, 2 der Koch Cylindrus als Haussklave der Erotion erscheint, so hat Ladewig gefolgert dass demnach den Menächmen ein Stück des Posidippus zu Grunde liege, das wohl den Titel Δίδυμοι führte. Indessen da ein solches nirgends genannt wird hat die Annahme wenig Sicherheit. Auch sieht man mit Widerstreben aus einem so untergeordneten Umstand einen Schluss auf den Ursprung des ganzen Stücks gezogen. Dazu kommt noch dass die Stellung des coquus in den Menächmen sehr leicht auf Einmischung römischer Sitte beruhen kann; denn wenngleich auch bei den Römern bis nach dem Kriege mit Perseus die Kunstköche für ausserordentliche Fälle auf dem macellum gemiethet wurden (Plin. N. H. XVIII, 11, 28), so war doch ein coquus von jeher im Hause, nur dass sein Geschäft ein einfaches, ursprünglich das Brodbacken, war (Plin. l. l. vgl. auch Liv. XXXIX, 6 g. E.: tum coquus, vilissimum antiquis mancipium et aestimatione et usu, in pretio esse). Und da in den Menächmen die Zahl der Gäste nur zwei ist, und auch diese keine Fremden sind, so begnügte sich Erotion ihren coquos auf den Markt zu schicken, um das Nöthige einzukaufen.

8.*)

Der Prolog zu den Menaechmi ist eine Vereinigung sämmtlicher schlechten Witze die bei den verschiedenen Aufführungen des Stückes von den verschiedenen Theaterdirectoren oder Prologschreibern gemacht worden sind. Von v. 1—6 hat schon Brix (S. 6 seiner Ausgabe) erkannt dass sie nicht zu derselben Redaction gehören können wie v. 7—16; von v. 41—44 glaube ich Jahrb. 1866 S. 704 ebenso nachgewiesen zu haben dass sie aus einer andern Fassung sind als ihre Umgebung**), und Aehnliches

*) Aus Fleckeisen's Jahrbüchern f. class. Philol. 1867, S. 32—34.

**) „Die Namensänderung durch den avos ist drei- bis vier Mal berichtet (inmutat nomen huic avos gemino alteri; illius nomen indit; idemst ambobus nomen; Menaechmo nomen facit) und für dieselbe zweierlei einander ausschliessende Motivierungen gegeben: zuerst die Liebe (dile-

wird sich wohl auch von v. 51—56 glaublich machen lassen. Die Worte lauten dort so:

nunc in Epidamnum pédibus redeundúmst mihi,
ut hánc rem vobis éxamussim dísputem. 50
siquís quid vostrum Epidámni curarí sibi
velít, audacter ímperato et dícito;
sed ita út det unde cúrari id possít sibi.
nam nísi qui argentum déderit nugas égerit;
quí déderit magis maióres nugas égerit. 55
verum íllue redeo unde ábii, atque uno adsto ín loco.
Epidámniensis ílle quem dudum díxeram u. s. w.

Zu Anfang spricht also der Verfasser seine Absicht aus von der vorhergehenden Abschweifung auf Epidamnus zurückzukommen (nach E. zurückzukehren) und die Handlung des Stückes haarklein zu berichten, thut diess aber doch nicht, sondern macht eine neue Abschweifung und kehrt erst von dieser zur Erzählung der Handlung zurück, und zwar mit der gleichen Wendung (redeundumst, redeo) und mit dem gleichen Witze (pedibus, uno adsto in loco). Streichen wir die sechs Verse siquis quid bis adsto in loco, d. h. theilen wir sie dem Prolog einer andern Aufführung zu als die sie umgebenden Verse, so bekommen wir erst einen vernünftigen Zusammenhang: nunc in Epidamnum pedibus redeundumst mihi, ut hanc rem vobis examussim disputem. Epidamniensis ille quem u. s. w. So kehrt er wirklich zu Epidamnus zurück. Die dazwischen liegenden sechs Verse sind Witzreissereien, veranlasst durch die Art wie das Zurückkommen auf Epi-

xit) zu dem verlorenen Enkel (Namens Menaechmus), sodann der Umstand dass der avos selber Menaechmus hiess (und seinen Namen in seinem Geschlechte nicht wollte verloren gehen lassen). Und während inmutat und indit, sowie nachher nomen facit, den Standpunkt des avos festhalten, so hat das in der Mitte liegende idemst ambobus nomen eine unpersönliche, sachliche Formulierung. Dazu kommt Kleineres, wie der Tempuswechsel zwischen inmutat und dilexit, das unmittelbare Aufeinanderfolgen von alteri und alterum an der gleichen Versstelle. Kurz, wir haben hier zweierlei Redactionen für verschiedene Aufführungen der Menächmen. Der einen gehören die Verse an: inmutat nomen huic avos gemino alteri. Menaechmo idem quod alteri nomen facit, wo das unbestimmte inmutat seine naturgemässe nähere Bestimmung erhält und die beiden Praesentia sich auf einander beziehen; aus einer andern Fassung aber sind die dazwischen liegenden vier Verse, 41—44, falls man diese nicht selbst wieder in zwei Redactionen auseinanderlegen will."

damnus ausgedrückt war, eine Variation darüber, eine Ausführung und ein Breittreten dieses Witzes. Nachdem dasselbe als ein körperliches Gehen nach Epidamnus bezeichnet war, wurde daran von einem andern Verfasser der Witz angereiht: wer mir daher eine Commission dorthin mitgeben will thue es immerhin; nur aber heisst es dort: „point d'argent, point de Suisses." Wer mir daher kein Geld mitgibt ist ein Narr; wer mir aber Geld mitgibt ist ein noch grösserer Narr, denn er bekommt es nie wieder zu sehen (huius argenti d a m n u m faciet). Dass dieser Witz dem ursprünglichen Zusammenhange fremd ist wird auch aus seiner Wiederkehr im Prolog des Poenulus (v. 79 ff.) wahrscheinlich: er konnte jedesmal angebracht werden so oft von einem redire, revorti in Zusammenhang mit einem Ortsnamen die Rede war, und wurde denn auch von seinem Urheber wiederholt angebracht, im Prolog zum Poenulus wenigstens ohne Störung des Zusammenhangs, in dem zu den Menächmen aber am ungeeigneten Orte. So ist noch ein anderer Witz von ähnlicher Sorte, die Berufung auf einen Augenzeugen, im Prolog des Poenulus (v. 62 f.) mit dem Zusammenhange fest verwachsen, in dem der Menächmen (v. 22 f.) ohne alle Störung wegzulassen, so dass auch die letzteren beiden Verse von dem Witzfabrikanten herzurühren scheinen der den Poenulusprolog verfasste und der für eine von i h m geleitete Aufführung der Menächmen den vorgefundenen älteren (aber gleichfalls nachplautinischen) Prolog mit seinen Erfindungen bereichern zu müssen glaubte. Aus derselben Fabrik stammt wohl auch v. 72—76 des Menächmenprologs; wenigstens haben die Verse ganz den gleichen excurrierenden Charakter und dieselbe Nüance von Witz. Durch diese Verse ist wohl der ältere Schluss verdrängt worden, in welchem die Handlung des Stückes weiter erzählt war, entsprechend den Versen 8—10 des akrostichischen Argumentum, nämlich die fortwährenden Verwechslungen welche die Ankunft des Zwillingsbruders herbeiführt und deren schliessliche Lösung. Der Verfasser dieses älteren, die Handlung kurz (v. 6) aber vollständig darlegenden Prologs hat gewiss nicht für nöthig gefunden nach allem Erzählten noch ausdrücklich zu sagen dass die Stadt die man sehe Epidamnus sei. Diese Bemerkung rührt von demjenigen Prologschreiber her welchem es darum zu thun war den Witz quando alia agetur, aliud fiet oppidum u. s. w. anzubringen.

9.*)

Die Verse Men. 152—157 stehen in den Handschriften durchaus in der richtigen Ordnung, und es bedarf weder der Umstellung von Ritschl noch der von Brix, welche letztere geradezu unverständlich ist, trotz der ausführlichen Erklärung. Wohl aber ist vor 152 ein Vers ausgefallen. Der Parasit hat sich geweigert dem Menächmus weitere Complimente zu machen, bis er wisse wozu und wofür; zumal da derselbe Händel mit seiner Frau habe (und in Folge dessen auswärts esse, so dass für den Parasiten nichts zu hoffen ist). Darauf hatte nun Menächmus den Parasiten in dem ausgefallenen Verse beruhigt: „oh, was diess betrifft brauchst du dir keine Sorgen zu machen: ich werde schon ein Plätzchen finden,

clam úxorem ubi sepúlcrum habeamus, húnc conburamús diem

(ganz nach Bb, nur unter Streichung von atque vor hunc, mit Brix): wo wir hinter dem Rücken meiner Frau, wenn der Tag todt (todtgeschlagen = zu Ende) ist, ihm einen Leichenschmaus halten können.“ Das leuchtet dem Parasiten ein, und er treibt nun zur Eile:

áge sane igitur, quándo aequom oras, quám mox incendó rogum?
díes quidem iam ad úmbilicunst dímidiatus mórtuos.

„das ist ein Vorschlag zur Güte, das lässt sich hören: wann machen wir aber damit den Anfang? Es ist höchste Zeit dafür Vorkehrung zu treffen, da es schon Mittag ist.“ Darauf Menächmus: „am Aufschub bist nur du selbst Schuld mit deinem Dreinreden“:

té morare, míhi quom obloquere.

Der Parasit beeilt sich nun hoch und theuer zu versichern dass es ihm gewiss entfernt nicht einfalle dem Menächmus dreinreden zu wollen:

óculum ecfodito sémorum
míhi, Menaechme, si úllum verbum fáxo, nisi quod iússeris.

So hängt alles ganz wohl zusammen.

10.**)

In der zweiten Scene des dritten Acts tritt Menächmus II aus dem Hause der Erotium, während der Parasit Peniculus von

*) Aus Fleckeisen's Jahrbb. 1867, S. 33 f.
**) Aus Fleckeisen's Jahrbb. 1867, S. 273 f.

ihm ungesehen auf der Bühne ist. Die ersten drei Verse spricht Menächmus noch ins Haus hinein, laut Erotium darüber beruhigend dass sie die palla bald wieder, unkenntlich gemacht, zurückerhalten solle; nachher dankt er in gedämpftem Tone dem Himmel dass er ihm solche Beute in die Hände jage. Peniculus sagt während dieser leiseren Aeusserungen nach B (v. 478 f.):

> nequeó quae loquitur éxaudire clánculum.
> satúr nunc loquitur dé me et de parté mea.

Dass im letzten Verse gleichgültig ist ob man mit BDcF parte schreibt oder mit CDaZ parti, hat Bücheler lat. Decl. S. 50 bemerkt. Dieser zweite Vers fehlt aber in A; und da er ohnehin zu dem vorbergehenden sachlich nicht passt, so ist es um so wahrscheinlicher dass er hierher nicht gehört und nur wegen seiner Aehnlichkeit hieher gerathen ist. Darum aber seine Echtheit zu bezweifeln, wie Ritschl thut, scheint mir ein zu rascher Schluss. Ich halte es vielmehr für einen glücklichen Gedanken von Brix, dass derselbe nach den drei Anfangsversen dieser Scene zu setzen sei. Nur darf man weder satur in satis verwandeln noch den Vers so erklären wie Brix thut. Ich verbinde satur de me et de parte mea. Der erste Gedanke des Parasiten, wie er den Menächmus von Essen und Trinken geröthet aus dem Hause treten sieht und hineinsprechen hört, ist dass der welcher da spreche sich auf seine Kosten, von seinem Antheile satt gegessen habe. Erst nachdem er seinen Aerger darüber Luft gemacht geht er auf den Inhalt des Gesprochenen ein, aber nicht ohne nochmals auf jenen Cardinalpunct zurückzukommen:

> pallam ád phrygionem fért confecto prándio
> vinóque expoto, párasito excluso foras

und blutige Rache schwörend:

> non, hércle, is sum quí sum, ni hanc iniúriam
> meque últus pulcre fúero. observa quíd dabo.

Die letzten drei Worte hat Brix gut gerechtfertigt. Darauf folgt des Menächmus leise gesprochener Preis seines Glückes, z. B. scortum accubui, wovon Brix eine Erklärung gibt die wohl nur auf pädagogische Richtigkeit Anspruch macht, da das Glück ein scortum „zur Tischnachbarin" zu haben doch nicht gross genug ist und Catull 61, 167 auf eine andere Auffassung führt; sodann der Vers nequeó quae loquitur éxaudire clánculum. Seine Bedeutung in diesem Zusammenhange hat Brix nicht erkannt; der Parasit darf die vorhergehende und nachfolgende Darlegung des

Menächmus nicht hören, da er sonst zu früh die Verwechslung entdecken würde. Clanculum bedeutet „in meinem Verstecke, von dem Redenden entfernt und ungesehen wie ich bin.“ Aehnlich Asin. V, 2, 31: aucupemus ex insidiis clanculum quam rem gerant. Wenn Ritschl das Wort mit den folgenden Worten des Menächmus verbindet: clanculum ait hanc dedisse me sibi, so kann diess nicht richtig sein, da er den Shawl zwar seiner Frau clanculum surrupuit (vgl. 531 f. 560), nicht aber der Erotium clanculum gegeben hat, sondern offen vor ihrem Hause und vor den Augen des Parasiten: s. v. 202.

V. 656 liest man bei Brix wie bei Ritschl:

Men. pér Iovem deosque ómnis adiuro, úxor — satin' hoc ést tibi? —
nón dedisse. Pe. immo hércle vero, nós non falsum dícere.

Dazu gibt Brix die richtige Erklärung: nos adiuramus nos non falsum dicere. Nur musste dann auch interpungiert werden: immo hercle vero nos, non falsum dicere. Denn der Gegensatz liegt in den Personen: adiuro. Immo hercle vero nos adiuramus. Bei der andern Interpunctionsweise wäre zu erwarten: immo vero (adiura), nos non verum dicere.

11.*)

Menaechmi 590 ff. ist eine in sachlicher Beziehung sehr merkwürdige und schwierige Stelle. Es ist darin von den Aedilen kurzweg als von einer richterlichen Behörde die Rede, von der sponsio und dem praedem dare. Sie ist daher auch schon manchfach besprochen worden. Nur haben die welche die sachliche Seite besprachen oft genug über die kritische Beschaffenheit der Stelle verworrene Vorstellungen gehabt, und die welche den Text festzustellen unternahmen waren nicht selten über die einschlägigen Sachverhältnisse nicht genügend unterrichtet oder giengen in Bezug auf letztere von wilkürlichen unbegründeten Voraussetzungen aus. Solche Voraussetzungen der Textgestaltung zu Grunde zu legen ist im vorliegenden Falle um so weniger gerechtfertigt und um so gefährlicher, je dunkler die betreffenden Sachverhältnisse selbst sind. Wenigstens mir haben die eingehendsten Besprechungen mit den scharfsinnigsten und kenntnissreichsten Romanisten als allersicherstes Ergebniss das festgestellt dass nur so lange man die Stelle aus sich selbst erklärt man festen Boden unter den

*) Aus dem Rhein. Mus. XXII. S. 451—456.

Füssen hat. Ich kann es daher schon nicht billigen dass Ritschl das überlieferte aediles abgeändert hat in aedilem*), noch weniger aber dass er in seiner (kleinern) Textausgabe den Vorschlag Bothe's ut ne sponsio aufgenommen und dadurch die Worte in ihr Gegentheil verwandelt hat, trotzdem dass Vahlen, Rhein. Mus. XVI. S. 633 f. diese Aenderung als eine sichere behandelt. Dass sie hiervon das Gegentheil ist erhellt aus den Worten condiciones tetuli tortas, confragosas. Denn diese condiciones bilden eben den Inhalt der sponsio; diese hatte die Form: si (hoc est, factum est oder non est, non factum est) spondesne? sie bestand also ganz wesentlich aus einer condicio oder mehreren, und wenn Menächmus condiciones tetulit, so hat er unzweifelhaft eine sponsio beantragt, nicht aber eine solche verhindern wollen. Aber suchen wir zuerst den Wortlaut festzustellen.

Ueber 590 und 591 kann kein Zweifel sein dass die Octonare so lauten:

> áput aediles pro éius factis plúrumisque péssumisque
> díxi caussam: cóndiciones tétuli tortas, cónfragosas.

Denn dass A vielmehr detuli hat kommt nicht in Betracht. Die Schwierigkeiten liegen erst in den zwei nächsten Versen. Hier bieten die Hdss. Folgendes:

> aut plus aut minus quam opus fuerat (so A, die andern erat) multo (Ritschl nach Spuren des A vielmehr dicto) dixeram, controversiam
> ut sponsio fieret. ille qui praedem (so deutlich A, die andern praedam) dedit.

Um mit dem letztern anzufangen, so war die Emendation quid ille? quid? praedem dedit ganz befriedigend. Da aber die lex Thoria vom J. 643 d. St. noch die vollere Form praevides zeigt, so ist mehr als wahrscheinlich dass auch Plautus sie noch gekannt und angewendet hat, und Bücheler hat daher gewiss mit Recht quid ille? praevidem dedit geschrieben. Nachdem diess in die spätere Form praedem verwandelt worden war, wurde zur Ausfüllung ein zweites quid hineingesetzt, und dieses hatte den Ausfall des ersten in den Hss. zur Folge. Im ersten Vers ergibt

*) Diess ohne Zweifel wegen apud aedilem v. 587, das dort zwar nicht unbedingt zu verwerfen ist (weil dann drei Arten von Fällen unterschieden werden, criminelle, civilistische und polizeiliche), aber doch an der Variante iudicem eine gefährliche Concurrenz hat: vor dem populus, einem magistratus, einem iudex.

das was die Hss. bieten um zwei Silben zu viel; Ritschl hat daher die beiden aut gestrichen:

plus minus quam opus fuerat dicto dixeram etc.

Aber da Menächmus Eile hatte um zu dem bestellten Essen zu kommen, so wird er sich in seiner Rede gewiss nur auf das Nothwendige beschränkt und genau nur so viel gesprochen haben als die Sache unumgänglich verlangte, nicht mehr, aber — gemäss seiner Pflicht als patronus — auch nicht weniger. Diess heisst haut plus, haut minus, und diess ist offenbar das was die Hss. mit ihren zwei aut meinen. plus minus würde heissen: mehr oder weniger, wie Capt. V, 3, 18:

éheu, cur ego plús minusque féci quam me aequóm fuit!

Warum hab' ich nicht einfach das gethan was meine Pflicht erheischte, warum hab' ich mich von der Linie der Pflicht entfernt, darunter und darüber! Dass er sich in beiden Richtungen in seiner Rede von demjenigen entfernt habe quod opus fuerat will Menächmus gewiss nicht sagen. Ich streiche daher lieber dicto, zumal da es, wie auch die Verschreibung multo glaublich macht, einer Glosse seine Entstehung verdanken kann und noch sehr zweifelhaft ist ob es wirklich am A eine Stütze hat. Also:

háut plus, haut minus quám opus fuerat díxeram.

Folgt dann im A: CONTEOUERSIAMUT || SPONSIOFIERET. Die deutliche und auch durch alle andern Hss. bestätigte Accusativform zeigt dass der Fehler in fieret steckt, statt dessen ein transitiver Verbalbegriff nöthig ist, entweder das von Ritschl in seiner grössern Ausgabe gesetzte finiret oder Vahlen's diferret. Dann fehlt nur noch ean, das nach ut leicht ausfallen konnte, wenn es, wie im A, am Schlusse der Zeile stand. Somit ergäbe sich diese Fassung:

haút plus, haut minus quám opus fuerat díxeram, controvórsiam
út eam sponsió finiret (oder diferret). quíd ille? praevidém dedit.

Ritschls Umstellung der mittleren Worte (in seiner grösseren Ausgabe) in: ut eam sponsio || controversiam finiret, gibt zwar einen unzweifelhaft gefälligeren Vers, lässt jedoch die Entstehung der handschriftlichen Ueberlieferung unerklärt. Nun ist aber noch zwischen finiret und diferret eine Entscheidung zu treffen. Diese hängt von der Frage ab ob das Eingehen einer sponsio eine Vertagung des Processes ist oder ein Abschluss desselben. An sich und sachlich gewiss das Erstere, sofern durch das Eingehen der Wette der Process nur eine andere Form erhält und auf ein an-

deres Gebiet hinübergespielt wird. Aber Menächmus hat Eile, er möchte vom Forum fort, er möchte schlechterdings der Verhandlung wenigstens für heute ein Ende gemacht sehen, damit er zu seinem Rendez-vous sich begeben kann; Alles in ihm ruft nach Schluss; und so ist gewiss finiret das seiner Stimmung entsprechende Wort, weit mehr als diferret, das die Fortsetzung der heutigen Verhandlung in unerfreulicher Perspective zeigt. Durch die sponsio erfolgte aber auch wirklich ein finire eam controversiam, wenigstens ein vorläufiges und für die bisherige Form der Verhandlung; es musste nun erst über das Zutreffen der den Inhalt der sponsio bildenden Bedingungen cognosciert werden, und damit hatte es gute Weile*). Neben dem aber dass sein eigenstes Interesse dem finis controversiae zudrängte durfte Menächmus glauben mit der sponsio auch noch dem Interesse seines Clienten gerecht geworden zu sein, da er der Sponsionsformel eine solche Fassung gegeben hatte dass sie für die Gegenpartei Fussangeln enthielt und dieser der Beweis sehr erschwert wurde. Der Client hätte also, nach der Meinung des Menächmus, mit beiden Händen nach der vorgeschlagenen sponsio greifen sollen. Was that er aber statt dessen? Praevidem dedit! Was heisst diess? Brix erklärt es: „er drang hartköpfig auf ein strenges Processverfahren, in welchem er bei der Menge der ihn belastenden und durch drei Zeugen erhärteten Thatsachen nothwendig verurteilt werden musste, und erklärte dazu einen Bürgen stellen zu wollen." Dieser Erklärung fehlt es nicht an der Autorität bedeutender Kenner des römischen Rechts, und ich habe sie selbst auch längere Zeit getheilt; sie scheint mir aber nicht zu stimmen zu dem folgenden nec:

> néc magis manuféstum ego hominem úmquam ullum tenéri vidi;
> ómnibus male fáctis testes trés aderant acérrumi.

Bei Brix' Erklärung stände zu praevidem dedit das Weitere in einem Adversativverhältniss; und doch konnte bei einem strengen Processverfahren lediglich kein günstiges Ergebniss für ihn herauskommen. Diess heisst aber nec nicht, sondern vielmehr: und

*) Dass finire technisch ist für die Erledigung eines Processes (lis) oder eines Streitpunktes (controversia) erhellt aus Stellen wie Plin. Ep. VII, 7, 2: si alteram litem per iudicem, alteram, ut ais, ipse finieris. Dig. IV, 8, 8. §. 1: compromissum . . ad finiendas lites pertinet. ib. 19. §. 1 vom arbiter: nisi omnes controversias finierit, non videtur dicta sententia.

ich habe auch wirklich, in der That niemals einen Menschen mit schlechterer Sache gesehen; er hatte also, den Fall von objectivem Gesichtspunkt betrachtet, allen Grund seine Sache für verloren zu halten und aufzugeben. Für seinen Patronus blieb dann nur der Aerger dass der Schlingel diess nicht von Anfang an gethan, vielmehr ihn ganz unnöthig bemüht und seine kostbare Zeit ihm gestohlen habe. Also ein Aufgeben seiner Sache finde ich in praevidem dedit, und ich kann mich dafür gleichfalls auf einen Juristen berufen, nämlich auf Göppert, Zur Lehre von den praedes, in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte IV (Weimar 1864) S. 269, welcher sagt: „Es könnte zwar zweifelhaft sein ob es sich hierbei vielleicht darum gehandelt ob sacramento oder per sponsionem procediert werden sollte. Aber darüber sind weitläufige Verhandlungen nicht wahrscheinlich; die Sache geht vor den Aedilen vor und betrifft anscheinend irgend ein Vergehen gegen ihre Edicte. Plautus meint offenbar den Gegensatz zwischen gütlicher Vergleichung und Einlassung auf den Process. Menächmus hat letzteres für seinen Clienten herbeiführen und die Formel der einzugehenden Sponsionen zu seinen Gunsten möglichst verdrehen wollen; der Client hat aber — und auch mit Recht, da er vollständig überführt worden wäre — noch im letzten Moment eingestanden und seinem Gegner für die Streitsumme praedes gegeben; freilich sind nun alle Worte des Menächmus vergebens gewesen.“ Dass es sich um Delicte handelt erhellt aus factis pessumis, manufestum teneri, male factis; nur will es dazu nicht recht stimmen dass Göppert von einer „Streitsumme“ spricht. Das Stellen eines praeves wird sich daher vielmehr auf die Geldstrafe (multa) beziehen mit der das betreffende Delict bedroht war und zu deren Zahlung der Beklagte verpflichtet (wenn nicht geradezu condemniert) war, nachdem er die Richtigkeit der erhobenen Klage zugegeben hatte. Das Delict war wohl ein Polizeivergehen, die als solche vor das Forum der Aedilen gehörten und meist mit einer Geldstrafe bedroht waren, theilweise so dass auf diese von jedem Beliebigen (quilibet ex populo) geklagt werden konnte; also eine multae petitio mittelst einer actio popularis. Solche Klagen waren theils Popularinterdicte zum Schutze der Benützung der res publicae, theils Popularactionen auf Geldstrafen wegen öffentlicher Delicte. Vergehen dieser Art waren sepulcri violatio, albi corruptio, effusum ac deiectum und andere Gefährdungen der Sicherheit auf der via publica. In

Bezug auf das erstgenannte Vergehen hiess es z. B. in dem prätorischen Edict Dig. XLVII, 12, 3: wenn kein unmittelbar Betheiligter vorhanden sei oder dieser nicht Klage erheben wolle, quicumque agere volet, ei centum aureorum actionem dabo. Die betreffende Strafsumme wurde, wo keine gegentheilige Bestimmung vorlag, Eigenthum des siegreichen Klägers. Vgl. über diesen ganzen Gegenstand G. Bruns, die römischen Popularklagen, in der Ztschr. f. Rechtsgeschichte III, besonders S. 369 ff. 388 ff. 405 ff. Die Popularinterdicte sind die ältere Form, und bei allen Interdicten bestand das Verfahren zunächst stets in einem Sponsionenprocesse. Der Magistrat erliess auf den Antrag des Klägers sein Interdict; und wenn dann der Beklagte die Rechtmässigkeit desselben bestritt und es nicht befolgte, so schlossen die Parteien eine sponsio mit restipulatio auf Strafen darüber ab, und daraus wurde dann beiderseits geklagt und der Unterliegende in die Strafe verurteilt (Bruns a. a. O. S. 395). Unsere Stelle aber bezieht sich auf eine populare ädilicische Strafklage, welche an sich schon in der Literatur überaus selten sind — Bruns hat nur vermutungsweise als eine solche die aus dem Edicte de bestiis (Dig. XXI, 1, 42) bezeichnet und sonst nur prätorische dieser Art gefunden — und dann ist auch der Verlauf derselben, wie ihn unsere Stelle zeichnet, ein höchst orgineller und durch die Anwendung der sponsio lehrreich für die Geschichte dieser Stipulationsform. Daher die Stelle der ferneren Beachtung unserer Romanisten empfohlen sein möge.

12.*)

Der Prolog des Miles gloriosus (II, 1, 8 f.) enthält die Angabe: *Ἀλαζών* graece huic nomen est comoediae, id nos latine Gloriosum dicimus. Die Weglassung des Namens des griechischen Dichters und der etwas schwankende Ausdruck, der an sich auch die Annahme bloser Abstraction aus dem lateinischen Titel zuliesse, könnte Bedenken erregen, wenn der Prolog nicht sonst manche unverwerfliche und werthvolle Angaben enthielte. Die Stellung dieses Prologs weist allerdings darauf hin dass es mit der Eingangsscene eine besondere Bewandtniss habe, wenngleich der Vorwurf der „Verbindungslosigkeit" nicht ganz gegründet scheint; vgl. I, 1, 72 ff. mit IV, 1, 2 ff. Ob nun aber jene aus dem Kolax des Menander genommen ist, wie W. A. Becker meinte,

*) Aus dem Rhein. Mus. VIII. S. 34—41.

oder aus dem *Αἰρησιτείχης* des Diphilus, wie Ritschl vermutete, wird sich schwer entscheiden lassen; für das Erstere spräche dass das was den Eingang von dem Folgenden unterscheidet die Rolle des Parasiten ist, für das Zweite der Name des Miles, Pyrgopolinices. In Bezug auf die Abfassungszeit des Stücks bewährt sich auch hier wieder Vissering's Bemerkung wegen des philippischen Goldes, das IV, 2, 69. 72 erwähnt ist; denn andererseits weist IV, 2, 28: cedo signum, si harunc Baccharum es auf eine Zeit hin wo die Bacchanalien zu Rom noch in vollster Blüte standen, wenigstens noch nicht verboten waren. Das Stück fällt somit zwischen 560 und 568, also ungefähr 565 d. St. (Varr.).

13.

Beim Poenulus läge die Annahme einer Contamination ziemlich nahe, wenn dadurch etwas gewonnen wäre. Denn die zweierlei Intriken zum Zwecke der Befreiung der Adelphasium, die völlig unvermittelt und zusammenhangslos neben einander herlaufen und von denen eine die andere überflüssig macht, könnten auf ursprüngliches Auseinanderliegen der beiden Theile hinweisen. Zudem erhält Adelphasium I, 2, 159 Aussicht eine civis attica zu werden (wie auch der Beschreibung der Aphrodisien die attische Sitte zu Grunde liegt), während doch sonst immer der Schauplatz Aetolien (III, 3, 7: Aetoli cives; V, 2, 97), genauer Kalydon (V, 4, 8) ist. Aber die Erfindung und Anlage des Stücks ist so durch und durch mangelhaft dass jene beiden Eigenthümlichkeiten wohl passender aus dieser allgemeinen Mangelhaftigkeit abgeleitet werden. Namentlich die erste Intrike zeugt von einer Verworrenheit der Rechtsbegriffe die an einem Römer unbegreiflich ist. Agorastokles schickt einen seiner Sklaven mit 300 Philippsdor ins Haus des Leno; dieser Sklave gibt sich für einen freigeborenen Spartaner aus, und scheinbar glaubwürdige Zeugen bekräftigen seine Angaben; er händigt dem Leno das Geld für Gegenleistungen ein, — und damit dass er ihn ins Haus aufgenommen, das Geld nicht zurückgewiesen hat, soll nun der Leno eines doppelten Diebstahls, von einem Sklaven und von einer Geldsumme, sich schuldig gemacht haben! Als ob Aneignen einer Sache, wenn man nicht nur nicht weiss dass sie fremdes Eigenthum ist, sondern von der man sogar das Gegentheil zu glauben zureichende Gründe hat, irgendwo Diebstahl genannt würde! Um nichts zu sagen von der kolossalen Plumpheit dass Agorastokles III, 4, 22 erklärt, er

wolle nach einem Sklaven mit zweihundert Dukaten fragen, damit der Leno um so eher eine verneinende Antwort gebe, weil Collybiscus dreihundert mitgebracht, und dass die advocati III, 5, 34 f. selbst bekennen: peristi leno; nam iste est huius vilicus, quem tibi nos esse Spartiatem diximus! Ohnehin ist von dieser ganzen Intrike nicht abzusehen wozu sie angezettelt wird, da ja Agorastokles selbständig und reich ist und jeden Augenblick loskaufen könnte; ebenso wenig, warum sie nicht aufgegeben wird nachdem durch die Auffindung ihres Vaters die Mädchen in Freiheit gesetzt sind, somit der ursprüngliche Zweck erreicht ist und die Verfolgung jener Intrike nur noch die Bedeutung einer betrügerischen Gelderpressung hat. Diese Verstösse sind alle so handgreiflich und grob dass man vor ein Paar hundert Jahren daraus die Unechtheit des Stücks gefolgert hätte, wenn man auf dieselben aufmerksam geworden wäre. Eine ebenso beliebte und gleich geistreiche Folgerung ist: dass das Stück ein Jugendversuch oder umgekehrt ein Erzeugniss der Altersschwäche sein werde; als ob nicht auf jeder Altersstufe einem fruchtbaren, wenn auch sonst vortrefflichen Dichter einmal etwas misslingen könnte! Dass namentlich Plautus noch im Alter Ausgezeichnetes zu leisten vermochte beweist unter Anderen der Pseudulus. Es steht daher ausser allem Zusammenhang mit unserer Gesammtansicht von dem Stücke wenn wir dasselbe den letzten Jahren des Dichters zuweisen; vielmehr bestimmen uns hiezu die geschichtlichen Andeutungen, die bei dieser Komödie ungewöhnlich zahlreich sind. Einmal das philippische Gold ist darin nicht weniger als zehnmal erwähnt (I, 1, 38. 3, 6. III, 1, 55. 2, 22. 3, 57. 4, 4. 22. 5, 26. 36. V, 6, 26), das Jahr 560 ist also wiederum das früheste Datum. Hieraus erhält zugleich Sparta capitur (III, 3, 52) seine Beziehung. Wir finden im plautinischen Zeitalter Sparta zweimal erobert: im Jahre 222 v. Chr. (532 d. St.) durch Antigonus, und 189=565 durch Philopömen. Von diesen beiden Fällen ist demnach der letztere hier gemeint, und das schroffe Verfahren des Siegers gegen die altberühmte Stadt (Niederreissen der Mauern u. s. w.) mochte auch unter der Menge so grosses Aufsehen erregen dass der Dichter passend auf dieses Zeitereigniss anspielen konnte. Zu diesem Datum stimmt ferner die Erwähnung des Antiochus als noch lebend, da dieser erst 567 d. St. (187 v. Chr.) noch gar nicht alt (er war im J. 224 v. Chr. sehr jung auf den Thron gelangt) den Tod fand; und in re populi

placida atque interfectis hostibus (III, 1, 21) passte ganz gut auf eine Zeit wo vier Triumphe hinter einander ein Gefühl von Sicherheit verliehen und der eine Consul (Fulvius) in Aetolien siegte und Frieden schloss, der andere (Cn. Manlius) in Galatien mit solchem Erfolge kämpfte dass noch vor Beginn des Frühjahrs (566 d. St.) ein Vertrag mit Antiochus zu Stande kam. Ist es hienach wahrscheinlich dass der Poenulus in demselben Jahre wie die Bacchides (und der Miles glor.?) verfasst ist, so könnte man sagen dass der Dichter, durch die Hervorbringung eines so ausgezeichneten Stückes (oder gar mehrerer) für eine Weile erschöpft, mit seinem nächsten, sehr bald darauf verfassten Drama wenig Glück gehabt habe, — wenn nicht solches Pragmatisieren überhaupt höchst müssig wäre.

14.

Vom Rudens sollte man meinen er müsse nach der Cistellaria und der Vidularia verfasst sein; denn es liegt auf der Hand dass nach seinem Inhalte einer der beiden letztern Namen für das Stück weit passender und natürlicher gewesen wäre als der wirklich gewählte, und es kann für die getroffene Wahl kaum ein anderer vernünftiger Grund gedacht werden als der dass die beiden näher liegenden Titel durch frühere Stücke bereits vorweggenommen waren. Nur aber ist mit dieser Bemerkung sehr wenig geholfen; denn von der Vidularia haben wir nur magere Bruchstücke, und von der Cistellaria wissen wir wenigstens die Abfassungszeit nicht. So müssen wir uns also nach andern Anhaltspunkten umsehen. Einen solchen bietet erstens wieder das philippische Gold (V, 2, 27), auch hier unterstützt durch ein anderes Kriterium. Zweitens nämlich beruft sich V, 3, 26 der Leno für die Ungültigkeit der mit Gripus abgeschlossenen Stipulation scherzhaft darauf dass er noch nicht 25 Jahre alt sei. Das ist die aus Pseud. I, 3, 69 bekannte lex quinavicenaria, d. h. die lex Plaetoria, über deren Inhalt s. die Nachweisungen bei Rein in Pauly's Real-Encyclopädie IV. S. 990 ff. Leider aber kennen wir Zeit und Urheber dieses Gesetzes so wenig dass wir, statt aus diesen die Abfassungszeit der beiden plautinischen Stücke bestimmen zu können, vielmehr froh sein müssen dass aus den letzteren auf jene einiges Licht fällt. Indessen da auch in den übrigen Stücken Gelegenheit genug gewesen wäre auf das Gesetz anzuspielen, es aber nie geschehen ist, und da lex quinavicenaria ein offenbarer Spottname ist, der auf frische politische Kämpfe

um das Gesetz hinzudeuten scheint, so ist es vielleicht nicht zu verwegen wenn man annimmt dass die lex Plaetoria nicht lange vor der Aufführung des Pseudulus, welche bekanntlich ins J. 563 d. St. (Varr.) fällt, also etwa 562 d. St., gegeben worden sei. In dieses Jahr könnte man dann auch die Aufführung des Rudens setzen.

15.

Der Stichus ist ein räthselhaftes Stück. Ich will gern glauben dass es, wie Ritschl Parerg. I. S. 280. A. angibt, in sehr unvollständiger Gestalt auf uns gekommen ist, wiewohl Ladewig doch wohl des Guten zu viel thut wenn er meint das Vorhandene sei nur etwa die Hälfte des ursprünglichen Ganzen; aber ich sehe nur nicht recht was das vollständige Stück weiter enthalten haben soll, welche angefangene Handlung, welche eingefädelte Intrike darin zu Ende geführt werden mochte. Sollte etwa das ernsthaftere Herrenmahl durch das Sklavengelage verdrängt worden sein? Oder spielte darin besonders Stichus eine Rolle und rechtfertigte den gewählten Titel? Oder war es darauf angelegt dem hetzerischen Alten mittelst der erbetenen Concubine eine Beschämung zu bereiten? Besonders wahrscheinlich ist diess nicht, da jener Bitte ja schon IV, 1, 66 f. durch deren Reduction auf das Bedürfniss einer Betterwärmung ihr Stachel genommen ist. Die letzten Scenen sind allerdings, wie Ritschl sagt, sehr flüchtig skizziert; aber es scheint mir doch als ob darin eine gewisse Absichtlichkeit zu erkennen wäre, nämlich das Bestreben auf das Erscheinen oder Wiedererscheinen der Stephanium zu spannen. Dann ist sie wohl (im Gegensatze zu V, 3, wo sie noch nicht auffallend gekleidet war) in besonderem Putze, im Ballstaate erschienen, vgl. V, 5, 3 ff. Ferner ist bemerkenswerth dass sie bis zu Ende (s. V, 6, 4) nicht zum Sitzen kommt, sondern bis zum Schlusse (V, 7, 6) fortgetanzt und gesungen wird, was so sehr der sonstigen Gewohnheit widerstreitet dass die Vermutung gerechtfertigt scheint, es liege eben in dieser Vereinigung dramatischer und orchestischer Darstellung eine Haupteigenthümlichkeit des Stückes und sie bilde einen wesentlichen und ursprünglichen Bestandtheil desselben. Ein heiteres Mahl mit Gesang und Tanz bildete ohne Zweifel die Schlussscene in dem Menanderschen Stücke das dem Stichus zu Grunde liegt, nur aber so dass die Theilnehmer daran die heimgekehrten Ehemänner und ihre Frauen selbst waren, welche auf diese Weise ihre Freude über

ihre glückliche Heimkehr nach langer Abwesenheit und über das frohe Wiedersehen der trotz Anfechtung treugebliebenen Gattinnen an den Tag legten; denn in Athen, wo das Stück spielt, ist das höchst natürlich, da ja Alexis (bei Athen. IV. p. 134 A) sagt, *τοῦτο γὰρ νῦν ἐστί σοι Ἐν ταῖς Ἀθήναις ταῖς καλαῖς ἐπιχώριον· Ἅπαντες ὀρχοῦντ' εὐθὺς ἂν οἶνου μόνου Ὀσμὴν ἴδωσι.* Dass ein solches Mahl die ursprüngliche Schlussscene bildete folgere ich daraus dass wir fortwährend von den Vorbereitungen dazu hören, dass z. B. Antipho sich IV, 1, 63 auf Wiedersehen beim Mahle verabschiedet, dass überhaupt in diesem alle Fäden zusammenlaufen. Wozu wäre der Parasit da, wenn es nicht einmal zum Essen gienge? Gewiss wurde dieser, nachdem er von den Brüdern lange genug gequält war (IV, 2), endlich doch noch mit einer Einladung begnadigt und zeigte sich nun beim Essen in seiner ganzen Grösse. Ferner Antipho, — beim Mahle wird er gleichfalls gepaart gewesen sein, wie seine Eidame, nämlich mit der Flötenspielerin, die er sich IV, 1 von Pamphilus erbittet, nachdem er schon I, 2 seine Abneigung gegen den einsamen Wittwerstand ausgesprochen hatte. So erhalten diese beiden Züge ihre Bedeutung und Beleuchtung. Plautus nun wollte einerseits den Tanz und Gesang und das Mahl am Schlusse belassen, zumal da die Stimmung einer solchen Scene der damaligen des Publikums entsprechen mochte, sofern eben erst (553 d. St.) dem unheilvollen zweiten punischen Kriege durch den Frieden mit Karthago ein Ende gemacht und so auch nach langer Abwesenheit Friede und Ruhe in das Vaterland zurückgekehrt war. Andererseits aber mochte er doch nicht so schwer gegen die römischen Begriffe verstossen dass er Freigeborene singend und tanzend eingeführt hätte. Er wählte daher den Ausweg Letzteres Sklaven thun zu lassen, und setzte überhaupt ein Sklavengelage an die Stelle des Herrenmahles, das er hinter den Coulissen vor sich gehen lässt. In Folge dessen mussten natürlich viele feine Tischreden, namentlich wohl viele Spässe von und mit dem Parasiten, wegfallen, und die Schlussscene bekam überhaupt nun einen roheren, wilderen Anstrich, der zu dem Vorhergehenden nicht passt. Daher das Unharmonische, Abspringende, Unbefriedigende des Schlusses. Es ist ungefähr wie wenn man einem Mannesleibe einen Knabenkopf aufsetzen würde. Und zwar sieht es aus als ob Plautus bis an die Scene selbst hin an die Möglichkeit geglaubt hätte dieselbe im Wesentlichen so zu lassen wie sie Menander gab,

und als wäre ihm erst bei dem wirklichen Versuche der Uebertragung ihre absolute Unvereinbarkeit mit der römischen Denkweise zum vollen Bewusstsein gekommen; denn ohne einen solchen Hergang würde er wohl früher darauf bedacht gewesen sein dem Stücke eine andere Wendung zu geben und die Sklaven zeitiger einzuführen. In Folge dieser Abänderung, des Vorschiebens der Sklaven an die Stelle der Herrschaften, bekam das Stück jetzt auch zum Titel einen Sklavennamen. Die verhältnissmässige Kürze des Stückes hätte dann ihren Grund in der Zeitdauer welche der Tanz und der Vortrag eingelegter Gesangstücke einnahmen.

16.

So kurz der Prolog zum Truculentus ist, so reich ist er an faden Witzen; dass er von Plautus selbst nicht herrührt scheint hervorzugehen nicht nur aus der Art wie v. 1 Plautus' Name genannt ist, sondern auch aus v. 13 vgl. mit 20, dem Gegensatze in welchen der Redende seine Zeit stellt zu der im Stücke selbst geschilderten, welche Plautus stillschweigend und durch mancherlei Anspielungen mit seiner eigenen zu identificieren pflegt. Das Stück selbst wird etwa ins J. 565 zu setzen sein. Denn es wird von Cic. de sen. 14, 50 neben dem im J. 563 verfassten Pseudulus als eine mit Liebe gehegte Frucht des Greisenalters von Plautus genannt, weist ferner in diesem Zeitraum auf ein Jahr nach Beendigung eines nambaften Kriegs hin, da I, 56 der Vers wiederkehrt re placida atque otiosa, victis hostibus, den wir schon im Pönulus, noch aus andern Gründen, auf das Jahr nach der Schlacht am Sipylus bezogen, und macht endlich durch Sittenschilderungen wie I, 1, 45 f. (nunc lenonum et scortorum plus est fere quam olim muscarum est cum caletur maxume) wahrscheinlich dass es ziemlich am Ende von Plautus' Leben verfasst ist. Das dem philippischen Golde (s. V, 60) entnommene Kriterium bestände demnach auch hier die Probe.

XI.

Zu Terenz.*)

1.

Bei der Andria hat gewiss W. Ihne das Richtige getroffen wenn er (Quaest. Terent. Bonn 1843. p. 9 ff.) die Angabe des Schol. zu II, 1, 1: has personas (des Charinus und Byrrhia) Terentius addidit fabulae, nam non sunt apud Menandrum — auf die *'Ανδρία* des Letztern beschränkt und annimmt dass beide Rollen dessen *Περινθία* entnommen seien. Die Gründe dafür sind schlagend: die Undenkbarkeit dass Terenz gleich in seinem ersten Stücke und nur in diesem so selbständig aufgetreten sein sollte und dass Luscius, der über die kleinere Freiheit der Contamination ein solches Geschrei erhob, hierüber geschwiegen hätte; ferner die Gewohnheit Donat's, Stellen aus der *'Ανδρία* einfach durch Menander zu citieren; endlich die Aehnlichkeit von drei Versen in Charinusscenen mit solchen des Menander und Euripides. Nur aber hat Ihne dem Schol. Unrecht gethan, wenn er dessen weiteren Zusatz: ne *τραγικώτερον* fieret Philumenam spretam relinquere sine sponso, Pamphilo alium ducente — als völlig albern hinstellt. Ist der Ausdruck auch sehr ungeschickt, so enthalten die Worte doch einen unzweifelhaft richtigen Gedanken. Offenbar ist nämlich die Hinzufügung der Rolle des Charinus ein Fortschritt. Zwar geht auch in der Cistellaria des Plautus die eine Tochter des Demipho leer aus, aber das Stück ist so unvollständig auf uns gekommen dass ein sicherer Schluss nicht möglich ist; und zudem bewiese dieses Beispiel nur die Möglichkeit, nicht aber die Vortrefflichkeit eines solchen Schlusses. Durch die Rolle des Charinus wurden nicht nur die interessanten

*) Aus dem Rhein. Mus. VIII. S. 41—50.

Verwicklungen zwischen den beiden Nebenbuhlern, dem unfreiwilligen und dem unglücklichen, herbeigeführt, sondern es bekam auch der Schluss etwas Befriedigendes, die ganze Handlung etwas in sich Abgerundetes. Ohne Charinus hätte das Schicksal der Philumena für das Gerechtigkeitsgefühl etwas Verletzendes, es bliebe im Zuschauer die Empfindung des Mitleidens zurück, der Schluss wäre somit kein rein heiterer, wohlthuender. Diese Härte wollte der Scholiast durch sein *τραγικώτερον* ausdrücken. Wenn die Handlung der *Περινθία* sich in diesem Punkte von der der *'Ανδρία* unterschied, so liegt die Vermutung nahe dass auch das Publikum und der Dichter selbst jenen Mangel fühlten und dass eben darum Menander den Stoff zum zweiten Male bearbeitete. An Terenz aber müssen wir den richtigen Tact loben dass er diese Partie aus der *Περινθία* aufnahm, trotzdem dass er im Uebrigen der Ausführung der *'Ανδρία* den Vorzug gab.

2.

Der Prolog zum Eunuchus ist von grossem literarhistorischem Werth und Ritschl hat ihn (Parerg. I. S. 99 ff.) aufs Scharfsinnigste ausgebeutet. Von besonderer Wichtigkeit ist v. 25. Terenz erzählt, Luscius habe einer Probe des Eunuchen angewohnt und dabei ausgerufen:

furem, non poetam fabulam
dedisse et nihil dedisse verborum tamen:
25 Colacem esse Naevi et Plauti veterem fabulam,
parasiti personam inde ablatam et militis.

Hier nimmt sich nach der starken Behauptung furem etc. die historische Bemerkung Colacem esse etc. sehr matt aus. Es ist vielleicht zu schreiben:

Colacem esse Naevi et Plauti, veterem fabulam;

d. h. dieser angebliche Eunuchus Menandri (v. 20) ist vielmehr der Colax Naevi et Plauti, dieses angeblich neue Stück ist vielmehr ein längst dagewesenes, altbackenes. Der Trumpf furem etc. wird bewiesen durch einen neuen Trumpf, die angebliche Identität mit dem Stücke des Nävius und Plautus, die dann erst v. 26 ihre nähere Erläuterung erhält. Das bei der gewöhnlichen Auffassung störende Herausfallen aus dem kecken, übertreibenden und schmähenden Tone ist so beseitigt, das Giftige des Vorwurfs geschärft; denn die Behauptung dass das Stück wesentlich identisch sei mit einem früheren und dass der Dichter somit ein

altes Stück für ein neues sich habe bezahlen lassen, griff diesem ans Leben, und wiewohl sie sogleich auf die Entlehnung der charakteristischen Figuren beschränkt wurde, so musste sie, nach dem Satze semper aliquid haeret, doch einiges Misstrauen gegen den Dichter und sein Stück erregen. Die Folgerungen welche Ritschl daraus gezogen hat dass es weder et Naevi et Plauti heisse noch veteres fabulas, behalten auch so ihr volles Gewicht, ja werden dann unabweislich; denn identisch sein kann das Eine Stück nur mit Einem andern. Das Verhältniss der beiden Dichter zu dem Einen Stücke kann man sich dann verschieden denken: entweder als ein Zusammenarbeiten oder als ein Ueberarbeiten. Und zwar ist das Erstere noch wahrscheinlicher als das Letztere. Denn hätte Plautus den Colax des Nävius später überarbeitet, so wäre das Natürlichste gewesen dass Terenz zu Vertheidigung seines Verfahrens sich auch hier, wie im Prolog zur Andria, auf den Vorgang des Plautus berufen hätte.

3.

Dass die Rolle des Antipho im Eunuchus eine selbständige Erfindung des Terenz sei hat man bis auf Ihne allgemein geglaubt. Denn Donat sagt zu III, 4, 1 ausdrücklich: bene inventa persona est cui narret Chaerea, ne unus diu loquatur, ut apud Menandrum. Von den letztern drei Worten nun hat Ihne Quaest. Ter. p. 20 ff. nachzuweisen gesucht dass sie von einem späteren Grammatiker der ursprünglichen Bemerkung des Donat zu deren vermeintlicher Erläuterung beigefügt worden seien. Zwar die Analogien die er hiefür beibringt treffen nicht ganz zu, indem der spätere Zusatz nur bei Hec. V, 3, 27*) eine historische Notiz dieser Art enthält; doch lässt sich auch noch Anderes zu Unterstützung seiner Vermutung anführen. Fürs Erste die ähnliche Anmerkung zu V, 8, 4: inventa persona est ad quam gesta

*) So sinnlos wie Ihne p. 23 f. annimmt ist hier die Bemerkung doch wohl nicht. Die Worte nam in graeca haec aguntur, non narrantur bedeuten wohl ursprünglich diess dass bei Apollodor die Erkennung des Rings am Finger der Bacchis, durch Myrrhina, auf der Bühne selbst vor sich gieng, während Terenz sie hinter die Coulissen verlegte. Dieser Theil der Bemerkung ist demnach nur am falschen Orte angehängt, wozu wohl die Textworte: unde anulum istum nactus Anlass gaben, da eine ähnliche Frage bei Apollodor Myrrhina an Bacchis gerichtet haben wird.

haec narret Chaerea, ut populus et miles instruatur quid intus gestum sit; denn auch hier ist der Ausdruck so dass man meinen sollte auch diese Rolle, des Parmeno, sei eine eigene Schöpfung des Terenz, was doch entfernt nicht der Fall ist; ja nicht einmal dass Parmeno bei Menander nur in dieser Scene nicht auftrat kann aus den Worten Donats geschlossen werden, denn ein Monolog wäre hier unmöglich gewesen, da die Nachrichten nicht blos Chärea selbst betreffen. Auch diess ist bemerkenswerth dass gerade wieder bei einem Dialog des Chärea jene Bemerkung gemacht wird, vielleicht in Folge einer Ideenassociation, weil schon einmal bei Chärea dazu Anlass gewesen war, so dass der ursprüngliche Sinn der ersten gewesen sein könnte wie der der zweiten, also beidemal eine Bemerkung über die Oekonomie des Stückes überhaupt, nicht über das Verhältniss der terenzischen Bearbeitung zum menander'schen Originale. Ebenso ist zu III, 5, 1 ganz allgemein, ohne Unterscheidung von Terenz und Menander, gesagt: cui (exeunti Chaereae) obvia persona obicitur sub cuius occasione spectatoribus gesta narrabuntur. Wäre wirklich eine Gegenüberstellung der Nachahmung und des Vorbildes in Bezug auf diese Scene im ursprünglichen Sinne Donat's gelegen, so hätte er wohl auch hier einen bestimmteren Ausdruck gewählt als obicitur. Endlich würde Terenz, wenn er die Rolle des Antipho erst geschaffen hätte, dieselbe wohl weniger specifisch griechisch ausgestattet haben als diess besonders in coimus in Piraeo ut de symbolis essemus (III, 4, 1 f.) der Fall ist. Entbehrlich war die Rolle ohnehin nicht völlig; denn dass Chärea in seinem Aufzug sein Vaterhaus nicht betreten konnte ist klar; ebenso wenig konnte er sich in der Stadt umhertreiben, sondern er musste an einem dritten Orte sich wieder umzukleiden suchen, und dazu war das Haus eines Freundes das geeignetste. Diesem musste er dann natürlich irgendwie Aufschluss über seine seltsame Tracht ertheilen, und diese Mittheilung erfolgte am passendsten vor den Zuschauern, um diesen zugleich Nachricht von dem in der Zwischenzeit Vorgefallenen zu geben. Da sonach die Oekonomie des Stückes selbst die Rolle eines Freundes von Chärea nothwendig macht, so verliert auch die Einwendung ihr Gewicht welche sich aus dem Eingang von III, 5 entnehmen liesse, dass nämlich bei Menander Chärea in dieser Scene den Wunsch und die Ueberzeugung gehabt habe völlig ungesehen zu sein und in unbeborchtem Selbstgespräche seine Erlebnisse und Thaten anzudeuten,

womit auch v. 13 in Widerspruch stände: nemost omnium quem ego nunc magis cuperem videre quam te.

4.

In Bezug auf die **Adelphi** ist eine Hauptschwierigkeit, zu bestimmen wo der Antheil des Diphilus beginnt und wo er aufhört. Ihne p. 27 will ihn auf II, 1, 1—42 beschränken, so dass der Monolog des Sannio, sowie die Verhandlung zwischen diesem und Syrus, dem Menander zufiele. Seine Gründe dafür sind aber ausserordentlich schwach, nämlich einmal das berüchtigte räthselhafte Fragment *αιγοστη* etc. (Donat. zu II, 1, 45), welches nur beweist dass auch im menander'schen Stücke Jemand misshandelt wurde, nicht aber dass dieser Jemand mit der Erzählung davon selber auftrat; sodann die angebliche Aehnlichkeit zwischen der menander'schen Sentenz: *οἴμοι· τὸ γὰρ ἄφνω δυστυχεῖν μανίαν ποιεῖ* mit Ad. II, 1, 43: minime miror qui insanire occipiunt ex **iniuria**, — als ob *ἄφνω δυστυχεῖν* und iniuria einander auch nur ähnlich wären! Auf der anderen Seite spricht gegen die Lostrennung des Monologs von der unmittelbar vorausgegangenen Scene der Umstand dass jener dann unmotiviert dastände, und die Verhandlung zwischen Syrus und Sannio ist wesentlich um die gewaltsam begonnene Aneignung der Hetäre zu vollenden und ihr Dauer und rechtliche Geltung zu verleihen. Zwar folgt hieraus zunächst nur dass sowohl bei Menander als bei Diphilus auf die Entführung ein Abkaufen folgen musste und dass daher II, 2 an sich sowohl aus dem einen wie aus dem andern Dichter entnommen sein könnte. Indessen steht II, 2 mit II, 1 in so vielfachem und wesentlichem Zusammenhange dass ohne triftigen Grund eine Vertheilung derselben an zwei verschiedene Verfasser unzulässig erscheint. Und ein solcher Grund ist um so weniger vorhanden da man nicht einmal weiss ob es bei Menander ein leno war dem eine meretrix entführt wurde. Natürlich sind beide Begriffe unzertrennlich, aber eben darum ist es unwahrscheinlich dass die Entführung bei Menander gerade auch von dieser Art war, indem alsdann für Diphilus gegenüber von Menander nichts Unterscheidendes bliebe und man daher erwarten sollte dass es im Prolog heisse: **auch** in den *Συναποθνῄσκοντες* des Diphilus adolescens lenoni eripit meretricem. Was man dann von den Paar Worten denken mag welche der Leno in II, 4 spricht ist ziemlich gleichgültig; jedoch ist

das Natürlichste sie gleichfalls als dem Diphilus entnommen zu betrachten, da sie nirgends unzertrennlich mit dem specifisch Menander'schen in der Scene verbunden sind.

In der Nachlese welche dann Ihne p. 28 ff. zu Grauert's Vergleichung des terenzischen Stücks mit den menander'schen Fragmenten anstellt zieht derselbe mit Unrecht in Zweifel ob Menander's *ὦ μακάριόν μ', ἐγὼ γυναῖκ' οὐ λαμβάνω* (wie er verbessert) den Worten Micio's (I, 1, 18) entspreche: et, quod fortunatum isti putant, uxorem nunquam habui. Diese Milderung des Urteils ist ganz bezeichnend für den römischen Dichter, und die Art wie Donat die griechischen Worte einführt lassen keinen Zweifel übrig dass er sie wirklich als Original der terenzischen betrachtet. Bemerkenswerth ist indessen dass Terenz durch diese Abänderung sich in einigen Widerspruch setzt mit einer andern, zu V, 8, 15, wo Donat angibt: apud Menandrum senex de nuptiis non gravatur: ergo Terentius *εὑρητικῶς*. Was gravari bedeute geht klar hervor aus v. 19: ne gravere (Aeschinus zu Micio), aus welchem Donat seinen Ausdruck genommen zu haben scheint. Bei Menander also nahm es Micio mit dem Heiraten nicht so schwer, ergab sich leicht und schnell darein, und erst wie die Forderungen des Demea gar kein Ende nehmen wollten wuchs sein Widerstand. Menander blieb sich also darin consequent den Micio als einen gutmütig und aufopfernd nachgiebigen Charakter zu schildern; Terenz dagegen zog es vor ihn in seinem Hagestolzenthum, seiner Abneigung gegen die Ehe consequent sein zu lassen, obwohl er selbst den Ausdruck dieser Anschauungsweise I, 1, 18 abgeschwächt hatte. Hieraus erhellt zugleich dass Ihne's apriorische Behauptung ungegründet ist, Micio (oder vielmehr Lamprias) habe schlechterdings auch bei Menander sich irgendwie gegen die Zumutung Demea's zu heiraten sträuben müssen, nur werde Donat gesagt haben dass er es anders oder in geringerem Grade bei Menander gethan habe. Diess ist an sich nicht nothwendig und wird durch den Zusatz ergo Terentius *εὑρητικῶς*, der auf Neuschaffung dieses Theils der Scene deutet, unwahrscheinlich.

5.

Endlich noch über den Schluss der Adelphi, in Bezug auf welchen einige Andeutungen K. Fr. Hermann's in seinem scharfsinnigen Aufsatze de Terentii Adelphis das Richtige zu treffen scheinen. Was Ihne über diesen Theil des Stücks sagt ist keines-

wegs genügend; er meint, Demea erfahre hier: sola largitate non veros amicos, sed assentatores parari (p. 31). Aber wo ist auch nur eine Spur einer solchen Unterscheidung? Wo wird ihm geschmeichelt? Durch was beweisen ihm Aeschinus, Hegio u. s. w. dass sie keine wahren Freunde von ihm sind? Und was soll eine solche Bemerkung beweisen? — Das Stück ist ein Tendenzstück: zwei verschiedene Weltanschauungen sind es die in demselben dargestellt und verglichen werden; der Kampf der alten, spiessbürgerlich beschränkten, aber tüchtigen Zeit mit dem neueren freieren Geiste bildet den Inhalt der Adelphi. Die Vertreter der beiden Principien sind Demea und Micio. Die Schilderung des Ersten ist ein Beweis wie nahe sich altgriechisches und altrömisches Wesen berühren; denn ein moralisches Leben, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit sind ja auch im Wesen eines alten Römers Grundzüge. Micio ist von dem Dichter mit entschiedener Vorliebe gezeichnet, offenbar weil Menander wie Terenz in seiner Denkweise zugleich ihre eigene geschildert haben. Micio's Wahlspruch ist: leben und leben lassen! Seine Moral ist Casuistik (V, 3, 35 ff.), seine Grundanschauung Kosmopolitismus, das Princip seines Handelns Humanität; über so viele Schranken welche nationales Vorurteil gezogen hat hebt er sich unbefangen hinweg (s. IV, 7, 29 ff.) und setzt seinen Stolz darein Mensch zu sein. Seinem engherzigen, pedantischen Bruder gegenüber erscheint Micio mit seinem weiteren Blicke, seinen neumodisch elastischen Grundsätzen und seinem leichten Blute als der geistig Ueberlegene, wiewohl es an Pfiffigkeit und klugem Berechnen seines Vortheils dem Demea nicht fehlt. Fast Zug für Zug vom Bilde des Micio entspricht dem was wir von dem im Hause der Scipionen herrschenden Geist und Tone wissen, und es ist daher gewiss nicht unwahrscheinlich dass Terenz die Ἀδελφοὶ des Menander darum sich zur Bearbeitung gewählt habe weil das Stück eine Apologie der in seinem Freundeskreise waltenden Denkweise enthielt. Welches von beiden Systemen das bessere sei zeigen die Früchte welche beide ziehen, in Aeschinus und Ktesipho. Aeschinus ist burschikos, wild und leichtsinnig, aber durch und durch nobel, gutartig und aufopferungsfähig; Ktesipho ängstlich den Schein der Ehrbarkeit wahrend, nachdem er doch innerlich mit der Tugend gebrochen hat, dem Leichtsinn nicht unbefangen nachhängend wie sein Bruder, sondern mit dem Bewusstsein von dessen Unerlaubtheit und daher auf jedem Schritt und Tritt verfolgt von seinem bösen Gewissen und

der Angst vor dem Vater, und mit seinem schwerlöthigen Wesen zugleich tiefer einsinkend auf dem schlammigen Boden der Genusssucht; denn während der scheinbar Lüderliche das ehrbare Mädchen zur Geliebten hat und trotz ihrer Armut sie zu seiner Frau machen will, so hängt sich der Duckmäuser an eine Hetäre. In der hierdurch herbeigeführten Katastrophe erleidet Demea's System eine gründliche Niederlage; Nichts als Heuchelei zeigt sich als seine Frucht, wogegen Micio's Methode triumphiert. Mit diesem Siege der neuen Zeit über die alte sollte man meinen dass das Stück schliesse; aber diese neue Zeit selbst ist sich in dem griechischen Dichter zu sehr ihrer inneren Hohlheit, Nichtigkeit und Unfähigkeit bewusst und empfindet die Wirkungen davon zu oft und zu schmerzlich als dass sie so stolz und siegsgewiss auftreten könnte. Nachdem daher in dem Stücke die neue Zeit über die alte triumphiert hat, so triumphiert (ähnlich wie in Aristophanes' Wespen) nachträglich auch noch die alte über die neue: Demea, der eben erst den Micio wegen seiner Denkart glücklich gepriesen hat (V, 3, 66), der ganz zu dieser bekehrt schien (V, 4), unterfängt sich den Micio ad absurdum zu führen, ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen (V, 8, 35), ihn durch die Consequenzen seiner Grundsätze zu widerlegen, von der Schädlichkeit seines Verfahrens zu überzeugen, und den Beweis zu führen dass nicht wahres Wohlwollen, sondern Schwäche die Triebfeder von Micio's Handeln gewesen sei und dass es keine Kunst sei auf solchem Wege die Liebe Anderer zu gewinnen. Indem so auch Demea zu seinem Rechte kommt genügt das Stück scheinbar einer Forderung der Gerechtigkeit, in Wahrheit aber entrichtet es dem Nihilismus seinen Zoll und bekundet die geistige und sittliche Erschöpfung, die Ausgebranntheit der Zeit aus der es stammt, ihre ewige Unfähigkeit Partei zu ergreifen, ihre blasierte Stellung angeblich über, vielmehr aber unter den Gegensätzen, ihren absoluten Skepticismus. Hierauf eben beruht das Unbefriedigende des Schlusses, der unreine Eindruck den er zurücklässt. Das Ergebniss das wir eben aus dem Stücke ziehen wollten sehen wir plötzlich wieder in Frage gestellt, und was uns daher schliesslich bleibt ist das Gefühl der Leere, ist — Nichts. Auch die beiden Hauptcharaktere kommen hiedurch ins Schwanken: in dem guten wohlwollenden Micio sollen wir auf einmal einen selbstsüchtigen Schwächling erblicken, und dem vielgefoppten Polterer Demea Recht geben; er, der eben erst der Besiegte war, soll plötzlich

als Sieger dastehen; was uns so eben als Zeichen der Bekehrung angekündigt wurde (V, 4), darin sollen wir nunmehr eine Handlung der Rache erkennen. Eine Schlange die in dem Augenblicke da ihr der Kopf zertreten wird den Sieger in die Ferse sticht, dass er selbst auch todt zu Boden sinkt, — das ist, nur ins Tragische übersetzt, der Ausgang der Adelphi. Wiewohl indessen auch Demea als Sieger erscheinen soll, so ist diess doch keineswegs in demselben Masse gelungen wie bei Micio. Nicht nur ist seine neue Grossmut und Freigebigkeit ähnlich der des bekannten Crispinus, da sie auf Micio's Kosten geübt wird, sondern es wird auch gar nicht bewiesen dass man auf solche Weise sich wirklich Liebe erwerbe, da es zu keiner Probe kommt. Und sollte endlich das Stück von der Einseitigkeit und Verwerflichkeit der Extreme überzeugen und davon dass die Wahrheit in der Mitte liege, so war diese Mitte ja eben Micio, von welchem Demea bald Gegenfüssler bald Karikatur ist, also nur selbst von einem Extrem ins andere überspringt.

XII.

C i c e r o.

I. Leben.*)

Marcus Tullius Cicero ist geboren den 3. Jan. 648 = 106 v. Chr. auf seinem väterlichen Gute zu Arpinum.

Sein Vater, gleiches Namens, war in Arpinum ein angesehener und begüterter Mann, der sich aber bei seiner schwächlichen Gesundheit von öffentlichen Aemtern fern hielt und sich ganz den Wissenschaften und der Erziehung seiner beiden Söhne, Marcus und Quintus, widmete; seine Mutter war eine Helvia, und wird von ihren Söhnen als eine gute Hausfrau gerühmt. Der Grossvater M. Tullius Cicero hatte sich in seinem Städtchen als eifriger Gegner aller Wühlerei namentlich auch seinem Schwager Gratidius gegenüber gezeigt, dessen einer Sohn von einem Bruder des berühmten Marius adoptiert wurde. Die Familie war von alter Zeit her in Arpinum ansässig; einen Zusammenhang mit dem römischen König Servius Tullius oder sonst einem Mitgliede der gens Tullia behauptete auch Cicero nie ernsthaft.

Der Beiname Cicero ist ohne Zweifel von cicer, Kichererbse, abzuleiten und bezieht sich wohl auf die Anpflanzung dieser Frucht durch einen Vorfahren, wie die ähnlichen Namen Piso (pisum Erbse), Fabius, Lentulus (lens Linse?), auch Hortensius etc.; ein Witz aber ist wohl die Ableitung von einem erbsenähnlichen Auswuchs den ein Tullius an der Nase gehabt (bei Plut. Cic. 1). Ueberhaupt liess die geburtstolze Nobilität später es sich

*) Aus dem Anhang zu Baur's Uebersetzung der Briefe Cicero's ad Familiares, Stuttgart 1861. Die Quellennachweisungen dazu in meinem Artikel M. Tullius Cicero, in Pauly's Real-Encyklopädie VI, 2 (1850). S. 2182—2206.

angelegen sein die Abkunft des sie verdunkelnden homo novus durch allerlei Erfindungen lächerlich und verächtlich zu machen.

Sein Geburtsort Arpinum war eine ursprünglich volskische Stadt in Latium, welche schon im J. 451 d. St. das römische Bürgerrecht, das Stimmrecht aber erst im J. 566 = 188 v. Chr., also 82 Jahre vor Cicero's Geburt, somit zur Zeit seines Grossvaters, erhalten hatte. Daraus erklärt es sich auch wohl dass erst Cicero's Vater, nicht schon sein Grossvater, ausdrücklich römischer Ritter genannt wird. Eingetheilt war das Städtchen in die tribus Cornelia, zu der daher auch Cicero gehörte. Arpinum lag östlich von Rom, nahe an dem Orte wo der Fibrenus in den Liris mündete, in einer gesunden, fruchtbaren und anmutigen Gegend. Ganz in der Nähe der Stadt war das Landgut und Landhaus (villa) der ciceronischen Familie, unter dem Grossvater noch von alterthümlicher Einfachheit und Beschränktheit, von dessen Sohn erweitert, und noch mehr vom berühmten Enkel.

Die Geburt des Cicero fiel in eine bewegte Zeit: das Jahr 648 ist das letzte des jugurthinischen Krieges, das Jahr wo Jugurtha, nachdem er lange genug mit der Käuflichkeit der römischen Nobilität sein Spiel getrieben, der Wucht des Plebejers Marius und der diplomatischen Gewandtheit von dessen Quästor Sulla zum Opfer wurde. So sind die Keime zu der Geschichte der folgenden Jahrzehnte in diesem einen Jahre zusammengedrängt: die Verworfenheit der Nobilität, ihr Besieger Marius, und ihr Rächer Sulla. In die Kinderjahre Cicero's fällt Marius' Glanzzeit: 652 schlug er die Teutonen bei Aquä Sextiae, 653 die Kimbern bei Verona und feierte, zum fünften Male Consul, seinen Triumph über Rom's gefährlichste Feinde. Arpinum's Stolz und der ciceronischen Familie durch Verwandtschaft näher gerückt war Marius natürlich der Gegenstand aller Gespräche in Cicero's Kreise, und Bilder des Kriegs füllten die friedliche Seele des Knaben und führten seinen Blick hinaus über sein enges Thal auf Numidien's und Gallien's Schlachtfelder und die blutgetränkte Ebene am Fusse der Alpen. Dem grössten Sohne seiner Vaterstadt ähnlich zu werden, wenn auch nicht als Krieger so doch an Ruhm, auch wie er aus dem Dunkel sich emporzuringen zu strahlendem Glanze — diess war der Inhalt von Cicero's Jugendträumen, und Marius' Beispiel schien eine Rechtfertigung auch der stolzesten Hoffnungen. Dass ein glühender Ehrgeiz ihn schon in frühester Jugend beseelte deutet er selbst gelegentlich an (ad Qu. fr. III, 5. 6), und dessen

unmittelbarste Frucht war eine brennende Lernbegierde, die ihn bald allen seinen Altersgenossen überlegen machte.

Als die Knaben so weit gereift waren dass der Vater seinen eigenen Unterricht nicht mehr für ausreichend hielt zog er mit ihnen nach Rom, wo er in den Carinen ein Haus besass. Bei griechischen Lehrern wurde hier der Unterricht fortgesetzt, und Marcus verfolgte schon jetzt das Ziel ein Redner zu werden, indem er keine Gelegenheit hierin sich auszubilden unbenützt liess, namentlich auf dem Markte den Rednern dieser Zeit fleissig zuhörte, und mit den beiden Ersten derselben, L. Crassus und M. Antonius, auch persönlich bekannt zu werden suchte, wie gleichfalls mit dem greisen (dramatischen) Dichter L. Attius und den berühmten Schauspielern Aesopus und Roscius. Nach Art der meisten begabten Knaben versuchte er sich auch in Versen, deren er eine ziemliche Anzahl zu Tage förderte, nachahmende Bearbeitungen griechischer Stoffe; so Alkyone, das Schicksal der treuen Gattin des Keyx besingend, eine Elegie Tamelastis (?), Pontius Glaukus in Tetrametern; und Uebersetzungen von Aratus' *Φαινόμενα* und *Διοσημεῖα*, sowie homerischer Stücke im Versmass des Urbilds, endlich von Xenophon's Oekonomikos.

Nach vollendetem 15tem oder 16tem Jahre, also 663 oder 664 d. St., trat Cic. mittelst des Anziehens der männlichen Toga ins öffentliche Leben ein und that alsbald einen Schritt weiter in seiner Berufsbildung, indem er das römische Recht, dessen Kenntniss für den künftigen Redner und Staatsmann unentbehrlich war, zu studieren anfieng. Hiefür gab es damals nur Einen Weg, den dass man den Rechtsbelehrungen welche ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter in seinem Hause den Befragenden ertheilte als Zuhörer anwohnte; und so führte denn den jungen Cicero sein Vater zu dem Augur Q. Mucius Scaevola, welcher für einen grossen Rechtskenner galt, damals aber schon hochbejahrt war (Cos. 637). Noch nicht lange hatte er dessen Unterweisung genossen, als der Krieg gegen die aufgestandenen Bundesgenossen (bellum marsicum) die gesammte römische Jugend unter die Waffen rief. Cicero diente im J. 665 im Heere des Consuls Cn. Pompeius Strabo, des Vaters von Pompeius Magnus; von seinen Heldenthaten ist jedoch Nichts bekannt geworden, wohl aber lässt er, in späterer Zeit den Atticus die homerischen Worte (Ilias V, 428) sich zurufen:

Traun, nicht Werke des Kriegs sind Dir, mein Lieber, beschieden

(ad Att. XIV, 13, 2), und ruft selber aus: ins Lager soll ich? Lieber tausendmal sterben! (ebds. 22, 2). Je mehr er sich also schon damals überzeugt haben wird dass nicht auf diesem Felde seine Lorbeeren wachsen, um so eifriger kehrte er zu seinen Uebungen und Studien zurück. Die juristischen setzte er seit dem Jahre 667, wo der Augur Scaevola starb, unter noch vorzüglicherer Leitung fort, nämlich unter dem Pontifex Q. Mucius Scaevola (Cos. 659). Neben diesen hatte er schon sehr jung, etwa 664, philosophische begonnen, bei dem Epikureer Phaedrus, sodann von 666 an mit mehr Nutzen und Befriedigung bei dem Akademiker Philon, der sich, als Mithridates Athen besetzte, von da nach Rom geflüchtet hatte. Zwar wurde Rom selbst im J. 667 der Schauplatz blutiger Ereignisse: der verbannte Marius kehrte an der Spitze eines Heeres zurück und stillte mit dem Blute seiner Feinde seinen Durst nach Rache, und unter Andern fielen auch die Redner M. Antonius, C. Caesar und Q. Lutatius Catulus ihr zum Opfer; aber auf die Fremden war das von keinem Einfluss, und so hörte Cicero in demselben Jahre den berühmten rhodischen Redner Molon.

Auch Cicero liess sich durch die Stürme des Krieges in seinen friedlichen Beschäftigungen nicht stören: unter der Herrschaft der Marianer schirmte ihn schon seine Verwandtschaft mit Marius, und nach Sulla's Rückkehr aus Asien (671), als dieser seinen Gegnern ihr Blutvergiessen mit reichen Zinsen vergalt, bewahrte ihn seine Zurückgezogenheit und Dunkelheit vor Berührungen mit der Proscriptionsliste. Kaum aber war unter Sulla's eisernem Scepter Ruhe und Ordnung wiedergekehrt, so wagte auch Cicero sich hervor auf den Markt, um seine durch vieljährige Uebungen und Arbeiten erlangte Redefertigkeit und seine Kenntnisse in gerichtlichen Vertheidigungsreden zu erproben. Nicht die erste die er gehalten, aber die früheste der auf uns gekommenen ist die für P. Quintius vom J. 673, wichtig zugleich dadurch dass mit ihr sich Cicero zum ersten Male mit dem bis dahin anerkannt ersten Redner Roms, mit Q. Hortensius, mass. Ueber den Erfolg schweigt Cicero, woraus wohl zu schliessen ist dass derselbe kein günstiger war. Desto glänzender war der seiner zweiten erhaltenen Vertheidigungsrede, der für Sex. Roscius aus Ameria, vom J. 674, die erste eine Civilstreitigkeit, diese ein Criminalfall. Cicero bewegte sich in ihr auf einem schlüpfrigen Boden, indem die Sache mit den Proscriptionen des Sulla zusammenhieng

und ein Günstling des Sulla, Chrysogonus, dabei wesentlich betheiligt war, und zwar gegen Cicero's Clienten. Wenn nun auch nicht ganz gewiss ist dass die in der später herausgegebenen Rede sich findenden freimütigen Aeusserungen schon alle völlig ebenso im mündlichen Vortrag gethan wurden, so gehörte doch schon zur Uebernahme dieses Processes ein gewisser sittlicher Mut, und dass Cicero seine Aufgabe treulich erfüllt hat beweist die Freisprechung seines Clienten. Auch sonst trug ihm diese Leistung reiche Früchte: er sagt selbst (Brut. 90 extr.), er habe dadurch sich so gut empfohlen dass man seitdem ihn als jeder Rechtssache gewachsen betrachtete; er war dadurch mit einem Male in die Reihe der anerkannten Redner eingetreten und bekam noch in demselben Jahre den L. Varenus zu vertheidigen, sowie im folgenden (675) eine Frau aus Arretium, in welcher letzteren Sache er abermals gegen eine Verfügung von Sulla auftrat. Gefahr brachte auch diess ihm nicht. Zwar begab er sich noch in diesem Jahre auf Reisen, zunächst nach Athen; aber auch hier hätte ihn Sulla's Arm so unfehlbar erreicht als in Rom, wenn er gewollt hätte. Indessen Sulla war kein selbstsüchtiger, empfindlicher Tyrann; ihm genügte es seiner Partei den Sieg verschafft, sie gerächt und durch seine Verfügungen ihr Uebergewicht und einen geordneten Zustand wiederhergestellt zu haben. Daher ist es nicht richtig wenn einige Alte als Beweggrund von Cicero's Reise Furcht vor Sulla angeben oder gar dieselbe mit der Vertheidigung des Sex. Roscius in Zusammenhang bringen. Vielmehr genügt völlig der Grund welchen Cicero selbst angibt: seine angegriffene Gesundheit. Durch seinen rastlosen Fleiss und seine damals noch übermässige Anstrengung beim Vortrag seiner Reden hatte namentlich seine Lunge gelitten und bedurfte sehr der Erholung. Diese liess er ihr in Athen zu Theil werden. Während der sechs Monate die er hier blieb beschäftigte er sich vorzugsweise mit philosophischen Studien, indem er besonders den Akademiker Antiochus von Askalon, aber auch die Epikureer Phaedrus und Zenon hörte und mit dem Syrer Demetrius Redeübungen trieb. Auch in die eleusinischen Mysterien liess er sich mit Atticus einweihen. Von Athen reiste er weiter in die römische Provinz Asien und setzte hier die Redeübungen mit den berühmtesten Rhetoren fort, die er im Brutus §. 315 namhaft macht, begab sich von da nach Rhodus, wo er sich gleichfalls ausschliesslich der Redekunst widmete, unter dem dortigen Meister Molon, der die Ueberfülle und

Weitschweifigkeit zu der sich Cicero hinneigte zu beschränken suchte, im Allgemeinen aber von seines Schülers Leistungen so befriedigt war dass er eines Tages voll Verzweiflung ausrief: durch diesen Römer verliere sein Volk den letzten Vorzug, die Beredtsamkeit! Und doch war es nicht einmal seine Muttersprache deren sich Cicero hiebei bediente, sondern die griechische.

Nach zweijähriger Abwesenheit kam er im J. 677 nach Rom zurück, körperlich gestärkt und geistig geläutert und bereichert, vermählte sich mit Terentia, und nahm alsbald seine rednerische Thätigkeit wieder auf. Glücklich schwang er sich dadurch auf die erste Stufe der Ehrenstellen: einstimmig wurde er im J. 678 zum Quästor gewählt. Das Loos wies ihm Sicilien, und zwar Lilybäum, als Wirkungskreis während des J. 679 an. Sein Vorgesetzter war der Proprätor Sex. Peducäus. Es war in diesem Jahre in Sicilien eine Theurung, die auch auf Italien einwirken musste; Cicero beeiferte sich daher eine möglichst grosse Quantität Getreide nach Rom zu schicken. Dadurch wurde er zwar den Sicilianern beschwerlich; doch versöhnte er sie wieder schnell mit sich durch die Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit womit er selbst verfuhr und die Strenge womit er seine Untergebenen zu denselben Tugenden anhielt, und so erwiesen sie ihm denn bei seinem Abgang alle mögliche Ehre. Noch grössere Anerkennung aber versprach er sich von Rom. In der Rede für Plancius erzählt er selbst mit Humor wie es ihm in dieser Beziehung ergangen sei. Er habe sich gedacht, das ganze Jahr über habe man in Rom von nichts Anderem gesprochen als von dem ausgezeichneten Quästor Cicero und seinen unsterblichen Verdiensten um das römische Volk. Auf seiner Heimreise nun sei er auch durch den Badeort Puteoli, den Sammelplatz der eleganten Welt, gekommen und sei fast in Unmacht gefallen wie er hier gleich mit der Frage begrüsst worden sei: was es Neues in Rom gebe? Er komme aus der Provinz, antwortete der Enttäuschte, nachdem er sich gefasst. Ah, versetzte der Andere, vermutlich aus Afrika? Nein, erwiderte Cicero ärgerlich, aus Sicilien. Da sagte noch ein Dritter, der sich den Anschein geben wollte als ob er Alles wisse, vorwurfsvoll zum Zweiten: weisst du denn nicht dass er Quästor in Syrakus gewesen ist? Für den Augenblick war diese Erfahrung empfindlich, doch zog sich Cicero die heilsame Lehre daraus dass es beim Volke heisse: weit aus den Augen weit aus dem Sinn, dass man darauf sich nicht verlassen könne es werde von einem

hören, dass man vielmehr selbst sich möglichst oft ihm unter die Augen bringen müsse.

Uebungen in der Beredtsamkeit hatte Cic. auch in Sicilien nicht versäumt, und mit dem Bewusstsein hierin jetzt eine gewisse Reife erlangt zu haben kehrte er nach Rom zurück und vertheidigte noch im Jahr 680 den Freigelassenen Scamander gegen die Anschuldigung des Giftmords, wiewohl umsonst, angeblich weil die Geschworenen bestochen waren. In diesem und den nächsten Jahren liess sich Cic. überhaupt möglichst oft auf dem Markte hören (vielleicht ins Jahr 683 fällt seine Vertheidigungsrede für M. Tullius) und war zu Hause Jedem zu jeder Stunde zugänglich, um die Gunst des Volkes sich zu gewinnen und zu erhalten. Zwar die nächste Würde, das Volkstribunat, liess er bei Seite: es war für ihn zu gefährlich, er hätte Farbe bekennen müssen und es mit der einen oder mit der andern Partei verdorben; dagegen um die curulische Aedilität bewarb er sich im Jahre 684, als ihm die Sicilianer die Führung ihres Processes gegen ihren räuberischen Exprätor Verres übertrugen. Auch dieser Process war zwar schwierig, aber dafür auch um so dankbarer. Verres hatte sehr angesehene Gönner und Bundesgenossen unter der Nobilität, namentlich drei Meteller, und zum Vertheidiger den Hortensius, der zu seiner Beredtsamkeit hin auch noch das Gewicht seiner Stellung — er war ernannter Consul für 685 — für den Angeklagten in die Wagschale legte. Um so ruhmvoller war für Cicero der Kampf, um so glänzender musste der Sieg für ihn werden. Zuerst aber musste er sich noch die Zulassung zum Turnier erkämpfen. Verres stellte ihm nämlich einen andern Ankläger gegenüber, seinen ehemaligen Quästor Q. Caecilius Niger, der das Recht den Verres anzuklagen für sich in Anspruch nahm und für Verres wegen seiner geistigen Bedeutungslosigkeit und als theilweise mitschuldig an dessen Vergehen sehr wenig gefährlich war, vollends einem Hortensius gegenüber Das Spiel war gut abgekartet, aber die Geschworenen machten einen Strich durch die Rechnung, indem sie das Recht als Ankläger des Verres aufzutreten dem Cicero zusprachen, der in der Divinatio in Caecilium das Spiel aufgedeckt und die Unfähigkeit des Caecilius glänzend nachgewiesen hatte. Zum Zwecke der Herbeischaffung der Beweismittel verlangte der Ankläger eine Frist von 110 Tagen, und diess benützte Verres zu einem neuen Manoeuvre. Er bestellte Jemand der ihn wegen seiner Amtshandlungen in Achaja

belangen sollte und der sich blos 108 Tage Frist erbat, damit dieser neue Process wegen der früher zu Ende gehenden Frist die Priorität vor dem gefährlichen sicilianischen erhalte und dieser somit verschleppt werde. Aber auch diesen Plan vereitelte Cicero durch seine Raschheit. Er sammelte die Urkunden und Zeugen so schnell dass er nach 50 Tagen bereits wieder in Rom war und seine Bewerbung um die Aedilität fortsetzen konnte. Jetzt versuchte Verres durch Bestechung Cicero abzubringen oder doch seinen Ruf zu erschüttern: vergebens; dann bot er und seine Freunde Allem auf um Cicero's Wahl zum Aedilen zu hintertreiben: das Volk wählte ihn abermals einstimmig und als den Ersten. So blieb dem Verres kein Ausweg mehr als die Verhandlungen so in die Länge zu ziehen dass der Abschluss vor den bevorstehenden längeren Gerichtsferien nicht mehr möglich wäre und der Process dadurch in das nächste Jahr hinübergespielt würde, wo die Umstände für ihn günstiger wären. Aber Cicero durchschaute den Plan und zerstörte ihn dadurch dass er seinerseits das Verfahren möglichst abkürzte. Am 5. August 684 wurden die Verhandlungen eröffnet durch Cicero's Actio I., welche die Einleitung und Uebersicht über die Klagpunkte bildete; an den folgenden Tagen aber verzichtete Cicero auf nähere Ausführungen, gab gleichsam nur die Ueberschriften und liess den Text durch Zeugenabhör und Verlesen von Urkunden sich von selbst bilden. So immer nur die nackte Thatsache reden lassend entwaffnete Cicero den Vertheidiger des Verres, der hiegegen nicht aufkommen konnte; und der Erfolg war ein so vollständiger, überwältigender dass Verres vom dritten Tage an sich nicht wieder sehen liess und noch ehe der Spruch erfolgte aus der Stadt gieng. Am neunten Tage war die Verhandlung zu Ende; Verres wurde zur Verbannung und zum Ersatze des angerichteten Schadens, welchen die klägerische Partei auf 40 Millionen Sestertien schätzte, verurteilt. Daraus dass Cicero in der ersten Verhandlung (Div. in Caec. 5) den Schaden viel höher, auf 100 Millionen, angeschlagen hatte wollten bereits im Alterthume Gegner Cicero's den Schluss ziehen dass derselbe in der Zwischenzeit gegen die Anerbietungen des Verres doch nicht so ganz die Ohren verstopft habe; aber schon Asconius hat jenen Unterschied völlig befriedigend damit erklärt dass Cicero bei dem ersten Anschlage noch gar keine näheren Erhebungen und Berechnungen gemacht hatte und die Summe lieber zu hoch griff, um die Wichtigkeit des Processes

und damit die Unzulänglichkeit des Caecilius in ein um so helleres Licht zu setzen. — Indem Cicero auf wiederholten zusammenhängenden Vortrag Verzicht leistete hatte er eine Entsagung geübt die ihm um so schwerer fallen musste je reicher der Stoff war und je umfassendere Vorarbeiten er gemacht hatte. Er verarbeitete daher sein Material zu den fünf Büchern welche die Actio secunda bilden, die aber nur schriftlich herausgegeben, nie wirklich gehalten worden sind, obwohl sich der Verfasser den Anschein gibt als wäre das Urteil noch nicht gefällt, sondern nur verschoben und sollte durch diese Reden auf die Findung desselben noch eingewirkt werden.

Während des Jahrs 685 bekleidete dann Cicero die Aedilität, machte aber dabei nur mässigen Aufwand; doch vertheilte er ein grosses Quantum Getreide, das ihn Nichts kostete, da es ein Geschenk seiner dankbaren Clienten, der Sicilianer, war, dem römischen Volk aber um so willkommener erschien weil damals gerade die Preise hoch standen. In demselben Jahre hielt er noch mehrere Vertheidigungsreden: für M. Fonteius, D. Matrinius, A. Licinius Caecina, und wahrscheinlich im folgenden Jahre (686), wo auch der Briefwechsel mit Atticus für uns beginnt, für den Schauspieler Roscius.

Im Jahr 687 bewarb sich Cicero um die Prätur, und zwar mit solchem Erfolge dass er wiederum einstimmig und als der Erste gewählt wurde. Zur Verwaltung während des Jahrs 688 wies ihm das Loos die Rechtspflege in der Stadt zu, und er übernahm den Vorsitz in allen Erpressungsklagen. In dieser Eigenschaft hatte er über den von Livius oft als Quelle genannten gewesenen Prätor Licinius Macer zu richten und verurteilte ihn, was diesen das Leben kostete, den Cicero aber, als Beweis seiner Unparteilichkeit und Strenge, beim Volke beliebt machte. Da er überhaupt von der Nobilität sich nur Hemmung, Schwierigkeiten und Feindschaft versprechen durfte, so stützte er sich jetzt noch auf das Volk und dessen Liebling Pompeius und befürwortete daher lebhaft den Vorschlag des Manilius, den Krieg mit Mithridates dem Lucullus abzunehmen und an Pompeius zu übertragen. Die Rede in der er diess thut ist voll Gefühl der eigenen Würde, voll Bewunderung des Pompeius und von Ausfällen auf dessen Vorgänger aus der Nobilität, und sie ist Cicero's erste Staatsrede. Neben seiner öffentlichen Wirksamkeit fand Cicero noch Zeit zu Privatreden; so vertheidigte er während seiner Prätur den

A. Cluentius gegen die Anschuldigung der Vergiftung seines Vaters, ein höchst zweifelhafter und sittlich widerlicher Fall, dessen Uebernahme Cicero wenig Ehre macht; auch sprach er noch in diesem Jahre für Fundanius und Q. Gallius (de ambitu), und im Jahre 689 für den gewesenen Volkstribunen Manilius (wegen Veruntreuung von Staatsgeldern), in welchem letzteren Falle seine Rolle gleichfalls eine zweideutige war. Eine prätorische Provinz nahm Cicero nicht an, um fortwährend in der Stadt, in den Augen und damit im Gedächtniss des Volkes zu bleiben und zeitig die Bewerbung um das Consulat beginnen zu können.

Für diesen letzten und wichtigsten Schritt musste Cicero um so mehr alle seine Kräfte anstrengen je weniger er auf Unterstützung von aussen rechnen konnte und je grössere Schwierigkeiten er dabei zu überwinden hatte. Die Nobilität stand ihm entgegen, entschlossen dem Ritter aus Arpinum und Anhänger des Pompeius das Eindringen in ihre wohlverschanzte Burg zu wehren; Pompeius, von dem er Gegendienste erwarten durfte, war im fernen Asien beschäftigt; und so war Cicero auf sich selbst gewiesen, und überdiess durch seine Grundsätze in der Wahl der Mittel beschränkt, da er von dem allerdings sonst gangbaren der Bestechung keinen Gebrauch machen mochte. So blieb ihm Nichts übrig als sich möglichst viele Freunde zu erwerben, wenn er über seine Mitbewerber den Sieg davon tragen wollte. Deren waren es sechs, nämlich zwei Altadelige (Patricier), Catilina und Sulpicius Galba; zwei Neuadelige (nobiles), C. Antonius und L. Cassius; endlich zwei Plebejer. Freunde zu gewinnen suchte Cicero theils dadurch dass er, während es vor den Gerichten wenig zu thun gab, im Jahr 689 nach Oberitalien reiste, um sich hier zu empfehlen, theils indem er den Atticus bat bei Pompeius und in Rom für ihn zu wirken, theils besonders dadurch dass er selbst fortwährend möglichst Viele durch Führung ihrer Processe sich verpflichtete. So wissen wir von ihm dass er im Jahr 689 den C. Cornelius, C. Orchinius, und sogar seinen Mitbewerber Catilina (gegen eine Klage wegen Erpressungen die er als Prätor in Afrika begangen) vertheidigte, trotzdem dass er von des Letzteren Schuld selbst vollständig überzeugt war, einzig in der Hoffnung ihn dadurch zu freundschaftlicherem Auftreten bei der Bewerbung zu bestimmen. Dieselbe Rücksicht bewog ihn auch einen Process abzuweisen welchen ein Oheim des Atticus ihm übertragen wollte. Seine Unruhe wurde noch vermehrt durch

häusliche Vorfälle: im Hochsommer 689 wurde ihm ein Sohn geboren, und im Jahr 690 starb sein Vater. Die Hoffnung durch seine Gefälligkeit den Catilina zu entwaffnen erwies sich eitel; denn er und Antonius übten nicht nur die frechsten Wahlbestechungen aus, sondern ein Freund von ihnen, der Volkstribun Mucius Orestinus, erklärte auch im Senate dass Cicero des Consulats unwürdig sei, was diesen zu seiner Rede als Wahlbewerber veranlasste.

Indessen wäre der Erfolg seiner Bemühungen vielleicht doch zweifelhaft gewesen, wenn nicht ein glücklicher Zufall dazwischen gekommen wäre. Catilina bewarb sich nämlich um das Consulat nur um dann mit den Mitteln des Staates selbst die sociale Revolution durchzuführen die er im Sinne hatte. Schon zweimal hatte er sich desshalb bewerben wollen, für das Jahr 689 und für 690; er musste davon abstehen, weil er in Anschuldigungsstand versetzt war, und freigesprochen wurde er erst als die Consuln für 690 längst ernannt waren. Um so mehr setzte er jetzt alle Mittel in Bewegung, um wenigstens für 691 das Consulat zu erlangen. Ehrgeizig und überschuldet, die Morschheit der damaligen Zustände erkennend und die Fähigkeit und Kraft in sich fühlend auf deren Trümmern seinen Thron zu errichten, beabsichtigte Catilina zunächst alle Schulden für aufgehoben, alle Verschreibungen für null und nichtig zu erklären. Um diesen Plan gegen den begreiflichen Widerstand der Besitzenden durchzuführen warb Catilina schon im Voraus einen zahlreichen Anhang unter der grossen Masse Derer die das Ihrige durchgebracht oder nie etwas besessen hatten, und durch diese glaubte er auch — mit Hülfe des allgemeinen Stimmrechts — sich das Consulat verschaffen zu können. Aber die Zahl der Mitwisser bewirkte zugleich dass sein Plan zur ungelegensten Zeit bekannt wurde, und die Nobilität, in ihren theuersten Interessen bedroht, denen des Geldbeutels, vergass Ahnenstolz und Vorurteile und warf sich zitternd demjenigen Bewerber in die Arme dem sie den Mut und die Befähigung zutraute um dem Catilina die Stirne zu bieten. Und da das Volk ohnehin für Cicero war, so wurde dieser ohne Widerspruch, einstimmig, ohne dass auch nur eine förmliche Abstimmung nöthig geworden wäre, durch blosen Zuruf an erster Stelle zum Consul für 691 = 63 v. Chr. gewählt.

Lange schwankte die Wahl seines Amtsgenossen, da sich die Stimmen zersplitterten. Catilina erhielt zwar trotz Allem viele

Stimmen, aber doch weniger als sein Bundesgenosse C. Antonius Hybrida, und so wurde dieser Consul. Catilina war natürlich verstimmt dass er das viele Geld vergeblich ausgegeben hatte und seine Hoffnungen und Plane abermals zu vertagen genöthigt war; doch ermutigte ihn der Umstand dass ihm zum Gelingen nur wenige Stimmen gefehlt hatten zu einem wiederholten friedlichen Versuche, woneben er aber nicht versäumte für den schlimmsten Fall auch die Mittel zur Gewaltanwendung vorzubereiten.

Cicero seinerseits suchte vor Allem seinen Amtsgenossen von Catilina abzuziehen. Zu diesem Behufe überliess er demselben die ihm selbst zugefallene Provinz Makedonien, die nicht nur Gelegenheit bot Kriegsruhm zu erwerben, sondern besonders auch aus den Schulden herauszukommen und für später sich ein Sümmchen zurückzulegen. Cicero übernahm dafür die dem Antonius vom Loos zugewiesene Provinz Oberitalien (Gallien diesseits der Alpen). Er konnte den Tausch um so leichter eingehen da er von Anfang an entschlossen war auch nach Abfluss seines Amtsjahres Rom nicht zu verlassen und zu Führung eines Kriegs weder Neigung noch Fähigkeit in sich spürte; zudem bedang er sich insgeheim einigen Antheil an dem zu hoffenden Gewinne aus. Antonius begieng die Indiscretion, später, in Makedonien, seine Raubgier damit zu entschuldigen dass er für Zwei sammeln müsse, was Cicero zwar sehr übel nahm, aber doch nicht widerlegen konnte. Vielmehr enthalten zwei Briefe von ihm eine Bestätigung der Aussage des Antonius. Erstens ad Att. I, 12, wo Cicero sich gegen Atticus in geheimnissvoller Weise über die Saumseligkeit des Antonius (der unter dem Namen Teukris gemeint ist) im Zahlen beklagt; und sodann an Antonius selbst (Fam. V, 5), in welchem er seinen gewesenen Amtsgenossen mahnt und bedroht, aber alle Ausdrücke so unbestimmt und allgemein hält dass er nicht compromittiert war auch wenn Antonius den Brief veröffentlichte; wegen der Hauptsache verweist er den Antonius an die mündlichen Eröffnungen des Atticus, der in Alles eingeweiht sei. Diese Geheimthuerei ist sehr erklärlich. Zwar hatte der Handel an sich nichts Unehrenhaftes, da ja Cicero ein Recht auf die fettere Provinz hatte, und es kann sein dass dergleichen Verträge unter Amtsgenossen oft vorkamen. Indessen Cicero musste hiebei das Licht desshalb scheuen weil er den Tausch von Anfang an und fortwährend, als einen uneigennützigen, aus Aufopferung

für das Staatsinteresse hervorgegangenen, sich zum Verdienst anrechnete. Ausser diesem Tausche suchte Cicero seinen Amtsgenossen auch dadurch unschädlich zu machen dass er denselben mit einem Kundschafter umgab, in der Person von dessen eigenem Quästor Publius Sestius.

In der politischen Stellung Cicero's bildet sein Consulat den Wendepunkt. Hatte er bisher zur demokratischen Partei gehalten, deren Abgott Pompeius, deren Auswuchs Catilina und deren geheimer Leiter Caesar war, so war ihm diese Stellung mehr durch die Umstände aufgedrängt worden als dass sie eine Frucht seiner eigenen Neigung und Ueberzeugung gewesen wäre. Zurückgestossen und befeindet von der Nobilität hatte er keine andere Wahl als sich an deren Gegner, die Demokraten, anzuschliessen, wenn er nicht in der Vereinzelung zusehen wollte wie Andere zu Macht und Ehre gelangten. Als er nun aber das Ziel seines Ehrgeizes erreicht hatte schob er die Leiter bei Seite auf der er es erklommen hatte; seine im Innersten conservative und aristokratische Natur machte ihre Rechte geltend, und immer entschiedener stellte er sich auf die Seite des Senats und seiner bisherigen Gegner, der Nobilität. Ein Ausfluss dieser Frontveränderung ist der Widerstand den er vom ersten Tage seines Consulats an dem Ackergesetze des Volkstribunen Servilius Rullus entgegenstellte. Dieser beantragte die Ernennung von zehn Männern mit der unbegrenzten Vollmacht über die Mittel des Staates zu verfügen, davon nach Belieben Ländereien in Italien anzukaufen und diese zuzutheilen wem sie wollen. Der Vorschlag war so masslos dass es Caesar, von welchem derselbe dem Servilius eingegeben war, selbst damit nicht Ernst gewesen sein kann; vielmehr war seine Absicht dabei wohl nur: seine eigene Volksbeliebtheit zu steigern, zwischen die Optimaten und das Volk eine weitere Brandfackel hineinzuwerfen und den neuen Consul in Verlegenheit zu bringen, indem er ihn nöthige die demokratische Maske abzulegen und damit zugleich auf einen grossen Theil seines Einflusses zu verzichten. Diess gelang auch zum Theile. Cicero hielt gegen den Vorschlag vier Reden, wovon drei erhalten sind. In diesen gebärdet er sich zwar noch möglichst als „Volksfreund", spricht von der Nobilität als von seinen Gegnern, und stellt sich an als ob er nur im Interesse des Volkes selbst den Vorschlag bekämpfe, eine Wendung welcher auch der Erfolg der Reden — die Zurücknahme des Vorschlags — wohl zum

grössten Theile beizumessen ist. Indessen wenn es ihm auch gelang durch seine Beredtsamkeit den eigentlichen Standpunkt für den Augenblick zu verrücken, so war das Nachhaltige doch die Thatsache dass er einem Ackergesetze das dem Volke grosse Vortheile bot entgegengetreten war. Dieser Eindruck war auch auf Seiten des Senats der überwiegende: sie waren dem Cicero für sein Auftreten sehr dankbar und sahen ihn schon halb als einen der Ihrigen an, obwohl er auch in diesen Reden dem ihnen verdächtigen Pompeius Weihrauch streute.

Ferner zeigte sich Cicero's Uebergang ins conservative Lager darin dass er sich angelegentlichst bemühte seine eigenen Standesgenossen, die Ritter, theils vom Volke abzuziehen theils möglichst eng an den Senat zu ketten. Aus diesem Grunde warf er sich auch zum Vertheidiger des Lucius Roscius und seines Gesetzes auf. Dieser hatte im Jahr 687 als Volkstribun dem Ritterstande abgesonderte Sitzplätze im Theater zugewiesen, eine Massregel die damals durchgieng, jetzt aber die Folge hatte dass das Volk, von ehrgeizigen Führern aufgehetzt, den Roscius, als er im Theater erschien, mit Zischen und Lärmen empfieng. Auf die Nachricht hievon fand auch der Consul Cicero sich im Theater ein, ersuchte die Zuschauer ihm in den Tempel der Bellona zu folgen, und abermals gelang es hier seiner Beredtsamkeit und Popularität das Volk zu beschwichtigen.

Noch schärfer trat seine veränderte politische Stellung hervor in seinem Widerspruch gegen die Aufhebung der völlig ungerechten und grausamen Verordnung des Sulla dass die Nachkommen der Geächteten neben dem Verlust ihres Vermögens überdiess von allen bürgerlichen Aemtern ausgeschlossen sein sollen. Cicero erkannte die Ungerechtigkeit dieser Verfügung ausdrücklich an, widersetzte sich aber ihrer Umstossung in blindem Interesse für die augenblickliche Ruhe, und so nachhaltig war die Wirkung seiner frühern Leistungen und Parteistellung, so gross der Glanz den gerade der Mangel an Ahnen auf ihn warf dass auch von diesem unpopulären Auftreten seine Popularität nicht gründlich erschüttert wurde.

Auch seine Privatreden aus diesem Jahre tragen die Farbe seiner neuen politischen Richtung: er vertheidigte den C. Rabirius gegen die Anschuldigung dass er den Saturninus erschlagen habe. Saturninus war ein Demagog von der niedrigsten Sorte gewesen, der im Jahre 654 durch seine Bande einen Bewerber um das

Consulat auf dem offenen Markte hatte todtschlagen lassen, dann vom Senat zum Tode verurteilt und von dem erbitterten Volke mit Dachziegeln todtgeworfen worden war. Trotz dem Allem, und obwohl seitdem 37 Jahre verflossen waren, die Sache demnach völlig verjährt erscheinen musste, wurde Rabirius auf Caesar's Anstiften als angeblicher Mörder des Saturninus zur Verantwortung gezogen. Caesar beabsichtigte damit theils sich beim Volke beliebt zu machen theils den Senat einzuschüchtern, dass er nicht wieder wie damals zu ausserordentlichen Massregeln greife. Rabirius, bei Caesar (als Duumvir) angeklagt und von ihm verurteilt, appellierte ans Volk. Vor diesem führten Cicero und Hortensius seine Sache; aber auch diese hätten seine Verurteilung nicht zu verhindern vermocht, wenn nicht der Prätor Q. Metellus mit einem Gewaltstreich ihm zu Hülfe gekommen wäre. Ferner vertheidigte Cicero den C. Piso, der von seinem Consulat (687) her beim Volke verhasst war und jetzt, nach Verwaltung des narbonensischen Gallien, gleichfalls auf Caesar's Betreiben, wegen Raub und Tödtung eines Transpadaners angeklagt wurde. Cicero bewirkte die Freisprechung des unvolksthümlichen Mannes durch die Geschwornen; aber auch Caesar hatte seine Absicht erreicht.

Cicero mochte das Bedürfniss fühlen nach so vielen conservativen Kundgebungen auch etwas zu thun um seine Unabhängigkeit dem Senat gegenüber zu beweisen, sich den Namen eines Volksfreundes zu retten, und warf sich daher auf den Missbrauch der legationes liberae. Diese bestanden darin dass Senatsmitglieder welche in einer Provinz Privatgeschäfte zu besorgen hatten sich vom Senate den Titel eines Legaten ertheilen liessen, um als officielle Abgesandte kostenfrei reisen zu können. Cicero hatte selbst eben erst, bei seiner Bewerbungsreise nach Gallien, hievon Gebrauch gemacht; jetzt trat er dagegen auf und suchte diesem offenbaren Unfug durch ein Gesetz zu steuern. Indessen erhob sich gegen seinen Vorschlag tribunicischer Einspruch, und Cicero musste sich begnügen die Dauer solcher Sendungen auf ein Jahr zu beschränken.

Nicht viel mehr Glück hatte er mit einem andern Gesetzesvorschlag. Die Bewerber um das Consulat für das nächste Jahr, und namentlich wieder Catilina, machten so schamlose Umtriebe dass die Sache im Senate zur Sprache kam und namentlich ein ehrenhafter Mitbewerber, der Rechtsgelehrte Sulpicius Rufus, darüber Beschwerde führte. In Folge dessen verschärfte Cicero,

im Auftrage des Senats, die bestehenden gesetzlichen Verfügungen über die Wahlbewerbung (ambitus), indem er theils den Begriff erweiterte und klarer bestimmte theils die processualischen und Strafbestimmungen darüber schärfer machte. In ersterer Beziehung enthielt diese lex Tullia z. B. das Verbot des Gebens von öffentlichen Spielen und Gastmählern während der zwei letzten Jahre vor dem Wahltag, in letzterer die Bedrohung mit zehnjähriger Verbannung. Das Gesetz, an sich schon wirkungslos in einer so gründlich verdorbenen Zeit, musste es noch mehr dadurch werden dass sein Urheber selbst gleich den Ersten der demselben verfallen gewesen wäre gegen die wohlverdiente Strafe desselben in Schutz nahm und bei dieser Gelegenheit sein eigenes Gesetz möglichst heruntersetzte und desavouierte. Es geschah diess noch im Jahr 691 in Bezug auf L. Licinius Murena, den er durch seine witzige Rede wirklich der Gefahr entzog. Dagegen äusserte schon damals Cato sein Befremden darüber dass Cicero so als Advokat wieder niederriess was er eben als Staatsmann gebaut hatte, und Juventius Laterensis behauptete später, Cicero habe jenes Gesetz überhaupt nur gegeben um desto beweglichere Schlussreden zu halten. Nichts desto weniger wäre dasselbe wohl seine einzige politische That während seines Consulats geblieben, wenn ihm nicht sein Glück noch zu guter Letzte den fetten Bissen der catilinarischen Verschwörung in die Küche gejagt hätte.

Catilina hatte in diesem Jahre seine Bemühungen um das Consulat verdoppelt, aber daneben auch seine geheimen Wühlereien und Drohungen unermüdlich fortgesetzt. Cicero erhielt sich durch seinen bezahlten Kundschafter Curius fortwährend auf dem Laufenden über alle Plane des Catilina und hielt ihm dieselben in öffentlicher Senatssitzung mit allen Einzelnheiten vor. Da rückte auch Catilina mit der Erklärung heraus: der Staat bestehe jetzt aus zwei Leibern, einem gebrechlichen mit einem schwachen Haupte, und einem starken ohne Haupt, — er werde diesem Mangel abhelfen. Am Wahltage wollte Catilina das Beispiel des Saturninus nachahmen und den lästigen Consul durch Mord beseitigen, um dadurch dessen ganze Partei einzuschüchtern und ohne Widerstand das Consulat zu erlangen. Aber Cicero, durch seinen Spionen von der Gefahr benachrichtigt, erschien auf dem Marsfelde umgeben von einer starken Schutzwache rüstiger Männer (Ritter) und mit einem grossen, in die Augen

fallenden Harnisch. Catilina musste daher seinen Anschlag auf Cicero aufgeben und fiel bei der Wahl durch. Jetzt betrachtete er alle Bande zwischen sich und dem Staate als zerrissen, die Fehde als erklärt, und entschloss sich daher die Maske der Gesetzlichkeit vollends ganz abzuwerfen, den Handschuh aufzunehmen den ihm die Gesellschaft hingeworfen zu haben schien. Nach allen Theilen Italiens zogen seine Sendboten aus, um das ganze Land wider die Aristokratie aufzuwiegeln und zu bewaffnen; anonyme Warnungen gelangten an einzelne Senatoren, worin die Schilderhebung des Manlius für den 27. October, ein allgemeines Blutbad in Rom für den 28. October angekündigt war. Als diese Briefe am 21. October im Senate mitgetheilt wurden erfolgte der Beschluss: die Consuln sollen Acht haben dass der Staat nicht gefährdet werde, wodurch er die Consuln verantwortlich machte für die Integrität des Staates und damit zu Ausnahmsmassregeln bevollmächtigte. Rom war dadurch in den Belagerungszustand erklärt. Wie dann überallher Aufstände und Ansammlungen Bewaffneter berichtet wurden, da entsandte auch der Senat nach allen Richtungen hin Heerführer, um Truppen auszuheben; den Angebern der Verschwörung wurden Belohnungen zugesichert, in Rom selbst ausgedehnte Sicherheitsmassregeln getroffen, die aber mehr ängstigend und aufregend wirkten als beruhigend, den Catilina dagegen von Nichts abhielten, da Niemand wagte ihm selber zu Leibe zu gehen. Zum Hohn auf die Zaghaftigkeit seiner Gegner bot er sich selbst einem nach dem andern zu freier Haft an. Aber das in Etrurien gesammelte Heer harrte ungeduldig seines Führers und des Losschlagens, während in Rom eine unsichtbare Hand alle seine Massregeln vereitelte: so entschloss sich Catilina endlich doch seinen Feinden den Gefallen zu thun und Rom zu verlassen. In einer Versammlung, in der Nacht vom 6—7. November, verkündete er diess seinen Getreuen, bestimmte wer in seiner Abwesenheit die namhaftesten Gegner zu ermorden, wer die Hauptstadt anzuzünden habe u. s. w., vor Allem aber drang er darauf dass Cicero noch zuvor, noch in dieser Nacht, beseitigt werde. Aber wiederum erfuhr es Cicero bei Zeit, liess die Mörder nicht ein — wiewohl dieselben vorläufig völlig unangefochten blieben —, versammelte an demselben Tage (7. November) den Senat im Tempel des Juppiter Stator und hielt hier die erste catilinarische Rede. Catilina erwiderte im Tone eines gekränkten Unschuldigen; als er dann aber zu Schmähungen auf Cicero über-

gieng schrie Alles über ihn hinein, und zornigen Blickes verliess er die Sitzung. Aus Rom gegangen wäre er aber trotz dieser Rede wohl schwerlich, wenn ihm nicht daran gelegen gewesen wäre früher im Felde zu sein als die Truppen des Senats. Nachdem er daher seinen Genossen wiederholt die getroffenen Verabredungen eingeschärft und versprochen hatte bald mit dem Heere vor Rom zu erscheinen verliess er die Stadt in der Nacht vom 7—8. November. Jetzt beeilte sich Cicero dem Volke von den Vorgängen im Senat und von Catilina's Abreise Nachricht zu geben, schon am 8. November, in der zweiten catilinarischen Rede. Als dann die Kunde einlief dass Catilina in Etrurien offen die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt habe wurde er und sein Mitanführer Manlius vom Senate für Hochverräther erklärt, seinen Genossen aber Begnadigung zugesagt, falls sie bis zu einem bestimmten Tage die Waffen niederlegten; die Consuln sollten Truppen ausheben, Antonius den Oberbefehl über sie übernehmen, Cicero aber zum Schutze der Stadt zurückbleiben. Fortwährend umspann dieser die Verschworenen mit seinen Kundschaftern: durch sie wusste er dass der Hauptschlag zu Rom in der Nacht vom 19—20. December erfolgen sollte; aber von diesen Mittheilungen konnte er keinen amtlichen Gebrauch machen, und so fehlte es ihm noch immer an juridischen Beweismitteln, als der Zufall und die Kopflosigkeit der Verschworenen ihm solche von selbst in die Hände führten. Die in Rom zurückgebliebenen Führer der Verschwörung begiengen nämlich die ganz unbegreifliche Unvorsichtigkeit, die ihnen fast wildfremden Gesandten der Allobroger nicht nur ins Geheimniss zu ziehen, sondern denselben auch von ihnen unterzeichnete und besiegelte Schreiben an Catilina und in ihre Heimat mitzugeben. Die Allobroger aber waren gescheid genug zu bedenken dass die Gunst und Dankbarkeit des Consuls und des Senates für sie mehr Werth habe als die von einigen Abenteurern, machten von der ganzen Sache Anzeige, und liessen sich mitsammt ihren Briefschaften gefangen nehmen, in der Nacht vom 2—3. December. Nun beschied am 3. December Cicero die Graviertesten zu sich; vier davon entkamen bei Zeit, die fünf anderen aber giengen arglos in die Falle. Sie wurden in die Senatssitzung geführt und einzeln verhört, und sehr bald sahen sie sich durch ihre eigene Handschrift, sowie durch die mündlichen Aussagen der Allobroger überwiesen, und wurden nun auf Befehl des Senates als Hochverräther verhaftet. Noch am

Abend dieses Tages erstattete Cicero dem Volke von Allem Bericht durch die dritte catilinarische Rede. Am 4. December wurden den Allobrogern Belohnungen zuerkannt und, auf das Gerücht hin man wolle die Verhafteten gewaltsam befreien, gleich für den folgenden Tag eine neue Sitzung anberaumt. In dieser, am 5. December, wurde dann über die Bestrafung derselben berathen und abgestimmt. Das Ergebniss war dass Caesar's Antrag auf lebenslängliche Haft verworfen und dagegen der durch Cicero — in seiner vierten catilinarische Rede — und Cato unterstützte des D. Junius Silanus auf Todesstrafe angenommen wurde. Mit rascher Entschlossenheit liess Cicero noch an demselben Abend das Urteil vollstrecken. Schon war es Nacht als er mit glänzendem Gefolge auf dem Markte erschien und dem in Spannung harrenden Volke feierlich verkündete dass die Verbrecher geendet haben. Mit Jubel wurde die Nachricht aufgenommen, und im Triumphzuge geleitete die Menge den Consul durch die festlich erleuchtete Stadt. Damit war Catilina's Sache moralisch vernichtet, und nicht lange darauf, zu Anfang des Jahrs 692, erfolgte auch ihre physische Vernichtung.

So endete ein Unternehmen das an sich, in seinem Ankämpfen wider die unnatürliche, ungerechte und verdorbene gesellschaftliche Ordnung, vollkommen berechtigt war, um so weniger aber wenn man auf das sieht was seine Urheber an deren Stelle setzen wollten, auf die Mittel die sie für ihre Zwecke in Bewegung setzten, und endlich auf ihren persönlichen Beruf eine sociale Umgestaltung herbeizuführen. Es ist keine Frage: die damalige Gesellschaft und Verfassung war des Fortbestandes unwürdig und unfähig; aber nicht einer Handvoll Lumpen und Verbrecher sollte sie zum Opfer fallen, die aus den riesigen Trümmern nur Scherben zur Befriedigung ihrer niedrigen Zwecke und Gelüste aufzulesen gewusst und die Edelsteine daran mit blödsinniger Brutalität zertreten hätten; nur an den sollte die Welt ihre Unabhängigkeit verlieren der sie zu erobern, zu erhalten, zu bewegen und zu beherrschen verstände. Und er war schon auf dem Platze, dieser einzig würdige Freier; schon dämmerte in ihm die Ahnung seiner weltgeschichtlichen Bestimmung, schon arbeiteten in ihm dämonisch die ungeheuern Kräfte und Leidenschaften; aber ruhig stand er noch da — der Schnitter dem die unermessliche Ernte zugedacht war, und keine Sichel verkündete noch seine Absicht und seine Zukunft: seine Zeit war noch nicht

20*

gekommen; erst wenn sein Arm erstarkt wäre für die schwere Arbeit wollte er ihn erheben. So hatte die Welt vorläufig noch Ruhe, und dem Cicero blieb der Ruhm sie gerettet zu haben. Freilich war es nur ein Knabenanfall gewesen, der Nichts verdiente als die Gerte; aber Cicero hatte sich ins Zeug geworfen als sei die höchste Gefahr; und wirklich war der Staat so morsch und welk dass der Consul Recht zu haben schien. So fasste es besonders der Senat auf, dessen Vorrechte und Missbräuche allerdings ernstlich bedroht gewesen waren: er bezeigte dem Cicero seinen Dank für die Rettung des Reiches, beschloss ihm zu Ehren ein Dankfest abzuhalten, ein Mitglied erklärte dass derselbe den Bürgerkranz verdiene, Andere nannten ihn Vater des Vaterlandes. Am lebendigsten und tiefsten aber war Cicero selbst von dem Allem überzeugt. Anfangs zwar, namentlich in Catil. III., war er noch aufrichtig genug zu bekennen dass er dem Zufall und der bodenlosen Verblendung der Verschworenen das Meiste verdanke, und den Göttern die Ehre zu geben: allmählich aber redete er sich so völlig in die Ueberzeugung hinein, Er habe Alles gethan, dass er ausdrücklich sich dagegen verwahrte als hätte daran das Walten des Zufalls Antheil und wäre es nicht ganz allein sein Verdienst. Vergl. z. B. Briefe an Atticus I, 20. Ueberhaupt, je mehr von diesem Höhepunkte seines Lebens an sein Stern erbleichte, je mehr er sich bald von Andern in den Hintergrund gedrängt sah, desto unermüdlicher kehrte er immer auf jene Zeit zurück; sein Consulat und insbesondere der 5. December wurde der Mittelpunkt aller seiner Gedanken und Reden, der Anlass zu einer Selbstberäucherung welche unter seinen Schwächen eine hervorragende Stelle einnimmt. Vgl. z. B. an Att. XVI, 14 a. E. (vom J. 710). In gebundener und in ungebundener Rede, in lateinischer und griechischer Sprache wollte er sein Consulat gepriesen sehen; wer ihm zu nahe kam und die Fähigkeit dazu besass, an den stellte er dieses Ansinnen, an Archias, Chilios, Herodes, Poseidonios, an Atticus und später an Lucceius; und da die Meisten ablehnten, die Andern es ihm nicht recht machten, so entschloss er sich selbst darüber zu schreiben, zuerst in griechischer Sprache, ein lateinisches Werk sollte später hinzukommen, sowie ein Gedicht, „damit ja keine Gattung des Selbstlobes von ihm übergangen werde“ (ad Att. I, 19).

Während er aber die Ehre von diesen Vorgängen für sich selbst und sich allein in Anspruch nahm schob Cicero zugleich die

Verantwortlichkeit dafür dem Senate zu, dessen Beschluss er nur vollstreckt haben wollte als der 5. December ihm Anfechtung zuzog. Ein bedenkliches Wölkchen, der Vorbote nahender Stürme, stieg schon am Ende des Consulatsjahres auf: der neue Volkstribun Metellus Nepos, bisher Legat des Pompeius, sprach nachdrücklich gegen die stattgefundene Hinrichtung römischer Bürger, und vergebens bemühte sich Cicero durch Vermittlung von Frauen ihn zu beschwichtigen. Vielmehr, als Cicero am letzten Tage seines Consulats (31. December) die übliche Rede ans Volk halten wollte, verwehrte es ihm der Tribun, weil er auch die Verschworenen ungehört bestraft habe; nur den gewöhnlichen Eid nicht gegen die Gesetze gehandelt zu haben gestattete er ihm, und Cicero schwur an dessen Stelle dass er allein den Staat gerettet habe. Vergebens sandte Cicero abermals gemeinschaftliche Freunde an Metellus, um sich für die Zeit nach seinem Consulate von ihm Ruhe zu erbitten: Metellus konnte nicht mehr zurück, doch blieb es diessmal noch bei blosem Wortgefechte, in welchem Cicero seine Metellina hielt, da der Versuch Cicero anzuklagen, weil er römische Bürger habe hinrichten lassen, an dem nachdrücklichen Widerstande des Senates scheiterte. Aber auch fernerhin blieb diess die Stelle wo Cicero verwundbar war, da die Massregel wirklich gesetzwidrige Seiten hatte. Es war eine alte, schon durch die zwölf Tafeln getroffene und durch ein Gesetz des jüngern Gracchus bestätigte und verschärfte Bestimmung dass ein römischer Bürger nur durch Urteil des Volkes (in den Centuriatcomitien) am Leben gestraft werden dürfe. Dieses Gesetz war verletzt worden: zwar durch den Senat, indem er theils den Consuln Vollmacht zu Ausnahmsmassregeln verlieh theils die Verschworenen zum Tode verurteilte, aber der Senat als Ganzes konnte nicht zur Verantwortung gezogen werden, man musste sich daher an den Vollstrecker jenes Urteils, an die vollziehende Behörde halten, und man war dazu auch insofern berechtigt als der Consul das Recht wie die Pflicht hatte gesetzwidrige Beschlüsse des Senats unvollzogen zu lassen. Es war desshalb rechtlich wirkungslos dass Cicero den Senatsbeschluss als Schild vor sich hinhielt, wiewohl aus jenem Verhältniss natürlich für den Senat sich die moralische Verpflichtung ergab den Vollzieher seiner Beschlüsse nicht fallen zu lassen.

Bei diesem Bewusstsein von den Blössen welche sein Verfahren biete und von seiner Bedürftigkeit durch die factische

Macht gestützt zu werden war es für Cicero um so peinlicher dass derjenige in dessen Besitz die letztere im Augenblicke war, Pompeius, mit seinem Urteil über sein Verfahren fortwährend zurückhielt, da er der Stimmung in Rom darüber nicht gewiss war und es desshalb mit keiner Partei verderben mochte. So hieng das Schwert fortwährend über Cicero's Nacken, und dieser that noch überdiess das Seinige um es in recht wilde, rücksichtslose und grimmige Hände zu bringen. Den Anstoss dazu gab dass im December 692 sich Clodius in Weiberkleidern in das Haus des Caesar einschlich, während die Frauen hier das Fest der Bona Dea feierten, aber entdeckt und desshalb angeklagt wurde. Die Strafe der Verbannung stand auf diesem Frevel, und Clodius hätte daher für seinen Leichtsinn mit der Vernichtung seiner politischen Laufbahn büssen müssen. Um diess abzuwenden setzte er Himmel und Erde in Bewegung. Es war der Antrag gestellt zu Aburteilung seines Verbrechens ein eigenes Gericht niederzusetzen, da die gewöhnlichen Geschworenen bei der eingerissenen Verderbniss zu wenig Bürgschaft für Gewissenhaftigkeit des Spruches zu bieten schienen. Diess vor Allem suchte Clodius zu beseitigen, durch Bitten, Bestechung und durch Aufstellung einer schlagfertigen Bande, und auch Cicero, Anfangs streng gestimmt, liess sich erweichen. Wirklich gelang es dem Clodius die Zurücknahme des Antrages durch den Senat zu bewirken; aber eine spöttische Bemerkung die er in einer Volksrede über Cicero's Allwissenheit fallen liess brachte diesen von Neuem in Harnisch, und er trat in dem Processe selbst als Zeuge gegen Clodius auf, indem er dessen vorgebliches Alibi Lügen strafte. Dennoch wurde Clodius von den bestochenen Geschworenen durch Stimmenmehrheit freigesprochen. Cicero's Entrüstung darüber war ebenso gross wie begründet, und er konnte nicht unterlassen durch fortwährende Angriffe aller Art seinen Gegner immer mehr zu erbittern. Um so mehr hatte er auch Anlass sich nach einer Schutzwehr gegen ihn umzusehen, zumal da gleichzeitig der Bund zwischen Senat und Ritterstand sich zu lockern anfieng. Einen solchen Schutz suchte er theils darin dass er sich fortwährend eifrig mit gerichtlichen Vertheidigungen beschäftigte theils in möglichst engem Anschlusse an den zurückgekehrten Pompeius. Diesen machte der Wunsch seine Verfügungen in Asien durch den Senat bestätigt zu sehen geneigt auf eine Verbindung mit dem einflussreichen Senatsmitgliede einzugehen; doch erfüllte

Cicero in dieser Beziehung seine Erwartungen nicht, indem er noch zu kurz im Lager der Optimaten war als dass er einen so entschiedenen Bruch mit ihnen hätte wagen können. So abermals in schwerer Bedrängniss half er sich damit dass er allmählich sich von der Politik zurückzog und seine Musse dazu benützte sich um so mehr in die Betrachtung seiner einstigen Grösse zu vertiefen, indem er jetzt (694) griechisch geschriebene Denkwürdigkeiten und ein lateinisches Gedicht über sein Consulat fertig machte, eine lateinische Abhandlung darüber wenigstens begann.

Im Jahr 695 = 59 war Caesar Consul und schloss mit Pompeius und Crassus das erste Triumvirat, ein gegenseitiges Schutz- und Trutzbündniss. Die Triumvirn legten Werth darauf auch Cicero in ihr Interesse zu ziehen, da seine Beredtsamkeit ihnen nützlich werden konnte. Aber noch spielte dieser den spröden Aristokraten und war wohl auch zu lebhaft von dem Gedanken an seine eigenen Leistungen durchdrungen als dass er sich hätte dazu herbeilassen mögen die Triumvirn durch seine Anerkennung oder gar durch seine Dienstleistungen zu fördern, ja er ergoss sich bei Gelegenheit der Vertheidigung seines ehemaligen Amtsgenossen Antonius in bittere Klagen über den schmachvollen Zustand des Staates und damit die höchst unbedeutende Rolle zu der er sich immer mehr verdammt sah. Noch an demselben Tage strafte Caesar hiefür ihn dadurch dass er den Clodius gegen ihn loszulassen drohte, indem dieser jetzt von einem Plebejer adoptiert wurde, um Volkstribun werden zu können. Das hatte gleich auch die Wirkung dass Cicero vor der Verhandlung über Caesar's Ackergesetz sich aufs Land flüchtete, von Atticus sich mit der Zumutung ein geographisches Werk zu schreiben quälen liess, und nur im Stillen seiner Erbitterung Luft machte durch eine geheime, erst nach seinem Tod zu veröffentlichende Geschichte seiner Zeit. Als jedoch Caesar ihm nach seiner Rückkehr nach Rom neue Anträge machte kostete es ihn bereits einigen Kampf sie abzulehnen; Caesar aber war endlich dieser gütlichen Versuche müde und beschloss sich den Rücken vor ihm dadurch zu decken dass er ihn aus Rom entferne, obwohl Cicero im Augenblicke sich ruhig verhielt und sich auf Vertheidigungsreden, wie für F l a c c u s, beschränkte.

Clodius war nämlich inzwischen Volkstribun geworden, und nachdem er der Zustimmung des Volks und der Consuln sich versichert hatte trat er mit dem Antrag auf: wer einen römischen

Bürger ohne Urteil und Recht getödtet habe solle mit dem Banne belegt werden. Cicero war nicht ausdrücklich genannt, aber Jedermann wusste dass nur er gemeint sei. So legte er denn das Trauergewand an und flehte zu dem Volke, und auch der Senat beschloss seine Trauer zu theilen; die Consuln aber verboten die Ausführung, und Cicero und seine Freunde wurden wo sie erschienen von Clodius und seiner Bande gehöhnt und misshandelt. Vergebens flehte Cicero den Pompeius, vergebens den Caesar um Verwendung und Schutz an: da sank ihm der Mut, und nächtlicher Weile entwich er aus der Stadt (Mitte des März 696). Am folgenden Tage setzte Clodius das Gesetz durch, welches den Cicero in die Acht erklärte und mit gleicher Strafe alle diejenigen bedrohte die ihm Unterschlauf geben würden, was jedoch bald dahin gemildert wurde dass er 400 Millien von Rom wegverbannt sein solle. Die Städte meidend zog der Verbannte über Vibo, Thurii und Tarent Brundisium zu, wo er am 18. April ankam und am 30. April unter Segel gieng. In Epirus zu bleiben oder nach Athen zu gehen getraute er sich nicht, aus Furcht vor den verbannten Genossen des Catilina; um so willkommener war es ihm dass Plancius, der Quästor des Proprätors von Makedonien, ihn in Dyrrachium aufsuchte und nach Thessalonich in seine Wohnung mitnahm, wo sie am 23. Mai anlangten. Bis zum Herbste blieb hier Cicero unter dem Schutze des Quästors; als aber die Nachricht einlief dass Soldaten seines Feindes Piso, welchem Makedonien bestimmt war, einrücken werden, kehrte er nach Dyrrachium zurück, von wo er am 26. November einen Brief schrieb und wo er vollends blieb, weil in Rom seine Sache eine günstigere Wendung zu nehmen anfieng. Die neuen Consuln waren ihm gewogen, und unter den Volkstribunen waren seine eifrigen Freunde Sestius und Milo, die den Clodius mit seinen eigenen Waffen bekämpften, mit geworbenen Banden und Gewaltthaten; zudem war Pompeius selbst auch über den immer frecher gewordenen Clodius aufgebracht und erlangte endlich Caesar's Zustimmung zu Cicero's Zurückberufung. Zwar am 1. und 25. Januar 697 konnte diese noch nicht durchgesetzt werden; aber ein Senatsbeschluss empfahl den Cicero allen Völkern und Provinzialbeamten, dankte dem Plancius und den Städten die ihn aufgenommen, und forderte die römischen Bürger ausserhalb Roms auf bei der Berathung des Rückberufungsantrages zahlreich sich einzufinden. Am 4. August kam derselbe zur Abstimmung;

Pompeius unterstützte ihn durch Worte, Milo durch Aufstellung von Bewaffneten gegen die Angriffe der Clodianer, die Bewohner der Municipien waren zahlreich erschienen: er gieng durch, und Cicero wurde unbedingt zur Rückkehr ermächtigt. Auf die Nachricht vom Stande der Dinge war Cicero schon am nämlichen Tage von Dyrrachium aufgebrochen und betrat am 5. August bei Brundisium wieder den heissersehnten Boden der Heimat. Die Entfernung von ihr hatte er ungefähr mit derselben Fassung ertragen wie später Ovid: seine Briefe aus dieser Zeit sind nicht viel weniger thränenreich als Ovids Tristien und Briefe aus dem Pontus, und Zeitlebens blieb ihm die Erinnerung daran und stimmte ihn noch vorsichtiger und ängstlicher als er schon zuvor gewesen war.

Cicero's Reise nach Rom glich einem Triumphzuge, so strömten aus allen Städten die Bewohner ihm jubelnd entgegen. Nach 17 monatlicher Abwesenheit zog er am 4. September, bewillkommt von den Optimaten und umjauchzt von dem Volke, in Rom ein, begab sich sogleich auf das Capitol, um den Göttern seinen Dank darzubringen, worauf er am folgenden Tage (5. Sept.) bei dem Senat und dem Volke je in einer Rede sich bedankte.

Die politischen Verhältnisse traf Cicero in Rom so wie er sie am wenigsten wünschte: der Senat und Pompeius standen einander in der Art gegenüber dass der Zurückkehrende sich zwischen ihnen entscheiden musste; und doch war er Beiden verpflichtet, bedurfte Beider und konnte es daher mit keinem von Beiden verderben. Pompeius hatte eine Theurung künstlich herbeigeführt, um sich unentbehrlich zu machen und die Uebertragung von Truppen und Schiffen zu erzwingen; der Senat aber fürchtete den Ehrgeiz des Pompeius und sträubte sich dagegen ihm die Mittel zu dessen Befriedigung in die Hand zu geben. Auf welche Seite Cicero trat, so verletzte er dadurch die Gegenpartei; er gebrauchte daher sein altes Mittel — von der Verhandlung darüber wegzubleiben. Aber da Clodius vor dem Volke behauptete, die Theuerung sei durch das Zusammenströmen der vielen Fremden aus Anlass von Cicero's Zurückberufung herbeigeführt, so sahen sich die Consuln um so mehr veranlasst Cicero zur Theilnahme an den Berathungen über die Massregeln zur Abhülfe beizuziehen, und jetzt stellte dieser den Vermittlungsantrag: dem Pompeius zwar nicht Heer und Flotte, aber doch die Oberaufsicht über das Getreidewesen auf fünf Jahre zu übertragen. Pompeius forderte und erhielt ausserdem fünfzehn Legaten, zu deren

Erstem er den Cicero ernannte, der jedoch die Ehre nur unter der Bedingung annahm dass er dabei in Rom bleiben könne. Ganz zu Danke aber hatte er es durch seinen Vorschlag weder dem Pompeius noch dem Senate gemacht: jenem enthielt er zu wenig, diesem immer noch zu viel, und Clodius behauptete daher, der Senat beschuldige den Cicero des Verraths und Abfalls. Doch entzog ihm der Senat seinen Beistand nicht in Sachen seines Hauses.

Clodius hatte nämlich nach Cicero's Vertreibung dessen Haus auf dem Palatin und seine der Stadt nahe gelegenen Villen zerstört und den Erlös in die Staatskasse gegeben, einen Theil des Hausplatzes weihen lassen und einen Tempel der Libertas darauf errichtet. Zurückberufen suchte Cicero natürlich auch in den Wiederbesitz seines Eigenthums zu gelangen. Am 30. September suchte er vor den Pontifices in der Rede für sein Haus die materielle und formelle Ungültigkeit der Weihe zu beweisen, und das Collegium erkannte: wenn der Weihende nicht ausdrücklich zum Weihen amtlich bevollmächtigt gewesen sei, so sei ein religiöses Hinderniss der Zurückgabe des Platzes nicht vorhanden. Ueber das Zutreffen jener Voraussetzung hatte nun der Senat zu entscheiden, und am 2. October beschloss dieser dass eine solche Vollmacht nicht ertheilt worden sei, Cicero daher den Platz zurückerhalten solle; und überdiess wurden ihm für sein zerstörtes Haus 2 Millionen, für das Tusculanum 500,000 und für das Cumanum 250,000 Sest. Entschädigung zuerkannt, welche Schätzung Cicero theilweise knauserig findet. Daraufhin begann Cicero sein Haus wieder aufzubauen; aber so gross war die Anarchie damals in Rom dass am 3. November Clodius die Bauleute verjagte und am 11. November, gleichfalls am hellen Tage und auf offener Strasse, den Cicero überfiel und in ein Haus zu flüchten nöthigte.

Ueberhaupt bildet in diesen Jahren der Kampf mit Clodius und die Furcht vor ihm den Angelpunkt in Cicero's Denken und Handeln. Der Kampfplatz war bald die Curie, bald das Forum, bald die Strasse. Im Senate sprach er gegen Clodius z. B. Ende Decembers 697 und hielt im Jahre 698 wider ihn die Rede über die Aussprüche der Wahrsager, da Clodius den Spruch der Seher, man verachte das Heilige, darauf deutete dass Cicero auf einem der Libertas gehörigen Platze ein Haus baue, wogegen Cicero behauptete, die Götter zürnen wegen der Frevel des Clodius. Auf dem Forum vertheidigte er im Februar 698 den Milo und

im März den P. Sestius gegen die Angriffè des Clodius und griff selber den Vatinius, der als Zeuge gegen Sestius aufgetreten war, in einer Rede an; auch bei der Vertheidigung des M. Caelius in diesem Jahre machte er leidenschaftliche Ausfälle auf Clodius und dessen Schwester. Ausserdem wissen wir dass er im J. 698 den L. Calpurnius Bestia, den M. Cispius und den L. Sempronius Atratinus, sämmtlich gegen die Anklage auf Wahlbestechung, wiewohl die beiden Ersten vergeblich, vertheidigte. Strassenkampf führte auch Cicero herbei, indem er die Tafeln welche den Verbannungsbeschluss gegen ihn enthielten mit Gewalt aus dem Capitol entführte; und einen Federkrieg hätte er dadurch entzünden können dass er unter dem Namen des Volkstribunen Racilius eine Schrift gegen Clodius schrieb, wenn dieser auf solche Waffen sich hätte einlassen mögen.

Die Angst vor Clodius trieb ihn sich in mächtigen Schutz zu flüchten: einen solchen aber konnte, das sah Cicero täglich mehr ein, der selbst machtlose Senat nicht bieten; immer näher rückte er daher den Triumvirn. Unter diesen stand er mit Pompeius schon bisher auf leidlichem Fusse; aber Pompeius that Nichts ohne Caesar, und diesen musste daher Cicero vor Allem sich zu befreunden suchen. Schon im Jahr 697 hatte er für ungewöhnlich lange Dauer des Dankfestes aus Anlass von Caesar's Siegen gestimmt; aber am 5. April 698 machte er wieder einen Anlauf wider Caesar: auf seinen Antrag beschloss der Senat dass über den Fortbestand von Caesar's Gesetz vom Jahr 695 über die Vertheilung campanischer Aecker (an seine Veteranen) — am 5. Mai berathen werden solle. Bald darauf kam er jedoch zu der Einsicht dass er ein „rechter Esel“ gewesen sei auf den Senat sich zu verlassen und gegen die Triumvirn anzukämpfen. Er fand daher für gut nicht nur am festgesetzten Tage auf dem Lande zu sein, sondern sich auch während dieser Zeit mit einer Lobschrift auf Caesar zu beschäftigen. Indessen mochte ihn diess Selbstüberwindung genug gekostet haben, und um dafür sich schadlos zu halten setzte er nunmehr dem Lucceius mit der Bitte zu, eine Lobschrift auf ihn und sein Consulat zu verfassen, indem er naiv genug hinzufügte: er möchte es aus Freundschaft für ihn mit der Wahrheit und der Geschichte nicht so genau nehmen. Auch verwendete er sich jetzt eifrig für die Bewilligung der von Caesar verlangten Summen (zu Sold) und Legaten, und trug durch seine Rede über die Consularprovinzen mit dazu bei dass

die Absicht der Optimaten, nach Abfluss seiner fünf Jahre die beiden Gallien dem Caesar abzunehmen und einem Andern zu übertragen, scheiterte; wie auch die Vertheidigung des L. Cornelius Balbus, eines Vertrauten von Caesar und Pompeius, mit dem Bestreben zusammenhieng sich die Gunst der Machthaber zu gewinnen.

Das Frühjahr und einen Theil des Sommers 699 brachte Cicero wieder auf dem Lande zu, mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, und kam erst im Juni nach Rom, um Milo in einem neuen Rechtshandel zu vertheidigen. Bald darauf war er selbst im Senate Gegenstand eines Angriffs von L. Piso Caesoninus, der ärgerlich darüber war dass er namentlich auf Cicero's Betreiben in der Verwaltung Makedoniens einen Nachfolger erhalten hatte. Cicero erwiderte den Angriff durch eine wütende, von Persönlichkeiten der massivsten Art strotzende Rede gegen Piso, welche den Piso zu einer Replik in gleichem Stile veranlasste. Im Herbste d. J. hielt Pompeius, der in diesem Jahre (699=55) mit Crassus Consul war, seine grossen Spiele, für welche das erste steinerne Theater in Rom errichtet wurde, und ihm zu Liebe blieb Cicero während derselben in der Stadt, so sehr er sich sonst dabei langweilte, vertheidigte auch auf den Wunsch des Pompeius dessen Anhänger Caninius Gallus. Mit dem andern Consul und Triumvir, Crassus, mit dem er schon lange auf gespanntem Fusse stand, versöhnte er sich gleichfalls noch vor dessen Abgang nach Syrien. Den November brachte er wieder auf dem Lande zu, und die Frucht seiner Musse in diesem Jahre (699) waren die drei Bücher vom Redner und das Gedicht über seine Leidenszeit (Verbannung, de temporibus meis).

Das Jahr 700 war für Cicero wieder reich an Bedrängniss, indem sein Abhängigkeitsverhältniss gegenüber von den Triumvirn immer offener an den Tag kam und ihm Verpflichtungen und Opfer auferlegte die mit der Ehre eines Mannes kaum vereinbar waren, aber ihm durch die Angst vor Clodius abgepresst wurden, der für das Jahr 702 sich um die Prätur bewarb. Zwar konnte diese Gefahr ihren Stachel dadurch verlieren dass Milo sich für dasselbe Jahr um das Consulat bemühte; aber der Erfolg von dessen Bemühungen war selbst wieder grösstentheils von den Triumvirn abhängig, und so musste ihm an deren Gunst Alles gelegen sein. Am besten stand er unter diesen damals mit Caesar. Sein Bruder Quintus, der sich als Legat Caesar's in Gallien be-

fand, diente hiebei als Vermittler, und Caesar schien auf Cicero's Freundschaft den grössten Werth zu legen. Er erwies ihm Aufmerksamkeiten aller Art, blieb mit ihm in ununterbrochenem Briefwechsel, sogar von Britannien aus, nahm die von ihm Empfohlenen freundlich auf, überhäufte Quintus mit Gunstbezeugungen, und streckte dem Bruder wohl auch Geld vor. Dafür trug denn dieser lebhafte Begeisterung für Caesar zur Schau, begann ein Gedicht an ihn und übernahm für ihn in Rom Privatgeschäfte. Weniger eng war sein Verhältniss zu Pompeius, der sich immer unzuverlässiger benahm, so dass man nie recht wusste wie man mit ihm daran sei, und in allem Wichtigen sich auf Caesar's Entscheidung bezog. Zudem machten die allzuhäufig und allzusichtbar an den Tag tretenden Gelüste nach der Dictatur den Verkehr mit ihm unbehaglich und unheimlich, um so mehr da alsdann Milo's Consulat unmöglich wurde. Ein schwacher Trost hiefür war es dass Pompeius den Cicero zu seinem Ehrenlegaten für Spanien ernannte. So gering aber die Leistungen des Pompeius für Cicero waren, so masslos waren seine Anforderungen an ihn. Die drückendste unter diesen war die Zumutung den Gabinius zu vertheidigen, während doch Cicero seinen tödtlichen Hass gegen ihn schon zu wiederholten Malen bekundet hatte. Allein er hatte ja kurz zuvor seinen kaum minder heftigen Hass gegen Vatinius dem Streben nach der Gunst der Machthaber zum Opfer gebracht und hatte auch ihn vertheidigt, wie viele Andere in diesem Jahre; warum sollte er dem Gabinius den Beistand seiner Beredtsamkeit versagen? Zwar dem ersten Anlaufe des Pompeius widerstand er noch, und that ihm nur das zu Gefallen dass er auch nicht offen feindselig gegen Gabinius auftrat, wie er am liebsten gethan hätte; als aber Pompeius seine Bitte dringender wiederholte gab Cic. sich wirklich zum Vertheidiger von dessen Werkzeug Gabinius her, wider die neue Anklage auf Erpressung und Wahlumtriebe. Dass diese Vertheidigung erfolglos war und Gabinius verurteilt wurde wird dem Cicero selbst am wenigsten leid gewesen sein, wie wohl auch bei der sogleich nachfolgenden von Caesar's Günstling Rabirius Postumus, der in Gabinius' Schuld mitverflochten war. Aber durch dieses Auftreten musste die Achtung vor Cicero's Charakter nothleiden, seine Beredtsamkeit an Einfluss verlieren.

Auch die Siege welche er in diesem Jahre auf dem Markte davontrug kommen wohl zum kleinsten Theile auf Rechnung seiner Beredtsamkeit. So namentlich der in der Sache des Aemilius

Scaurus. Dieser war wegen Erpressungen die er auf Sardinien begangen hatte angeklagt, und seine Schuld beweisen schon die grossartigen Mittel welche Scaurus zu seiner Vertheidigung aufbot. Neun Consulare traten mit günstigen Aussagen über ihn auf, sechs Vertheidiger sprachen für ihn, und unter diesen Hortensius und Cicero, welcher Letztere gern die Gelegenheit benützte um auch die Partei des Senats, von der er abtrünnig geworden war, sich zu verpflichten, zumal da Scaurus persönlich ihm nützlich werden konnte, sofern er sich um das Consulat für das Jahr 701 bewarb und, wenn er Consul wurde, die Bewerbung des Milo für das nächste Jahr wesentlieh zu fördern im Stande war. Wirksamer aber als alle Worte seiner Vertheidiger war das Geld das Scaurus mit vollen Händen unter seine Richter vertheilte. Seine Rede für Scaurus veröffentlichte Cicero, wie er auch die für Plancius in diesem Jahre niederschrieb und einige Wochen früher die für Fonteius. Daneben arbeitete er rüstig an seiner Schrift über den Staat, die jedoch erst in einem der folgenden Jahre fertig gemacht und herausgegeben wurde.

Im Jahre 701 wurde Cicero auf den Vorschlag von Pompeius und Hortensius zum Augur gewählt, an die Stelle des von den Parthern erschlagenen Crassus; aber die für Cicero viel wichtigere Unterstützung der Wahlbewerbung Milo's verweigerte Pompeius, indem er sich selbst die Gewalt zuzuwenden gedachte. Die Strassenkämpfe zwischen den Banden des Milo und des Clodius, welche während dieses Jahres besonders lebhaft betrieben wurden und durch die auch Cicero wieder in Lebensgefahr gerieth, waren dem Pompeius erwünscht, weil dadurch Er nöthig wurde. Wirklich begann das Jahr 702 ohne dass die Wahl von Consuln und Prätoren zu Stande gekommen wäre, weil immer eine Partei die Wahlen der andern störte. Doch schon am 20. Januar 702 erhielt die Sachlage eine neue Wendung. Noch am 19. Januar hatte Cicero mit Clodius zusammen friedlich an einer Testamentsunterzeichnung Theil genommen, obwohl sie wenige Wochen zuvor im Senate hart an einander gerathen waren, wobei Cicero die in Bruchstücken noch vorhandene Anfrage (bei Clodius) in Betreff der Schulden von Milo hielt. Am 20. Januar aber erfolgte bei Bovillä der Zusammenstoss zwischen Milo und Clodius, der den Tod des Letzteren zur Folge hatte. Der Eindruck den diese „Schlacht bei Bovillä“ auf Cicero machte war zunächst der ungeschminkter Freude: des lange gefürchteten Feindes sah er sich

jetzt entledigt, er hatte von nun an wenigstens für sein Leben nicht mehr zu fürchten, und von diesem Tage datierte er daher einen neuen Abschnitt in seinem Leben. Doch fehlte es auch nicht an Unannehmlichkeiten für ihn. Man bezeichnete ihn öffentlich als den intellektuellen Urheber von Clodius' Ermordung, und Pompeius nahm eine entschieden feindliche Stellung gegen Milo ein. Er that als bedrohe Milo auch sein Leben und erlangte unter diesem Vorwande eine Leibwache, und dass er Consul ohne Amtsgenossen wurde gaben zuletzt selbst die erschrockenen Optimaten zu, in ihrer Verblendung hocherfreut dass nur wenigstens die gefürchtete Dictatur an ihnen vorübergieng. Für die Verhandlung des Processes von Milo gab Pompeius ganz neue Bestimmungen und umstellte am Entscheidungstage, den 8. April 702, den Markt mit Bewaffneten. Deren Anblick und das Geschrei der Clodianer machte den Cicero, der sich der Vertheidigung Milo's nicht hatte entziehen können, so befangen dass er kürzer und matter sprach als gewöhnlich. Milo wurde verurteilt, und Cicero gab nachträglich zu dessen Vertheidigung eine Rede heraus, welche schon im Alterthum als Meisterstück bewundert wurde. Den Milo zu retten hätte aber diese so wenig vermocht wie die wirklich gehaltene, welche nachgeschrieben wurde und noch zur Zeit des Quintilian und Asconius vorhanden war; sein Schicksal war schon im Voraus beschlossen und besiegelt. Um die Schulden zu decken welche Milo in Rom hinterliess wurden dessen Güter versteigert, und man warf dem Cicero vor dass er dabei unter fremdem Namen um billigen Preis einen Theil für sich erstanden habe, wogegen er sich zwar zu vertheidigen suchte, aber auf nicht ganz überzeugende Weise.

Nachdem Milo beseitigt war hatte Pompeius kein Interesse mehr dessen Werkzeuge gleichfalls bestraft zu sehen; Cicero gelang daher die Vertheidigung des M. Saufeius; ja Pompeius liess jetzt sogar seine eigenen Werkzeuge fallen, und Cicero erlebte so die Freude dass am Schlusse des Jahres 702 seine Anklage des gewesenen Volkstribunen Munatius Plancus dessen Verurteilung zur Folge hatte.

Inzwischen hatte sich Cicero's Stellung bedeutend verschlimmert. Durch seine letzten Erfolge kühn gemacht versuchte nämlich Pompeius allmählich von Caesar sich zu emancipieren und über ihn sich emporzuschwingen. Auf Caesar gemünzt war das Gesetz des Pompeius dass Abwesende sich um kein Amt sollen

bewerben düfren; kaum aber war es gegeben, so bereute Pompeius selbst seinen Mut und gab dazu einen Nachtrag, worin von dem Gesetz eine Ausnahme gemacht wurde zu Gunsten derer welche besondere Erlaubniss dazu erhalten hätten, wie das bei Caesar der Fall war. Durch dieses Schwanken des Pompeius gerieth Cicero arg in die Klemme, und während er an Caesar schrieb er habe Alles gethan um die Ausnahme zu seinen Gunsten durchzusetzen rühmte er sich später in den Philippiken er habe dagegen gestimmt. Nachdem so Pompeius das Hinderniss dass Caesar ein zweites Consulat erlange selbst wieder weggeräumt hatte wollte er wenigstens verhindern dass derselbe nach dem Consulate wieder eine Provinz verwalte, und liess daher noch im Jahre 702 den vorjährigen Senatsbeschluss erneuern: dass zwischen der Bekleidung des Consulats oder der Prätur und dem Antritt einer Provinz ein Zwischenraum von fünf Jahren zu verfliessen habe. In die dadurch für die nächste Zeit entstehende Lücke sollten diejenigen gewesenen Consuln und Prätoren treten welche bisher noch keine Provinz verwaltet hätten. Unter diese gehörte auch Cicero, und ihm wies das Loos Kilikien zu. Was er seit der Lehre die er nach seiner Quästur empfangen so sorgsam zu vermeiden gewusst hatte, längere Entfernung aus Rom, dem war also nicht mehr zu entgehen; und obwohl der Zeitpunkt hiefür kein ungünstiger war, sofern ihn bei dem wachsenden Zwiespalt zwischen Pompeius und Caesar seine Abwesenheit vor der Nöthigung bewahrte aus seiner Mittelstellung herauszutreten und für einen von Beiden Partei zu ergreifen, so war ihm die Trennung von Rom und die Verweisung auf einen verhältnissmässig engen und entfernten Schauplatz doch immerhin schmerzlich, und unablässig war er daher bemüht zu bewirken dass seine Amtszeit wenigstens nicht über ein Jahr hinaus verlängert werde.

Nach dreimonatlicher Reise (über Athen) kam Cicero am 31. Juli 703 in seiner Provinz, zu Laodikeia, an. Durch den glänzenden Empfang der ihm überall bereitet wurde fühlte er sich höchlich geschmeichelt, wogegen die Unfreundlichkeit die sein Vorgänger Appius Claudius an den Tag legte ihn einigermassen verstimmte. Cicero hatte in der Provinz Gelegenheit sich Kriegsruhm zu erwerben, mehr sogar als ihm lieb war; denn nicht vor lauter Freude klopfte sein Herz bei der Nachricht dass die Parther einen Einfall in seine Provinz unternommen haben. Doch verzog sich die Gefahr wieder glücklich, und um die Zu-

rüstungen zum Kriege nicht vergeblich gemacht zu haben beschloss Cicero nun einen Streifzug gegen die räuberischen Stämme auf dem Amanusgebirge. Am 13. October 703 erstieg er ihre Berge, besetzte die Ausgänge, eroberte und zerstörte die Kastelle und hieb die Bewohner nieder. Die Kriegserfahrung welche seine Legaten, namentlich sein Bruder Quintus und Pomptinius, besassen kam ihm trefflich zu Statten, und er wurde in Folge des glücklichen Kampfes von seinem Heere als Imperator begrüsst, eine Ehre welche in der damaligen Zeit durch Missbrauch bedeutend im Werthe gesunken war.

Der glückliche Verlauf erregte Lust nach Mehr, und damit es zum Triumphe reiche griff Cic. nun auch die sogenannten freien Kilikier an, die ihm Nichts zu Leide gethan hatten als dass sie frei, d. h. noch nicht den Römern unterworfen waren. Nach 47tägiger Belagerung wurde am 19. December deren Feste Pindenissus erobert und ansehnliche Beute gemacht, die Cicero den Soldaten überliess und nur die Gefangenen und Pferde der Staatskasse vorbehielt. Hierauf entliess er das Heer unter Anführung seines Bruders in die Winterquartiere, und begab sich selbst nach Laodikeia, wo er sich bis 1. Mai 704 den Geschäften der Verwaltung und Rechtspflege widmete und durch seine Leutseligkeit, Milde und Gerechtigkeit Alles entzückte, um so mehr da sein Vorgänger von dem Allem das Gegentheil bewiesen hatte und daher sein Verdienst in um so hellerem Lichte strahlte. Besonders erfreut waren die Provinzialen über die Uneigennützigkeit die Cic. nicht nur selbst bewährte sondern auch seiner Umgebung, zum Theil zu deren Verdrusse, auferlegte, wie er auch gegenüber von den Zumutungen von Freunden in Rom, besonders des grossen Tyrannenvertilgers Brutus, standhaft blieb und zuletzt sogar ärgerlich wurde. Zwar konnte er nichtsdestoweniger nach Abfluss seines Jahres das Sümmchen von 2,200,000 Sest. als erspart zurücklegen; aber wir haben allen Grund seiner Versicherung zu glauben dass er sich diess einzig auf gesetzmässigem Wege erworben hatte, und können daraus nur auf die Summen schliessen welche minder gewissenhafte Provinzialstatthalter davontragen mochten. Auch das ist von keiner Erheblichkeit was Drumann VI. S. 141 bemerkt: „Seine Tugend wurzelte nicht in dem Abscheu gegen das Unrecht; sie hatte mit den Vergehen der Grossen über welche er sich in der äussern Erscheinung so sehr erhebt eine und dieselbe Quelle, in der Selbstsucht: jene

verlangte nach Gelde, und ihn nach Ruhm." Aber eine Ruhmliebe welche zu ehrenhaftem Handeln antreibt ist selbst auch achtungswerth und kann die Verdienstlichkeit eines solchen Handelns in keiner Weise mindern. Dagegen war es allerdings ein Fehler dass Cic. nach Abfluss seines Jahres die Provinz ihrem Schicksale überliess, indem er nur darauf bedacht war selbst keinen Tag über die gesetzliche Frist in der Provinz zu bleiben, und sie daher einem Quästor übergab von dessen Unerfahrenheit er selbst sich wenig Gutes versprach, statt seinem Bruder und Legaten Quintus, der aber wenig Lust hatte sie zu übernehmen und von welchem Cicero fürchtete er möchte durch seine Leidenschaftlichkeit wieder verderben was er selbst gut gemacht und durch ein dem Benehmen aller andern Statthalter ähnliches Verfahren den Glanz wieder auslöschen den er selbst dem Namen der Cicero verschafft hatte. Mochte ein Anderer die Provinz misshandeln, wenn es nur kein Cicero war. Zeigt sich darin unverkennbar Selbstsucht und beweist es dass es dem Cicero nicht um die Provinz selbst zu thun war, so ist andererseits zu bedenken dass man einem einjährigen Statthalter nicht zumuten kann das Wohl eines Landes so auf dem Herzen zu tragen und sich damit so zu identificieren wie ein Erbfürst.

Cicero eilte aus der Provinz wegzukommen, nicht nur weil er eine Art Heimweh hatte, sondern besonders auch weil er sich hier doch eigentlich nicht auf seinem Posten fühlte, weil er Aufgaben heranziehen sah deren Lösung er sich nicht gewachsen wusste, wie namentlich den Krieg mit den Parthern. Schon bei seiner Abreise aus Rom, dann auf der Reise und von der Provinz aus bestürmte er daher den Atticus, Hortensius, die beiden Consuln des Jahres, und wen er sonst von Einfluss kannte, um ihre Verwendung, dass er nicht über ein Jahr in Kilikien bleiben müsse, und während sonst die Statthalter die Verlängerung ihrer Verwaltungszeit als die höchste Ehre und ein besonderes Glück betrachteten, so wehrte Cicero sich hiegegen mit Händen und Füssen und zählte die Tage bis zum 30. Juli, dem Tage seiner Erlösung.

Daneben vergass er aber auch nicht für seine kriegerischen Thaten sich um die Auszeichnung eines Dankfestes zu bewerben, und er gieng in dieser Beziehung die damaligen Consuln, den Cato, alle seine Bekannte, zuletzt sogar seine Feinde um ihre Fürsprache an. Das Dankfest wurde bewilligt, obwohl Cato nicht

dafür war; aber es war schon für Unbedeutenderes zuerkannt worden, und so that die Mehrheit des Senates dem verdienten Manne, weil er einmal darauf Werth legte, gern diesen Gefallen. Aber dem Dankfest folgte meist der Triumph; und nachdem man dem Cicero jenes verwilligt hatte so gelüstete ihn auch nach diesem. Lange verfolgte er diesen Gedanken, und gab ihn um so weniger auf weil er als Candidat des Triumphes auch nach seiner Rückkehr die Stadt nicht betreten durfte, und somit einen erwünschten Anlass hatte von den verfänglichen Senatsverhandlungen welche den Ausbruch des Krieges zwischen Caesar und Pompeius herbeiführten ferne zu bleiben. Sogar noch als in den Stürmen des Bürgerkrieges das Staatsschiff in Trümmer gieng hielt Cicero diesen Flitter krampfhaft umfasst und schleppte noch ein ganzes Jahr lang die Lictoren, die Zeichen seines Imperium, mit sich herum, auf seiner Flucht aus Italien, im Lager des Pompeius, und noch bei seiner Rückkehr aus Griechenland, und Caesar köderte ihn namentlich auch dadurch dass er ihm erlaubte die Lictoren noch länger fortzubehalten.

Tief aufathmen mochte Cicero als der 30. Juli (704) anbrach ohne dass die gefürchteten Parther einen Angriff gemacht hätten; er übergab die Provinz dem neuernannten blutjungen Quästor M. Caelius Caldus und trat die Rückreise an. Am 3. August schiffte er sich zu Sida in Pamphylien ein, und nahm seinem Sohne und Neffen zu Liebe den Weg über Rhodus, wo er die Nachricht von dem Tode des Hortensius erhielt. Von da über Ephesus weiter nach Athen, wo er einige Zeit verweilte, dann nach Akarnanien und von da nach Korkyra, wo ihn die Stürme wieder zu einigem Aufenthalte nöthigten, so dass er erst am 23. November aufbrechen konnte und am 25. November zu Brundisium anlangte. Auch hier wieder blieb er einige Zeit und kam erst am 6. December ins Sabinische, hatte unterwegs wiederholte Zusammenkünfte mit Pompeius, und kam endlich am 4. Januar 705 vor den Thoren Roms an, wo ihm ein glänzender Empfang zu Theil wurde.

Cicero kam gerade recht um den Bürgerkrieg ausbrechen zu sehen. Am 1. Januar 705 hatte der Senat das Anerbieten Caesar's, seine Provinzen abzugeben wofern auch Pompeius auf die seinige verzichte, mit Geringschätzung verworfen, und es war damit der Krieg erklärt zwischen den beiden Männern an die sich Cicero bisher gleichmässig angelehnt hatte; er musste sich nun für einen

von Beiden entscheiden. Und doch zogen ihn Beide an sich, Beide betrachteten und behandelten ihn als den Ihrigen, und Beiden war er verpflichtet; für den Einen sprach ferner der grössere Schein des Rechtes, für den Andern die grössere Macht und Entschlossenheit: kurz — Cicero sah sich in tödtlicher Verlegenheit, und wünschte manchmal er wäre noch in seiner Provinz. Die Entscheidung fiel ihm schwer, und er wählte daher den Ausweg sich nicht zu entscheiden, die Politik des Zauderns, Zuwartens, der Vermittlungsversuche. Seine Briefe an Atticus aus dieser Zeit (bes. Buch VII.) liefern den Beweis wie gross seine Unentschlossenheit in dieser schwierigen Lage war. Bald beschliesst er möglichst lange neutral zu bleiben, dann entscheidet er sich für Frieden mit Caesar um jeden Preis, gleich darauf spricht er den Vorsatz aus gänzlich mit Pompeius zu gehen, dann wieder der Heerde der Optimaten sich anzuschliessen und mitzulaufen wo diese hingehen: und sein Benehmen ist so schwankend dass sich diese entgegengesetzten Plane alle darin als ausgeführt nachweisen lassen, indem er heute nach dem einen und morgen nach dem entgegengesetzten Plane verfuhr.

Am 6. Januar wurden alle im Amte stehenden Behörden in und ausser Rom, also auch Cicero, durch einen Senatsbeschluss zum Schutze des Staates aufgefordert, und gleich darauf Italien in Kreise getheilt Behufs der Herbeischaffung von Truppen und Geld. Auch Cicero konnte sich nicht entziehen, und er erhielt Campanien zugewiesen. Schien er damit für Pompeius Partei ergriffen zu haben, so bemühte er sich sogleich wieder diess auf den blosen Schein zu beschränken, indem er auf dem übernommenen Posten absichtlich Nichts that und von dieser seiner Unthätigkeit den Caesar in Kenntniss setzte. Um diese seine Achselträgerei vor sich selbst zu rechtfertigen suchte er Alles hervor was er an Pompeius auszusetzen hatte: so fühlte er sich verletzt dass man bei den Unterhandlungen mit Caesar ihn nicht zuzog und rächte sich durch bitteren Spott über die damit Beauftragten, nahm es ferner übel dass Pompeius ihm nicht mehr Aufmerksamkeit schenke, seine Rathschläge nicht befolge, seine Plane ihm nicht mittheile, während doch Pompeius wissen musste wie wenig zuverlässig für ihn Cicero sei. Ja dieser verrieth sogar darüber Empfindlichkeit dass Pompeius im grössten Gedränge der Geschäfte ihm nicht ausführlichere Briefe schreibe. Alles dieses beweist nur wie gern Cicero den Abfall den er thatsächlich

an Pompeius begieng, während er ihm zu dienen schien, vor sich selbst und Andern begründet hätte. Am 20. Februar 705 entbot ihn Pompeius zu sich nach Brundisium, Cicero behauptete aber dass ihm der Weg dahin von Caesar's Truppen abgeschnitten sei, und kam nicht; vielmehr sprach er jetzt, wo Caesar rasch und siegreich vorrückte, die Ueberzeugung aus dass es dem Pompeius eben so wenig als dem Caesar um die Republik zu thun sein, dass Jener wie Dieser selbstsüchtige Zwecke verfolge. Er hütete sich daher nicht nur sorgfältig vor förmlicher Entscheidung für Pompeius, sondern er blieb auch mit Caesar und dessen Anhängern in ununterbrochener brieflicher Verbindung, und Caesar wusste durch wohlberechnete Schmeicheleien ihn noch tiefer in sein Netz hineinzulocken: auch ertrug er, ohne Verdruss zu verrathen, Cicero's fortwährende Mahnungen zum Frieden, obwohl sie ihm so wenig erbaulich sein mochten wie sie es dem Pompeius waren; Cicero aber rühmte noch lange von sich dass er immer zum Frieden gerathen habe. Und doch hatte ein solcher Rath wenig Werth, wenn man nicht auch die Möglichkeit nachwies ihn zu befolgen; diese Möglichkeit war aber nicht vorhanden, vielmehr war die Republik so unwiederbringlich dem Untergange verfallen, und die Machthaber standen einander so schroff und so unversöhnlich gegenüber, dass der Krieg, als doch endlich zu einem Ergebnisse, einem Ende der qualvollen Spannung führend, eine wahre Wohlthat war, wie ein Gewitter nach langer Schwüle. Andererseits hütete sich Cicero aber ebenso ängstlich vor offener Parteinahme für Caesar; ihm schwebte immer der Fall vor, der später auch wirklich seinen Tod herbeigeführt hat, dass nämlich die beiden Gegner sich doch noch mit einander versöhnen und dass dann Einer dem Andern seine Feinde zum Opfer überlasse. Dabei trug er noch fortwährend Anhänglichkeit an Pompeius auf der Zunge: in Italien, schrieb er, wolle er mit Pompeius in den Tod gehen (wiewohl er der Gelegenheit dazu eifrig aus dem Wege gieng); aber mit ihm nach Griechenland zu ziehen, dazu konnte er sich nicht entschliessen. Hundertmal erwog er alle Gründe für und wider, zählte sie dem Atticus vor und liess sie von ihm sich vorzählen, und that dann am Ende doch Nichts. Die unerheblichsten Ausflüchte trug er mit ernsthafter Miene vor, wie dass die Lictoren ihn am Reisen hindern, während er doch jeden Augenblick sie entlassen konnte, wenn er auf die eitle Grille von dem Triumphe verzichten wollte.

Ueberhaupt bietet das Zappeln und Zagen, das Schelten und Jammern, das Plaudern und Fragen in den Briefen dieses Jahres an Atticus (Buch VII bis X) einen beklagenswerthen Anblick dar, und es wäre für Cicero's Ruhm sehr zu wünschen gewesen dass diese Ergüsse seiner damaligen Verlegenheit der Nachwelt vorenthalten geblieben wären.

Die zweideutige Rolle die er spielte erregte immer allgemeinere Entrüstung unter den Optimaten, und er sah sich dadurch genöthigt sich endlich doch zur Abreise zu Pompeius zu rüsten, im März 705. Aber noch in demselben Monat hatte Cic. eine Zusammenkunft mit Caesar, der ihn, wiewohl vergebens, zu offener Lossagung von der Sache des Pompeius zu bewegen suchte. Wenige Tage darauf begab sich Caesar nach Spanien, indem er als seinen Stellvertreter für Italien den M. Antonius zurückliess, und nun war es bald das Abwarten von Nachrichten aus Spanien bald Anfragen bei Caesar und Antonius welche den Vorwand zur Verschiebung von Cicero's Abreise abgaben; dann versuchte er abermals einen Mittelweg einzuschlagen und weder in Italien zu bleiben — weil darin eine Erklärung für Caesar lag —, noch zu Pompeius zu gehen — weil darin eine Erklärung für diesen lag —, sondern an einen neutralen Ort sich zu begeben, nach Malta. Aber auch diesem Vorhaben trat Antonius entgegen und liess den Cicero beobachten, so dass ihm zuletzt Nichts übrig blieb als heimlich zu entfliehen, wenn er nicht seine Ehre unheilbar gefährden wollte. Endlich am 7. oder 11. Juni 705, also ein Vierteljahr nachdem Pompeius Italien verlassen hatte, gieng Cicero mit seinem Sohne und den Lictoren an Bord, um dem Pompeius nachzureisen, ein Schritt wodurch er die neugewonnene Gunst des Caesar verlieren musste und die verlorene des Pompeius kaum wieder gewinnen konnte.

Im Lager des Pompeius bei Dyrrachium gab es für Cicero, der sich auf den Krieg so gut wie nicht verstand, natürlich sehr wenig zu thun: er fühlte sich daher unbehaglich, und machte seiner Stimmung durch allerlei Stichelreden Luft; und wie er Führer und Heer sich in der Nähe besah so wurde ihm allmählich die Hoffnungslosigkeit dieser Sache zur völligen Gewissheit. Er sprach diese Ueberzeugung unverhohlen aus, und rieth wiederum dringend zum Frieden, legte aber begreiflicherweise damit wenig Dank und Ehre ein. Eifriger zeigte sich sein Sohn, der, obwohl erst 16 Jahre alt, von Pompeius zum Anführer eines Reiter-

geschwaders ernannt wurde. Der Vater streckte dem Pompeius Geld vor; an dem Rumpfsenate in Thessalonich, an das sich für ihn so trübe Erinnerungen knüpften, betheiligte er sich jedoch nicht. Noch weniger begleitete er das Heer nach Thessalien, sondern blieb mit Cato u. A. in Dyrrachium, und wohnte so der Schlacht bei Pharsalus (9. August 706) nicht bei. Mit dieser war für ihn der Krieg zu Ende, und der Entschluss die Waffen nicht nur niederzulegen, sondern wegzuwerfen stand für ihn fest. Indessen gieng er noch mit nach Korkyra zur Flotte; war er ja doch hier schon näher bei Italien. Als aber hier Cato den wunderlichen Einfall hatte zum Oberbefehlshaber den Cicero vorzuschlagen, lehnte dieser natürlich die ihm zugedachte Würde entschieden ab und rieth zum Aufgeben des Kampfes, was den jungen Cn. Pompeius so erbitterte dass er ihn einen Verräther schalt und ihn ums Leben gebracht hätte, wenn nicht Cato dazwischen getreten wäre. Das gab vollends den Ausschlag; und während die meisten Pompeianer sich nach Afrika begaben, um dort den Krieg fortzusetzen, so kehrte Cicero nach Italien zurück.

In den letzten Tagen des Septembers erreichte Cicero Brundisium und war hier fast ein ganzes Jahr gleichsam confiniert, sofern er ohne den Nachweis der nachträglichen Erlaubniss Caesar's nicht einmal in Italien hätte bleiben dürfen, geschweige dass ihm das Betreten Rom's gestattet gewesen wäre. Ein trübseliges Jahr brachte er hier zu, verbittert durch die Nachricht dass sein eigener Bruder und dessen Sohn ihn bei Caesar als ihren Verführer anklagen, durch die nachtheilige Einwirkung des Klima's von Brundisium auf seine Gesundheit, und durch Familienunglück: den schlechten Haushalt seiner Frau, die Zerrüttung seines Vermögens, und die unglückliche Ehe seiner Tochter. Nicht einmal zum Studieren fand er sich hier in der Stimmung; erst im Juni 707 erfreute ihn ein Besuch seiner Tochter, der aber freilich zugleich sein Leid vergrösserte, und noch später, erst im August 707, erhielt er von Caesar einen aus Alexandria datierten Brief, der ihn das Beste hoffen liess. Inzwischen aber war seine Stimmung die allertraurigste und gedrückteste, und seine Briefe aus dieser Zeit (ad Att. XI.) sind voll Selbstanklagen, Zerknirschung und Verzweiflung; er bebte jetzt vor einem Siege der Optimaten noch mehr als vor dem des Caesar, da er von jenen für seinen Wankelmut die schwerste Strafe fürchten musste. Endlich Anfangs September 707 landete Caesar in Tarent, wohin ihm Cicero

entgegeneilte und aufs Freundlichste und Schonendste von ihm aufgenommen wurde. Caesar gestattete ihm die Rückkehr nach Rom, und Cicero zögerte nicht von dieser Erlaubniss Gebrauch zu machen. Am 7. oder 8. October wollte er auf seinem Tusculanum eintreffen, Rom selbst aber zugleich mit dem Sieger und dessen übermütigem Heer zu betreten nahm er billig Anstand. Erst gegen das Ende des Jahres begab er sich in die Hauptstadt, in welche er seit seiner Abreise nach Kilikien, also seit $4^1/_2$ Jahren, den Fuss nicht mehr gesetzt hatte.

Hier brachte Cicero den Winter zu in völliger Zurückgezogenheit, in wissenschaftliche Arbeiten vertieft, in denen ihn der afrikanische Krieg und seine Entscheidung durch die Schlacht bei Thapsus (6. April 708) nicht störte, da er den Sieg Caesar's, als für ihn das kleinere Uebel, sogar wünschen musste. Die Frucht dieser unfreiwilligen Musse war vor Allem der Brutus (beendigt Ende März 708), sodann die Paradoxen (April 708), sowie das Werk über die Gesetze (angekündigt Verm. Br. IX, 2 E. und Brut. 4, 15. 17.), das er dann aber wieder liegen liess. Den Mai und Juni brachte Cicero auf dem Lande zu, beschäftigt mit einer Lobschrift auf Cato, welche er, angeblich auf das Andrängen von Cato's Schwiegersohn und Caesar's Liebling, M. Brutus, verfasste. Trotz dieser vorbeugenden Bemerkung erregte der Inhalt der Schrift doch das Missfallen des Caesar, so sehr er die formelle Vorzüglichkeit derselben anerkannte. Aber als angehender Herrscher konnte er es natürlich nicht gern sehen dass man einen starren Republikaner wie Cato als Helden pries. Caesar veranlasste daher zuerst den Hirtius zu einer Gegenschrift wider Cicero's Lobrede und schrieb dann sogar selbst einen Anticato. Nach dem Cato schrieb Cicero noch in demselben Sommer den Orator und wohl gleich darauf die Partitiones oratoriae, hielt daneben auch zu Rom praktische Uebungen in der Redekunst mit seinem Schwiegersohne Dolabella, den beiden nachmaligen Consuln Hirtius und Pansa und andern Caesarianern, und witzelt daher in Briefen aus dieser Zeit über seine Schulmeisterei, wie über sein vergnügliches Leben, da seine Trauerzeit um das Vaterland zu Ende sei und alles Abhärmen doch Nichts nützen würde.

Nach Caesar's siegreicher Rückkehr aus Spanien hielt Cicero bei der von Caesar selbst veranlassten Berathung über die Zurückberufung des eigensinnigen Republikaners Marcellus im Senat die Rede für Marcellus, wobei er Gelegenheit hatte durch An-

erkennung der neuen Ordnung der Dinge bei den Caesarianern und durch warme Vertheidigung eines Anhängers der alten bei der entgegengesetzten Partei sich zu empfehlen. Am 23. September bat er in der Wohnung des Dictators um Rückberufung des verbannten Pompeianers Ligarius; aber so in der Stille, und daher ohne politische Wirkung, mochte Caesar nicht begnadigen, sondern veranlasste eine öffentliche Verhandlung, wobei Cicero wiederum die Vertheidigung des Angeklagten übernahm und Caesar sich von dessen Beredtsamkeit überwunden stellte. Ueberhaupt schmeichelten Caesar und seine Anhänger dem Consularen, dessen Name und Beredtsamkeit ihnen manchfach nützen konnte, auf alle thunliche Weise, und er benützte den Scheineinfluss den er besass auf die edelste Weise, um mündlich und schriftlich für verbannte Parteigenossen sich zu verwenden. So sanft aber das Joch war welches Caesar der Welt auferlegte und so sehr auch Cicero die Milde und Gerechtigkeit desselben anzuerkennen genöthigt war, so empfand er es doch schmerzlich dass er jetzt principiell und offenkundig keinen politischen Einfluss mehr hatte, wiewohl thatsächlich diess schon über ein Jahrzehnt mehr oder weniger der Fall gewesen war. Er verkroch sich daher in seine Bibliothek, suchte aus Verzweiflung und Langerweile seine philosophischen Studièn wieder hervor, war sehr fleissig im Bücherschreiben, und suchte sich das Leben so angenehm zu machen als es unter diesen Umständen möglich war. Doch warfen auch Geldverlegenheiten wieder einen trüben Schatten in sein Leben herein. Er trennte sich in diesem Jahr (708) von seiner vieljährigen treuen und verständigen Gattin Terentia, weil er die Unordnung seines Hauswesens ihr zur Last legte, brauchte nun aber Geld um die Aussteuer an sie zurückzuzahlen, und heiratete daher eine junge Erbin, Publilia. Als man sich über den sechzigjährigen Bräutigam scherzhaft äusserte versetzte dieser: morgen früh wird sie eine Frau sein. Indess war das neue Verhältniss von keinem Bestand: Cicero empfand Abneigung gegen die ganze Familie, wohl auch gegen die Ansprüche welche die junge Frau an ihn machte, und schon im folgenden Jahre schied er sich auch von dieser wieder.

Auch sonst war dieses Jahr (709) für ihn ein kummervolles: zu Anfang desselben starb seine talentvolle Tochter im Wochenbette, und er richtete desshalb an sich selbst eine Trostschrift (Consolatio), wie er überhaupt fortwährend seine unfreiwillige

Geschäftslosigkeit zu um so emsigerer literarischer Thätigkeit benützte. Er vertheidigte im October d. J. in Caesar's Wohnung den König Dejotarus gegen die Anschuldigungen eines Mordversuches auf Caesar, mit dem Erfolge dass dieser die Entscheidung bis zu seiner persönlichen Anwesenheit in Galatien (beim Partherfeldzuge) vertagte. Sonst beschäftigte sich Cicero auf dem Lande, wo er den grössten Theil dieses Jahres zubrachte, vorzugsweise mit philosophischen Studien und Arbeiten, um sich aufzuheitern und seine politische Bedeutungslosigkeit zu vergessen. Um seine Beschäftigung mit der Philosophie zu rechtfertigen schrieb er in diesem Jahre den Hortensius, so betitelt weil dieser Redner, bekannt als Verächter der Philosophie, darin noch nach seinem Tode bekehrt werden sollte. Darauf folgte die Schrift über das höchste Gut und Uebel (de finibus bonorum et malorum), und die akademischen Untersuchungen, sowie für die Tusculanen und das Werk über das Wesen der Gottheit jetzt wenigstens Vorstudien gemacht wurden. Ausserdem verfasste Cic. noch eine Lobschrift auf Cato's Schwester Porcia und ein Sendschreiben an Caesar über Staatsverwaltuug, das ihm aber die Caesarianer denen er es zuvor mittheilte durch Bemerkungen so verleideten dass er es nicht abgehen liess. An dem Materiellen von Caesar's Regierung wusste Cicero Nichts auszusetzen; nur dass er regierte und dadurch auch ihm den letzten Rest von Bedeutung im Senate und auf dem Markte raubte, das konnte er ihm nicht verzeihen, und sein Hass war um so bitterer und unversöhnlicher je weniger er wagen konnte ihn laut werden zu lassen.

Der 15. März 710 befreite ihn von diesem Zwange, und Cicero begrüsste daher diesen Tag und diese That mit einem Jubel den wir unbedingt verwerflich finden müssen. Die Ermordung Caesar's wird hinsichtlich ihrer Beweggründe, der Weise ihrer Vollstreckung und ihrer Folgen immer als eine der widerlichsten Erscheinungen in der Geschichte betrachtet werden müssen. Eine Bande Menschen, bestehend grösstentheils aus Schwachköpfen und einigen Ehrgeizigen, thut sich zusammen um den einzigen Mann der in die heillos zerrüttete Welt Ordnung, Frieden und Behagen zu bringen im Stande war, am hellen Tage, in der versammelten Curie, meuchlerisch zu überfallen; zu Zwanzig stechen sie auf den wehrlosen Helden los, wie auf einen räudigen Hund, bis er todt zusammensinkt. Ueber dieses Abdeckergeschäft

hinaus reicht aber ihre Fähigkeit und ihr Denken nicht: sie meinen, sie dürfen nur den Herrscher todtstechen, so seien die Sklavenseelen aus denen die damalige Zeit bestand mit Einem Male in Freie verwandelt. Sie waren daher höchlich erstaunt wie die Leute gar nicht merken wollten dass sie frei geworden seien und gar nicht dafür danken, und dass sie nun vollends mit der wunderlichen Frage kamen: was jetzt weiter geschehen solle? Denn das wussten sie ja selbst nicht und hatten noch gar nie darüber nachgedacht. Zwar fehlte es nicht an Rathgebern, und unter diesen war namentlich auch Cicero, der an diesem Tage in Rom und in der Curie anwesend war, welchen ins Geheimniss zu ziehen die Verschworenen aber sich gehütet hatten, da man wusste wie wenig er ein Mann der That sei. Jetzt aber, nach ihrer Heldenthat, liefen sie mit den blutigen Dolchen in der Hand durch die Strassen, gleichsam zum Zeichen ihrer Ungefährlichkeit und Rathlosigkeit Cicero's Namen ausrufend. Dieser begrüsste sie als Tyrannenmörder, Befreier, als Heroen, ja als Götter, wusste aber so wenig Rath als die Andern, und erst später, als es sich zeigte dass mit dem 15. März schlechterdings Nichts gebessert war, dass man dadurch nur statt eines guten Herrschers einen schlechten erhalten hatte, dass zwar der König, nicht aber das Königthum beseitigt war, erst da pflegte er ihnen vorzuhalten was Er Alles gethan und gerathen hätte wenn er eingeweiht gewesen wäre, wie er von dem Mahle Nichts übrig gelassen, nicht blos Einen Act, sondern das ganze Stück zu Ende gespielt hätte u. s. w. Schon am 15. März hatte er von Verhandlungen mit Antonius, der als Consul im Augenblicke die höchste gesetzliche Behörde war, abgerathen und hatte gewollt dass Brutus und Cassius in ihrer Eigenschaft als Prätoren den Senat berufen sollten; aber nachdem die Verschworenen eben erst unter dem Vorwande des Gesetzes und der Verfassung Caesar gemordet hatten konnten sie nicht gleich selbst es grob verletzen; sie traten daher mit Antonius in Verbindung, und bald wusste es dieser dahin zu bringen dass die „Befreier“ vom Senate begnadigt, somit als Verbrecher anerkannt wurden, dass das Volk und die Veteranen gegen sie aufs Aeusserste erbittert waren und sie vor deren Hasse sich aus der Stadt zurückziehen mussten. Auch Cicero war unter denen welche für Antonius' Antrag auf Bestätigung von Caesar's Verfügungen und Amnestierung der Verschworenen sprachen; er war also selber in die Falle gegangen welche An-

tonius gestellt hatte, der jetzt eine Verordnung nach der andern als angebliche Verfügung Caesar's veröffentlichte, so dass Cicero bald sich nach Caesar zurücksehnte.

Die Wut welche seit Caesar's Leichenfeier unter der Menge gegen dessen Mörder herrschte liess es auch dem Cicero, als einem Freunde der Letzteren, und weil er seine Freude über den Mord gar zu unverhohlen ausgesprochen hatte, räthlich erscheinen sich aufs Land zurückzuziehen und die dargebotene Gelegenheit zur Neubefestigung seines Einflusses in der Curie unbenützt zu lassen. Auf dem Lande übte er wiederum die Caesarianer Balbus, Hirtius und Pansa in der Redekunst und setzte das Bücherschreiben in grossartigem Massstabe fort. Die ausserordentliche Fruchtbarkeit welche er in den letzten drei Jahren seines Lebens an den Tag legte müsste völlig unbegreiflich erscheinen wenn man nicht durch ihn selbst wüsste einmal dass er von jeher fleissig gelesen und studiert hatte, dann dass er bei seinen Schriften den Stoff fast ganz von den Griechen herübernahm und selber beinahe nur die lateinische Form dazugab, in welcher er eine ungewöhnliche Leichtigkeit besass. Es wurden nämlich in der ersten Hälfte des Jahres 710 die Tusculanen und die Schrift über das Wesen der Götter fertig gemacht, die Abhandlungen über das Greisenalter und über die Freundschaft geschrieben, darauf die Schriften über die Weissagung, über die Vogelzeichen und über das Schicksal verfasst, der Timaeos des Platon übersetzt, ein Schriftchen über den Ruhm abgefasst, das Werk über die Pflichten vielleicht begonnen, und daneben fortwährend ein lebhafter Briefwechsel, besonders mit Atticus, geführt.

Aber auch in seine Einsamkeit und in die Studierstube hinein verfolgten ihn die politischen Verhältnisse: die Caesarianer schreckten ihn mit ihren Drohungen, so dass er täglich Proscriptionen erwartete, und die Helden des 15. März fielen ihm lästig mit ihren fortwährenden Zumutungen, ihrem Ratherholen bei ihm der selbst rathlos war, und seine Briefe aus dieser Zeit sind ein redendes Denkmal der bodenlosen Armseligkeit dieser Menschen. Auch die Optimaten, die Reste der pompeianischen Partei, erregten Cicero's Unzufriedenheit, er tadelte an ihnen dass sie so gleichgültig seien und vor dem öffentlichen Unglück sich auf ihre Landgüter zurückziehen, d. h. es gerade ebenso machen wie er selbst. So war Cicero wieder in seiner alten Lage: in der Schwebe

zwischen allen Parteien, alle bekrittelnd, vor allen sich fürchtend, Andere zum Handeln vorschiebend und, wenn sie vorantraten, in Eifersucht gerathend und mit bitterem Spott und Tadel sie übergiessend. Es war vorauszusehen dass es zum Kriege kommen werde, und nun entstand für ihn wieder die schwere Frage: auf welche Seite treten? Die eine Partei, die der Befreier, ist schwach; die entgegengesetzte hat eine schlechte Sache; und neutral in der Mitte zu bleiben macht Antonius unmöglich. Auch jetzt wieder ergriff er sein vielbeliebtes Mittel: der Entscheidung aus dem Wege zu gehen. Als Vorwand dazu benützte er eine Sendung mit der er sich von seinem Schwiegersohne, dem Caesarianer Dolabella, beauftragen liess, die Nichts zu thun gab und ihm kostenfreie Reise verschaffte. Sein Ziel war Griechenland. Aber die Rücksicht auf das Gerede der Leute und seine eigene Abneigung gegen das Reisen bewirkte Aufschub; dann wollte er auf Brutus warten, um in dessen Gesellschaft noch weniger Gefahren ausgesetzt zu sein; endlich aber brach er doch allein auf, am 17. Juli 710, schrieb unterwegs auf dem Schiffe seine Topica, und kam am 1. August zu Syrakus an. Als er von hier weiter wollte wurde er wiederholt durch den Wind zurückgetrieben. Zugleich erhielt er aus Rom beruhigende Nachrichten über den Stand der Dinge und von mehreren Seiten die Mittheilung dass sein feiger Rückzug in diesem Augenblicke überall den schlimmsten Eindruck mache. Diess bestimmte ihn zu schleunigster Rückkehr. Am 17. August traf er zu Velia mit dem nach Griechenland abreisenden Brutus zusammen, und am 31. August war er wieder zu Rom, das er seit fast einem halben Jahre nicht mehr betreten hatte. Am folgenden Tage, den 1. September, war Senatssitzung, in welcher Antonius ein stehendes Dankopfer für Caesar beantragte. Seine Absicht dabei war die Schwankenden, besonders Cicero, zu offener Parteinahme für oder gegen die Caesarianer zu nöthigen. Aber Cicero liess sich krank melden. Aergerlich antwortete Antonius, er wolle ihn mit Zimmerleuten aus dem Hause holen, liess sich aber zuletzt besänftigen, und sein Antrag wurde genehmigt. Am nächsten Tage, den 2. September, erschien nun Cicero im Senat, wo er aber diessmal den Antonius nicht antraf, und hielt seine erste Philippica oder Antoniana, worin er sich wegen seiner langen Abwesenheit zu rechtfertigen suchte und den Antonius wegen jener Aeusserung und seines sonstigen Verfahrens angriff, aber noch vorsichtig und verhältnissmässig

schonend, indem er ihn noch als seinen Freund bezeichnete, in welchem Sinne er auch kurz zuvor an ihn geschrieben hatte, obwohl er daneben in Briefen an Andere sich verdriesslich darüber aussprach dass die „Befreier“ nicht auch den Antonius gemordet hätten. Die Rede erregte den Unwillen des Antonius in solchem Grade dass er dem Cicero die Freundschaft aufkündigte und auf den 19. September eine neue Senatssitzung anberaumte. In dieser erschien nun aber wieder Cicero nicht, unter der Angabe dass er im Falle des Erscheinens seines Lebens nicht sicher wäre. Antonius hielt jetzt eine Rede gegen ihn, worin er Cicero's ganze politische Laufbahn beleuchtete, aber den Eindruck des Treffenden durch entschieden Falsches und leicht zu Widerlegendes schwächte. Cicero antwortete darauf öffentlich nicht, aus Furcht die Veteranen Caesar's möchten die Replik für Antonius führen; wohl aber arbeitete er in der Stille eine Gegenrede aus, welcher er die Einkleidung gab als sei sie auf der Stelle nach Antonius' Angriff im Senat gehalten worden, welche er aber vorläufig nur wenigen vertrauten Freunden mittheilte und erst nach Antonius' Entfernung veröffentlichte — die zweite Philippica. Gleichzeitig nahm er auch wieder auf Atticus' Antreiben seine Geheimgeschichte, die Anekdota, auf, ohne sie aber je fertig zu bringen; und während des Octobers und Novembers schrieb er auf dem Lande die Schrift über die Pflichten zu Ende und verfasste vielleicht jetzt auch die Abhandlungen über die Tugenden und über die beste Art von Rednern, nebst der Uebersetzung von Aeschines' und Demosthenes' Reden de corona.

Inzwischen war in der Person des Octavianus ein neuer Parteiführer auf den Schauplatz getreten. Der Gegensatz zu Antonius trieb diesen zunächst auf die Seite des Senats, drängte ihn, den Adoptivsohn, Neffen und Erben Caesar's, zum widernatürlichen Bunde mit dessen Mördern, und Cicero unterstützte daher den Octavian gleichfalls. Zwar war Octavian's Auftreten gegen den Consul Antonius ein entschieden ungesetzliches; aber Cicero setzte sich über dieses Bedenken hinweg, theils aus Hass gegen Antonius, theils weil Octavian ungefährlich schien und nützen konnte, auch der Eitelkeit des Cicero zu schmeicheln wusste. Als es jedoch zwischen Antonius und Octavian zum Bruche kam und nun Octavian von Cicero offenes Ergreifen seiner Partei verlangte, so lehnte dieser das Ansinnen ab, weil er im Grunde

auch den Octavian wegen seines Verhältnisses zu Caesar nicht leiden konnte und fürchtete, und weil er bei der Ungewissheit des Ausganges sich nicht compromittieren mochte. Und doch musste er andererseits fürchten den Antonius schon allzusehr erbittert zu haben als dass er von ihm Schonung erwarten dürfte, und musste glauben eines Schutzes gegen ihn zu bedürfen. In dieser Verlegenheit wurde wieder Atticus um Rath bestürmt, und ganz aus der Seele seines Freundes heraus rieth ihm dieser zuzuwarten; Andere dagegen drängten ihn zum Anschluss an Octavian und beschwichtigten seinen Zweifel ob diess mit seinem Verhältniss zu den „Befreiern" vereinbar wäre durch die Hinweisung darauf dass Octavian seine freundlichen Gesinnungen gegen diese durch Casca's Zulassung zum Volkstribunate thatsächlich bewiesen habe. Zudem war jetzt Antonius nicht mehr in der Nähe Rom's, der Senat daher nicht mehr unter seinem Banne, und für Cicero somit wieder Gelegenheit vorhanden die Rolle eines Führers des Senats zu übernehmen. So finden wir denn Cicero am 9. December 710 wieder in Rom und die neuen Volkstribunen antreibend in Abwesenheit der andern Magistrate alsbald den Senat zusammenzuberufen, damit er hier seinen Feldzug gegen Antonius eröffnen könne. Sie thaten es aber erst auf den 20. December, und an diesem Tage hielt nun Cicero seine dritte Philippica, von welcher an er selbst eine neue Epoche in der römischen Geschichte datiert. Durch sie wurde nämlich der Senatsbeschluss herbeigeführt der den D. Brutus, Octavian u. s. w. für ihren Widerstand gegen den Consul belobte und damit legalisierte; wodurch also der Senat bereits indirect gegen Antonius Partei ergriff; Cicero aber übertrieb absichtlich die Bedeutung dieses Beschlusses, um dem Senat jeden Rückweg und jede Versöhnung mit Antonius unmöglich zu machen. An demselben 20. December hielt Cicero eine zweite Rede, ans Volk, die vierte Philippica, worin er die gefassten Beschlüsse der Versammlung mittheilte. Die nächste Senatssitzung sollte am 1. Januar 711 unter den Consuln Hirtius und Pansa stattfinden, und in dieser hielt Cicero seine fünfte Philippica, in welcher er beantragte dem Octavian und den übrigen Führern gegen Antonius Auszeichnungen zu verleihen, die ihnen zugleich einen Rechtstitel zum Kampfe, zu Aushebungen u. s. w. gaben, und den Antonius für einen Reichsfeind zu erklären. Der erste Theil dieses Antrages wurde angenommen, der zweite aber nur insoweit dass man den Antonius durch eine

Gesandtschaft zum Frieden auffordern wollte und nur für den Fall dass er diess abweise Krieg gegen ihn beschloss. Dieses Ergebniss der viertägigen Verhandlung verkündigte Cicero am 4. Januar dem Volke in seiner sechsten Philippica, worin er die Erfolglosigkeit der Gesandtschaft voraussagte. Am 5. Januar gieng die Gesandtschaft an Antonius ab; noch ehe aber dieselbe zurück war, schon am Ende des Januar, drang Cicero im Senate auf Krieg gegen Antonius in der siebenten Philippica. Zu Anfang des Februar kehrte die Gesandtschaft zurück, mit den Gegenforderungen des Antonius, die aber so wenig annehmbar erschienen dass der Senat zwar immer noch nicht, wie Cicero von Neuem verlangte, den Krieg gegen ihn beschloss, aber doch sein Unternehmen als tumultus bezeichnete, ein Beschluss welchen Cicero am nächsten Tage in der Curie als eine halbe Massregel leidenschaftlich tadelte, und den neuen Antrag stellte Allen welche bis zum 15. März die Fahne des Antonius verlassen würden Begnadigung zuzusichern, — achte Philippica. Den Antrag dem auf der Gesandtschaftsreise zu Antonius gestorbenen Sulpicius Ehrenbezeugungen zuzuerkennen unterstützte Cicero lebhaft und unter neuen Ausfällen auf Antonius durch die neunte Philippica. Sodann die zehnte hielt er um für die Eigenmächtigkeiten welche sich M. Brutus in Makedonien und Griechenland erlaubt hatte nachträglich die Bestätigung des Senats zu erlangen, und seinem Antrage gemäss erhielt Brutus wirklich den Oberbefehl über das in Makedonien stehende Heer, und Q. Hortensius die Verwaltung dieser Provinz. Mitte März 711 gab die Hinrichtung des Caesarmörders C. Trebonius durch Dolabella dem Cicero Anlass zur eilften Philippica. Während die Partei des Antonius die Bestrafung des Dolabella den Consuln übertragen wollte, um diese vom Kampfe gegen Antonius abzuwenden, wünschte Cicero, um diess zu verhindern und dem Cassius die Bestätigung der angemassten Statthalterschaft in Syrien zu verschaffen, den Letzteren damit beauftragt. Als Cicero mit seinem Antrage im Senate nicht durchdrang, so wandte er sich durch Vermittlung des Volkstribunen M. Servilius an das Volk; aber auch hier wusste Pansa die Sache zu hintertreiben, und nun redete Cicero dem Cassius zu, sich um den Senat Nichts zu kümmern. Durch die geschickt verbreitete Meinung dass Antonius, durch einen Unfall mürbe gemacht, zum Frieden geneigt sei liess auch Cicero sich verleiten nicht nur dem Antrag auf eine neue Gesandtschaft an denselben beizutreten,

sondern selbst auch an dieser Theil zu nehmen. Als die Täuschung an den Tag kam suchte Cicero — durch die zwölfte Philippica — die Zurücknahme des ganzen Beschlusses oder doch seine eigene Entbindung von dessen Ausführung zu bewirken, mit dem Erfolge dass gegen Ende des März Pansa ohne Gesandte zum Heere abgieng. Schon am 20. März hatte sich Cicero genöthigt gesehen seine Kriegspolitik wider Antonius im Senat zu vertheidigen gegen die Friedensmahnungen von M. Lepidus und Munatius Plancus, — dreizehnte Philippica. Die Antonianer verbreiteten in Rom das Gerücht dass Cicero am 22. April sich selbst zum Dictator aufwerfen wolle, eine Beschuldigung gegen welche ihn der Volkstribun Appuleius am 21. April vertheidigte. An demselben Tage lief die Nachricht ein dass am 15. April bei Forum Gallorum ein Sieg über Antonius erfochten worden sei: wie im Triumphe zog Cicero, vom Volke begleitet, auf das Capitol, und beantragte am 22. April ein grosses Dankfest und sonstige Auszeichnungen für die siegreichen Feldherren, — in der vierzehnten Philippica. Der Senat genehmigte nicht nur diesen Antrag, sondern erklärte nun endlich auch den Antonius und seine Anhänger für Reichsfeinde. Nachdem dann vor Mutina (in der zweiten Hälfte des April) die beiden Consuln gefallen waren, so war es Cicero der in Rom Alles leitete, den Briefwechsel mit den Statthaltern führte, Steuern ausschrieb und als Mitglied des Zehnerausschusses für Vertheilung von Ländereien an die Krieger thätig war. Die Partei der Optimaten überliess sich jetzt der Sorglosigkeit und dem Uebermute: sie wollte wieder völlig die alte Ordnung der Dinge einführen und den Octavian, als nunmehr entbehrlich, auf die Seite schieben. Dafür liess dieser den Antonius durch die Vereinigung mit Lepidus wieder erstarken, erzwang sich selbst das Consulat, und empfieng an den Thoren Roms Cicero als den „letzten seiner Freunde“. Ende Octobers errichtete er dann mit Antonius und Lepidus das zweite Triumvirat. Um sich zu rächen, zu sichern und Geld für ihre Heere zu verschaffen beschlossen die Triumvirn ihre Feinde zu beseitigen, und Cicero, als Haupt der Gegenpartei, musste natürlich eines ihrer ersten Opfer werden. Zwar soll Octavian für ihn Fürsprache eingelegt haben; aber die Todfeindschaft zwischen Antonius und Cicero konnte einer solchen Verwendung wenig Erfolg versprechen, und da Cicero von jeher aus seinen eigentlichen Gesinnungen gegen Octavian kein Geheimniss gemacht hatte, so mochte die

Fürsprache von Letzterem nicht sehr ernstlich gemeint sein: jedenfalls war sie ohne Erfolg, und Cicero einer der Siebenzehn deren Häupter zu allererst fallen sollten.

Noch vor dem Einzug der Triumvirn in Rom (Ende November 711), auf die Nachricht dass auf Befehl des Consuls Pedius Hinrichtungen stattfinden, hatte sich Cicero auf sein Tusculanum zurückgezogen, begab sich von da auf sein Gut bei Astura, um nach Makedonien zu entfliehen, schiffte von hier nach Circeji, am andern Morgen nach Cajeta, in dessen Nähe sein Formianum lag, auf welchem er, von der Ungunst der Winde verfolgt, des Fliehens und des Lebens satt ausruhte. Aber seine Sklaven trieben ihn möglichst schnell das Meer zu erreichen: er stieg endlich in eine Sänfte. Noch nicht lange war er weg, als der Kriegstribun C. Popilius Laenas und der Centurio Herennius anlangten, um nach dem Geächteten zu fahnden. Ein Freigelassener Namens Philogonus verrieth ihnen den Weg welchen die Sänfte eingeschlagen: Popilius besetzte den Ausgang des Parkes gegen das Meer hin, und Herennius eilte der Sänfte nach. Bei dessen Annäherung liess Cicero halten und mahnte seine Diener von Gegenwehr ab. Während er dabei aus der Sänfte sich herausbeugte wurde er von Herennius getödtet und ihm dann noch der Kopf und die rechte Hand abgeschlagen. Antonius liess sie auf der Rednerbühne aufstellen, und dessen verworfene Gattin Fulvia soll die Zunge mit einer Nadel durchstochen haben. Der Mörder erhielt von Antonius den zehnfachen Preis ausbezahlt.

Der Tag an welchem Cicero seinen Tod fand war der 7. December 711 (43 v. Chr.): Cicero hatte somit sein 63stes Lebensjahr noch nicht ganz vollendet, als er starb. Dass diess mit würdiger Fassung geschah bezeugt selbst Livius, so wenig er sonst des grossen Redners Haltung im Missgeschicke zu bewundern vermochte.

2. Persönlicher und staatsmännischer Charakter*).

Cicero's persönlicher Charakter erscheint von der liebenswürdigsten Seite da wo kein Gefühl der Nebenbuhlerschaft die ursprüngliche Gutherzigkeit und Menschenfreundlichkeit seiner

*) Aus dem Tübinger Programm (Doctorenverzeichniss) von 1863, S. 1—5.

Natur trübt, in seinem Verhalten zu Untergebenen und zu jüngeren Freunden. Wie ein Vater sorgt er für seinen Tiro[1]) und hat ihn allmählich aus einem Diener zu einem Freunde werden lassen, wie ein Vater auch für seinen talentvollen jungen Freund Trebatius[2]). Nicht minder achtungswerth war ferner, zumal in einer so gründlich verdorbenen Zeit und bei eigener Erregbarkeit, seine über allen Verdacht erhabene Sittenreinheit, Keuschheit und Mässigkeit[3]), seine gewissenhafte Zeitbenützung[4]), seine geistige Regsamkeit, sein angestrengter Fleiss, früher zum Zwecke seiner Ausbildung, später im Interesse seines Ruhmes, wohin besonders auch seine schriftstellerische Emsigkeit gehört[5]), sein unermüdliches Vorwärtsstreben namentlich auf dem Gebiete der Beredtsamkeit[6]). Daneben sind aber auch zum Theil bedeutende Schwächen und Fehler nicht wegzuleugnen. Sie sind grossentheils die Kehrseite von Tugenden des Gemütes, Ausflüsse seiner angeborenen Weichheit, mit welcher er das Unglück hatte in eine Zeit zu fallen welche stählerner Charaktere bedurfte, Belege dafür dass seine Natur eine weiblich nervöse war. Weiblich war seine überschwengliche Reizbarkeit, seine Abhängigkeit von äusseren Eindrücken und der ewige Wechsel der Empfindungen und Stimmungen in ihm, deren jede ihn ganz hinnahm und sich mit übermässiger Heftigkeit äusserte, Freude und Schmerz, Furcht und Hoffnung, Liebe und Hass, aber um so rascher auch verlief und der entgegengesetzten das Feld räumte. Weiblich war ferner seine Unselbständigkeit gegenüber vom Urteile der Welt, seine unendliche Verwundbarkeit, seine Zugänglichkeit für die Nadelstiche der Gesellschaft[7]), seine Unfähigkeit irgend welchen Tadel zu ertragen; weiblich sein Bedürfniss sich an eine Autorität anzulehnen, auf den Rath oder Vorgang Anderer sich zu berufen,

---

[1]) S. z. B. ad Att. VI, 7. Fam. XVI, 4. 9, 3. 11, 1. 12, 6. Att. IX, 17, 2 und sonst.

[2]) Vgl. ad Fam. VII, 6 ff. und meinen Commentar zum zweiten Buch der horazischen Satiren (Leipzig 1857) S. 10 f.

[3]) Vgl. z. B. ad Fam. VII, 26. IX, 26, 2. p. Sull. 8, 25.

[4]) pro Arch. 6, 13. ad Qu. fr. II, 14, 1. III, 3 in. pro Planc. 27, 66. Leg. I, 3, 9. Phil. II, 8 extr.

[5]) Vgl. ad Att. XII, 40, 2. 38, 1. XIII, 26, 2. Fam. VII, 28, 2. Orat. 30 extr. 43, 148. Fin. I, 4, 11. Top. I in. Off. III, 1, 3 f.

[6]) Brut. 93, 321. Orat. 30, 108. Vgl. ad Att. IV, 15 extr.

[7]) mulierculae, quas etiam parva movent, Livius XXXIV, 7.

auf ihre Hülfe zu warten, sein Mangel an persönlichem Mut[1]), der Werth den für ihn der Schein im Gegensatze zur Sache hat, seine Gewohnheit sich selbst über die Beweggründe seines Handelns zu täuschen, seine Unfähigkeit etwas bei sich zu behalten, sowie die Eigenheit dass er immer das letzte Wort haben muss und im Stillen keift wenn zu offenem Entgegentreten es an Gelegenheit oder Mut fehlt. Weiblich war auch seine Rührsamkeit, welcher die Thränen immer zu Gebote stehen, seine Neugierde, sein Interesse für den Stadtklatsch, seine Neigung zur Medisance, sein unersättlicher Durst nach Lob und Schmeichelei, seine Unversöhnlichkeit wenn seine Eitelkeit verletzt wurde, seine Gewohnheit als Massstab bei der Beurteilung der Menschen ihr Verhältniss zu ihm anzulegen, ja sogar die Fruchtbarkeit mit der er das eben erst in sich Aufgenommene alsbald wieder in Gestalt einer eigenen Schöpfung aus sich heraussetzt, und der Mangel an scharfer Logik und Consequenz welcher wie in seinem Leben so auch in seinen Schriften zu Tage tritt. Ebenso gleicht er in seinem Hauswesen einer schlechten Hausfrau, die alle Gelüste befriedigt haben muss und Ausgaben und Einnahmen nie im Gleichgewicht zu erhalten weiss. Cicero ist ganz Receptivität, die Spontaneität ist ihm wie versagt. Er ist der Sklave des Augenblicks, von jedem Windhauche der öffentlichen Meinung oder des Schicksals aus dem Geleise gebracht, voll feinen Gefühls für das Rechte, aber ohne die Kraft es stets zu thun. Die specifisch römische Eigenschaft der gravitas geht ihm gänzlich ab, immer ist er in Bewegung, immer in Aufregung. Es fehlt ihm an einem festen inneren Halte, er hat den Schwerpunkt nicht in sich selbst, und sucht diesen Mangel zu ersetzen theils durch selbstsüchtige Beziehung alles Aeusseren auf sein Ich, theils durch endloses Selbstlob. Fortwährend und von allen Seiten angezogen und abgestossen, geschoben und gehemmt, bildet er sich ein der Mittelpunkt zu sein auf den sich Alles beziehe, und sagt das sich und Andern so oft und so lange bis diese müde werden ihm zu widersprechen und ihm die Freude lassen es für die allgemeine Ansicht zu halten. Findet diese seine Ruhmredigkeit auch einige Entschuldigung darin dass er durch sich selbst, ohne fremde Beihülfe, sich emporarbeiten musste, und hat sie auch etwas Ver-

[1]) ad Fam. VI, 14, 1: si quisquam est timidus in magnis periculosisque rebus . . is ego sum. Vgl. IX, 11, 1: firmitatem et constantiam, si modo fuit aliquando in nobis.

söhnendes durch die Offenheit womit sie auftritt und die Ehrlichkeit womit er sich zu ihr bekennt[1], — in seiner Zeit musste sie ihm die aufrichtige Theilnahme Anderer rauben, wie er durch seine Schwäche an ihrer Achtung einbüsste. Man erkannte seine Brauchbarkeit an und benützte ihn, und machte ihm Zumutungen die mit Achtung kaum zu vereinigen sind. Wo mit der Zunge durchzukommen ist, da war er an seinem Platze, da konnte er sich furchtbar machen, wiewohl sein Witz ebenso oft ihm selber schadete; galt es aber zu handeln, so suchte er Andere vorzuschieben und war dann eifersüchtig und verdrüsslich wenn sie wirklich vortraten und es glückte, und wusch seine Hände in Unschuld wenn es fehlschlug. Seine Selbstliebe und Aengstlichkeit machte ihn Gleichstehenden gegenüber zu einem unzuverlässigen Freunde und unedel gegenüber von Feinden, vor denen er sich verkroch wenn sie Macht hatten, die er mit einer Flut hässlicher Schmähungen übergoss wenn sie nicht zu fürchten waren, und bei deren Unglück er aus seiner Schadenfreude keinen Hehl machte, wohin namentlich das „rohe Freudengeschrei" gehört in das er bei Caesar's Ermordung ausbrach[2].

Besonders auffallend zeigt sich Cicero's Weichheit gegen äussere Eindrücke, und besonders nahe streift sie an Haltungslosigkeit in seinem Benehmen als Staatsmann. Cicero erkannte die Einseitigkeiten und Fehler der verschiedenen Parteien und konnte daher keiner sich von ganzem Herzen ergeben, ohne aber doch in sich die Kraft zu haben einen selbständigen Weg einzuschlagen und durchzuführen. So sehen wir ihn in einem fortwährenden Schaukeln und Schwanken. Als Liberaler begann er seine politische Laufbahn, und als Anhänger des Volkslieblings Pompejus. In seinem Consulat drängten ihn die Umstände immer weiter auf die Seite der Conservativen, der Senatspartei, woneben er aber nicht aufhört deren damaligen Gegner, den Pompejus, zu begünstigen. Auch dem Caesar diente er, noch williger nach seiner Verbannung, die ihn überzeugt hatte wie wenig verlässigen Schutz der Senat gewähre. Immer offener stellte er sich auf die Seite der thatsächlichen Macht. Als nun aber die Reibungen zwischen Caesar und Pompejus begannen und allmählich in offenen Krieg

[1]) quoniam laudis avidissimi semper fuimus, ad Att. I, 15 vgl. II, 17, 2 und Fam. IX, 14, 2: sum avidior etiam quam satis est gloriae.

[2]) Die Belege zu dieser Charakterschilderung, nur etwas zu sehr ins Schwarze gemalt, s. bei Drumann Gesch. Rom's VI. §. 112—123.

ausbrachen, war Cicero weder stark genug um den Triumvirn entgegenzutreten, noch auch schwach genug um zu ihnen überzugehen; ebenso wenig kam er zu einer Entscheidung zwischen Pompejus und Caesar, von welchen Beiden er sich ebenso sehr angezogen als abgestossen fühlte. So hielt er sich denn so lange als nur irgend thunlich war, ja noch länger, in der Mitte zwischen Beiden, arbeitete an ihrer Versöhnung, blieb mit Beiden in Verbindung, und erst als die öffentliche Stimme sich über sein zweideutiges Benehmen mit offener Missbilligung aussprach liess er sich von ihr nöthigen dem Pompejus nach unendlichem Zögern und Schwanken nachzureisen. Aber kaum war er bei diesem, so bereute er seinen Schritt schon wieder, vermied Alles was ihn bei Caesar compromittieren konnte, und unterwarf sich diesem offen nach der Schlacht bei Pharsalus. Daneben konnte er es aber nicht unterlassen durch Lobpreisung des Cato und allerlei Seufzer über die böse Zeit in seinen Schriften mit den Republikanern zu liebäugeln; und als nun Caesar ermordet war warf er die Maske ab, wurde wieder Republikaner und Aristokrat, auch Lobredner der „Tyrannenmörder", von denen er sich aber bald wieder zurückzog als er die Unzulänglichkeit ihrer intellectuellen und physischen Hülfsmittel gewahrte. Als Antonius die Stadt räumte fand Cicero sich wieder auf der Bühne ein, um in dessen Rücken gegen ihn zu donnern und Octavian wider ihn zu benützen; aber Octavian liess es sich nur so lange gefallen bis er mit Hülfe des Senats zu eigener Macht gelangt war, und Cicero's Blut besiegelte seine Versöhnung mit Antonius. Wie Octavian gegenüber so war Cicero auch sonst in seinem politischen Leben der Getäuschte wo er zu täuschen meinte, das Mittel wo er Zweck zu sein wähnte. Vollkommen ungeeignet den Ton anzugeben, war er es trefflich zum Secundieren. Er hatte ein entschiedenes Bedürfniss sich anzulehnen, musste aber die Erfahrung machen dass der an welchen er sich anlehnen wollte bald zu schwach war um zur Stütze zu dienen, bald zu stark um sich ohne Entgelt benützen zu lassen. Wer seiner Eitelkeit zu schmeicheln wusste oder ihm Furcht einflösste, der war sein Gebieter; willenlos liess er sich gängeln von den Ereignissen und Verhältnissen und hatte noch überdiess die Offenheit diess als seinen Grundsatz zu bekennen[1]). Trat eine Verwicklung oder

[1]) temporibus assentiendum, ad Fam. I, 9, 21. vgl. 18.

Gefahr ein, so hielt der Consular sich klüglich entfernt, schrieb Bücher und machte Reisen. Der sicherste Weg schien ihm allezeit der beste, und die weiseste Politik den Ausgang abzuwarten. Das einzige Bleibende in Cicero's politischer Richtung ist sein Anlehnen an den Ritterstand, der aber selbst auch immer mit dem Winde segelte, um seine Geldsäcke zu retten. — Ein eigentlicher Staatsmann war Cicero nach diesem Allem nicht, so sehr er sich es auch einbildete: dazu fehlte es ihm zu sehr an Weitsichtigkeit, Scharfblick, an einem klaren Ziel, an Festigkeit des Willens und an Mut. Auch in der Zeit wo er wirklich am Ruder stand that er Nichts wodurch er gezeigt hätte dass er eine klare Vorstellung habe von dem eigentlichen Zustande des Reichs, von der Wurzel des Uebels, von der Nothwendigkeit einer Reformation an Haupt und Gliedern; im Kleinen am Staate flicken und die dringendsten Bedürfnisse des Augenblicks befriedigen war wie bei der ganzen Senatspartei so auch bei ihm die Summe seiner Staatsweisheit.

XIII.

Tibullus.*)

1. Tibull's Lebensumstände.

1. Der Name unseres Dichters ist Albius Tibullus; sein Vorname ist unbekannt; doch hat man nicht ohne Wahrscheinlichkeit vermutet dass er Aulus gewesen sei und die Gleichheit mit dem Anfangsbuchstaben des Hauptnamens bewirkt habe dass derselbe für uns verloren gieng. Das Jahr seiner Geburt ist uns nicht positiv überliefert; denn wenn es El. III, 5, 17 f. heisst:

Unsern Geburtstag sahn erstmals eintreten die Eltern
Als zwei Consuln zugleich raffte das Todesgeschick,

so führt diess zwar mit Sicherheit auf das J. 711, wo in der Schlacht bei Mutina die beiden Consuln, Hirtius und Pansa, ihren Tod fanden; indessen ist nicht minder sicher dass das dritte Buch, in welchem jene Stelle sich findet, von Tibull nicht herrührt, und die angeführten Worte selbst sind mit ein Beweis davon: denn zu diesem Geburtsdatum würde von den andern Nachrichten die wir aus dem Leben unsers Dichters haben keine einzige passen. Einen allgemeinen Aufschluss über das Zeitverhältniss des Tibull erhalten wir durch Ovid, welcher Trist. IV, 10, 51 ff. sagt:

Nur noch zu sehen bekam ich Virgil, und das neidische Schicksal
Liess dem Tibull nicht Zeit sich zu befreunden mit mir.
Letzterer war Nachfolger des Gallus, Propertius' Vorfahr;
Vierter, von diesen gezählt, bin nach dem Alter ich selbst.

*) Aus der metrischen Uebersetzung der tibullischen Gedichte, Stuttgart (Metzler) 1853.

Hienach war Tibull auf dem Gebiete der Elegie Nachfolger des Cornelius Gallus, der im Jahr 728 d. St. 43 Jahre alt starb, also im J. 685 d. St. geboren war, und andererseits Vorgänger des Propertius, dessen Geburt ungefähr ins J. 708 d. St. fällt, sowie endlich des Ovidius, dessen Geburtsjahr 711 ist. Zwischen die Jahre 690 und 705 wird denn auch die Geburt des Tibull allgemein gesetzt, und zwar von Dousa u. A. ins J. 690, von J. H. Voss in 695, von Paldamus, Dissen, Gruppe u. A. ins J. 700, endlich z. B. von Ayrmann in 705. Unter diesen Zahlen ist 700 diejenige welche zu allen sonst bekannten Daten am besten stimmt. Wir wissen nämlich aus einem Epigramm des Domitius Marsus — der selbst auch dem augusteischen Zeitalter angehört — dass Tibull im besten Mannesalter (als iuvenis) starb, und zwar ganz kurz nach Virgil. Das Epigramm lautet:

Dich auch sandte, Tibull, dem Virgil zum Gefährten, das Schicksal
Herb ins Elysium hin noch in der Blüte der Kraft.

Virgil starb nun aber am 22. September 735, Tibull also am Ende desselben Jahres. Und da er zur Zeit seines Todes noch im Alter eines iuvenis stand — wesshalb ihn Ovid Amor. III, 9, 1 mit Memnon und Achilleus vergleicht — so kann er vor dem Jahre 700 d. St. nicht wohl geboren sein. Dazu passt auch sein Altersverhältniss zu Messala und Horaz. Wie Tibull's Haltung gegenüber von Messala immer die des Jüngeren gegen einen Aelteren ist, so stimmt ebenso Horaz in den beiden Gedichten die er an Tibull gerichtet hat (Od. I, 33. Epist. I, 4) ganz unverkennbar den Ton eines älteren Freundes an, — und Horaz war geboren am 8. December 689, Messala aber ums J. 690 d. St.

2. Die Familie des Tibull gehörte dem Ritterstande an und war ursprünglich begütert (El. I, 1, 41 f.). Sein Vater scheint frühe gestorben zu sein, da immer nur von der Mutter und Schwester die Rede wird, nie von seinem Vater, und weil Tibull (nach IV, 1, 183 ff.) im Jahr 713 den väterlichen Besitz schon selbst angetreten hatte. Und dass der Dichter überwiegend unter weiblichen Einflüssen aufgewachsen ist dürfen wir ebenso aus dem weichen, zarten und gefühlvollen Tone seiner Gedichte schliessen als uns andererseits jener Umstand ein Schlüssel ist zu Erklärung dieser Eigenthümlichkeit, mit welcher Tibull unter den römischen Dichtern so einzig dasteht. Der Wohlstand von Tibulls Familie erhielt einen harten Stoss durch die Ackerver-

theilungen des Jahrs 713, die auch für andere Dichter dieser Zeit (Virgil, Horaz, Propertius und den Verfasser der Dirae) so verhängnissvoll wurden. Tibull büsste damals einen bedeutenden Theil seiner Erbgüter ein, behielt jedoch wenigstens so viel um die Kosten seiner Ausbildung bestreiten und ein zwar bescheidenes, aber doch sorgenfreies Leben führen zu können. Die Gefahr einer Wiederholung desselben Unglücks (vgl. IV, 1, 190) war es wohl die ihn trieb sich in den Schutz eines Mächtigen zu begeben, so dass die äussere Bedrängniss auch ihm — wie dem Virgil und Horaz — zum Bewusstsein seiner dichterischen Fähigkeiten verholfen und ihn in Umgebungen gebracht hat durch welche die Entfaltung seiner Talente begünstigt wurde. Wir sehen ihn nämlich zu Anfang des Jahrs 723 d. St. einem der Generale des Octavian, dem M. Valerius Messala, mit einem Lobgedicht (IV, 1) sich nähern und ihm seine Noth klagen. Die schüchterne, verlegene und ungewandte Art in welcher dieses geschieht beweist ebenso sehr die Jugend des Verfassers als dass er mit dem Angeredeten bisher noch in keinem näheren Verhältniss gestanden ist. Das Gedicht scheint wirklich den gewünschten Erfolg gehabt zu haben; dass aber Tibull seinen neuen Gönner noch in demselben Jahre in den Krieg und nach der Schlacht bei Aktium nach Asien und Aegypten begleitet hätte, dafür lässt sich nur I, 7, 13—22 anführen, wo freilich persönliche Anwesenheit in den betreffenden Ländern weder (wie v. 9) ausdrücklich erwähnt wird noch aus der Beschreibung selbst mit Sicherheit zu folgern ist. Jedenfalls aber begleitete Tibull den Messala in seinen Feldzug gegen die abgefallenen Aquitanier, welcher ohne Zweifel in das J. 726 d. St. zu verlegen ist, da Messala's Triumph über die Aquitanier am 25. September 727 gefeiert wurde. In diesem Feldzuge soll Tibull — nach einer Lebensbeschreibung desselben welche sich in manchen Handschriften findet — sich sogar kriegerische Ehrengeschenke verdient haben (cuius et contubernalis Aquitanico bello militaribus donis donatus est). Indessen war unseres Dichters Natur zu friedlich angelegt (vgl. El. I, 10) als dass er am Kriege nachhaltig hätte Gefallen finden können (vgl. Horaz Ep. II, 1, 124). Als daher in einem späteren Jahre Messala, — der mit irgend einer Sendung in Asien beauftragt war, welche möglicherweise zu kriegerischen Verwicklungen führen konnte — den Tibull abermals zum Mitgehen aufforderte lehnte dieser die Einladung zuerst ab (El.

I, 1), scheint aber später sich doch noch eines Andern besonnen und dem Zuge angeschlossen zu haben. Wenigstens finden wir ihn Eleg. I, 3 zwar aus Rom allein abgereist (v. 9—20), dann aber (etwa von Brundisium an) in Gesellschaft des Messala bis Corcyra gesegelt, auf welcher Insel er krank zurückblieb, während Messala und dessen Gefolge ihre Reise durch das ägäische Meer (also nach Asien oder Aegypten) fortsetzten. Die wohlmeinende Absicht in welcher Messala ihn zu dieser Reise aufgefordert hatte, um ihm Gelegenheit zu geben seine Vermögensumstände zu verbessern (vgl. I, 1, 1 ff. 49 ff.), scheint daher wenigstens auf diesem Wege nicht erreicht worden zu sein, da Tibull nach seiner Genesung nach Rom zurückgereist sein muss. Doch scheint auch so Tibull's äussere Lage — wohl in Folge seiner Verbindung mit Messala — eine ganz leidliche gewesen zu sein. Diess ersehen wir aus dem Briefe des Horaz an Tibull (Hor. Ep. I, 4), welcher vielleicht schon aus dem J. 725 stammt, wo Tibull's Lobgedicht auf Messala bereits seine Wirkung gethan hatte und vom aquitanischen Feldzuge noch keine Rede war. In diesem Briefe spricht Horaz nicht nur von einem Landgute welches sein junger Freund bei Pedum (2 Meilen östlich von Rom, an der lavicanischen Strasse) besitze (v. 2), sondern sagt auch:

„Dir schenkten die Götter
Schönheit, reichen Besitz"

(v. 7) und

„ein behagliches Sein bei nie leerwerdendem Beutel"

(v. 11). Ueber die Person unseres Dichters gibt derselbe Brief die Auskunft:

Hat es an Seele dir nie ja gefehlt: dir schenkten die Götter
Schönheit, reichen Besitz, mit der Kunst ihn recht zu geniessen —
Welchem Beliebtheit, Ruhm und Gesundheit reichlich zu Theil ward.

(v. 6 f. u. 10). Tibull bezeichnet selbst einmal seinen Wuchs als schlank und schmächtig (El. II, 3, 9). Was besonders aus den Worten des Horaz hervorgeht, dass Tibull schön und liebenswürdig war, das ist von der erwähnten alten Lebensbeschreibung des Weiteren ausgeführt worden, vielleicht eben auf Grundlage der horazischen Stelle.

3. Mit solcher Ausstattung von Seiten der Natur und des Schicksals ward es dem Tibull nicht schwer die Liebe zu finden nach der sein warmes, zärtliches Herz so sehr verlangte: Delia

und Nemesis sind die Mädchen die wir — neben Marathus — in seinen Gedichten besungen finden, jene im ersten, diese im zweiten Buche derselben. Von Delia erfahren wir durch Appulejus (Apol. p. 106 Oud.) dass ihr wahrer Name Plania war. Die römischen Dichter hatten nämlich die Gewohnheit ihre Liebesgedichte aus der unmittelbaren Wirklichkeit und dem Dunstkreis des Klatsches dadurch wegzurücken dass sie die Namen der Besungenen durch andere von gleicher Silbenmessung ersetzten; und zwar wählten sie hiezu bald solche welche den betreffenden Personen einen idealischen Charakter verliehen (wie Catull's Lesbia, Propertius' Cynthia) bald solche die auf den wirklichen Namen oder sonstige Eigenthümlichkeiten der Geliebten Bezug hatten. So kann Delia entweder (wie Paldamus annimmt, Römische Erotik S. 53 Anm.) auf den Dichtergott Apollo sich beziehen, — was jedoch etwas entlegen und auch darum minder wahrscheinlich ist weil Artemis die Schwester (nicht: die Geliebte) des Apollon ist, — oder (wie Fr. Passow meint, Verm. Schriften, Leipzig 1843, S. 147 ff.) eine spielende Uebersetzung des lateinischen Plania sein (planus = δῆλος, etwa wie Telephus bei Horaz vielleicht den Proculeius bezeichnet). Delia erscheint nach der Schilderung Tibull's als eine freigeborne Römerin, wenn auch nicht von hohem Stande und ohne tiefere Bildung, abergläubisch, gutmütig, sinnlich und schön, ein Charakter wie er noch jetzt unter den Römerinnen der mittleren und unteren Classen sehr häufig ist. Bei aller schwärmerischen Zärtlichkeit welche der Dichter ihr gegenüber an den Tag legt lässt sich doch durchfühlen dass Delia ihm geistig nicht ebenbürtig ist, dass er sich zu ihr herablassen muss. Aber der Lebenskreis in dem sie sich bewegt ist immer noch ein reinerer als bei der habgierigen und gemütlosen Nemesis, einer frivolen Hetärennatur, die aber durch ihre körperlichen — und wohl auch geselligen — Reize und ihre berechnende Koketterie den Dichter zu fesseln wusste und welcher gegenüber er ebensoviel Leidenschaft entfaltet als bei Delia Innigkeit. Der Zeit nach vertheilen sich beide Verhältnisse in der Art dass Delia die frühere, Nemesis die letzte Liebe unseres Dichters ist. Vgl. Ovid Amor. III, 9, 31 f.:

So wird Nemesis lang, so Delia lange genannt sein,
Jene die neueste Glut, diese die früheste Lieb.

Ausser diesen beiden Namen aber nennt Horaz noch einen dritten, den von Glycera. Od. I, 33 heisst es nämlich zu Anfang:

> Sei nicht allzu betrübt, wenn du bedenkst, Tibull,
> Wie sich Glycera hart zeige, und singe nicht
> Klagend ab Elegien, dass sie mit Treuebruch
> Ziehe jüngeren Mann dir vor.

Es fragt sich ob diese Glycera mit Nemesis (denn nur von dieser kann diessfalls im Ernste die Rede sein) identisch oder aber eine dritte Geliebte ist. Für das Letztere haben sich Dissen, Gruppe, Hertzberg u. A. entschieden, für das Erstere Scaliger, Passow, Weichert, Dieterich (de Tibulli amoribus, Marburg 1844). Für die Identificierung von Glycera und Nemesis spricht einzig das Zeugniss des Ovid, der nur von zwei Geliebten des Tibull weiss. Indessen ist dieses Zeugniss keine unüberwindliche Schranke. Der Nachruf welchen Ovid dem Tibull gewidmet hat (Amor. III, 9) enthält ausser der einen Thatsache dass Tibull (in Rom) gestorben ist auch nicht das Geringste was beweisen könnte dass dem Ovid noch andere Quellen zu Gebot standen als auch uns, nämlich die tibullischen Gedichte. Neben I, 1 ist besonders I, 3 darin ausgebeutet, und dorther namentlich die Erwähnung von Tibull's Mutter und Schwester entnommen; ausserdem noch im Allgemeinen die Elegieen des zweiten Buchs. Ueberdiess sagt Ovid nirgends dass Delia und Nemesis die beiden einzigen Geliebten Tibull's gewesen seien, sondern nur dass jene seine erste, diese seine letzte Liebe war, und Beide durch seine Gedichte verewigt worden seien. Dass aber in der Mitte zwischen Beiden der Dichter noch Andere liebte und besang — nur nicht so eigens, so eifrig und mit solchem Erfolge — ist durch Ovid's Worte keineswegs ausgeschlossen, wie denn die Elegieen auf Marathus, trotzdem dass Ovid diesen Namen in Am. III, 9 nicht genannt hat, unfehlbar tibullisch sind. Auch hat Gruppe (die röm. Elegie I. S. 220) vollkommen richtig bemerkt dass für die dramatische Scene (am Grabe des Tibull) welche Ovid in dem fraglichen Gedichte darstellt nur zwei Geliebten zu brauchen gewesen seien, und diess war Grund genug eine dritte zu verschweigen, selbst wenn er eine solche kannte. So ist denn das Gedicht des Ovid kein Hinderniss eine dritte Geliebte des Tibull anzunehmen, falls eine solche Annahme aus andern Gründen wünschenswerth erscheinen sollte. Solche Gründe sind in der horazischen Stelle allerdings enthalten. Diese sagt über das betreffende Mädchen und die von ihr handelnden tibullischen Gedichte fünferlei aus. Einmal nennt Horaz sie Glycera, ein Name

welcher offenbar gleichfalls ein erdichteter ist und es daher auffallend erscheinen lässt dass Horaz, wenn er das gleiche Mädchen meinte, nicht bei dem von Tibull selbst gewählten stehen blieb, und welcher überdiess mit Nemesis nicht völlig gleiche Silbenmessung hat. Diese Schwierigkeit ist freilich keine erhebliche und unüberwindliche, denn ebenso wenig konnte Hostia in allen Fällen gesetzt werden wo Cynthia im Verse stand (z. B. nicht: mea Hostia, für: mea Cynthia), und würde es einem Hergang wie Dieterich p. 58—60 ihn sich ausmalt an Denkbarkeit nicht fehlen. Dieterich nimmt nämlich an dass in den betreffenden Gedichten des Tibull — welche jetzt im zweiten Buche eingereiht sind — ursprünglich, vor der Veröffentlichung derselben, seine Geliebte bei ihrem wirklichen Namen genannt gewesen sei. Diesen las auch Horaz, welchem als einem Freunde und Kenner Tibull diese Gedichte in ihrer vorläufigen Gestalt mittheilte, ersetzte aber in der darauf bezüglichen und für die Oeffentlichkeit bestimmten Ode (I, 33) den wirklichen Namen durch den erdichteten: Glycera, weil dieser der Quantität von jenem zu entsprechen schien. Vor der Vollendung dieser Elegieen wurde nun aber Tibull vom Tode ereilt, und der Freund der die Herausgabe besorgte ersetzte gleichfalls den ursprünglichen Namen durch einen anderen von gleicher Silbenmessung, aber nicht durch Glycera wie Horaz, da dieser z. B. II, 4, 59 nicht passte, sondern durch Nemesis, welche Benennung zugleich das Benehmen der fraglichen Person gegen Tibull und ihren Einfluss auf ihn richtiger zu bezeichnen schien als Glycera. Horaz aber hatte damals seine Ode bereits veröffentlicht und konnte daher sein Glycera nicht mehr mit Nemesis vertauschen, oder auch wollte er es nicht, da ihm sein Glycera ebenso berechtigt scheinen mochte als der von dem andern Freunde gewählte Namen Nemesis. Diese Glycera nun bezeichnet Horaz zweitens als immitis. Dieses Merkmal findet auch auf Nemesis Anwendung und stimmt mit servitium triste (II, 4, 3), saeva puella (II, 4, 6) und dura puella (II, 6, 28) überein, wiewohl Beiwörter wie avara, rapax u. dgl. für Nemesis wohl noch bezeichnender gewesen wären (vgl. II, 3, 49 ff. 4, 14 ff. bes. v. 25. 35. 46). Drittens waren die Elegieen auf Glycera nach Horaz miserabiles. Auch diess trifft bei denen auf Nemesis zu (II, 3. 4. 6), ist aber ein Prädikat welches den meisten Elegieen des Tibull gegeben werden kann und überhaupt der späteren Form der Elegie eigen ist. Viertens

war der Inhalt der Gedichte auf Glycera nach Horaz Klage über Verletzung der Treue. Diess passt nun schon auf die Elegieen des zweiten Buchs sehr wenig. Auf Treue konnte Tibull bei Nemesis keinen Anspruch machen, denn sie war eine Hetäre, und worüber er klagt ist auch gar nicht dass sie die Treue gegen ihn verletze, sondern dass sie spröde gegen ihn sei, seine Liebe so wenig erwidere, ihm so harte Bedingungen stelle. Endlich aber das Motiv dass Glycera ihm untreu geworden sei weil sie einem Jüngeren den Vorzug gebe steht im geradesten Widerspruch mit den von Nemesis handelnden Elegieen. Auch bei Nemesis hat Tibull einen Nebenbuhler, aber es ist ein gewesener Sklave (II, 3, 59 f.), und er steht Jenem im Wege nicht weil er jünger ist, sondern weil er besser bezahlt (vgl. II, 3, 49. 4, 33 f.): pretio victus ist der Dichter (II, 4, 39). Nun hat zwar Dieterich p. 54 f. sich durch die Annahme zu helfen gesucht, Horaz habe mit seinem iunior dem Tibull auf eine zarte Weise zu verstehen geben wollen dass dem Nebenbuhler nicht — wie Tibull meine — sein grösserer Reichthum, sondern vielmehr seine grössere Jugendlichkeit den Vorzug vor dem kränklichen Dichter verschafft habe. Aber diese Auskunft, die ohnehin einem gebildeten Geschmacke allzu viel zumutet, ist durch die Worte des Horaz selbst ausgeschlossen, bei welchem der Conjunctiv praeniteat vielmehr andeutet dass die grössere Jugendlichkeit des Nebenbuhlers von Tibull selbst in den betreffenden Elegieen als Grund seiner Zurücksetzung angegeben gewesen sei. Hat es hienach die grösste Wahrscheinlichkeit dass die elegi auf Glycera von welchen Horaz spricht nicht die auf Nemesis sind, so fragt sich wo denn jene hingekommen seien? Sie sind verloren gegangen, antwortet W. Hertzberg (Hall. Jahrb. 1839. I. S. 1029), „weil Tibull nie die zweite Hand an sie gelegt und sie zu einem Buche verbunden herausgegeben hatte.“ Aber Letzteres war ja auch bei denen auf Nemesis nicht der Fall, und doch sind sie uns erhalten. Ueberhaupt hat in die tibullische Gedichtsammlung so manches andere vereinzelt Stehende und Unvollendete, ja so vieles gar nicht von Tibull Herrührende dennoch Aufnahme gefunden dass der völlige Verlust gerade jener Glycera-Elegieen etwas Befremdendes hätte. Schon darum empfiehlt sich die Vermutung von Gruppe (d. röm. Elegie S. 223 ff.) *), dass

*) Mit welcher sich W. Hertzberg, Zeitschr. f. Alt.-Wiss. 1854, S. 351, gleichfalls einverstanden erklärt.

El. IV, 13 und 14 Ueberreste davon seien, freilich solche in welchen das was Horaz als Inhalt der elegi auf Glycera angibt nur in den ersten Anfängen sich angedeutet findet (peccare IV, 14 vgl. mit laesa fide des Horaz), so dass auch bei dieser Ansicht der grössere Theil als verloren betrachtet werden müsste.

Die im dritten Buche angeredete Neära ist im Vorstehenden absichtlich übergangen, weil sie zu Tibull selbst keinerlei Beziehung hat, wie das Folgende näher zeigen wird.

2. Tibull's Gedichte.

Die unter dem Namen Tibull's auf uns gekommene Gedichtsammlung ist in den Handschriften meist in vier Bücher abgetheilt. Innerhalb dieser sind die einzelnen Stücke nur nach einer allgemeinen Ordnung vertheilt, so nämlich dass die von Delia, sowie die von Marathus handelnden im ersten Buche stehen, die von Nemesis im zweiten, (von Neära im dritten) und die von Sulpicia im vierten. Bei der Anordnung der einzelnen Stücke selbst aber lässt sich — wenigstens im ersten Buche — ein bestimmter Plan nicht erkennen. In dieses wirre Chaos Licht zu bringen hat zuerst O. F. Gruppe unternommen in seiner Schrift: Die römische Elegie. Kritische Untersuchungen mit eingeflochtenen Uebersetzungen. Leipzig 1838. 8. Seine Ergebnisse voraussetzend, weiterführend und abändernd unterscheiden wir in der künstlerischen Entwicklung unseres Dichters folgende Stufen.

1) Die der jugendlichen Unreife, vertreten durch das Lobgedicht auf Messala (IV, 1). Zwar haben Heyne, Bach, Weichert, Paldamus, Dissen, W. Hertzberg, M. Haupt (Observ. critt. p. 49) um die Wette den tibullischen Ursprung dieses Epos bestritten. Namentlich Hertzberg hat sich (in den Hall. Jahrb. 1839. I. S. 1026 f.) bemüht zu zeigen dass der Panegyrist „ein von Tibull in Sitte, Geist und Bildung gänzlich verschiedener Mensch“ sei, indem er behauptet: „es ist unmöglich dass der Mensch welcher hier so erbärmlich nach seinem verlorenen Gütlein zagt und klagt (v. 181—188) und seinen Lobgesang damit als einen Bettelbrief an den Gönner stempelt auch nur ein anständiger Mann sei, geschweige denn Tibull, der liebenswürdige Verächter gemeiner Glücksgüter; es ist unmöglich dass ein Mensch der so gegen allen Sinn und Verstand schmeichelt dass er sagt er wolle, wenn Messala es beföhle [vielmehr wenn es der Rettung von

dessen Leben gelte], seinen Leib — und zwar seinen kleinen Leib — in den Aetna stürzen (v. 196), der zum Schlusse sich der aberwitzigen Vorstellung bedient er werde seine angefangenen Gedichte zu Messala's Preis fortsetzen auch nachdem er darüber gestorben und begraben sei, möchte er nun bis zu seiner zu hoffenden neuen Menschwerdung ein Pferd, ein Ochse oder ein Vogel gewesen sein, — es ist unmöglich dass solch ein Mensch, dem jede Ader poetischen Sinnes gebricht, nach vier Jahren zu einem Dichter wie Tibull [in I, 7!] wird." Hertzberg hebt dann als das den Panegyristen von Tibull Unterscheidende besonders hervor „die schleppenden Perioden, die sich in langen Vorder- und Nach- Sätzen durch zehn und mehr hinkende Verse hindurch quälen (19—27, 28—38, ganz unerträglich 39—49, 65—78, 82—105), die störrige Unbiegsamkeit und Ungleichheit der Diction, die zwischen dogmatisch ausgekramter Gelehrsamkeit und rhetorischem Prunk zappelt und somit diametral der tibullischen Aequabilität zuwiderläuft." Trotz dem Gewichte welches Hertzbergs Name für uns hat*) nehmen wir doch keinen Anstand uns auf die Seite der Vertheidiger des tibullischen Ursprungs (Scaliger, Vulpius, Huschke, und ganz besonders Gruppe S. 147—163, vgl. S. 258 f. 264 f.) zu stellen. Denn Hertzbergs Vorwürfe sind theils zu stark aufgetragen theils beweisen sie nicht was sie sollen. Was namentlich den Schluss des Gedichts betrifft so ist er ganz unbestreitbar geschmacklos; aber er ist nur eine Consequenz der durchgängigen Manier einen abstracten Gedanken durch Zerlegen in eine Mehrheit concreter Beispiele auszuführen, und man darf dabei nicht aus dem Auge verlieren dass das Alterthum sich des qualitativen Unterschiedes zwischen Mensch und Thier nicht mit derselben Schärfe wie wir bewusst war; s. meine Anm. zu Horaz Sat. II, 1, 20 (S. 19 f.). Auch bei Tibull tritt diese Betrachtungsweise oft genug hervor, nicht nur in den lieblichen Bildern I, 1, 31 f. 10, 10, sondern schon gesteigert in II, 1, 67 ff. 3, 17 ff. und mindestens ebenso geschmacklos wie am Schlusse des Pane-

*) Auch in der Zeitschr. f. d. Alt.-Wiss. 1854, S. 352 verharrt Hertzberg in seiner Bestreitung der Echtheit. Da man aber dem Panegyristen in der That Talent nicht absprechen kann, wohl aber Geschmack, der gerade an Jugendgedichten öfters vermisst wird (man denke an die von Schiller), und die Frage überhaupt noch nicht allseitig erwogen scheint, so mag obiger Rechtfertigungsversuch wenigstens zu weiterer Verhandlung anregen.

gyrikus auch am Schlusse von II, 4 (v. 57 f.). Ueberhaupt darf man, um zu einem richtigen Ergebniss zu gelangen, den Panegyrikus nicht ausschliesslich mit den vollendetsten Gedichten des Tibull vergleichen: namentlich das nächstälteste, Eleg. I, 7, hat ganz dieselben Fehler wie der Panegyrikus, nur in geringerem Masse. In beiden dieselbe eintönige, unbehülflich rhetorische Manier, in beiden die alexandrinische Auspolsterung dürrer Gedanken durch allerlei ungehörigen mythologischen, geschichtlichen oder statistischen Watt, in beiden der gleiche Mangel an durchgebildetem Geschmacke, der in beiden am Schlusse seinen Gipfelpunkt ersteigt. Noch in den Marathus-Elegieen werden wir Ueberreste dieser Schulmanier wiederfinden. Alles das zeigt nur dass Tibull kein einfacher Naturdichter ist, dem die Lieder unbewusst entströmen, ohne dass er dabei ein anderes Verdienst hätte als das des Werkzeuges; nicht zu Tage lag für ihn das Gold der Poesie, dass er nur darnach zu greifen hatte, sondern er musste es durch Studium und Fleiss allmählich aus dem gemeinen Stoffe losschälen mit dem es noch verwachsen war, und die Schlacken abscheiden, neben denen anfänglich die Ausbeute an echtem Golde so gering war. Indessen fehlt es auch dem Panegyrikus bei allen seinen grossen und in die Augen springenden Fehlern nicht an Spuren von Talent, wohin Gruppe mit Recht eine gewisse Schärfe der Auffassung und Plastik der Anschauung, sowie ein Streben nach dem präcisesten Ausdrucke gerechnet hat. Sonst ist freilich Alles in hohem Grade jugendlich unfertig, unklar und unbehülflich. Eine völlig prosaische Disposition liegt zu Grunde, innerhalb welcher die Gedanken ganz einförmig in die Breite getrieben sind, und namentlich eine unglückliche Wut des Theilens den Leser peinigt. Aber einen Beweis der Unechtheit können wir in dieser Schülerhaftigkeit des Gedichtes nicht erblicken, und ein anderer Grund als dieser ist von den Gegnern nicht beigebracht worden.*) Wir haben daher dieses Epos unbedenklich für die Darlegung von Tibull's Lebensumständen benützt, für

*) Auch Lachmann (in der Recension von Dissen, S. 254) sagt nur: „dass Tibullus damals (723) nichts so Kindisches dichten konnte hätte nie zweifelhaft sein sollen", und meint es rühre von dem im J. 711 geborenen Verfasser des dritten Buchs her: „als die Arbeit eines Zwölfjährigen wird es seinen Lehrern in der Poetik und Rhetorik alle Ehre machen." W. Hertzberg, Zeitschr. f. Alt.-Wiss. 1854, S. 352, stimmt eventuell dem bei, während M. Haupt (Obss. critt. p. 49) sagt: hoc carmen neque Tibullo neque Lygdamo tribuendum esse plerisque assentior

welche es werthvolle und zu allem Uebrigen vollkommen stimmende Beiträge bietet.

2. Das Mittelglied zwischen jener Jugendarbeit und den späteren vollendeteren Gedichten bildet die siebente Elegie des ersten Buches, ein Gelegenheitsgedicht, veranlasst durch den Triumph des Messala im J. 727 und gleichfalls dem Preise des Messala gewidmet. Der Dichter war in der unmittelbar vorausgegangenen Zeit mit Messala im Felde (in Gallien) gewesen, und hatte da begreiflicherweise für seine künstlerische Ausbildung wenig thun können. Daraus erklärt es sich dass diese Elegie, trotzdem dass sie volle vier Jahre später fällt als der Panegyrikus, doch diesem gegenüber keinen sehr grossen Fortschritt der dichterischen Behandlung zeigt. Auch hier sucht der Dichter noch durch die Masse des Stoffes zu wirken, statt durch die Schönheit der Verhältnisse. Eine Menge von Gegenständen, zum Theil fruchtbare und bei denen ihm eigene Anschauung zu Gebote stand, wird mit eintönigen Wendungen eingeführt, mager abgehandelt und dann fallen gelassen, bis mit einem Male ein einzelner Punkt willkürlich aufgegriffen und mit grosser Umständlichkeit und mit Aufgebot rhetorischer Figuren ausgeführt wird. Von der Digression findet der Verfasser nur mühsam den Weg zu seinem eigentlichen Gegenstande zurück, zu dem er noch einen sehr fatalen Nachtrag macht. Dazu im Einzelnen Ueberladungen des Ausdrucks (v. 13 f.), spielende Gegensätze (v. 12), zweckloses Pathos (v. 44 ff.), ungeschickte Wendungen (v. 9 ff., 13, 15, 17, 21, 23, 57), Wiederholungen (v. 12 u. 14; 30, 33 u. 46; 40 u. 43; 44 u. 48), prosodische Härten (v. 2, 40, 9), entlegene mythologische Anspielungen (bes. v. 54), neben der bedenklichen Identificierung des Osiris und Bacchus.

3. Seinen nunmehrigen Aufenthalt in Rom scheint der Dichter zu Studien nicht nur auf dem Gebiete des Lebens sondern besonders auch der Kunst benützt zu haben. Die ersten Früchte derselben liegen uns in den drei Marathuselegieen vor. Dass sie Tibulls Lehrjahren angehören und älter sind als die übrigen erotischen Elegieen schliessen wir theils aus dem Vergreifen im Stoffe das sie kundgeben theils aus den Mängeln der Ausführung. Was zuerst den Stoff betrifft so besteht er in der Liebe zu einem Knaben, welcher Marathus genannt wird. Darin erkennen wir einen Beweis dass der Dichter selbst noch dem Jünglingsalter nahe ist: sein Verhältniss zu Marathus ist

eigentlich das der Freundschaft, es nimmt jedoch, gemäss der Richtung des Alterthums überhaupt, einen zärtlichen Anstrich an. Aber die Erfahrungen welche er in diesem Verhältnisse machte, dass ihm der Geliebte entfremdet wird dadurch dass in diesem selbst die Liebe — zu einem Mädchen — erwacht, wiesen den Dichter von selbst auf den naturgemässen Weg, den wir ihn in keinem der späteren Gedichte mehr verlassen sehen. Dass diese Liebe zu Marathus seinen anderen Liebesverhältnissen vorausgeht schliessen wir auch daraus dass sich in diesen Elegieen der Dichter niemals auf die Erfahrungen beruft welche er selbst mit dem weiblichen Geschlechte gemacht habe, so nahe ein solcher Gedanke durch den ganzen Inhalt dieser Elegieen gelegt wäre: aber er hat solche Erfahrungen noch nicht gemacht. Auch die für Tibull so charakteristische Vorliebe für das Landleben, der idyllische Zug in seinem Wesen, ist in diesen Elegieen noch nicht zu entdecken: ihr Boden ist die Weltstadt mit ihren raffinierten Genüssen und ihren Lastern. Unter sich stehen sie in einem sachlichen Zusammenhang und stellen einen psychologischen Verlauf dar, welchen zuerst Gruppe a. a. O. S. 199—206 nachgewiesen hat. Die erste unter denselben (I, 4) ist eine Art Satire, dem Inhalt, zum Theil auch der Form nach nahe verwandt mit der wenige Jahre zuvor (724) erschienenen fünften Satire des zweiten Buchs von Horaz. Wie dort die Kunst gelehrt wird sich die Gunst kinderloser Alten zu erschleichen, so hier die sich die Liebe schöner Knaben zu erwerben, ein Gegenstand wobei dem Dichter die Wahrnehmungen welche er in den letztverflossenen Jahren im Kreise seiner Altersgenossen zu machen Gelegenheit gehabt hatte zu Gute kamen und ihn vielleicht mit zur Wahl desselben bestimmten. Wenn bei Horaz die Mittheilung der betreffenden Anweisungen nur den Zweck hat das Treiben der Erbschleicher aufzudecken und lächerlich zu machen, ein Sittenbild zu geben, so ist diese Tendenz bei Tibull schon durch die Natur der Kunstgattung ausgeschlossen und auch persönlich dem Dichter fremd; wiewohl die objective Wirkung davon nicht wesentlich verschieden ist. Um so mehr aber erinnert wieder die Einkleidung des Gedichts an Horaz. Wie dort die ganze Lehre von der Erbschleicherei dem Tiresias in den Mund gelegt ist, so hier dem Priapus (eine Erfindung welche vielleicht der achten Satire des ersten Buches von Horaz entnommen ist). Freilich erreicht hierin der Elegiker bei Weitem nicht die Kunst

des Satirikers. Schon das ist ungeeignet dass bei Tibull die zweite Person des Dialogs nicht gleichfalls eine mythische Person ist (wie bei Horaz Ulysses), sondern eine wirkliche und der Gegenwart angehörige, nämlich der Dichter selbst, neben welchem noch die abstracte Figur eines Titius vorkommt, welchen Namen die römischen Juristen in dem Sinne von N. N. gebrauchen. Sodann ist bei Tibull der einmal gewählten Einkleidung viel zu wenig Folge gegeben. Bei Horaz ist (sowohl Sat. I, 8 als II, 5) die Person des Redenden von wesentlichem Einfluss auf die Anlage und Haltung des Gedichts und verleiht diesem einen besonderen Reiz; Tibull sieht von der specifischen Eigenthümlichkeit des Redenden so ganz ab und identificiert sich selbst mit ihm so unverhohlen dass er den Priapus sentimental werden (I, 4, 35 f.) und die Dichter und die Dichtkunst empfehlen und preisen lässt (v. 61 ff.). Die Behandlung betreffend, so erinnert diese Elegie noch beträchtlich an die Schule und die Manier von Eleg. I, 7. Nicht nur enthält sie gleichfalls sehr viel Mythologisches, — ein Element das Tibull in den späteren Gedichten immer mehr abgestreift hat, — sondern namentlich auch viele rhetorische Figuren, insbesondere die der Anaphora; und die Fortbewegung des Gedankens ist einförmig. Jeder einzelne wird erst durch eine Mehrheit von Beispielen ausgeführt ehe zu einem anderen weiter gegangen wird; der Dichter tritt immer eine Weile „auf der Stelle“ oder bewegt sich um sich selbst herum ehe er einen Schritt vorwärts thut. Daneben aber zeigt diese Elegie schon einen bedeutenden Fortschritt in der Kunst gegenüber von El. I, 7: wenn auch die Anlage im Ganzen noch Mängel hat, so ist doch die Ausführung des Einzelnen lebendig, warm und geistreich.*)

Die zweite in dieser Elegieenreihe (I, 9) hat zum Hauptgegenstand einen Gedanken der in der vorigen (I, 4, 59 f.) nur beiläufig ausgesprochen gewesen war: der Verdacht der Untreue des Geliebten hat tieferen Grund und festere Gestalt gewonnen, er ist zur subjectiven Gewissheit geworden und entflammt des Dichters Zorn, in welchem er dem Verführer wie dem Verführten zur Strafe anwünscht dass sie die gleiche Erfahrung machen möchten. Der Gegenstand ist somit eigentlich ein schmieriger: ein lüderlicher Knabe der sich einem alten Podagristen preisgibt, worüber nun der bisherige Liebhaber jammert und tobt.

*) Zu obiger Ausführung vgl. F. Ritschl, über Tibull I, 4, in den Berichten der sächs. Ges. der W. vom J. 1866, 20 S.

Doch hat der Dichter aus diesem Stoffe sehr viel zu machen gewusst, so dass man in der Elegie selbst jene Beschaffenheit des Grundgedankens vergisst. Denn die Behandlung zeigt nur noch schwache Reste von dem Fehler der vorigen Elegie und besitzt dabei deren Vorzüge in gesteigertem Masse. Hier zum ersten Mal begegnen wir auch der dem Tibull so charakteristischen Beweglichkeit der Empfindung, dem raschen und doch natürlichen Ueberspringen von einer Stimmung in die andere. — Die dritte Elegie (I, 8) enthält dann den Abschluss dieses Verhältnisses und damit dieser Reihe von Gedichten, und in Bezug auf die unmittelbar vorausgegangene ebenso deren Berichtigung wie ihre Erfüllung. Berichtigt wird thatsächlich der Verdacht welchen in der vorigen die Eifersucht ausgesprochen hat: nicht verführt ist der Knabe, sondern er liebt, und liebt ein Mädchen, und liebt ohne Erwiderung. Damit ist zugleich der Fluch der vorigen Elegie in Erfüllung gegangen, und der Dichter hat jetzt Gelegenheit bekommen Verzeihung zu üben und für den Ungetreuen Fürbitte einzulegen. Auch hier wieder ist aufgenommen und zum Hauptthema gemacht was in der vorausgegangenen Elegie (I, 9, 39 ff.) nur flüchtig berührt war; und dieser Zusammenhang macht es auch wahrscheinlich dass die spröde Pholoe von I, 9 eben die uxor ist durch welche I, 8, 54 ff. dem vermeintlichen Verführer von Marathus Rache angewünscht wird, somit der iuvenis quidam, für welchen sie sich mit unschuldiger Gefallsucht schmückt (I, 8, 65—72), eben unser Marathus. Damit dass der Geliebte nun selbst zum Liebenden geworden ist hat das erstere Verhältniss sein natürliches Ende gefunden. Die Feinheit womit dieser Uebergang dargestellt ist hat Gruppe (S. 203—205) mit grosser Wärme gepriesen, und das Gedicht ist unleugbar von hoher Vollendung. Indessen können wir Gruppe nicht beistimmen wenn er die Marathuselegieen noch über die auf Delia setzt, und S. 206 (vgl. S. 265 f.) sagt: „wir haben hier Erfindungen und Kunstgriffe welche denen im Buch Delia vollkommen analog sind; allein im Marathus ist die Kunst noch viel feiner und kühner und mitunter fast bis auf eine schwindlige Höhe getrieben; auch ist das Colorit wohl noch feuriger, und in der Darstellung der wogenden Leidenschaft fast noch schöner jenes stete Abgleiten zu dem Gedanken an den Geliebten und das unruhige Schwanken der Empfindung zwischen schmachtendem Verlangen und trostloser Angst, besonders aber ein noch

schnelleres, noch festeres und überraschenderes Einsetzen in den Uebergängen." Einmal können wir nicht so völlig absehen von der Beschaffenheit des Stoffes, sodann finden wir dass auch in dieser dritten Elegie der Dichter von einem Fehler seiner bisherigen Gedichte noch nicht völlig losgekommen ist. Man darf nur die Art wie der gleiche Gegenstand, die Macht von Zaubermitteln, hier (I, 8, 19 ff.) und wie er I, 2, 43 ff. behandelt ist vergleichen um die Deliaelegieen als eine höhere Stufe der Kunstentwicklung zu erkennen. Während in I, 2, 43 ff. die betreffende Auseinandersetzung organisch verwachsen ist mit dem ganzen Gedankengange, einen integrierenden Bestandtheil desselben bildet, und in persönlichster Weise gehalten ist, so macht sie in I, 8 den Eindruck eines Excurses, der für den Zusammenhang nicht nur nicht unentbehrlich sondern eher störend ist; denn wenn Pholoe so ganz durch sich selbst gefällt (v. 15 f.), so braucht das weiter hinzukommende Mittel um so weniger mächtig zu sein, und um so weniger also ist eine Ausführung über dessen Macht gerechtfertigt.

4. Noch zu derselben Kunststufe rechnen wir die zehnte Elegie des ersten Buchs. Wir stellen sie nach den Gedichten auf Marathus, weil in ihr die Liebe nur in der naturgemässen Weise gefasst ist; andererseits aber halten wir sie für älter als alle Deliaelegieen, weil in ihr von der Liebe erst im Allgemeinen die Rede, dieselbe noch nicht auf die Person des Dichters selbst bezogen ist, und dessen Verhalten zu ihr noch in der Sehnsucht besteht. Auch ist an ihr mehr nur das Aeusserliche, auf der Oberfläche Liegende dargestellt als dass dieses Gebiet schon in seiner ganzen Fülle und Tiefe aufgeschlossen wäre. Auch die übrige Beschaffenheit der Elegie scheint zu dieser Einreihung am besten zu passen. Die Manier ist die gleiche wie in den Marathuselegieen: auch hier die Neigung einzelne Punkte unverhältnissmässig auszuführen und besonders stark zu beleuchten, das Hineilen auf Gedanken die sich zu rhetorischer Behandlung eignen: wie in den beiden letzten die Chrien über die Macht der Zeit und die des Zaubers, so hier die über den Frieden, nur dass letztere dem Inhalte der Elegie vollkommen gemäss ist. Dass in anderen Beziehungen dieselbe hinter dem Glanze und der Manchfaltigkeit der Marathusgedichte zurücksteht erklärt sich daraus dass ihr ein positives Pathos abgeht. Ihr Inhalt ist eine Klage des Dichters darüber dass er in den Krieg müsse. Wohl beruht die

Klage auf dem positiven Grunde der Liebe zum Frieden und Landleben; aber diese Liebe ist keine Leidenschaft, sondern ein sanftes Gefühl, sie äussert sich erwärmend, nicht aber entflammend. Den idyllischen Zug im Wesen des Tibull gewahren wir in dieser Elegie zum ersten Male: bis dahin hatte er vor der Aufregung der Zeit, der Beweglichkeit der Jugend, den Verpflichtungen welche das Verhältniss zu Messala mit sich brachte, und den Genüssen der Hauptstadt nicht zum Durchbruch kommen können. Jetzt, nach Auflösung der Beziehungen zu Marathus, scheint der Dichter sich wieder dem Schauplatze seiner Jugendträume, dem väterlichen Gute, zugewendet zu haben (vgl. die Anrufung der Laren, v. 15 ff. 25 ff.), und das stille Glück dieses Lebens stimmte so ganz zu dem Tone seines eigenen Wesens dass er sich unglücklich fühlte als an ihn die Zumutung ergieng sich wieder am Kriege zu betheiligen. Aus dieser Stimmung heraus ist El. I, 10 gedichtet, die wir daher etwa dem Jahre 729 zuweisen möchten.

5. Die erwähnte Zumutung führte den Dichter wohl nach Rom zurück, und hier fand er denn die Liebe die wir ihn in der vorigen Elegie noch suchen sahen: er lernte Delia kennen. Die Liebe erschloss die Schätze seines Innern und seiner Kunst, in der er jetzt den Gipfel ersteigt. Es beginnen die Meisterjahre unseres Dichters, aus welchen die übrigen Elegieen des ersten, sowie die des vierten Buchs stammen (etwa J. 730—734).

Zunächst musste die neue Liebe die Wirkung haben den Dichter um so fester an den Frieden zu ketten. Wir finden daher in dem ersten Gedichte welches sich auf dieses Verhältniss bezieht (I, 1) — und wir befolgen bei ihnen die von Gruppe (S. 167 ff.) verfochtene Ordnung*) — diese beiden Gedanken in Beziehung zu einander gesetzt. Abermals lehnt der Dichter die Aufforderung in den Krieg zu ziehen ab; nur wendet er sich diessmal nicht gegen den Krieg im Allgemeinen, sondern gegen die lockende Seite desselben, die Gelegenheit sich zu bereichern, und es ist jetzt concreter ein Krieg den er an der Seite des Messala durchzumachen hätte. Als Grund der Ablehnung wird wiederum zunächst geltend gemacht die Friedlichkeit seiner Natur und seiner Neigungen, insbesondere seine Begeisterung für einfaches genügsames Landleben; aber neu tritt nunmehr als wirk-

*) Lachmann, und nach ihm O. Richter (Rhein. Mus. XXV. S. 520 bis 527) ordnen: I, 3. 1. 2. 5. 6.

samstes Motiv hinzu die Liebe: aus den Armen seiner Delia vermag er sich nicht loszureissen. Die Ausführung beruht auch hier, wie I, 10, auf dem Princip des Contrastes: beidesmal wird der Gegensatz der den Ausgangspunkt bildet, der angesonnene Krieg, in bestimmten Zwischenräumen zwischen die Bilder des Friedens und Glückes eingeschoben; s. I, 10, 1. 13. 33. 49. 65, und I, 1, 25. 49. 75.

Zeigte die vorige Elegie den Dichter im ungefährdeten Besitze von Delia's Liebe, und in dem ruhigen Genusse seines Glückes einzig bedroht durch die Aufforderung seines Gönners und Freundes, so finden wir in der zweiten (I, 3) die Liebenden getrennt: den Vorstellungen des Messala war dauernder Widerstand nicht entgegenzusetzen gewesen, und nach langem innerem Kampfe hatte sich der Dichter denn doch auf den Weg gemacht. Aber unterwegs, auf Corcyra, hat ihn eine Krankheit ergriffen und an der Weiterreise gehindert. Der Tod, in welchen er sich in der ersten Elegie hineinphantasiert hatte, tritt ihm jetzt in leibhafter Gestalt nahe, und um so mehr beklagt er die Trennung von seinen Lieben allen. War in den beiden vorausgegangenen Elegieen der Gedanke des Glücks die Grundlage, an welcher der zugemutete Kriegszug fortwährend gemessen, unvereinbar gefunden und davon abgestossen wurde, so ist hier umgekehrt die Grundfarbe eine dunkle, der Schmerz über seine unglückliche Lage, und zwischen sie abermals in einer gewissen Regelmässigkeit, neben aller Manchfaltigkeit, die Bitte um Schonung und Hülfe eingestreut (v. 5 ff. 27 ff. 51 ff.) Die Gewährung dieser Bitte setzt dann der schöne Schluss mit seliger Gewissheit unmittelbar voraus und malt die Wonne der Heimkehr und des Wiedersehens. Auch im Uebrigen ist der Bau dieses Gedichtes bewundernswürdig. Die trübe Gegenwart ist der Mittelpunkt von welchem aus der Dichter seinen Blick zuerst zurückwendet in die Vergangenheit, und in dieser sein jetziges Unglück vorgebildet findet durch die Ahnungen welche er wie Delia gehabt habe, dann aber die Wurzeln seines Leidens tiefer zurückverfolgt in die entfernteste Vergangenheit, in den Abfall der Welt von dem früheren Ideale. Auf der andern Seite lässt er ebenso sein Auge in die Zukunft schweifen, wo gleichfalls wieder der eine Theil einen mythischen Charakter trägt, der andere der unmittelbarsten Wirklichkeit entnommen ist. Und zwar ist die Stellung der einzelnen Theile eine chiastische: in der ersten Hälfte zuerst die

wirkliche, nahe Vergangenheit, dann die mythische; in der zweiten zuerst die mythische Zukunft (in den Vorstellungen von der Unterwelt), dann die wirkliche (das Wiedersehen). In beiden Hälften ist wiederum der Farbenwechsel zu beachten: bei der Vergangenheit zuerst die traurige des Abschieds, dann die schöne des goldenen Zeitalters; noch reicher bei der Zukunft: zuerst die schöne des Lebens im Elysium, dann die düstere des Zustandes im Tartarus, zuletzt die wonnige des Wiedersehens. Auch dieses Gedicht enthält längere Beschreibungen, aber sie sind nicht ganz oder halb müssige Digressionen, sondern fort und fort durchwoben von Beziehungen auf die Gegenwart. Namentlich die Ausmalung der Schrecken des Tartarus lässt uns von Weitem die Wolke der Eifersucht erblicken die am Liebeshimmel unseres Dichters aufgestiegen ist, und welche in der dritten Elegie dieser Reihe den Hauptgegenstand ausmacht.

Diese dritte Elegie (I, 5) steht demnach zu der zweiten in demselben Verhältnisse wie diese zur ersten. Wie der Gedanke des Todes, der in der ersten schon angeschlagen war, in der zweiten zum Hauptthema geworden ist, so ist eine Situation welche in I, 3 nur von ferne angedeutet und als blosse Möglichkeit dargestellt war (v. 79—84), die Untreue der Geliebten, in I, 5 als Gewissheit und nach ihrer ganzen Reichhaltigkeit ausgeführt. Der Dichter ist genesen und nach Rom zurückgekehrt; aber in seiner Abwesenheit hat Delia den Lockungen Anderer Gehör gegeben. Wenn sie gleich auch jetzt dem alten Liebhaber Zutritt gönnt und in einer Krankheit sich seine Pflege gefallen lässt, so ist sie doch nicht mehr die Frühere: sie hört auf eine Kupplerin, welche ihr von einem reichen Liebhaber vorschwatzt und sie dem Dichter entfremdet. Anfangs trotzig auch sie seinerseits aufgebend fühlt dieser doch bald wie tief er mit ihr verwachsen ist, und sucht sie durch Erinnerung an das was er für sie gethan, durch reizende Ausmalung des Glückes das er ihr zugedacht gehabt habe, und Darlegung der Innigkeit womit er noch immer an ihr hänge, wieder für sich zu gewinnen. Die Verführerin verwünscht er und sucht ihr gegenüber zu zeigen dass ein armer Liebhaber den Vorzug verdiene vor einem reichen, freilich ohne sich davon grossen Erfolg zu versprechen. Durch die Manchfaltigkeit und den lebendigen Wechsel der Stimmungen, sowie die farbenreiche Ausführung jeder einzelnen ist auch diese Elegie ausgezeichnet (vgl. Gruppe S. 173—177).

In der vierten Elegie dieses Cyklus (I, 2) finden wir den reichen Liebhaber der vorigen nunmehr als Gemahl von Delia. Es ist ein ehemaliger Soldat, der sich im Kriege ein Vermögen erworben hat, auf demselben Wege es zu vermehren beabsichtigt, und welcher einer Frau bedarf damit in seiner Abwesenheit sein Eigenthum gehütet sei. Aeusserlich wie das Verhältniss bleibt bildet es für Delia keine Schranke das zu ihrem alten Geliebten nach kurzer Unterbrechung wieder aufzunehmen. In ausgedehnterem Masse könnte dieses Statt finden nachdem ihr Gemahl wirklich sich wieder in den Krieg begeben hat: aber er hat ihr strenge Wächter gesetzt. Gegen diese unerwartete Schranke rennt der Dichter in dieser Elegie an, indem er Delia zu bestimmen sucht dieselbe mit List zu umgehen, ein Thema bei welchem wir uns — um nicht an unserem Dichter irre zu werden — vergegenwärtigen müssen dass für den Römer die Ehe zunächst nur ein Rechtsverhältniss war, und dass in der damaligen Zeit des Sittenverfalls der ohnehin schon im Charakter der südeuropäischen Völker liegende Hang, das Bestehen eines solchen Verhältnisses nicht als Hemmniss für die sinnliche Neigung zu betrachten, in hohem Grade genährt und gesteigert worden war. Als Ausgangspunkt bei dem Gedichte ist ein Gelage angenommen, bei welchem der Dichter sein Liebesweh in beredten Worten und namentlich mit der rhetorischen Figur einer Anrede an die Thüre darstellt; doch wird diese Einkleidung keineswegs streng festgehalten, sondern in die Situation welche die Entwicklung der Gedanken und Empfindungen mit sich bringt so lebhaft eingegangen dass die Elegie dadurch ganz dramatisch wird und die ursprüngliche Einkleidung dabei aus dem Gesicht entschwindet.

Die Rathschläge von I, 2 blieben nicht fruchtlos: aus der fünften dieser Elegieen (I, 6) erfahren wir dass der alte Liebhaber nicht nur Zutritt erhalten hat sondern dass das Verhältniss auch dann noch fortgesetzt wurde als der Gemahl wieder zurückgekehrt war. Der Dichter spielte da den Hausfreund, den cavaliere servente, den cicisbeo, und wusste sich mit dem Manne auf einen leidlichen Fuss zu setzen. Aber einmal von der Bahn der Pflicht abgewichen scheint Delia immer tiefer in Leichtsinn gerathen zu sein: neben dem alten nimmt sie nun auch neue Liebhaber an. Diese Entdeckung macht des Dichters Zorn und Eifersucht aufflammen: er identificiert jetzt sein Interesse mit dem des Gatten,

will sich mit ihm in die Hut der Treulosen theilen, deckt ihm alle die Schliche auf welche er selbst in Anwendung gebracht, und sucht Delia durch Drohungen die auf ihren Aberglauben berechnet sind wieder zu sich zurückzuführen, aber, wie es scheint, vergebens, da diese Elegie die letzte ist welche von Delia handelt. Das bisherige Verhältniss zu dieser wird erst jetzt vollends ganz klar; insbesondere tritt nunmehr in den Vordergrund Delia's alte Mutter, welche eine warme Freundin und Beschützerin des Dichters ist und zum geheimen Verkehre mit ihrer Tochter ihm hülfreiche Hand gereicht hat. Motiv und Situation dieser letzten Elegie ist dem der vorigen entgegengesetzt: die Schleichwege werden dort Delia angegeben, hier dem Manne verrathen; dort verbindet sich der Dichter mit Delia um gegen deren Mann zu operieren, hier mit dem Manne um gegen Delia ins Feld zu rücken. Die Ausführung ist wieder von hoher Vorzüglichkeit, voll der anziehendsten und anschaulichsten Darstellungen. Der Gang ist sehr kunstreich: die manchfaltigsten Windungen des Weges führen doch immer zu dem gleichen Ziele, an dessen Erreichung dem Dichter besonders viel gelegen ist (s. v. 23 und 37; 55 und 67; 75. 85). In Bezug auf den Ton aber besteht ein auffallender Unterschied zwischen den drei ersten Elegieen, in welchen Delia noch frei steht und ungehemmt über sich verfügen kann, und den beiden letzten, in welchen sie die Frau eines Andern ist. In jenen warm, gemütlich und herzlich, wird er in diesen leidenschaftlich, bald ungeduldig bald bitter, und dabei schimmert, namentlich durch eine gewisse Ueberspannung des Eifers, der Mangel einer tieferen innerlichen Grundlage hindurch. Man glaubt dem Dichter anzufühlen dass er selbst die Schiefheit seines jetzigen Verhältnisses zu Delia von Weitem empfindet, daher nicht mehr mit ungetheilter Seele und voller Unbefangenheit bei der Sache ist, und um so mehr nun sich künstlich steigert, um sich und Anderen den Mangel wirklichen Ernstes zu verdecken. Aber die Verschrobenheit der Situationen in die er allmählich hineingeräth ist von der Art dass man an des Dichters Geschmacke wie an seinem sittlichen Tacte verzweifeln müsste wenn er dieselben in ungemindertem Ernste zu behandeln vermocht hätte, und nur der Anflug von Humor, der oft ganz unverkennbar ist (z. B. I, 6, 41 f.), mit der Frivolität des Gegenstandes versöhnt. Mit diesem Sachverhältniss hängt es wohl auch zusammen dass Messala's Name nur in den drei ersten

Elegieen genannt ist: mit den zwei letzten und ihrem verfänglichen und anrüchigen Inhalte ist er nicht in Berührung gebracht. Andererseits glauben wir in dem Umstande dass das Verhältniss zu Delia einen so wenig dramatischen Ausgang nimmt und eigentlich in den Sand verrinnt einen Beweis zu erblicken dass dieser Roman keine freie Dichtung ist, sondern in seinen Grundzügen wenigstens Erlebtes darstellt. Aber denselben mit den Auslegern ins J. 723 zu setzen hindert uns nicht nur die hohe Kunstvollendung dieser Gedichte sondern auch die Erwägung dass dann gerade für die reiferen Jahre unseres Dichters, die letzten zehn seines Lebens, viel zu wenig übrig bliebe. In diese Periode verlegen wir ferner

6. die Sulpiciaelegieen (IV, 2 ff.), und zwar in die Zeit nachdem das Verhältniss zu Delia gelöst und ein neues (Glycera, Nemesis) noch nicht wieder begonnen war. Denn der Dichter verräth in diesen Elegieen einerseits ein tiefes Verständniss des weiblichen Herzens, auf der andern Seite aber ist er selber frei genug von Leidenschaft um ein derartiges Verhältniss eines Andern mit künstlerischer Objectivität darzustellen. Diese Elegieen haben nämlich zu ihrem Gegenstande die Liebe zwischen Sulpicia und Cerinthus. Sulpicia ist eine junge, schöne und hochgebildete Römerin aus edlem Hause, dem altpatricischen Geschlechte der Sulpicii, vielleicht die Tochter desjenigen Servius (Sulpicius) welcher von Horaz (Sat. I, 10, 86) als Angehöriger seines Freundekreises aufgeführt wird und der vielleicht selbst wiederum identisch ist mit dem Ser. Sulpicius welchen der jüngere Plinius (Ep. V, 3, 5. vgl. Ovid Trist. II, 441) als Verfasser lasciver Gedichte erwähnt. Wenigstens würde uns letzterer Umstand den freien Ton und das ganze emancipierte Gebaren der Tochter erklärlich machen. Dem Kreise des Messala gehörte Letztere jedenfalls an; doch ist sie schwerlich die von Messala in Gedichten besungene puella (Virgil. Catal. 11, 23). Sulpicia liebt den schönen Cerinthus. Wäre dieser Name der wirkliche, so würde er beweisen dass der Betreffende ein Grieche war. Der Name kommt auch in einer räthselhaften Stelle des Horaz (Sat. I, 2, 81) vor. Indessen bei Tibull eleg. II, 2 und 3 haben die Handschriften Cornute, und Cornutus war daher, wie es scheint, der wahre Name von Sulpicia's Geliebtem. In den Kreis des Messala scheint dieser erst durch Sulpicia gekommen zu sein; sonst würde sich der Conflict in IV, 8 sehr einfach gelöst haben. Desshalb

finden wir ihn auch von unserm Dichter selbst erst in den Elegieen des zweiten Buches angeredet (II, 2 und 3), was zugleich eine Bestätigung unserer Datierung der Gedichte des vierten Buchs ist. Cerinthus war nach Tibull nicht hohen Standes, um so gewisser also wohl von hoher Schönheit und durch geistige Bildung der Sulpicia ebenbürtig. Die Standesverschiedenheit war wohl der Grund warum das Verhältniss von Sulpicia's Eltern lange Zeit nicht geduldet wurde und daher ein geheimes blieb. Aber in der Glut ihrer Leidenschaft setzt sie sich über alle Schranken hinweg. Sie ist es welche dem schüchternen Geliebten entgegenkommt, wie überhaupt eine kräftige Sinnlichkeit sie charakterisiert. So erscheint sie insbesondere in den Elegieen deren Verfasserin sie selbst ist. Gruppe hat nämlich (S. 47 ff.) zuerst mit Evidenz nachgewiesen dass die Sulpiciaelegieen in zwei Reihen zerfallen, IV, 2—7 und 8—12, von welchen jede ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, die zweite wirkliche Briefe von Sulpicia selbst enthält, welche den Gedichten des Tibull (IV, 2—7) gleichsam als Thema gedient haben, über welches er nun seine Variationen abspielt. Gegen die Urheberschaft von Sulpicia lässt sich Nichts einwenden, wohl aber wird diese Annahme begünstigt durch die Ueberschrift Sulpicia welche eine vorzügliche Handschrift (F von Lachmann) vor der achten Elegie hat, ferner dadurch dass Sulpicia als docta puella bezeichnet wird, endlich durch gewisse Eigenthümlichkeiten der Sprache in diesen Elegieen, durch welche sie sich ebenso von den tibullischen Gedichten unterscheiden als dieselben zu der Voraussetzung einer weiblichen Verfasserin stimmen. Dahin gehört zuerst die Häufigkeit von Flickwörtern, insbesondere iam, das nur in IV, 11 fehlt, sodann eine gewisse Unsicherheit, Ungewandtheit und Verschwommenheit des Ausdrucks, ein Mangel an Schärfe und Klarheit des Gedankens oder der Darstellung, dergleichen ist propinque (8, 6), die Auslassung von me (8, 8), die Wendung iter ex animo sublatum (9, 1), nec opinanti (9, 4), die Unbestimmtheit des d e me permittis (10, 1), das Fehlen einer festen Ausprägung des logischen Verhältnisses von Satztheilen (10, 3 ff.), die Undeutlichkeit von 10, 5 f., der Plural mea corpora 11, 2 (anders als bei Tibull I, 9, 73. 8, 52), die knäuelartig verwickelten Verse 12, 1 ff. Fasst man Alles dieses zusammen, so kann man Gruppe nicht Unrecht geben wenn er von einem weiblichen Latein dieser Briefchen spricht; nur dass der Charakter der Weiblichkeit überhaupt in der ganzen Denk-

und Sprechweise sich kundgibt.*) Ihrer sonstigen Beschaffenheit nach verrathen diese Elegieen entschiedene Nachahmung der Art des Tibull und bieten ein nicht gewöhnliches literarhistorisches und psychologisches Interesse. Die erste derselben (IV, 8) ist an Messala gerichtet und bittet in sehr lebhaftem Tone um Dispensation von der Reise aufs Land, wegen der Nähe von Cerinthus' Geburtstag. Die zweite (IV, 9) gibt dem Geliebten Nachricht dass sie nun seinen Geburtstag in Rom feiern dürfe. IV, 10 ist ein eventueller Absagebrief an Cerinthus, von glühender Eifersucht und altrömischem Stolze eingegeben, aber, wie es scheint, auf einem Missverständniss beruhend, das sich bald aufhellte. Denn im vierten Briefchen (IV, 11) finden wir die Liebenden völlig ausgesöhnt: Sulpicia ist krank und fragt ihren Cerinthus mit ängstlicher Dringlichkeit ob er sie auch liebe und ihre Genesung wünsche, — ein Stück von grosser Wärme und Lieblichkeit, jedoch von Gruppe S. 53 f. gar zu überschwänglich gepriesen. Im letzten dieser kleinen Briefe (IV, 12) bittet Sulpicia den Geliebten um Verzeihung dass sie ihn bei einer heimlichen Zusammenkunft blöder Weise im Stich gelassen habe, — bezeichnend genug für die glühende Empfindungsweise der Verfasserin.

Dieser Reihe von wirklichen Briefen stehen dann also gegenüber die Elegieen IV, 2—7, in welchen jener Briefwechsel zu einem freien Kunstwerk ausgeführt ist. In beiden Reihen sind dieselben Personen und Charaktere: der schüchterne Cerinthus und die leidenschaftliche Sulpicia, wie auch die Schaar der Freier um sie her (4, 20 vgl. 10, 5). Auch derselbe Verlauf wiederholt sich auf beiden Seiten: hier wie dort ein Liebesverhältniss von steigender Wärme und Offenheit, hier wie dort Cerinthus' Geburtstag und Sulpicia's Krankheit. In IV, 7, 7 f. ist noch überdiess eine Art von Anspielung auf jenen Briefwechsel und dessen Oeffentlichkeit, als sollte damit erklärt werden dass der Dichter von demselben Kenntniss erhalten hat. In dieser zweiten Reihe von Elegieen hat die *erste* (IV, 2) einen einleitenden Charakter: es spricht darin der Dichter und bringt die Heldin des folgenden Romans zur Anschauung, indessen noch ohne directe Beziehung auf ein derartiges Verhältniss. Aber eine — wenn

*) Lachmann (in der Recension von Dissen, S. 254): „wir finden diese Gedichte wahr und glühend gefühlt, aber ohne Poesie im Einzelnen, ohne Stil, ungeschickt und hart in den Fügungen: mit einem Worte, es sind die eigenen Gedichte von Sulpicia.“

auch nur vermeintliche — Gefahr von Cerinthus, auf einer Jagd, deckt ihre ganze Glut auf (IV, 3), und eine Krankheit von Sulpicia gibt ebenso dem Cerinthus Anlass sein Interesse für sie an den Tag zu legen (IV, 4). Was eben im Widerschein der Gefahr sichtbar wurde, das tritt in den beiden folgenden Elegieen in milderer Beleuchtung zu Tage, mittelst einer frohen Feier; und zwar ist es, nach dem gleichen Parallelismus und in derselben Ordnung wie in den beiden vorausgegangenen, zuerst (IV, 5) Cerinthus' und dann (IV, 6) Sulpicia's Geburtstag was den Gegenstand bildet und dazu dient Sulpicia's Empfindungen darzustellen. Von IV, 6 gehen dann zwei Wege aus: der eine von v. 11 f., sofern hienach die letzte leibliche Vereinigung der Liebenden, wie sie IV, 7 andeutet, sich als nahe bevorstehend voraussehen lässt; der andere Weg nimmt vom Schlusse (v. 19 f.) seinen Ausgangspunkt, indem dort auf die Legalisierung des Verhältnisses und das nächste Jahr hinausgeblickt wird. In beiden Beziehungen schliesst sich hieran II, 2 unmittelbar an, in welcher wir den Widerstand der Eltern gebrochen, Sulpicia und (jetzt mit seinem wahren Namen) Cornutus als Neuvermählte treffen, gemeinsam des Letzteren Geburtstag begehend. Neben dieser sachlichen und ästhetischen Nothwendigkeit gebietet aber auch eine ethische das letztgenannte Gedicht (II, 2) an den bisherigen Cyklus anzureihen: eine so rückhaltslose Hingabe wie IV, 7 sie voraussetzt erfordert, um nicht unsittlich zu sein, zum Mindesten die nachträgliche Sanction des thatsächlich geschlossenen Bundes durch die bürgerliche und religiöse Weihe, und diese ist in II, 2 eingetreten. Dass dieses Gedicht, trotz seiner nachgewiesenen Unentbehrlichkeit im Zusammenhange der Elegieen des vierten Buchs, doch in das zweite eingereiht wurde mochte theils durch den Anfang von II, 3 (wo gleichfalls Cornutus angeredet ist) veranlasst sein, theils bestimmte den Sammler dazu die scheinbare Verschiedenheit des beiderseitigen Namens (Cerinthus und Cornutus) und dass II, 2 ein legales Verhältniss behandelt, die Elegieen des vierten Buchs aber ein geheimes und von Sulpicia's Eltern noch bekämpftes, und dass letztere nach dem Briefwechsel von Sulpicia gearbeitet und wohl mit einander entstanden sind, II, 2 aber ein etwas später durch das künstlerische Bedürfniss hinzugedichteter Abschluss ist. Uebrigens passt diese Elegie auch schon nach ihrem äusseren Umfange nur zu denen des vierten, nicht unter die des zweiten Buchs, und ist an letzterer Stelle überdiess sachlich

störend, sofern sie den Zusammenhang zwischen II, 1 und II, 3 unterbricht (vgl. Gruppe S. 68. 75 f.). Die des vierten aber haben mit II, 2 eine innere Abgeschlossenheit und Abrundung welche ihrer sachlichen Grundlage, den Briefchen der Sulpicia, abgeht, und sind auch damit gegenüber von diesen Erzeugnissen der Gelegenheit als ein Kunstwerk bezeichnet. Andererseits ist diese Entstehungsweise, aus einem gegebenen Thema und Musterbilde, wohl zugleich eine Erklärung der verhältnissmässigen Einförmigkeit der Situationen und Wendungen in diesen Elegieen. Ausserdem aber sind sie ganz und gar in Tibull's Art, nach Sprache und Anlage; namentlich haben IV, 4 und 6 ganz dieselbe Gliederung wie I, 10 und 1. Wahrscheinlich hatte der Verfasser der vita diese Elegieen des vierten Buchs im Auge wenn er von kurzen Liebesbriefen spricht welche Tibull verfasst habe (epistolae eius amatoriae, quamquam breves).

7. Endlich gehören in diese Kunstperiode unseres Dichters noch Eleg. IV, 13 und 14. So viel ist allgemein zugegeben, sowohl von denen welche sie auf das Verhältniss zu Glycera beziehen als den Bestreitern dieser Ansicht. Letztere (wie Fr. Passow und Dieterich, de Tib. amorr. p. 61—63) nehmen einen Bezug auf Delia an und dass dieselben bestimmt gewesen seien ein neues Buch anzufangen — weil die des ersten in sich abgeschlossen waren —, aber nicht mehr vollendet wurden; und da sie ebenso wenig zu denen des zweiten Buchs stimmten, so habe der Herausgeber der tibullischen Gedichte sie denen des vierten zugewiesen, mit denen sie auch im äusseren Umfange Aehnlichkeit haben.*) Indessen ist psychologisch unmöglich dass IV, 13 sich an I, 6 anschliesse und beide derselben Person gelten. I, 6 lässt das Abbrechen des Verhältnisses zu Delia mit Bestimmtheit voraussehen, und in IV, 13 ist Nichts enthalten was eine Wiederanknüpfung andeutete. Würden sich die Gedichte auf Delia beziehen so müssten sie vielmehr aus der ersten Zeit dieses Verhältnisses sein, IV, 13 etwa gleichzeitig mit I, 1 und ein freier lyrischer Erguss, selbständig neben dem kunstvoll ausgearbeiteten Cyklus hergehend und daher nicht in ihn aufgenommen; das zweite (IV, 14) ein epigrammatischer Seufzer aus der Zeit zwischen I, 3 und I, 5, in des Dichters hinterlassenen Papieren

*) „Es scheint der Sammler setzte sie ans Ende, weil er sie nicht unterzubringen wusste oder weil er bestimmteren Deutungen vorbeugen wollte." Lachmann, Haller A. L. Z. 1836. Juni S. 255.

gefunden und der Aufnahme in die Sammlung seiner Gedichte für würdig erachtet. Bei der Beziehung auf Glycera fallen diese Elegieen in die Mitte zwischen die auf Delia und die von Nemesis handelnden, da jene nach Ovid (s. oben S. 348 f.) des Dichters erste Liebe war, diese aber (vgl. Amor. III, 9, 58) seine letzte. Zu dieser Datierung aus der Meisterperiode unseres Dichters stimmt auch vollkommen die innere Beschaffenheit. IV, 13 ist von ergreifender Innigkeit und Zartheit, wie kaum ein zweites Erzeugniss der römischen Literatur, der Gedankengang und Ausdruck ebenso einfach und wahr als lebendig; jeder neue Vers bringt einen Fortschritt des Gedankens, der sich in der grössten Klarheit vorwärts bewegt. Den Inhalt bildet das Gelöbniss unwandelbarer Liebe und Treue, selbst wenn dieses Gelöbniss die Geliebte veranlassen sollte gegen ihn um so grausamer zu sein. IV, 14 ist dazu das Gegenstück, die Klage dass die Geliebte ihrerseits die Treue nicht bewahre, worauf von ferne schon in IV, 13, 5 f. hingedeutet war. Dieser Zusammenhang mit der vorigen macht wahrscheinlich dass auch hier der Dichter die Absicht hatte einen ganzen Cyklus von Elegieen auszuarbeiten, aber diese Absicht — etwa in Folge der zeitigen Auflösung des Verhältnisses — nicht ausführte.

8. Die Elegieen des zweiten Buchs, mit Ausnahme der zweiten, beziehen sich alle auf das Verhältniss des Dichters zu Nemesis (s. oben S. 348 ff.), die aber in dem ersten und einleitenden Gedichte dieser Reihe (II, 1) noch nicht mit Namen genannt ist. Der Dichter hat bei seiner Geliebten vorzugsweise mit ihrer Habgier zu kämpfen, vermöge deren sie einen reichen Freigelassenen bevorzugt und mit diesem auf seine Güter geht. Diese Erfahrung veranlasst den Dichter zu einer Verwünschung des Landlebens (II, 3), welche freilich so wenig ernsthaft gemeint ist dass auch in diesem Buche wieder das Landleben dem Tibull die schönsten und wärmsten Züge leiht (bes. in II, 1). Ueberhaupt hat das ganze Buch vielfach eine launige, humoristische Färbung, und nimmt so ziemlich den Ton wieder auf mit welchem das Verhältniss zu Delia geendet hat (in I, 2 und 6), nur leidenschaftsloser, freier und heiterer: den Ton des reiferen Mannes, der in diesen Interessen nicht mit seinem ganzen Selbst untergeht. Uebrigens fehlt diesen Nemesis-Elegieen die letzte Feile. Bei II, 3 und 5 fällt diess schon bei oberflächlicher Betrachtung in die Augen: beide bestehen aus Bausteinen zu

einem Gedichte, zum Theil schon für sich behauen, aber noch nicht ineinandergefügt; die einzelnen Bestandtheile stehen noch nicht im richtigen Verhältniss zu einander, haben auch noch manche Unebenheiten, und die Uebergänge fehlen noch. Von II, 5 hat Gruppe diesen Sachverhalt besonders ausführlich nachgewiesen (S. 76—95). Es ist ein Gelegenheitsgedicht, verfasst als Messala's Sohn, Messalinus, die Würde eines Quindecemvir sacrorum erlangte, als welcher er es besonders mit den sibyllinischen Büchern zu thun hatte. Da nun über die Person des jungen Priesters selbst und dessen Amt an sich wenig zu sagen war, so machte der Dichter den Orakelgott Apollo und die Sibylle, sammt deren Weissagungen, besonders über Roms künftige Grösse, zu seinem Hauptgegenstand, und gewann dadurch einen ebenso bedeutsamen als nationalen Inhalt. Die Ausführung ist freilich von der Vollendung noch sehr weit entfernt. Da aber doch ein bestimmter Anlass, etwa ein Familienfest bei Messala zur Feier der Beförderung seines Sohnes, vorgelegen sein muss, so ist wahrscheinlich dass der Dichter, ehe er das hiefür bestimmte Gedicht fertig hatte, erkrankte und starb, was aber den Herausgeber seiner nachgelassenen Gedichte nicht abhielt auch dieses, in der Gestalt wie er es vorfand, in seine Sammlung aufzunehmen. Wir haben also an dieser Elegie ohne Zweifel die letzte Arbeit Tibull's, also aus der zweiten Hälfte des J. 735 d. St. Neben ihr muss II, 3 wegen ihrer Unfertigkeit (vgl. Gruppe S. 95—99) zu den spätesten Gedichten gehören: sie enthält gleichfalls eine grosse Manchfaltigkeit von Gedanken und Wendungen, und vieles glückliche Detail; aber die Lückenhaftigkeit und Zusammenhangslosigkeit ist hier wo möglich noch grösser als in II, 5, in welcher doch äusserlich keine Löcher wahrzunehmen sind. Vollendeter sind El. II, 4 und 6; doch ist zur Ehre unseres Dichters anzunehmen dass er die hässliche Geschmacklosigkeit am Schlusse der vierten noch getilgt haben würde ehe er das Gedicht veröffentlicht hätte. Am nächsten steht der Vollendung die erste mit ihrer lebendigen Schilderung des Landlebens, ausgehend von der Feier des Ambarvalienfestes, und in ihrer Anlage, namentlich der Aneinanderreihung von Landleben, Messala und Liebe, der ersten des ersten Buchs vielfach ähnlich. Dass die einzelnen Elegieen sich zu einem Ganzen zusammenzuschliessen bestimmt waren ist auch bei ihrer jetzigen unvollendeten Gestalt erkennbar: an die begeisterte Darstellung des Landlebens in II, 1 schliesst

sich als Contrast II, 3 die scherzhafte Verwünschung desselben an, und der Entschluss mit welchem II, 3 endet, bei Nemesis Sklave zu werden, wird im Anfange von II, 4 aufgenommen und weitergeführt. Gemeinsam ist diesem Buch auch die briefartige Haltung, vielleicht durch den Einfluss der Episteln des Horaz veranlasst: alle diese Elegieen sind an Einzelne gerichtet und ketten die persönlichen Erlebnisse und Empfindungen an die eines Andern. So II, 1 an Messala, II, 2 u. 3 an Cornutus, II, 5 hat Messalinus zum unmittelbaren Gegenstand, und II, 6 redet seinen Freund Aemilius Macer an. Nur II, 4 macht hievon eine Ausnahme, wiewohl auch sie eigentlich an Nemesis gerichtet ist. Bemerkenswerth ist ferner wie auch diese unvollendeten Elegieen, gleich den Gedichten aus den früheren Jahren des Tibull, den Beweis führen dass unser Dichter alexandrinische Neigungen und Schulmanieren in sich zu bekämpfen und zu überwinden hatte um zur reinen und getreuen Darstellung seiner Eigenthümlichkeit zu gelangen: auch diese Gedichte haben einen Hang in mythische Zeiten zurückzugehen (1, 37 ff. 67 ff. 3, 11 ff. 69 ff. 4, 55 ff. und 5 ganz) und sich auf einzelne abstracte Gedanken zu werfen, die dann mit unverhältnissmässiger Rhetorik ausgeführt werden, wie die Lobrede auf rus und agricola 1, 37 ff., die Ausführung über die Wirkungen des Geldes 3, 36 ff. und die Macht der Hoffnung 6, 21 ff. Ebenso erinnert II, 5 durch die ganze Art der Behandlung des Themas und die Sprödigkeit der Theile gegen einander an El. I, 7. Auch hier also finden wir die Wahrnehmung bestätigt dass es sich der Dichter treuen Fleiss und unverdrossene Feile hat kosten lassen um seine Gedichte auf die Stufe der Vollkommenheit zu bringen die wir in den von Sulpicia und Delia handelnden Elegieen gewahren.

9. Nachdem wir die künstlerische Thätigkeit des Tibull bis zu seinem Tode fortgeführt haben bleibt uns noch übrig auch denjenigen Theil der auf uns gekommenen Gedichtsammlung in Betracht zu ziehen welcher Elegieen enthält die nicht von Tibull herrühren. Diess sind (ausser den schon besprochenen IV, 8—12) die im dritten Buche vereinigten. Von den sechs Elegieen dieses Buchs haben fünf das Verhältniss zwischen Lygdamus und Neära zu ihrem Gegenstande. Lygdamus erscheint als ein Römer (s. 1, 2) von gutem Hause (6, 60), welcher mit Neära, wie es scheint hauptsächlich auf Betreiben von deren Eltern (vgl. 2, 13. 4, 93), verlobt gewesen war, aber mit seiner warmen

Liebe keine Erwiderung gefunden hatte, indem ihm bei Neära eine romantische Neigung zu einem Manne von niedrigerer Stellung (6, 60) im Wege stand (vgl. 4, 58—60). In Folge dessen hatte sich die Verbindung mit Lygdamus wieder gelöst (1, 23 vgl. 2, 4. 30), und dieser sucht nun durch rührende Gedichte und Betheuerung seiner fortwährenden Liebe das Herz seiner ehemaligen Verlobten zu gewinnen, um eine Wiederherstellung des alten Bundes (reditus 3, 35 vgl. 27) zu bewirken. Dass dieser über das Verlöbniss noch nicht hinausgediehen war erhellt daraus dass von der Ehe als einer erst zu schliessenden, nicht aber zu erneuernden, die Rede ist (vgl. 1, 6 und 26 ff. 3, 7 ff. und 31 f.) und die Ausdrücke vir, coniux und nupta, welche von dem bisherigen Verhältnisse wiederholt gebraucht werden (1, 23. 2, 30), beweisen hiegegen Nichts, da diese, insbesondere bei den Elegikern, unzählige Male auch von den lockersten sexuellen Verbindungen in Anwendung gebracht werden; für diese Elegieen geht es überdiess daraus hervor dass 2, 4 coniux ganz offenbar als Wechselbegriff für das 2, 1 gesetzt gewesene puella gebraucht ist (vgl. 4, 58), sowie 4, 31 maritus vom Bräutigam, und v. 52 vir vom Liebhaber, abgesehen davon dass 1, 23 vir quondam ebenso gut auf die Zukunft gehen kann (s. Heindorf zu Hor. Sat. II, 2, 82) wie auf die Vergangenheit. Die erste dieser Elegieen nun (III, 1) hat einen ähnlichen Ausgangspunkt wie IV, 2: sie dient den andern als Einleitung und Vorwort. Der Dichter überreicht seiner Neära als Neujahrsgeschenk (zum ersten März) seine Gedichte an sie (III, 1—4) in eleganter Ausstattung und trägt dabei sein Anliegen vor. In der Elegie nimmt die Beschreibung der äusseren Ausstattung des Büchleins einen grossen Raum ein, und dass diese Buchbindersvorkehrungen den Musen in den Mund gelegt sind ist nicht eben ein glücklicher Gedanke. Wenn Ovid in der Dedication seiner Tristia an August eine ähnliche Beschreibung der Aussenseite seines Buches gibt, so hat diese dort ihren vollkommen passenden Platz, indem dieselbe als ein Abbild der Stimmung des Verfassers dargestellt ist, eine Parallelisierung welche der Dichter nach seiner Weise bis ins Kleinliche und Spielende hinein verfolgt (vgl. W. Hertzberg, Hall. Jahrbb. 1839. I. S. 1018). Bei unserem Verfasser aber ist von einer solchen geistigen Deutung keine Rede, und dieses Aeusserliche bleibt so sehr Selbstzweck dass v. 18 sogar den Musen, als ob sie nasse oder schmutzige Hände hätten, anempfohlen wird dafür zu sorgen

dass die Farbe an der Aussenseite nicht verwischt werde. Diess zu verhüten beschwört der Verfasser die Musen gar bei dem kastalischen Lorbeerhain und den pierischen Seen. Die zweite Elegie (III, 2) spricht aus dass der Verfasser die Trennung von seiner Neära nicht überleben werde und trifft desshalb Verfügungen wie es mit seiner Bestattung gehalten werden solle. Die Motive sind sämmtlich aus Tibull entlehnt: der Anfang aus dem von I, 10, aber so dass dessen Lebhaftigkeit bedeutend abgeschwächt ist nicht blos durch den nüchternen Relativsatz sondern auch durch das Herabstimmen des ferreus ille fuit zu einem matten durus et ille fuit. Sodann die Situation dass die Geliebte am Grabe des Dichters weint ist aus I, 1, 62 ff., und ebenso unpassend angebracht als ausgeführt. Bei Tibull ist die Vorstellung berechtigt und von grosser Wirkung: denn dort herrscht zwischen dem Dichter und Delia vollkommenes Einverständniss, ihre Liebe ist eine gegenseitige und eben jetzt in schönster Blüte. Dagegen Neära verschmäht den Lygdamus, der sie mit seiner Liebe verfolgt, und es ist daher von diesem eine sonderbare Voraussetzung dass sie bei seinem Tode so gar untröstlich sein werde, noch wunderlicher aber die Zumutung selbst auf sein Grabmal schreiben zu lassen dass sie an seinem Tode Schuld gewesen sei (v. 29 f.), mit welcher Grabschrift abermals eine tibullische Stelle (I, 3, 55 f.) zur Unzeit nachgeahmt ist. Ausserdem sind die Leichenfeierlichkeiten, welche Tibull (I, 3, 6 ff.) nur kurz andeutet, weise vertheilt und vollständig beseelt, hier wiederum zu einer selbständigen, umständlichen Beschreibung ausgeführt, in welcher sogar das Waschen der Hände und die Sorte von Leinwand welche zum Abtrocknen der Gebeine genommen werden soll für Neära und ihre Mutter vorgeschrieben sind, sowie das Zugiessen von Oel und — Thränen bestellt wird. Die dritte Elegie (III, 3) behandelt den Gedanken: nicht Reichthum wünsche ich mir, sondern deine Liebe; ohne dich hat Alles, auch das Leben, keinen Werth für mich. Mit Recht sagt Voss von dem Gedicht es sei ein ewiges Rundum auf einem zertretenen Gemeinplatz, wobei einem der Kopf tummlig werde. In der Weise der unvollkommensten Erstlingsarbeiten von Tibull ist ein abstracter Gedanke rein quantitativ ausgeführt, durch eine Reihe von Beispielen, in der eintönigsten Form (v. 1. 11. 13. 17), und mit zahlreichen Wiederholungen, Ungeschicklichkeiten und Geschmacklosigkeiten (z. B. v. 14. 22. 23. 25. 26. 29 f. 34. 36). Um nicht Vieles weniger schülerhaft

ist die vierte Elegie (III, 4), worin gleichfalls mit äusserster Breite berichtet ist dass dem Verfasser Apollo im Traume erschienen sei und gesagt habe Neära wolle ihn nicht, doch solle er darum noch nicht alle Hoffnung aufgeben und sich aufs Bitten legen. Dieser sehr magere Inhalt ist in 48 Disticha ausgesponnen, indem zuerst — in Nachahmung von Tibull's Gewohnheit, aber sehr ohne seinen Geist — den Empfindungen über den Traum Worte gegeben, sowie die Bedeutung der Träume überhaupt erörtert wird (v. 1—16), und dann erst, abermals unter langen Vorbereitungen, der Traum erzählt wird: nach einer schlaflosen Nacht erschien mir gegen Morgen (v. 17—22) Apollo (v. 23—41) und sprach (v. 42—80); ich kann aber nicht glauben und hoffe und wünsche nicht dass seine Mittheilung richtig sei (81—96). Auch im Einzelnen ist Vieles unbeholfen, geschraubt und unpassend (v. 3. 9. 11 f. 17 f. 26. 36. 39 f. 41. 45 f. 50. 59 f. 68. 71. 77. 84. 85 ff. 87), die Erfindung selbst aber eine sehr wohlfeile und mit wenig Geschick durchgeführte (z. B. v. 61 f. im Munde des Apollo). Als gelungen ist nur etwa das Bild v. 33 hervorzuheben. Neära liess sich aber durch das Gewinsel dieser Elegieen nicht erweichen, und beharrte ebenso in ihrer Zuneigung zu dem ignotus vir als in ihrem Entschlusse das Verhältniss zu dem Verfasser dieser Elegieen nicht wieder aufzunehmen. Dieses Ergebniss hat das fünfte Gedicht dieser Reihe (III, 6) zur Voraussetzung. Die Situation desselben ist — in Nachahmung von Tibull (I, 2) — ein Gelage, bei welchem der Gedanke an sein Liebesunglück wiederholt und in mancherlei Gestalten auftaucht, aber bekämpft und schliesslich besiegt wird. Es ist dabei das tibullische Auf- und Abwogen der Empfindungen und ihr rascher Wechsel und Umschlag nachzumachen gesucht, aber ohne dass die Uebergänge psychologisch begründet wären und es über ein planloses Herumfahren in verschiedenen Stimmungen hinauskäme, wobei der Zusammenhang öfters völlig ausgeht (v. 39. 43). Auch sind es eigentlich nur zweierlei Gedanken und Stimmungen welche einander fortwährend ablösen: die Heiterkeit, ausgedrückt durch die Aufforderung zum Trinken, welche theils an die Freunde theils an den Redenden selbst gerichtet wird, und der Schmerz über die definitive Zurückweisung durch Neära, welcher zuletzt durch die zwar ganz verständige, aber wenig poetische Wendung beseitigt wird: sei's drum! ich werde mich desshalb nicht zu Tode grämen. Mit dem Abspringenden und Zickzackähnlichen des Ge-

dankenganges wollte der Verfasser vielleicht auch die trunkene Weinlaune des Redenden zeichnen, was jedoch jedenfalls nicht in entsprechender Weise durchgeführt wäre. Im Einzelnen enthält die Elegie neben manchem Beifallswerthen (v. 29 f. 53. 56) noch weit mehr in Gedanken oder Ausdruck Verfehltes, wie v. 3. 5. 8. 9. 13. 17. 19. 23. 32. 36. 41 f. 46. 48. 54. 55; auch Wiederholungen (v. 7. 37. 52) und ungehörige Ausführungen (v. 13 ff.), endlich viele Reminiscenzen aus Tibull (v. 1 f. = II, 5, 121 f. v. 13 f. = II, 1, 72. v. 27 = IV, 13, 16. v. 45 = I, 4, 15. v. 60 = IV, 10, 6. v. 62 = I, 2, 1). Zwischen die Bewerbungen in den vier ersten Elegieen und das Schwinden der letzten Hoffnung, wie es das letzte Gedicht darlegt, fällt El. III, 5, in welcher von Neära nicht die Rede ist. Dagegen wiederholt sie ein anderes Motiv von Tibull's I, 3, dass nämlich der Verfasser krank zu Hause liegt, während seine Freunde entfernt von ihm sich vergnügen. Und zwar sind diese in einem etruskischen Bade, ohne dass jedoch ihre Persönlichkeiten klarer werden. Der Verfasser aber fürchtet seiner Krankheit zu erliegen, trotzdem dass er durch keine schwere Sünde den Tod verschuldet habe und auch noch viel zu jung sei zum Sterben. Er legt ausführlich dar was er Alles nicht gethan habe und nicht sei, bittet desshalb um Schonung und verabschiedet sich von seinen Freunden. Ueberhaupt ist diese Elegie ein wirklicher Brief und enthält manche gute Stellen (bes. v. 19 f. 30 f.), daneben aber freilich auch wieder unnöthige Weitläufigkeiten (v. 7—14) und Wiederholungen theils innerhalb des Gedichtes selbst (v. 29 f. = v. 1) theils gegenüber von anderen (v. 7 ff. = 4, 15 f.), wie ohnehin auch im Einzelnen der Ausführung viel Nachgeahmtes (z. B. v. 2 u. 8 = I, 6, 22. v. 7 ff. = I, 2, 81 ff. v. 28 = I, 10, 44. v. 30 = I, 4, 46). Bei der Darlegung dass der Verfasser noch jung sei erfahren wir gelegentlich dessen Geburtstag (v. 17 f.), dass er nämlich im J. 711 d. St. geboren sei, wodurch zugleich Tibull aufs Bündigste von dem Verdachte befreit wird als ob er der Verfasser dieser sechs Elegieen wäre. Wie dieser wichtigste Theil der äusseren Verhältnisse des Verfassers nicht auf Tibull passt, so auch nicht die Situation welche diesen Elegieen zu Grunde liegt, und noch weniger die Beschaffenheit der Gedichte selbst. Tibull müsste sich selbst — und zwar durchgängig verschlechternd — nachgeahmt haben, und es wäre zudem nicht zu begreifen wann diess geschehen sein sollte, da Tibull's Leben so kurz war dass er

nicht einmal die unzweifelhaft von ihm herrührenden Gedichte alle ganz fertig brachte. Indessen erstreckt sich diese Aehnlichkeit mehr nur auf das Aeussere, auf die Motive der Gedichte und zahlreiche einzelne Gedanken und Wendungen; in allem Anderen aber besteht eine sehr wesentliche Verschiedenheit zwischen den beiderlei Dichtern und Gedichten. Einmal in Beziehung auf den Stoff und den Gedankenkreis besteht kein Berührungspunkt zwischen Beiden: keine Spur namentlich von der dem Tibull so eigenthümlichen sanften Schwärmerei für die Reize des Landlebens findet sich im dritten Buche (vgl. Voss S. XV. Gruppe S. 108), vielmehr ist hier der Boden ausschliesslich die Stadt, die Bilder fast einzig diesem Kreise und der Gelehrsamkeit entnommen (s. bes. El. 3. 4), und nur sehr selten erinnert sich der Verfasser dass es auch ausser der Stadt eine Welt gibt, insbesondere eine Natur (4, 33 f.). Auch die Sinnesart der beiden Verfasser ist eine grundverschiedene: während Tibull gefühlvoll, warm und oft leidenschaftlich ist, so zeigt sich der Verfasser des dritten Buchs süsslich schmachtend und weinerlich und so tactverlassen dass er eine klägliche Situation, aus der er sich je eher je lieber reell hätte befreien müssen, gar noch zum Gegenstande von Versen macht, seine Schmach veröffentlicht, und durch armseliges Seufzen und Flehen seine Manneswürde so gründlich verleugnet und herabwürdigt dass wir schon darum Neära's Verhalten zu ihm vollkommen berechtigt finden müssen. Schon durch diese Wahl eines Stoffes welcher poetische Behandlung geradezu ausschliesst zeigt der Verfasser seinen Mangel an dichterischer Befähigung; ebenso ferner durch die gleichmässige Geschraubtheit seines Tones, die Mühsamkeit womit er offenbar diese Verse zusammengebracht hat und die namentlich auch darin sich kundgibt dass der beabsichtigte Gedanke manchmal mehr errathen werden muss als dass er durch die Worte klar ausgedrückt wäre, wiewohl es dem Gedanken selbst auch manchmal an Schärfe und Richtigkeit fehlt (1, 7. 2, 26). Zu diesen Beweisen von unzulänglicher Begabung gehört weiter die Hast womit dieser Dichter von der traurigen Gestalt dem Fahrwasser mythologischer Gelehrsamkeit und der Beschreibungen sich zuzuwenden liebt, und seine Abhängigkeit von Tibull, von dem er aber die Schwächen weit mehr sich zu eigen gemacht hat als seine Vorzüge. Namentlich die zwecklose Häufung desselben Begriffs (1, 3. 3, 38. 4, 93), die Sucht zu theilen (1, 6 und 19. 4, 11 f.), und besonders die

Manie für Farbengegensätze (1, 9. 2, 10. 18. 3, 37 f. 4, 30. 5, 15. 33 f.) haben diese Elegieen mit den unvollkommensten Arbeiten des Tibull (IV, 1 und I, 7) gemeinsam. Ausserdem verräth der Verfasser eine wenig geschmackvolle Vorliebe für Wortanklänge (4, 10 saliente sale; 69 f. sonora — sonos; 5, 2 unda — adeunda; 25 f. senecta — senex). Sein Sprachschatz ist beschränkt und wiederholt namentlich die Worte niveus, candidus, vanus, sowie die Wendung mit volo mit lästiger Häufigkeit (auch genus 4, 9. 61. 6, 7; rubente 4, 32 und rubent 4, 34); überdiess zeigt er gegenüber von Tibull charakteristische Abweichungen. Prosaische Partikeln wie autem (andererseits), ergo, etenim, quare (4, 49) finden sich bei Tibull nicht, wohl aber wiederholt im dritten Buche; quamvis ist hier (6, 29) mit dem Indicativ verbunden, bei Tibull stets mit dem Conjunctiv; postquam — vielleicht — mit dem Plusquamperfect (4, 41), bei Tibull mit dem Perfectum, u. dgl., Eigenheiten welche, je unbewusster sie hervorzutreten pflegen, um so mehr Beweiskraft haben. Endlich im Bau der Verse hat das dritte Buch, mit alleiniger Ausnahme von zwei Stellen (4, 57 und 6, 17), einförmig die Cäsur nach dem fünften Halbtheile, während Tibull in dieser Beziehung seinen Versen eine grosse Manchfaltigkeit, rasche Bewegung und oft einen malerischen Charakter zu geben weiss; das Uebergreifen des Sinnes und der grammatischen Construction über das Distichon findet sich im dritten Buche häufig und zum Theil in einer Ausdehnung welche aller Kunst und allem Geschmacke Hohn spricht (vgl. bes. 3, 1—10. 4, 51—60); die Pentameter sind selten mit dem Hexameter organisch verbunden, wohl aber ist für sie sehr oft der Gedanke ausgegangen, so dass sie leer, wo nicht störend, nachhinken (z. B. 1, 2. 14. 2, 26. 3, 4. 14. 26. 34. 36. 4, 36. 50. 6, 36. 48).

Durch dieses Alles wird es hinlänglich festgestellt sein dass Tibull der Verfasser dieser sechs Elegieen nicht ist, und es fragt sich nur noch wer denn sonst es sei? Ovid, antwortet Gruppe S. 133 ff. Um diess wahrscheinlich zu machen hat Gruppe in Bezug auf Lebensverhältnisse, dichterischen Charakter und Sprache eine Uebereinstimmung zwischen beiden Dichtern nachzuweisen gesucht. In ersterer Beziehung ist allerdings merkwürdig das Zusammentreffen beider im Geburtsjahre; denn auch Ovid ist im J. 711 geboren, ja er berichtet diess Trist. IV, 10, 6 eben mit den Worten unseres Verfassers (5, 18); indessen kann diese Altersgleich-

heit ebensogut bloser Zufall sein. Ferner behauptet Gruppe, Neära sei Ovid's zweite Frau, von welcher dieser Trist. IV, 10, 71 ·j sagt:

> Ganz untadelig war die welche darauf ich zur Frau nahm;
> Doch nicht lange vermählt sollte sie bleiben mit mir.

Diese Combination ist aber bereits dadurch beseitigt dass sich uns das Ergebniss herausgestellt hat Neära sei nicht die Frau, sondern die Verlobte des Lygdamus gewesen; wir brauchen uns daher auch nicht auf Gruppe's unrichtige Deutung von 4, 83 (vgl. 59) und anderen Stellen einzulassen. Weiter soll aus 1, 2 hervorgehen dass der Verfasser des dritten Buchs gleichfalls, wie Ovid, römischer Ritter sei, während der Vers nur beweist dass er römischer Bürger ist; und ebenso ist die Vermutung, die in III, 5 angeredeten Freunde seien Messala und Tibull, die sich auf des Ersteren Gute bei Arretium (vielmehr in einer etruskischen Therme) befinden, ohne alle Beweiskraft. Sodann die Uebereinstimmung des dichterischen Charakters soll (nach Gruppe S. 136) darin bestehen dass auch Ovid ein städtischer Dichter sei, was aber z. B. auch Propertius ist; dass sie gewisse rhetorische Figuren, namentlich Antithesen, gemein haben (aber die Rhetorik ist ein Gemeingut a l l e r römischen Dichter, und überdiess die Zahl der rhetorischen Figuren des Ovid welche sich bei unserem Verfasser n i c h t finden eine weit grössere); dass das dritte Buch die Rundung, Ebenheit, Glätte, leichte Grazie und spielende Eleganz des Ovid, sowie seine Unmittelbarkeit der Versification theile, — wovon wir nur das Gegentheil zu entdecken im Stande sind. Noch dürftiger ist Gruppe's Beweisführung in Betreff der Gleichheit der Sprache beider Verfasser (S. 137), welche darin besteht dass Lygdamus postquam mit dem Plqpfct verbinde, Ovid aber diese Conjunction überhaupt gar nicht habe (welche letztere Angabe überdiess vollkommen grundlos ist); Lygdamus quamvis (in dem einzigen Falle wo das Wort bei ihm vorkommt) mit dem Indicativ setze, Ovid aber sowohl mit dem Indicativ als mit dem Conjunctiv; dass auch Ovid ergo oft (vielmehr blos manchmal) im Anfange von Versen gebrauche (was auch Propertius thut); dass bei Lygdamus viel weniger Conjunctionen sich finden als bei Tibull (nämlich dum, quod und ubi fehlen), wie auch Ovid hierin „viel delicater und gewandter" sei; „er bindet die Sätze lieber durch die Stellung der Worte selbst und durch die Natürlichkeit des Gedankenfortgangs als durch besondere Conjunctionen" (S. 137 f.). Aber bei Lygdamus hängt diese Eigenheit vielmehr

mit seiner Spracharmut, Einförmigkeit und aggregativen Aneinanderreihung der Gedanken zusammen. Endlich die Stellen in welchen Ovid Wendungen, Bilder und ganze Verse des dritten Buchs nachgeahmt, beziehungsweise abgeschrieben hat (Gruppe S. 127—132), zeigen nur dass Ovid diese Elegieen kannte und sind ein Beweis wohl von seinem ausserordentlichen Gedächtniss und seiner Leichtfertigkeit im Versemachen, nicht aber seiner Identität mit dem Verfasser derselben. Ohnehin hat W. Hertzberg (a. a. O. S. 1019 f.) gezeigt dass ein grosser Theil der angeführten Beispiele zu den stehenden Bildern und Redeweisen der römischen Dichter gehört, und auf diese Art sich die Identität des Lygdamus sowohl als des Ovid mit jedem andern römischen Elegiker beweisen liesse. Auch benützt Ovid nicht blos die Gedichte des dritten Buchs — weil er auf diese nach Gruppe ein Eigenthumsrecht hatte — sondern ganz ebenso namentlich auch die des Tibull, und zwar keineswegs so „verschämt“ und „hauptsächlich da wo es (wie Amor. III, 9, 58) offenbar dichterische Absicht war dessen Worte zu geben“ (S. 132 f.). Denn z. B. A. A. III, 447 f.

O quater et quoties numero comprendere non est
Felicem de quo laesa puella dolet!

ist doch wohl nicht blos ein „verschämter Anklang“ an die Worte von Tibull (I, 10, 63 f.):

quater ille beatus
Quo tenera irato flere puella potest.

So stimmt auch der unglückliche Ausdruck vitreo . . madentia rore tempora noctis eunt (Am. I, 6, 55 f.) wohl nicht zufällig zusammen mit dem ebenso verfehlten des Tibull (II, 4, 12) omnia iam tristi tempora felle madent, und so Unzähliges.*)

Ist es hienach Gruppe nicht gelungen wahrscheinlich zu machen dass Ovid der Verfasser des dritten Buches sei, so hat dagegen W. Hertzberg (a. a. O. S. 1024 f.) nachgewiesen dass eine derartige Identificierung positiv unmöglich ist. „Diess erhellt vor Allem aus der ganz von Ovid's Weise verschiedenen Sprache des Lygdamus, natürlich innerhalb der gemeinsamen Grenzen in denen sich überhaupt das römische Gedicht und besonders das elegische bewegt. Hier ist Nichts von Ovid's übertriebenen rhetorischen Effecten, die in den kaum der Declamatorschule entwachsenen Jugendgedichten namentlich uns überall in spitzigen Antithesen

*) Vgl. jetzt A. Zingerle, Ovidius und sein Verhältniss zu den Vorgängern und gleichzeitigen röm. Dichtern, Innsbruck 1869. 1871.

und all' den künstlichen Figuren der Anaphora, Epiphora, Ploke, selbst bis zu Wortspielen gesteigert, entgegenspringen. Ovid zerstückelt die Perioden und geht höchst selten im elegischen Masse über die Grenzen des Distichons hinaus, was Lygdamus so oft thut; dagegen würfelt Ovid mit Keckheit die Wörter im Satze durcheinander bis zur Unverständlichkeit, Wagnisse wovon der bescheidene Lygdamus keine Spur zeigt. Im Versbau hüpft und tanzt Ovid so dass sein Hexameter, selbst in den ernsteren Gedichten (Tristia und Fasti), beinahe in der Hälfte der Verse lauter Daktylen hat, ausser wo nach der Hauptcäsur die Senkungslänge des dritten Fusses sich leicht versteckt, Lygdamus aber hat unter 290 Versen nur sechs von überwiegend daktylischem Gang, mit reinen Daktylen nur vier. Von dem Extreme dagegen, dass der Hexameter durch lauter Spondeen (ausser im fünften Fusse) gehemmt und schwerfällig wird, hat Ovid unter den 1582 Versen der zehn ersten Heroiden nur zwölf, Lygdamus dagegen unter seinen 290 sechszehn. Das sind aber lauter Eigenthümlichkeiten welche gerade in der Jugend (und diesem Alter des Ovid sollten nach Gruppe die Lygdamus-Elegieen angehören) am schärfsten hervortreten, wie denn auch gerade die Jugendgedichte Ovid's die reichste Fundgrube für jene Eigenthümlichkeiten bilden."

Wenn also Ovid der Verfasser dieser sechs Elegieen ebenso wenig ist als Tibull, so erneuert sich die Frage: wer es denn sonst sei? Einen Namen wissen wir nicht zu nennen; denn dass Lygdamus der wirkliche Name des Helden — a non lucendo — dieser Elegieen (und damit zugleich ihres Verfassers) sei*) können wir bei der unrömischen Beschaffenheit dieses Namens ebenso wenig glauben als wir eine Trennung zwischen der Person des unglücklichen Bräutigams und der des Verfassers zulässig finden (was schon durch die prosaische Nüchternheit der behandelten Verwicklung, sowie durch El. 5 ausgeschlossen ist) oder einer der Vermutungen beipflichten können welche über den hinter Lygdamus versteckten wirklichen Namen aufgestellt worden sind (Passow, Dissen u. A.: Lygdamus sei Uebersetzung von Albius, F. Haase: von Lucius, nämlich Messalla; Gruppe: Publius). Auf

*) So Hertzberg S. 1025: Lygd. war „ein Römer, gleichviel welches Standes, dessen Familie nach römischer Weise als Cognomen den Namen des ersten — vielleicht zu unvordenklichen Zeiten freigelassenen oder zu Rom sonst in das Bürgerrecht gekommenen — griechischen Stammherrn fortführte."

Valgius würde die Sylbenmessung passen, sowie der Umstand dass er zum Kreise des Messala gehörte (Tib. IV, 1, 179 f.) und Elegieen verfasste. Indessen geht aus der angeführten Stelle des Tibull hervor dass Valgius zum Mindesten ebenso alt war als Tibull, noch wahrscheinlicher aber älter als dieser. Noch weniger aber kann der Verfasser sein Cassius von Parma, auf welchen Oebeke gerathen hat, einer der Mörder Caesar's und daher vielleicht um 20 Jahre älter als Tibull. Wir begnügen uns daher in Bezug auf den Verfasser der fraglichen sechs Elegieen die beiden Merkmale hervorzuheben dass er ein jüngerer Zeitgenosse des Tibull war und wie dieser (und z. B. auch der Verfasser der Ciris) zum Kreise des Messala gehörte. Was das Erste betrifft so war er zwar jünger — wie sein Geburtsjahr und die Thatsache der Nachahmung beweist — aber doch ein Zeitgenosse, da schon Ovid diese Elegieen kannte und benützte, und zwar nicht erst in seinen späteren Werken (z. B. Trist.), sondern z. B. schon in seinen Amores und der Ars amandi. Dass er aber zum Kreise des Messala gehörte erhellt hauptsächlich daraus dass seine Elegieen, ebenso wie die Briefchen der Sulpicia, der tibullischen Gedichtsammlung einverleibt wurden. Denn gewiss mit Recht hat F. Haase (in den Berlin. Jahrbb. f. wiss. Kritik 1837. I. S. 40), unter Zustimmung von W. Hertzberg (a. a. O. S. 1026), diese Sammlung als eine Art von „Familienbuch" bezeichnet „das im Hause des Messala entstanden ist, in einem um ihn sich sammelnden Kreise gebildeter Freunde von Geschmack und warmem Interesse für Poesie, unter denen Tibull ohne Zweifel die bedeutendste Stelle einnahm und als Muster galt und einwirkte, ohne dass wir diesem Kreise gerade den förmlichen Charakter einer poetischen Gesellschaft oder Schule beilegen möchten." Zu dieser Annahme, dass der Verfasser dem Kreise des Messala angehörte, sehen wir uns auch dadurch gedrängt dass demselben die sämmtlichen Gedichte des Tibull, auch die des zweiten und vierten Buchs, die doch Tibull unmöglich selbst herausgegeben haben kann, zu Gebote standen; denn auf das vierte weist z. B. ganz deutlich 6, 60 hin, auf das zweite 4, 18 (= II, 5, 60), 55 (= II, 2, 89), 69 (= II, 5, 2 ff.), 82 (= II, 4, 7) u. A. Man könnte desshalb auf die Vermutung kommen dass der Verfasser eben der Herausgeber der tibullischen Gedichtsammlung sei, falls damit irgend etwas gewonnen wäre. Aus dem angegebenen Charakter dieser Sammlung erklärt es sich auch dass weder Ovid noch Propertius

noch sonst Jemand unsern Verfasser als Elegiker namhaft machen, was mit J. H. Voss und W. Hertzberg einzig aus der Unbedeutendheit desselben (dass er ein „Dilettant war der unter dem grossen Schwarm des versemachenden Publikums auch einen Beitrag von sechs Elegieen sehr bedingten Werthes geliefert hatte" Hertzberg S. 1026) zu erklären ungerecht und ungenügend scheint; denn wie viele unbedeutende Namen hat Zufall und Kameraderie uns erhalten! Vielmehr finden wir den Hauptgrund jener Erscheinung darin dass der Verfasser desshalb zu keiner selbständigen Geltung gelangte weil seine Gedichte von Anfang an mit den tibullischen zusammengeworfen wurden und in dieser bedeutenden Dichterpersönlichkeit die unbedeutende untergieng, ein Schicksal das er mit Sulpicia theilte. Uebrigens erscheint das Verfahren des ersten Herausgebers der tibullischen Gedichtsammlung hienach jedenfalls als ein ziemlich gedankenloses, wie denn wohl auch ihm zur Last fällt „die Ungeschicklichkeit dass (im vierten Buche, nicht aber II, 2) Sulpicia durchaus mit ihrem eigenen Namen genannt wird, ihr Geliebter aber mit seinem nom de guerre Cerinthus. Diess, wie die Vermischung der Gedichte Tibull's mit denen seiner Freunde, ist wohl nicht denkbar ehe Messala gestorben war oder wenigstens ehe er das Gedächtniss verloren hatte" (Lachmann, Rec. von Dissen, S. 255).

10. Schliesslich ist der Vollständigkeit halber noch zu erwähnen dass auch aus der Sammlung der priapeischen Gedichte zwei Stücke dem Tibull zugeschrieben werden (Nr. 81 und 82), das eine aus drei Distichen bestehend, das andere aus 45 iambischen Senaren. Die Zutheilung gründet sich darauf dass die vorzügliche Handschrift des Cuiacius (Lachmann's F) beide nach dem Zeugniss von Scaliger mitenthielt. Das erste ist wenig bedeutend; das iambische in schmutzig scherzhaftem Tone gehalten, doch der Form nach elegant. Diese ganze Literatur will mit ihrem eigenen Masse gemessen sein. Sogenannte innere Gründe verfangen zum Beweise der Unechtheit nichts, so wenig als sie zureichen um das unverfängliche Gedicht am Schlusse derselben Sammlung (Nr. 85 = Anthol. lat. 775 Rse.) dem Tibull zuzusprechen, was Gruppe (S. 236—248) zu beweisen versucht hat, wegen der „grossen Vortrefflichkeit, Feinheit und Zartheit des Gedichts" (S. 243), seiner „heiteren Ländlichkeit" (S. 244) und „weil fast jede einzelne poetische Intention desselben sich bei Tibull nachweisen lässt, und weil in dessen Werken auch vielfache Anklänge

an Ausdruck und Wort unseres Gedichtes begegnen“ (S. 244), Argumente welche doch höchstens auf einen Nachahmer des Tibull als Verfasser führen können.

3. Tibull's Kunstart.

Der Stoff des Tibull ist an sich ein beschränkter: es ist theils das Landleben theils die Liebe. Das erstere ist dabei idealisch aufgefasst, als ein Leben voll Einfachheit und herzlicher Frömmigkeit, voll harmloser Freuden und anmutiger Geschäfte; auf dem Gebiete der Liebe aber fehlt es zwar keineswegs an Verwicklungen und Leidenschaft, im Ganzen aber tritt mehr die Seite des Leids hervor als die der Lust und erscheint die letztere überwiegend in der Form der Sehnsucht und der Phantasie. Aber dieser enge Kreis — welche Manchfaltigkeit von Stimmungen, welche Fülle von Anschauungen schliesst er ein; dieser einfache Stoff — mit welcher Farbenpracht weiss Tibull ihn auszuschmücken, welchen Reichthum von Tönen weiss er ihm zu entlocken! Namentlich von den grösseren Elegieen des ersten Buchs durchläuft jede die ganze Tonleiter der Empfindungen, jede ist ein ganzes Stück Leben, eine Symphonie. Dabei ist jeder einzelne Accord so vollstimmig, mit solcher Liebe und Wärme ausgeführt dass man meint er solle der Mittelpunkt des Ganzen werden; kaum aber ist er verklungen, so löst ihn ein anderer ab, in derselben Weise durchgeführt und doch von ihm völlig verschieden, wo nicht ihm entgegengesetzt und scheinbar ihn ausschliessend. Und so geht es immer fort, in ruhelosem Wellenschlag, wo eine Woge die andere verschlingt, wo Furcht und Hoffnung, Freude und Schmerz, leidenschaftliches Verlangen und wehmütiges Entsagen, Ruhe und Verzweiflung, Leben und Tod rasch und kühn, aber doch völlig ungezwungen und natürlich mit einander abwechseln. Während wir eben noch mitten im Sturme auf der hohen See zu sein glauben sehen wir uns mit einem Male sanft und sicher ans Land gesetzt, und wenn wir von hier aus den weiten windungsreichen Weg überblicken, so gewahren wir mit freudiger Ueberraschung dass in demselben die schönste Ordnung und der feinste Plan geherrscht hat. Und doch war Alles so einfach, so ruhig zugegangen: kein lärmendes Commandorufen, kein geschäftiges Hin- und Herrennen, kein geräuschvolles Segelaufziehen: mit den kleinsten Mitteln und scheinbar ohne Kunst wurde das in seiner

Art Grösste und Künstlichste erreicht. „So sehr Tibull die Einfachheit und Zurückgezogenheit des Landlebens preist, so hat doch seine Kunststufe hiemit Nichts gemein; hier gehört er einer hochgebildeten, verfeinerten Zeit an, die an dem Gesammtertrage griechischer Kunst ihren Geschmack gebildet hatte, die sich nur an dem Auserlesensten genügte und deren Aufmerksamkeit man nur durch die überlegteste Berechnung der Effecte und Contraste gewinnen konnte“ (Gruppe S. 22). Wenn sich nichtsdestoweniger Tibull von allen andern Dichtern seiner Zeit dadurch unterscheidet dass diese Kunst sich nie zu fühlen gibt, dass der Eindruck vielmehr der der vollsten Natürlichkeit ist, so hat er diess dadurch bewirkt dass er die feine Grenzlinie zwischen Kunst und Künstlichkeit aufs Strengste einhielt und mit den gewöhnlichen Mitteln der Sprache und des Versbaus auszureichen wusste. Seine Gedichte sind nicht, wie die des Propertius und Ovidius, Beispielsammlungen der rhetorischen Figuren: er wendet fast nur die der Anaphora an, diese dann aber mit um so grösserer Manchfaltigkeit und Wirkung. Ebenso ist bei ihm, wenigstens in seinen vollendeteren Gedichten, keine Spur von Gelehrsamkeit, von Anspielungen auf entlegene Mythen und Geschichten: er gibt nur sich selbst, er spricht nur die Sprache der wirklichen Empfindung. Diese Durchdringung von Kunst und Natur und Gemüt, dieses Verschmelzen der drei an sich disparaten Elemente zu einem untrennbaren Ganzen, so dass jedes in jedem ist, bildet die innerste Eigenthümlichkeit der tibullischen Dichtung. Tibull hat sich zu der Stufe emporgeschwungen welche auch die Griechen nur in ihren vollendetsten Erzeugnissen erreicht haben, wo die Kunst von der Natur nicht mehr zu unterscheiden ist; aber ihm ist noch ausserdem etwas eigen was den Griechen zwar keineswegs abgeht, aber in dieser Fülle und Innigkeit doch fremd ist: die Seele, das Herz, das in jedem einzelnen Theile pulsiert und Alles mit gleichmässiger Wärme durchströmt. Durch diese harmonische Mischung der drei Elemente ist Tibull nicht nur ein grosser Dichter geworden, welchen innerhalb der römischen Literatur an Selbständigkeit, künstlerischer Abrundung und Tiefe kein anderer überragt, sondern zugleich ein überaus ansprechender, bei welchem auch der moderne Leser ohne lange Vorbereitung bald sich völlig heimisch fühlt. Diese Eigenthümlichkeit zeigt sich bei ihm im Grossen wie im Kleinen, in der künstlerischen Anlage des Ganzen wie in der Ausführung der Theile,

in den Gedanken wie in der Sprache und im Versbau: überall die wahrste, ungeschminkteste Natur, aber veredelt und verklärt durch die bewussteste Kunst, und beseelt durch das innigste Gefühl.*) Im rein Formellen tritt diess besonders hervor in dem vollen Einklang welchen der Dichter zwischen dem Gedanken und dem Verse herzustellen weiss: die rythmische Bewegung schliesst sich genau der jedesmaligen Stimmung an, Satzbau und Versbau decken sich vollkommen, ohne dass dadurch Einförmigkeit entstünde, und auch die verhältnissmässige Seltenheit der Synalöphen trägt dazu bei den Versen den Charakter der Natürlichkeit und Leichtigkeit zu geben. Mit welcher Anmut der Dichter namentlich den Pentameter zu bauen versteht, so dass er zum Hexameter einen wohlthuenden Parallelismus bildet und doch dabei neu und spannend bleibt, hat Gruppe S. 15—22 im Einzelnen nachgewiesen.

---

*) Dahin gehört auch die instinctive Symmetrie in der Häufigkeit der trichotomischen Gliederung, durch Gedankencomplexe von je drei Distichen. Ritschl über Tibull I, 4. S. 15 f. 18 f.

XIV.

Zu Curtius.*)

Ueber das Zeitalter des Curtius entscheidet vorzugsweise die Stelle X, 9 (= 28), 3—6, und ich bin überzeugt dass eine unbefangene und scharf eindringende Auslegung der Worte des Curtius nur die Beziehung auf Claudius für möglich erklären kann. Hier heisst es nämlich, nach Erwähnung des Schicksals welches das makedonische Reich nach Alexander's Tod betroffen habe: dieses Beispiel zeige welches unschätzbare Gut die Einheit sei; um so wärmeren Dank schulde daher das römische Volk dem Fürsten der durch sein Auftreten die Gefahr der Zersplitterung für das römische Reich beseitigt, dessen Einheit gerettet habe, dem princeps qui noctis quam paene supremam habuimus novum sidus illuxit. huius hercule, non solis ortus lucem caliganti reddidit mundo, cum sine suo capite discordia membra trepidarent. quot ille tum extinxit faces, quot condidit gladios, quantam tempestatem subita serenitate discussit! non ergo revirescit solum sed etiam floret imperium. absit modo invidia, excipiet huius saeculi tempora eiusdem domus utinam perpetua, certe diuturna posteritas. In dieser Stelle ist es vor Allem unmöglich nox als allgemeine, unbestimmte, figürliche Bezeichnung einer Unglückszeit aufzufassen **). Das verbietet schon der Relativsatz quam paene supremam habuimus. Für die letzte Nacht kann man doch nur eine einzige Nacht halten, nicht aber ein Jahr oder gar Jahrzehnt. Eben so ist nur von einer bestimmten, wirklichen Nacht die Rede in den ähnlichen Stellen Cic. p. Flacco 40, 102: o nox illa quae paene aeternas huic urbi tenebras attulisti, cum

*) Aus Fleckeisen's Jahrbb. 77, S. 282—284.

**) Etwa wie bei Cic. Brut. 330: in hanc reip. noctem incidisse und dagegen in hac beatissimi saeculi luce bei Tac. Agr. 44.

Galli ad bellum, Catilina ad urbem vocabatur, und Livius VI, 17, 4: memoriam noctis illius quae paene ultima atque aeterna nomini Romano fuit. Zu demselben Ergebnisse führt auch das nachfolgende non solis ortus, sowie weiterhin tum (das speciell auf den Tag des Auftretens hinweist, nicht auf die Regierungszeit überhaupt), auch subita. Als Bild wird der Begriff des Dunkels verwendet erst in caliganti. Ferner wenn nach Vergleichung des princeps mit einem sidus im sogleich nachfolgenden Satze gleichsam berichtigend gesagt wird dass nicht das Erscheinen der Sonne, sondern nur das des princeps Licht gebracht habe, so kann diess, seiner poetisch-rhetorischen Hülle entkleidet, nur besagen: ohne das Auftreten dieses einzig berechtigten, legitimen (suus) princeps hätte die Noth (bildlich caligo, erläutert durch cum . . trepidarent) auch noch nach Sonnenaufgang, noch am folgenden Tage — und wer weiss wie lange? — fortgedauert. Diess deutet auf Vorgänge bei der Thronbesteigung des fraglichen princeps wie sie einzig bei der des Claudius, hier aber auch ganz genau und wörtlich, zutreffen (vgl. Suet. Claud. 10 f. Dio LX, 3. Ioseph. Antiq. XXIX, 1 ff. B. Iud. II, 11 f.), wo nach Caligula's Ermordung sich im Senate Stimmen für die Republik, andere für verschiedene Thronprätendenten erhoben, das Militär entfesselt zu wüten begann, sodass die Römer eine unruhige und bange Nacht erlebten, worauf dann aber am Morgen mit der Ausrufung des Claudius zum Kaiser alles wieder in Ordnung kam. Eben darüber dass die Gefahr so schnell vorübergieng, dass die trepidatio sich nur auf eine einzige Nacht beschränkte und nicht zum terror, tumultus, bellum anwuchs, enthält unsere Stelle ein dankbares „Gottlob!“ Sie ist offenbar geschrieben unter dem frischen Eindrucke der ausgestandenen Angst, gleich im Anfange von Claudius' Regierung, ehe dieser noch seine grossen Schwächen an den Tag gelegt hatte und als eine solche schmeichlerische Huldigung noch wirklich berechtigt war. Die Wahl des Wortes trepidare schliesst alle diejenigen Regierungen aus die aus förmlichen Bürgerkriegen hervorgegangen waren, stimmt aber um so besser zu der Zeit unmittelbar nach Caligula's Ermordung, wo mit ihrem Haupte die membra wirklich den Kopf verloren hatten und nicht wussten wie weiter. Ebenso sagt Curtius im Folgenden blos dass damals die Fackeln schon brannten, die Schwerter schon gezogen waren, nicht aber dass sie bereits erheblichen Schaden angerichtet hatten, ein Bürgerkrieg schon völlig aus-

gebrochen war. Und wie jene Hauptstelle mit Nothwendigkeit auf Claudius hinführt, so ist unter den übrigen keine einzige welche dem bestimmt entgegenträte und nicht vielmehr es unterstützte. Heisst es IV, 20, 21 von Tyrus: multis casibus defuncta . . nunc tamen, longa pace cuncta refovente, sub tutela Romanae mansuetudinis acquiescit, so schliesst diess die Ansicht aus welche den Curtius unter Vespasian setzt, da unter Letzterem keine longa pax war; denn cuncta gestattet nur die Beziehung auf den Zustand des ganzen römischen Reiches; aber selbst in dem Falle dass es einseitig auf Tyrus bezogen werden könnte würde es dennoch die Datierung unter Vespasian verbieten, weil durch den jüdischen Krieg das so nahe gelegene Tyrus wenigstens in so weit mitberührt werden musste dass unmittelbar nach demselben nicht von einem langen Frieden der es gefördert habe gesprochen werden konnte. Andererseits machen diejenigen Stellen (V, 23, 8. VI, 6, 12) wo von dem Partherreiche als einem in der Gegenwart bestehenden die Rede ist unmöglich als diese Gegenwart die Zeit des Augustus aufzufassen, da bekanntlich alle augusteischen Schriftsteller darin unermüdlich sind die Erfolge des Augustus über die Parther ins Grosse zu malen. Ohnehin ist mit der Beziehung auf Augustus die erstbesprochene Stelle (X, 28) unvereinbar, schon weil dieser die Regierung gar nie förmlich ergriffen hatte, kein Tag sich als der seines Regierungsantritts bezeichnen liess, sondern er allmählich wurde was er war. Worauf sollte also bei ihm ortus bezogen werden und tum? Wie liesse sich subitus rechtfertigen? Wie der Ausdruck trepidatio für die Greuel der Bürgerkriege? Wie hätte eiusdem domus u. s. w. gesagt werden können nachdem Gaius und Lucius Caesar todt waren und ohne den Tiberius tödtlich zu verletzen? Dazu noch alle die Gründe welche in der Denk- und Schreibweise des Curtius liegen und an Augustus nicht denken lassen. Etwas mehr liesse sich für Vespasian sagen, und in F. Kritz' Rec. von Mützell's Ausgabe (Hall. A. L. Z. 1844. S. 726 f. 733 ff.) ist diese Ansicht mit vieler Wärme, wenn auch unhaltbaren Gründen, verfochten worden. Am ehesten könnte einen Augenblick blenden die Aehnlichkeit von Orosius VII, 9, wo sich der Verfasser in Bezug auf Vespasian fast der gleichen Ausdrücke bedient welche sich bei Curtius X, 28 finden. Bei Orosius heisst es nämlich: brevi illa quidem, sed turbida tyrannorum tempestate discussa tranquilla sub Vespasiano duce serenitas rediit. Indessen ist das ein häufiges

Bild und die Ausdrücke dafür stationär, die Uebereinstimmung hierin die in einem untergeordneten Punkte; und selbst wenn man grössern Werth darauf legen wollte, so könnte man aus den Worten höchstens ersehen dass Orosius die Stelle des Curtius auf Vespasian gedeutet habe, was für uns nichts Bindendes hätte.*)

*) Vielmehr würde es beweisen dass Orosius die Worte in seiner Quelle auf Vespasian bezogen fand, was für uns ziemlich viel Bindendes hätte. Ueberhaupt möchte ich die Datierung unter Vespasian nicht mehr mit der frühern Bestimmtheit zurückweisen. Nach der Schreibart des Curtius ist dieselbe ebenso möglich wie die unter Claudius, und in Curt. X, 28 passt zwar auf die Vorgänge bei Vespasian's Thronbesteigung (die Kämpfe auf dem Capitol) besonders subita nicht gleich gut wie auf Claudius, dafür aber domus besser auf Vespasian, der zwei Söhne besass, als auf Claudius, der nur den einen Britannicus hatte.

XV.

Zu Petronius.*)

Niebuhr's erster Beweis für die Abfassung des sog. Satiricon in der Mitte des dritten christlichen Jahrhunderts ist die Sprache des Romans. Von dieser meint er sie weise in die Regierungszeit Maximin's, „der, ein thrakischer Bauer, wahrscheinlich selbst gebrochen lateinisch sprach und, wie es zu gehen pflegt, bald die unschuldige Ursache einer verdorbenen mit allerlei fremden Elementen geschwängerten Sprache am Hofe der Cäsaren wurde". Abgesehen davon dass solche Wirkungen nicht über Nacht einzutreten pflegen, kann diess schon darum nicht richtig sein weil dann die Volkssprache bei Petronius mit neuen unerhörten barbarischen Wörtern und Wendungen getränkt sein müsste, während sie doch vielmehr in Wahrheit ganz an die frühere Volkssprache, wie wir sie bei den Komikern finden, sich anschliesst und die fremdartigen Elemente überwiegend hellenische sind. Die Archaismen gehören eben dieser Volkssprache an, denn wie das Leben des Volkes und seine Sitten ungleich zäher, starrer und unveränderlicher ist als das der höhern Stände, so auch seine Sprache. Niebuhr aber sieht in den Archaismen unnatürlicherweise vielmehr Zeichen der Gesunkenheit und Verkommenheit der Sprache. Dass überhaupt der Einfluss des Orientalischen und Barbarischen auf die Volkssprache ganz und gar unbedeutend war beweist die jetzige italienische Sprache, welche von Elementen dieser Art nur germanische kennt, und zwar solche die nachweislich erst im Mittelalter bei Gelegenheit der Römerzüge, wo die Deutschen die Sieger und Befehlenden waren, in die Sprache gekommen sind. Der zweite Hauptbeweis Niebuhr's ist der bekannte abenteuerliche

*) Aus dem Rhein. Mus. IV (1845). S. 512 ff.

von der Identität der Personen auf einer angeblich aus dem dritten Jahrhundert stammenden Inschrift mit einigen im Satiricon vorkommenden. Schon die Datierung jener Inschrift beruht theilweise auf einer Erschleichung, indem Niebuhr ohne Weiteres annimmt dass die „corrupte Volkssprache", wie sie sich sowohl auf der Inschrift als im Satiricon finde, auf das dritte Jahrhundert weise. Noch willkürlicher ist die Formulierung auf die Zeit des Alexander Severus. Für Letzteres führt Niebuhr die Erwähnung der Mammaea c. 69 an. Aber Orelli hat das handschriftliche mammeam viel richtiger als Vulgärform für mammam meam und als schmeichelnde Benennung der Haussklaven gegen ihre Herrin gefasst.*) Die Identität zwischen den Personen der Inschrift und des Romans ist schon von Orelli Inscr. Lat. I. p. 258 genügend beseitigt. Ohnehin ist die Ausführung Niebuhr's phantastisch und ganz und gar unwahrscheinlich; z. B. die Fortunata soll der Dichter offen genannt haben, ohne Furcht vor einer Injurienklage, die doch in diesem Falle mindestens ebenso gegründet war als bei Trimalchio; Apelles' Name soll gleichfalls geblieben sein, um die Leser auf die rechte Spur zu leiten, in Wahrheit aber nur um Niebuhr auf die falsche Spur zu führen; auch ist Apelles eine so untergeordnete Figur dass aus ihm vielmehr Nichts zu erkennen war.**) Wir können daher die Niebuhr'sche Ansicht nicht für begründet halten, und da neben ihr nur von derjenigen noch die Rede sein kann welche den Roman in das neronische Zeitalter setzt, so ist diese gleichsam auf negativem Wege neu bestätigt. Aber auch der positiven Beweise liessen sich zu den von Studer ausgeführten***) noch manche beibringen. So verdiente das Ver-

*) Da aber vielmehr ipsum ammeam überliefert ist, so hat Bücheler daraus mit vollster Sicherheit hergestellt ipsumam meam, d. i. meine Herrin.

**) Auch Habinnas ist ebenso wenig historisch als irgend ein anderer der Interlocutoren des Romans; die Unerklärbarkeit des Namens beweist zu viel, daher Nichts. Denn keineswegs sind alle Namen dieses Romans mit Rücksicht auf die Charakteristik der Person gewählt, nur von Trimalchio und Eumolpus hat diess Wahrscheinlichkeit.

***) Von welchen freilich auch manche nicht stichhaltig sind. So setzt er den letzten Scaurus, der im J. 787 gestorben sei, unter Nero statt unter Tiberius, wodurch die Sache ganz verändert wird. Auch dass Trimalchio Freigelassener ist enthält keine Hindeutung auf die Zeit der ersten Kaiser, wo der Uebermut derselben besonders gross gewesen sei; denn Uebermut in dem Sinne wie er von Narcissus, Pallas,

hältniss des eingeflochtenen Gedichts de bello civili zu Lucan's Pharsalia eine genauere Untersuchung.*) Ist das fragliche Gedicht und die Einleitung dazu wirklich gegen Lucan gerichtet, so folgt daraus dass beide Dichter Zeitgenossen sind. Denn so indirect und verdeckt, so ohne Namennennung würde Petronius nicht gegen Lucan polemisieren, wenn er sein Werk geschrieben hätte als dieser schon todt und der Kritik der Geschichte verfallen war. Auch dürfte die Beziehung einzelner Züge auf Zeitereignisse nicht so ganz von der Hand zu weisen sein als neuerdings, in Folge der Uebertreibungen des Gegentheils durch Gonsalas de Salas, Sitte geworden ist. Wenn z. B. c. 29 im Hause des Trimalchio aufgeführt wird pyxis aurea non pusilla in qua barbam ipsius conditam esse dicebant, so ist die Aehnlichkeit mit dem was Cassius Dio LXI, 19 von Nero erzählt zu gross als dass sie eine zufällige sein könnte. Unser Verf. verspottet dieses Thun des Kaisers dadurch dass er es einem so abgeschmackten eiteln Gecken wie Trimalchio ist beilegt; zweifelhafter ist ob exsectaque viscera ferro in Venerem fregere (c. 119) eine Anspielung auf Suet. Ner. 28 (exsectum puerum Sporum etiam in muliebrem naturam transfigurare conatus) ist.

Jedenfalls also gehört der Roman dem Zeitalter des Nero an. Hievon ist aber wohl zu unterscheiden die Frage ob der Verf. desselben der bei Tacitus vorkommende C. Petronius, und sodann ob das Satiricon die von Tacitus erwähnte Schrift des C. Petronius sei. Diese Unterscheidung hat Fr. Ritter gemacht, aber vielleicht nicht vollständig. Nach dem Vorgange von Paldamus (röm. Erotik S. 85, Anm. 118), aber unabhängig von diesem, hat nämlich Ritter (Rhein. Mus. II. S. 561 ff.) die Identität beider Personen bejaht, die der Schriften verneint. Ritter ist in Folge unbefangener Auslegung der Worte des Tacitus zu der Ansicht gekommen dass es unmöglich sei die Angabe des Tacitus über eine Schrift des Petronius auf das Satiricon zu beziehen, und unterscheidet daher zwei Schriften desselben, von denen er die eine grössere, das Satiricon, geschrieben habe als er noch bei Nero in Gunst stand

Tigellius ausgesagt werden muss ist keine Eigenschaft des Trimalchio. Reich konnten Freigelassene zu allen Zeiten werden, daher konnte es auch Figuren wie Trimalchio allezeit geben.

*) Diese ist später geliefert worden von Mössler in drei Hirschberger Programmen vom J. 1857, 1865, 1870.

und zu dessen Belustigung, die andere im Gefängnisse, in den Tagen vor seinem Tode, welche letztere Schrift ein Verzeichniss der geheimen Schändlichkeiten Nero's, eine Art Tagebuch darüber enthielt, und welche an Nero versiegelt übersandt, von diesem aber nach genommener Einsicht vernichtet wurde, so dass nur die Kunde davon auf uns kam durch Tacitus, für den sie durch Freunde des Petronius oder durch Hofleute erhalten worden war.*) Durch diese Annahme werden manche Schwierigkeiten hervorgehoben und beseitigt; aber sie regt zugleich selbst wieder andere Schwierigkeiten auf, welche vielleicht zu einer weiteren Anwendung derselben Methode des Unterscheidens Anlass geben. Es drängt sich nämlich die Frage auf, wie es denn komme dass Tacitus, der von dem Inhalt der kleineren, geheimen und sogleich vernichteten Schrift so genauen Bericht hat, von der grösseren veröffentlichten und von Nero sogar begünstigten auch nicht das Geringste weiss? Ja, wenn man die Worte des Tacitus genau betrachtet, so verhalten sie sich zu einer solchen Annahme sogar ausschliessend. Führt Tacitus nicht gleichsam die Lebensordnung, die ganze Beschäftigung des Petronius auf; sagt er nicht: illi dies per somnum, nox officiis et oblectamentis vitae transigebatur? Gibt er nicht als Ursache der Berühmtheit des Petronius, in ausdrücklichem Gegensatze zu der Anderer, ausschliesslich das Nichtsthun an (ut alios industria, ita hunc ignavia ad famam protulerat)? Und warum hat er neben den dicta factaque eius, die er als soluta bezeichnet (quanto solutiora), nicht auch der denselben Charakter an sich tragenden Schrift desselben erwähnt, wenn er von einer solchen irgend etwas wusste? In der That, Tacitus musste in diesem Zusammenhang der Schrift gedenken, wenn sie den Petronius zum Verfasser hatte, und dass er es nicht gethan hat ist ein Beweis dass er von dieser Autorschaft seines C. Petronius Nichts wusste. Zwar wird Ritter einwenden wollen**), unter den officia, oblectamenta vitae, Aeusserungen der ignavia und den facta des Petronius sei eben auch das Satiricon mitbegriffen. Aber es ist nicht wahrscheinlich dass Tacitus einen so

*) Wahrscheinlicher durch die Untersuchung die darüber angestellt wurde woher Petronius all diese Dinge erfahren habe.

**) Vgl. Rhein. Mus. II. S. 567: „es wird die Vermutung gestattet sein dass gerade diese Schrift mit zu den Mitteln gehörte wodurch es Petronius gelang sich bei Nero vorzüglich beliebt und angesehen zu machen“.

wesentlichen Punkt nur stillschweigend, als etwas ganz Untergeordnetes, unter Anderem mitbegriffen, als ein Glied einer ganzen Kategorie, nur im Allgemeinen mitbefasst habe, um so weniger weil er diese Kategorie selbst beredt beschreibt und weil zu den Aeusserungen der ignavia das Ausarbeiten eines Werks von vielleicht zwanzig Büchern nicht gerechnet werden kann, wenn es auch seinem Inhalte nach als ein Werk der luxuria erscheint. Wir können uns unmöglich denken dass der Schriftsteller Tacitus von dem Werthe einer schriftstellerischen Leistung so gering dachte dass er sie keiner Erwähnung würdigte, dass der Historiker die Pflicht der Vollständigkeit auf diese Weise hintansetzte. Vielmehr scheint man genöthigt zwischen dem taciteischen Petronius und dem Verfasser des Satiricon wie die Identität der Schrift so auch die Identität der Person fallen zu lassen und nur die Identität der Zeit festzuhalten. Dass der taciteische Petronius unter Nero gelebt hat, auf welche Zeit man von jeher durch viele Spuren im Satiricon geführt worden ist und worüber sich eine Tradition erhalten haben konnte, dass jenem die Abfassung einer an Nero gerichteten Schrift zugeschrieben wird, dass endlich zwischen dem Verfasser des Satiricon und dem taciteischen Petronius eine unverkennbare Geistesverwandtschaft Statt findet, eine Gleichheit der Weltanschauung, eine Aehnlichkeit des geistigen Tones, — alle diese Aehnlichkeiten können Veranlassung gegeben haben die beiden Seiten überhaupt als congruent zu betrachten und den unbekannten Verfasser des Romans Petronius zu benennen, woraus sich auch das späte Auftauchen dieser Benennung erklären würde, wie hinwiederum eben der Zeitabstand zwischen der Abfassung des Romans und seinen (für uns) ersten Erwähnern es um so möglicher macht dass der Name nur durch aposteriorische Combination gewonnen sei. Auch dass weder Quintilian noch Plinius noch Sueton der Schrift gedenken ist so nicht mehr auffallend; denn da dieselbe keinen ins Gewicht fallenden Namen an der Stirne trug, somit in keiner Weise als Vorgang und Autorität zu benützen war, hatten sie keine Veranlassung davon Notiz zu nehmen; ja es ist sehr glaublich dass der Roman ausserhalb Roms entstand und aus einem Kreise hervorgieng der jenen so fremd, vielleicht von ihnen so missachtet war dass der Strom der Literatur dieses Werk gar nicht an ihr Ufer hingeschwemmt hat, dass sie gar Nichts von seinem Dasein erfahren haben.

XVI.

A. Persius Flaccus.*)

---

1. Ueber den Charakter des Persius können wir aus seinen Handlungen nicht urteilen; denn ihn charakterisiert vielmehr gerade die Zurückziehung vom handelnden Leben; auch hat er zu kurz gelebt, zu wenige Prüfungen durchgemacht (eine der schwersten, Thrasea's letzte Schicksale, ersparte ihm sein frühes Ende), ist in zu wenige Collisionen gekommen als dass er sich vielseitig hätte bewähren können. Indessen bietet sein Biograph doch manche dankenswerthe Notiz darüber, und seine eigenen Gedichte, so wenige ihrer sind und so wenig darin seine Persönlichkeit in den Vordergrund tritt, geben uns ein hinreichend deutliches Bild von seinem Wesen, das nicht so zusammengesetzt, so reich, so proteusartig ist wie das des Horaz, und daher weit weniger Schwierigkeit für das Verständniss, aber auch weit weniger Interesse darbietet.

Was wir über seine Freunde wissen zeigt dass sich Persius entschieden auf der Seite der Guten befand, dass er zu der kleinen Zahl derjenigen hielt welche in einer Zeit der greulichsten Verdorbenheit, der schnödesten Selbstwegwerfung das heilige Feuer der Sittlichkeit und der freien Gesinnung in ihrer Mitte nicht erlöschen liessen. Und so stellt er sich auch in seinen Gedichten durchaus dar. Für die Tugend zieht er, ein begeisterter, rüstiger Streiter, ins Feld, Jedem den Handschuh hinwerfend welcher die Unvergleichlichkeit seiner Dame durch Wort oder That zu bezweifeln wagt. Aber freilich ist diese Tugend theils eine beschränkte, sofern sie die stoische ist, theils in eine ideale, phantastische Höhe geschraubt, und seine Glut für sie ist eine abstracte, un-

---

*) Aus der Einleitung zu der metrischen Uebersetzung, Stuttgart 1844.

reife, nicht das Ergebniss langer und tiefer Beobachtung, allseitiger Vergleichung, unbefangener Beurteilung, es ist das Glühen für ein kaltes, lebloses Bild, anstatt für eine wirkliche, lebenswarme Gestalt. Er kann die Tugend die er liebt nicht in Fluss bringen, sie nicht in die Vielheit der Tugenden auseinanderlegen; überall hin nimmt er das ganze schwere und schwerfällige Götterbild mit sich. So ist auch seine eigene Tugend eine gediegene, aber ungewandte, welche sich nicht messen mag mit dem einzelsten Detail des Lebens, mit der Manchfaltigkeit der sittlichen Verhältnisse; sie hat sich noch nicht gestossen, noch nicht abgerieben an den Zuständen der Gegenwart, es sind noch ungemünzte Barren Goldes und Silbers. Und ist nicht ebenso auch sein Freiheitssinn ein Stubengewächs, unfähig den rauhen Lüften die draussen wehen die Stirne zu bieten? Man fühlt es überall hindurch dass es diesem Manne unmöglich war je den niedrigen Schmeichler zu machen, einzustimmen in die schamlosen Huldigungen welche man den Verworfensten darbrachte; aber wenn der Sturmwind der Tyrannei gegen ihn daherbrauste, hätte er nicht scheu das Haupt gesenkt, sich zu Boden geworfen? Er hat viel Gemüt, viel natürlichen Sinn für das Gute, aber Charakter hat er nicht; dazu ist er zu weich, zu weiblich; grossen Katastrophen war er nicht gewachsen, darum hat er sich selbst von solchen ferne gehalten, und würde es wohl auch fortan gethan haben, und wäre mit seinen Satiren, wenn sie irgend einen Stachel hatten, wohl nie von selbst hervorgetreten; davor aber dass er wider seinen Willen in Kämpfe und Gegensätze hineingezogen worden wäre hat ihn ein günstiges Geschick bewahrt. Dass es uns auch nicht an individuelleren Zügen aus dem Charakter des Persius fehle, dafür hat sein Biograph gesorgt durch die Angabe: er war von sehr sanftem Wesen und jungfräulicher Keuschheit, und sein Benehmen gegen Mutter, Schwester und Tanten wahrhaft exemplarisch. Wir haben hierin ausser der natürlichen Beschaffenheit des Persius namentlich den Einfluss einer überwiegend weiblichen Erziehung zu erkennen. Was die jungfräuliche Züchtigkeit betrifft, so scheinen ihr zwar einige Stellen aus den Satiren dieses Dichters, namentlich seiner vierten und sechsten, zu widerstreiten. Aber einmal bezieht sich jene Keuschheit zunächst und vorzugsweise auf das Handeln, da die Prüderie der Worte dem Süden fremd ist; sodann aber sind jene Stellen mit einem gewissen moralischen Ingrimm, mit entschiedener innerer Entfremdung von der Sache selbst, mit einer

Verachtung derselben, wie aus der Person eines Andern heraus, gesprochen; schlüpfrig sind sie durchaus nicht, wohl aber sehr plump, und verstossen weit mehr gegen den guten Geschmack als gegen die Sitten.

2. In welcher Reihenfolge Persius seine sechs Satiren verfasst habe lässt sich bei dem völligen Mangel untrüglicher Anhaltspunkte nicht mit Sicherheit bestimmen. Indessen scheint es dass die Ordnung in welcher wir sie haben wirklich die chronologische ist. Diess hat schon an sich viele Wahrscheinlichkeit für sich; denn da die Ordnung in allen Handschriften unverändert dieselbe ist, so wird sie die ursprüngliche sein, diejenige in welcher die Stücke von Bassus herausgegeben wurden. Hätte nun dieser irgend ein anderes Princip der Anordnung zu Grunde gelegt als das chronologische, so hätte er ohne Zweifel die an Cornutus gerichtete Satire, sowohl in dem Sinne ihres Verfassers als auch aus Rücksichten persönlicher Dankbarkeit gegen den der auch sein Freund war und der ihm gefällig den Ruhm der Herausgabe dieser Satiren abgetreten hatte, an eine ehrenvollere Stelle gerückt. Ausserdem aber ist es augenscheinlich dass die Satiren des Persius ihrer inneren Beschaffenheit nach in zwei Arten auseinanderfallen: auf der einen Seite steht die erste Satire, welche kritisch-ästhetischen Inhaltes ist, auf der andern die übrigen, stoische Sätze ausführenden. Zwar ist ein Band zwischen beiden, indem die erste dazu dient dem Dichter gleichsam Raum zu machen in der Literatur, seine Stellung in dieser festzusetzen, also den weiteren Satiren den Weg zu bahnen; aber der Unterschied ist doch in einer Weise vorhanden dass die Annahme unmöglich ist, Persius habe zwischen die stoischen Satiren hinein jene ästhetische verfertigt. Vielmehr muss diese entweder zu einer Zeit verfasst sein wo Persius von jenen noch Nichts als den festen Plan und den bestimmten Willen hatte, oder erst dann als die doctrinellen Stücke fertig waren und ihr Verfasser nun über das Verhältniss derselben zu der Zeitliteratur Reflexionen anstellte und in dieser (ersten) Satire niederlegte. Nun ist aber die letztere Annahme unmöglich, da wir ganz bestimmte Nachricht haben dass Persius an der persönlichen Vollendung seiner Satiren durch den Tod gehindert wurde; somit bleibt nur die erstere übrig, dass Sat. I. zuerst verfasst sei. Diess wird dann auch von mehreren Seiten her bestätigt. Einmal erklärt sich daraus dass das Programm vor der wirklichen Ausführung verfasst worden ist die

manchfache Incongruenz beider, da offenbar Sat. I. ganz Anderes erwarten lässt als dann folgt; sodann, dass Sat. I. einen Prolog hat ist nur dann begreiflich wenn mit diesem Stücke ein Ziel schon erreicht schien, wenn es sich als etwas in sich Abgeschlossenes darstellte. Wenn aber Sat. II — VI. nach der ersten verfasst sind, so fragt sich, in welcher Ordnung die Abfassung dieser fünf erfolgte? Hier gibt die sechste Satire einen Anhaltspunkt, sofern diese wirklich die von Persius zuletzt verfasste ist. Nehmen wir denn an dass auch die übrigen in chronologischer Ordnung stehen, so lässt sich dieses zwar aus der näheren Beschaffenheit derselben nicht weiter bestätigen, da innerhalb so kurzer Zeit, bei so gleichem Gegenstande und so wenigen Stücken das Vorhandensein eines auffallenden Unterschiedes, etwa eines Fortschrittes, nicht erwartet werden kann; aber der Inhalt der einzelnen Stücke selbst ist doch jener Annahme günstig, sofern sich an denselben ein immer unbedingteres Hingeben an die stoische Philosophie darstellt. Sat. II. behandelt noch einen Gegenstand der nicht unmittelbar und ausschliesslich stoisch ist; Sat. III. aber fordert schon zum Anschluss an diese Philosophie auf; hierbei geht der Dichter gleichsam mit gutem Beispiele voran, indem er im Folgenden den Mittelpunkt der stoischen Ethik, die Lehre von der wahren Freiheit, ausführt (Sat. V.), und als Vorbereitung und Einleitung hierzu in Sat. IV. die Selbstprüfung und Selbsterkenntniss einschärft; Sat. VI. endlich macht den stoischen Grundsatz des Anschliessens an die Natur zunächst nach Einer Seite geltend, und es hätten sich hieran wohl später andere ähnliche Ausführungen angeschlossen.

Was endlich die Herausgabe der Satiren betrifft, so haben wir hierüber wieder bestimmte Angaben des Biographen. Hienach hat Persius dieselben nicht selbst vollendet, sofern er weder die Sammlung mit sechs Stücken abschliessen wollte, noch auch das sechste schon vollständig ausgearbeitet hatte. Hier half Cornutus dadurch dass er einige noch ausgearbeitete Verse wegliess und mit einem Satze endigte welcher einen scheinbar befriedigenden Schluss bildet. Cornutus hatte anfänglich die Absicht die Herausgabe der Satiren des Persius selbst zu besorgen; als aber Caesius Bassus ihn bat, an dieser Gelegenheit dem gemeinsamen Freunde einen Liebesdienst zu erweisen auch ihn theilnehmen zu lassen, so überliess er diesem die Herausgabe. Es scheint aber nicht dass Bassus ausser der Anordnung der Stücke, der Besorgung

der ersten Abschriften und der Verhandlung mit einem Buchhändler über die Veranstaltung der weiteren Copien, irgend etwas Anderes an den Satiren gethan habe.

3. **Persius als Satiriker.** Wenn wir die Art betrachten wollen wie Persius sich in seinen Satiren darstellt, so müssen wir das was ihn als Menschen charakterisiert unterscheiden von dem was über ihn als Dichter und Künstler zu sagen ist. Der sittliche Ernst, der Hass gegen das Schlechte, die Begeisterung für das Gute, welche sich allenthalben ausspricht, muss uns für den Menschen Achtung einflössen, darf uns aber für die ästhetischen Mängel seiner poetischen Productionen nicht blind machen. In jener Beziehung zeigt sich seine Tüchtigkeit darin dass er sich mit voller Seele an die Stoa ergeben; aber darin liegt zugleich ein grosser Theil seiner Mängel. Zwar wollen wir kein Gewicht darauf legen dass er so auf die Originalität und Selbständigkeit des Denkens verzichtet habe; denn es findet sich in seinen Satiren Manches was nicht unmittelbar auf die stoische Philosophie zurückzuführen ist, mancher schöne und tiefe Gedanke (z. B. II, 52 ff. III, 35 ff.) von dem wir wenigstens keinen anderweitigen Ursprung nachzuweisen vermögen. Aber indem er so gleichsam Parteimann wurde hat er sich den unbefangenen, klaren Blick ins Leben getrübt; er sieht Alles durch die Brille der Schule an, und indem er sich seine Lebensansichten nicht durch Anschauung des Lebens selbst bildete, sondern vor dieser und ohne sie, und in das Netz seiner vorher festgestellten Sätze die concreten Verhältnisse hineinzwängte, so ist seine Weltansicht eine trockene, leblose geworden. Dass er aber durch die Philosophie den Humor verloren habe, dass diese die Ursache sei warum wir in seinen Satiren vergebens spähen nach dem bunten Farbenspiel des Witzes, kann man nicht mit Recht sagen; denn jene Vorzüge hatte ihm die Natur von Anfang an versagt, sie waren durch den Ernst seines Wesens von vornherein ausgeschlossen; die glänzende geistige Beweglichkeit des Horaz, sein keckes, mutwilliges Spielen mit allen Objecten und allen Interessen, fehlt ihm ganz und gar. Und ebenso wenig darf man meinen, er sei zu früh gestorben als dass er über den Standpunkt der Schule hätte hinauskommen können; er starb in einem Alter wo er dem Höhepunkte seiner geistigen Entwickelung nahe war, und die Beurteilung muss sich jedenfalls an das halten was vorliegt, und kann unwirkliche Möglichkeiten nicht mit in Rechnung nehmen. In dem Grade nun in welchem sich Persius der

Stoa hingegeben hat hat er sich des Anspruchs auf den Namen eines Dichters begeben; denn ein Dichter der seinen Stoff nicht aus sich selbst nimmt, sondern äusserlich Ueberkommenes in Verse bringt, ist kein Dichter, sondern ein Versmacher. Persius ist kein reicher und kein gewandter Geist; seine dichterische Begabung ist klein, von schöpferischer Kraft ist wenig bei ihm zu verspüren, und Leichtigkeit und Freiheit der Bewegung geht ihm durchaus ab. Für seinen Ruhm ist er daher gewiss nicht zu frühe gestorben: schon in den wenigen Stücken welche wir von ihm haben zeigt sich ein gewisser Kreislauf in Gedanken, Wendungen, Ausdrücken und Bildern*); er hätte sich bald erschöpft gehabt, hätte sich bald in eine Manier verrannt von der nicht mehr loszukommen gewesen wäre; und fragen wir uns, wenn wir statt fünf solcher stoischer Betrachtungen zehn und zwanzig hätten, ob sich damit unsere Achtung vor dem Dichter verdoppeln und vervierfachen würde, so werden wir diess wohl verneinen müssen. Es liegt in der Natur einer solchen Richtung dass sie an Kurzathmigkeit leidet; der Dichter dieses Schlags ist zu Ende wenn der Stoff von dem er sich nährt ausgeht, und diess um so gewisser wenn es eine einzige Richtung ist die er verfolgt. Und wie der Stoff des Persius ein begrenzter war, so war er auch in formeller Hinsicht leicht zu erschöpfen. Denn schon jetzt, zu diesem Wenigen, wie viel hat Horaz beisteuern müssen! Zwar nur in Aeusserlichem, in einzelnen Ausdrücken und Wendungen, in allem dem was sich ins Gedächtniss aufnehmen lässt, denn von dem horazischen Geiste hat unser Dichter fast keinen Anflug, so sehr er jenen kennt, versteht und zu würdigen weiss (vgl. I, 116). Aber gerade dieses Aeusserliche war am leichtesten zu erschöpfen, während der Geist eine unendliche Dehnbarkeit hat; und dass er in jener Beziehung so gar Vieles aus Horaz herübergenommen hat ist ein Beweis wie schwach er sich selbst fühlte, wie mühsam er mit der Form zu ringen hatte. Zugleich ist sein Verhältniss zu Horaz noch in anderer Beziehung für Persius charakteristisch. Er lässt sich nämlich mit Horaz in einen Wettkampf ein, er will ihn besser, schöner, poetischer machen. Horaz hat mit feinem Tact und grosser künstlerischer Sicherheit Licht und Schatten vertheilt, der Geist und Gedanke durchströmt bei ihm das Ganze,

*) Z. B. das Bild von der Wage findet sich I, 7. 86. IV, 10 f. V, 100 f. 121. Vergleichung der psychischen Krankheit mit der physischen III, 87 ff. 107 ff.; mit V, 189 ff. vgl. III, 77 u. dgl.

daher der Leser von Anfang bis zu Ende gefesselt ist, ohne je überspannt und ermüdet zu werden. Aber Persius hält dieses weise Masshalten für Mangel an Kraft und Poesie, und sucht daher nachzubessern, indem er das was Horaz auf natürliche Weise ausgedrückt hat auf Stelzen stellt, was bei Jenem fein ist noch mehr spitzt, bis es ganz abbricht, und wo Jener kräftig auftritt ihm noch einen Sack auf den Rücken bindet, damit er noch kräftiger einherschreite. Wir sehen also: um ein eigentlicher Künstler zu sein, dazu fehlt es Persius an der erforderlichen Freiheit des Geistes, an Selbständigkeit, Unbefangenheit, Geschmack, Takt und Reichthum, Vorzüge welche freilich in seiner Zeit selten waren. Aber das kann uns nicht hindern zu sagen: Persius hat sie nicht.

4. Die Objecte der Satiren des Persius. Es liegt in dem Begriffe der Satire dass sie ein Spiegel der jedesmaligen Zeit ist; das Leben der Gegenwart, wie es einem denkenden Kopfe, sittlichen Gemüte und künstlerischen Talente in ihr sich darstellt, ist der Inhalt der Satire, und in je höherem Grade oder je nach der Mischung in welcher der Satiriker jene Eigenschaften besitzt, wird auch seine Satire ein treueres und vollständigeres Bild seiner Zeit liefern. Legen wir diesen Massstab an die Satiren des Persius an, so finden wir dass dieselben in dieser Hinsicht sehr wenig Ausbeute gewähren. Nur für die Kenntniss des Geschmacks in seiner Zeit liefert Persius in seiner ersten Satire einige Beiträge; aber dasselbe thut er auch unbewusst durch seine eigenen poetischen Productionen, in welchen er selbst, mehr als er weiss und Wort haben will, dem Ungeschmacke seiner Zeit huldigt. Bei ihm fehlt das Band zwischen Subject und Object, die Richtung von jenem auf dieses, die Beobachtung, das Leben. Er kennt nicht die wirkliche Welt, sondern die Bücher; die Theorie, die Philosophie ist seine Welt. Er deckt keine Geheimnisse seiner Zeit auf, die Grundgebrechen derselben berührt er nicht, und was er berührt ist kein wesentliches Gebrechen oder nichts aus seiner Zeit. Die ungeheure Entsittlichung der damaligen Welt, die freche Heuchelei aller Verhältnisse, die Schändlichkeiten und Lächerlichkeiten eines Nero, den niederträchtigen Knechtssinn des Volkes und Senates, das verruchte Treiben der Denuncianten, Alles das was uns Juvenalis, was uns Tacitus in so brennenden Farben schildert, wo finden wir ein Wort davon bei Persius? Vergesset was die Biographie uns meldet,

streichet die Namen des Cornutus und Bassus, ignoriert ein paar kleine Notizen, und ihr seht diesen Satiren nicht mehr an aus welcher Zeit sie sind, ihr seid verlegen ob ihr sie in die Zeit des Lucilius oder des Trajanus, des Augustus oder des Justinianus zu setzen habet. In schwindelnder Höhe hat sich Persius seine Kanzel errichtet, so hoch dass ihm die Menschen unter ihm als ein grosser dunkler Fleck erscheinen, an dem er keine einzelnen Personen zu unterscheiden vermag, und dass seine Declamationen unvernommen über die Häupter der Menschen hingrollen. Das Gebiet des Individuellen, die manchfachen Verwicklungen und Verstrickungen des Lebens, diess ist das Feld für den sittlichen oder ästhetischen Künstler, hier gibt es etwas zu ordnen, zu gestalten, hier ist Widerstand, Kampf, Arbeit, aber auch Lohn und Genuss. Aber eben hievon hält sich Persius ferne, er sagt uns was wir schon längst wissen, dass man gut handeln solle; aber dass es eine Unzahl von Fällen gibt wo die sittliche Entscheidung nicht so auf der Hand liegt, davon hat er keine Ahnung; er thut nur einzelne Griffe in das individuelle Leben hinein, aber man weiss nicht ob er es wirklich aus erster Hand hat, und er verwendet es nur als Mittel der Darstellung, um einen abstracten Gedanken mit Fleisch und Blut zu umkleiden, einen allgemeinen Satz anschaulich zu machen. Um was es ihm eigentlich zu thun ist, das ist die Doctrin, das Philosophem; das Leben hat für ihn untergeordnete Bedeutung, ist nur Mittel zum Zwecke. Man überblicke die Reihe der Themata welche er in seinen Satiren behandelt: es sind lauter abstracte, theoretische, es sind stoische Sätze, bei deren Durchführung er — aber wieder nach dem Muster anderer Stoiker — das individuelle Leben zu Hülfe nimmt und bei welcher er gelegentlich polemische Blicke auf allgemein menschliche oder allgemein (und zu allen Zeiten) römische Zustände wirft; Satiren im strengen Sinne sind somit seine Dichtungen nicht. Diess gilt von seinen fünf letzten Stücken vorzugsweise; in der ersten berührt er zwar Gebrechen seiner Zeit, aber es sind keine wesentlichen, nicht die ursprünglichen, aus welchen die andern erst hervorgehen, nicht die eigentlich wunden Stellen des römischen Staatslebens, sondern solche die am ehesten noch zu ertragen gewesen wären, die für sich, ohne Zusammenhang mit dem sittlichen Zustande der Zeit, wenig zu bedeuten hätten, nur literarische, ästhetische Gesunkenheiten. Endlich sind die Gebrechen die er etwa berührt, die Personen welche seine Rüge

betrifft, nicht aus seiner Zeit genommen. Wenn er z. B. (V, 177 ff.) die Sucht bei dem Volke beliebt zu werden als eine der Arten der innern Unfreiheit aufführt, so wäre dieses Beispiel zur Zeit der Republik allerdings passend gewesen, aber unter einem Nero ist es ganz unstatthaft; oder wenn er in demselben Zusammenhang (V, 132 ff.) den erwerbslustigen Speculanten und Grosshändler erwähnt, so ist das nicht nur ein Beispiel das jeder Zeit gleich sehr angehört, sondern auch eine Thätigkeit an welcher das Anerkennenswerthe überwiegt und welche dem weichlichen Geniessen weit vorzuziehen ist. Was dann die Nennung von Personen betrifft so unterlässt sie Persius entweder ganz und ergeht sich in allgemeinen Schilderungen und Aussagen, theils communicativ redend (vgl. z. B. I, 9. 14 ff.), theils das unbestimmte Du anwendend, das Niemand trifft und Niemand wehe thut (z. B. I, 26), theils überhaupt einen Namen weglassend (wie I, 93 ff.), macht auch wohl durch allgemeine Wendungen (wie I, 44. VI, 42) ausdrücklich darauf aufmerksam dass er keine bestimmte Person im Sinne habe; oder er nennt nur ganze Stände (I, 61. III, 77 ff. V, 189 ff.); oder endlich gibt er zwar Namen an, aber ganz allgemeine, typische, oder zwar persönliche, aber nicht aus seiner Zeit, oder Personen aus seiner Zeit, aber ganz selten und nur ganz niedrig stehende. Zu der ersten Art von Namen gehören z. B. Baukis (IV, 21), Vettidius (IV, 25), Pulfennius (V, 190), Personen bei welchen allen man ganz vergeblich nach irgend welchen weiteren Notizen fragen würde. Wo er Personen aus früherer Zeit nennt, da greift er bald in ganz Abgelegenes zurück, wie IV, 1—22, wo er die Form eines Dialogs zwischen Sokrates und Alkibiades zur Einkleidung wählt, bald — und diess ist der häufigste Fall — wendet er horazische Figuren an, also abermals aus Büchern und nicht aus dem unmittelbaren Leben gegriffene. Dabei verwischt er aber wiederum die individuelle Lebendigkeit welche die Personen bei Horaz haben, und mischt Züge ein welche die Umrisse der Gestalten undeutlich, verschwimmend machen; so bei Bestius (VI, 37) den Griechenhass, bei Natta (III, 31 ff.) die sittliche Indolenz. Original ist dagegen Persius in der Erwähnung des merkwürdigen Triumphes von Caligula (VI, 43 ff.), und hiebei streift er nahe an seine eigene Zeit hin, die er wahrscheinlich mit Labeo (I, 4. 50) und Messala (II, 72) schon erreicht hat. Aber diese Personen, sowie Kalliroe (I, 134), Pedius (I, 85), Glyko (V, 9), sind lauter solche welche, wenn sie wirklich in die

Zeit des Persius gehören, diese vorzugsweise Nennung keineswegs verdienten; da gab es ganz andere Schurken zu brandmarken, ganz andere Schändlichkeiten an den Pranger zu stellen. Zwar hat Persius sich nicht gescheut den Nero selbst zum Gegenstande seiner Satire zu machen (s. I, 103 ff.); aber ganz bezeichnender Weise sind es nur dessen Verse an welchen unser Satiriker etwas ausstellt.

5. Eigenthümlichkeiten der Kunst des Persius. Persius ist wegen seiner Dunkelheit zu fast sprüchwörtlicher Berühmtheit gelangt, und gilt wirklich mit Recht für den schwierigsten römischen Dichter. Diese Eigenschaft rührt daher dass sich unser Satiriker über die sprachlichen, logischen und ästhetischen Unmöglichkeiten kühnen Fusses hinwegsetzt und um jeden Preis neu, tief, inhaltsschwer sein will. Der erste Grund seiner Dunkelheit ist seine Kürze, dass er den Gedanken abbricht ehe er zu Ende geführt ist oder seine logischen Bezüge nicht ausprägt (vgl. V, 59). Jedoch ist er nicht so unbedingt kurz dass er nicht auch manchmal der rhetorischen Natur des Römers seinen Tribut darbrächte, indem er sich um einen Gedanken herum im Kreise dreht, anstatt von der Stelle zu kommen, vgl. I, 36 ff. V, 30 ff. 96 ff. und im Kleineren IV, 10. Weitere Quellen seiner Dunkelheit sind das häufige Einmischen gelehrter Reminiscenzen (wie I, 109. III, 56 f. IV, 13), die affectierte Kühnheit und Seltsamkeit seiner Metaphern, Tropen und Epitheta, die Wunderlichkeit seiner Zusammenstellungen (z. B. I, 72. III, 81. IV, 49. V, 176. 184. VI, 28). Manchmal hat es den Anschein als hätte sich der Dichter im Ausdrucke vergriffen und aus Noth einen undeutlichen gewählt (vgl. IV, 48. V, 60), häufiger ist aber der Fall dass Persius absichtlich den gewöhnlichen Ausdruck vermeidet oder einen gewöhnlichen in ungewöhnlichem Sinne gebraucht, z. B. V, 37. Andere Schwierigkeiten entstehen durch das absichtliche Verdecken des Gedankengangs, und dadurch dass man da wo die Rede eine dramatische Wendung nimmt häufig nicht weiss wo der Dialog anfängt oder wo er aufhört, ob der Dichter in eigener Person spricht oder ein Interlocutor (vgl. z. B. III, 3 mit 58. 8. 19 ff. I, 56). Alle diese Dinge sind aber keine Vorzüge, und das Ergebniss derselben, die Dunkelheit, ist ebensowenig ein Vorzug. Indessen gewinnt des Persius Schreibweise an Bedeutung und Interesse dadurch dass sie eine der verbreitetsten Geschmacksrichtungen der damaligen Zeit uns veranschaulicht. Nach dem merkwürdigen 114. Briefe

Seneca's bewegte man sich nämlich damals in Bezug auf die Darstellungsweise in lauter Extremen: die Einen charakterisierte Ueberladenheit, die Andern Kahlheit und Trivialität; die Einen schrieben ganz alterthümlich, die Andern bildeten nach Belieben neue Wörter u. s. w. Von dieser Schilderung ist Einiges wie ausdrücklich auf Persius gemünzt, und dieselbe zeigt uns zugleich wie wenig Persius Grund hatte in Sat. I. sich als strengen Geschmacksrichter zu gebärden; wenn er sich auch der breiartigen Verschwommenheit und koketten Geschlecktheit nicht schuldig machte welche der Schreibart eines Theiles seiner Zeitgenossen eigen war, so ist doch seine Sucht immer nur Trümpfe auszugeben in ästhetischer Hinsicht nicht weniger tadelnswerth.

Eine weitere Eigenthümlichkeit des Persius ist seine dramatische Haltung. Aber das ist eine ganz andere Art von Dramatik als wir in den Satiren des Horaz bewundern. Dieser hat künstlerische Kraft und Fülle genug um eine gewählte Einkleidung durch das ganze Gedicht mit immer neuem Witze durchzuführen; Persius aber ermüdet bald, er hat keine Ausdauer, seine dramatischen Scenen haben keine Lebensfähigkeit, ihr Lebensfaden ist ihnen zu kurz zugesponnen; es reicht immer nur zu einzelnen Auftritten, nie zu einem ganzen Drama. Auch wo der Stoff nicht unglücklich gewählt wäre, wie IV, 1—22, weiss er ihn nicht durchzuführen, er lässt ihn alsbald wieder fallen und geht zu andern Formen über, keine hat für ihn Werth, mit keiner macht er Ernst, weil sie ihm immer nur Mittel sind um seinen abstracten Gedanken aufzuputzen. Das Einzelne hat bei ihm immer ein Streben sich in sich selbst abzuschliessen und abzurunden, jedes Stück will gleichsam das andere verdunkeln, und das Ganze würde daher auseinanderfallen, wenn es nicht am Faden eines allgemeinen Themas nothdürftig aufgezogen wäre. Man kann daher kein einziges Stück des Persius als Ganzes mit Recht loben; was gut daran ist sind immer nur einzelne Theile, welche mit besonderer Sorgfalt ausgeführt sind. Und hierin hat Persius ein eigenthümliches Geschick; er weiss uns Scenen und Figuren mit solcher Lebendigkeit zu schildern dass es uns ist als ob wir sie vor Augen sähen. Persius entwickelt hiebei eine merkwürdige Gabe psychische und physische Zustände in ihrer äussern Erscheinungsweise aufzufassen und darzustellen, eine Art semiotischen Instinctes, und einen mit seiner sonstigen unpraktischen Weise scheinbar nicht zusammenstimmenden Sinn für Volksleben. Wenn

man nach den Vergleichungen und Bildern welche ein Dichter wählt den Kreis seiner Anschauungen, die Sphäre des Lebens in welcher er sich bewegt hat, ausmessen kann, so sollte man Persius für einen mitten im Volke lebenden Mann halten. Die meisten seiner Vergleichungen und Ausdrücke tragen den volksthümlichen Charakter an sich, wo ein an sich kleines und niedriges Verhältniss zu Veranschaulichung und Belebung eines abstracteren Ausdruckes auf eine schlagende Weise verwendet wird, vgl. z. B. I, 35. 66. III, 61. V, 70—72. 138. 159 f. VI, 20. Und so sind auch die Figuren welche er auftreten lässt, die Scenen welche er schildert, grossentheils dem gemeinen Leben entnommen, und diesem Gebiete entspricht ebenso die Ausdrucksweise, der Gebrauch von Sprüchwörtern, derben Obscönitäten, vielleicht auch — denn wir können es jetzt nicht mehr beurteilen — die Wahl mancher einzelnen Wendung deren Ursprung wir nicht zu verfolgen vermögen. Aber jene Züge sind erstens alle dem Stillleben entnommen, das ihm am ehesten nahe treten musste, auch wenn er sonst noch so zurückgezogen lebte, und an dem er um so mehr Merkwürdiges und Auffallendes gewahrte je weniger er sonst ins Leben hinauskam. Sodann ist es nicht einmal nothwendig dass Persius diese Züge durch eigene Beobachtung sich sammelte: nach einer Notiz des Johannes Lydus (de magistr. I, 41) ahmte er den griechischen Mimendichter Sophron nach, und dieser musste unendlich reich an solchen Zügen sein, da die Darstellungen aus dem Leben gerade den Inhalt der Mimen bildeten. Ueberdiess war es eine Eigenthümlichkeit der stoischen Methode ihre Argumentationen durch Beispiele aus dem gewöhnlichen Leben und aus der Geschichte zu würzen, und die von Persius angewendeten können daher zum guten Theile schon von seinen Vorgängern und Lehrern benützt worden sein. Die Natur jener Beispiele selbst wenigstens verbietet eine solche Annahme nicht, da sie keiner Zeit speciell angehören, sondern auf alle Verhältnisse gleich gut passen, daher auch längst schon vorgebracht sein konnten. Mag nun aber diese Genremalerei, welche den Hauptvorzug der Satiren des Persius bildet, auf originalem Talente oder auf Nachahmung beruhen, jedenfalls sind es bei ihm immer nur einzelne kleine Ausschnitte aus dem Leben, diese sind schulmässig und mit einer über das Individuelle wegfahrenden Manier ausgeführt und müssen nur dazu dienen der Unbestimmtheit der allgemeinen Reflexionen nachzuhelfen, das Ermüdende des ewig scheltenden und lehrenden

Kathedertons geniessbar und pikant zu machen, den Ernst der didaktischen Tendenz zu mildern, den Zweck des Proselytenmachens zu unterstützen. Denn diess ist es ja was die Satiren des Persius bezwecken, wodurch sie aber wiederum die Sphäre des eigentlichen Kunstwerkes verlassen, dass sie einen einzelnen, wenn auch wohlgemeinten, so doch ganz unpoetischen Zweck haben, den nämlich zur stoischen Philosophie zu bekehren, die Nothwendigkeit des Anschliessens an sie zu beweisen (vgl. III) und die Sätze derselben als wahr aufzuzeigen (vgl. bes. V).

Betrachten wir die Anlage der Satiren des Persius näher, so finden wir dass der Dichter es liebt mit einer frappanten dramatischen Scene zu beginnen, deren Bedeutung und Zusammenhang erst im Verlaufe klar wird (III. IV), welche aber nur einen einzelnen Gedanken oder eine einzelne Seite desselben verkörpert und, sobald dieser Zweck erreicht ist, wieder aufgegeben wird. Ebenso macht er es mit den persönlichen Anknüpfungen (II. V. VI), welche nur dazu verwendet werden einen Anfang zu bilden, das Thema einzuleiten; ist dieses geschehen, so lässt er sie fallen. Im weiteren Fortschritte bedient er sich des Dialogs auf eine nicht nachahmungswürdige Weise. Rasch lässt er ihn eintreten, aber die redenden Personen gewinnen keine Consistenz, bekommen keine festen Umrisse, keine Persönlichkeit; mit einem Male schiesst ein Gegner mit einer Einwendung hervor, aber es ist dabei nur um die Einwendung zu thun, der Gegner hat nur als Träger derselben eine momentane Bedeutung; hat er seine Mission vollendet, seine Einwendung vorgebracht, so zerrinnt er wieder in die Lüfte, ehe wir ihn recht zu Gesichte bekommen haben. Noch augenscheinlicher stellt sich als blose stilistische Wendung das immerwährende Du in den Satiren des Persius dar. Es soll dadurch der Anschein gewonnen werden als habe man es immer mit einem einzelnen Gegner zu thun, als sei es ein wirklicher Dialog; aber dieser Du, der immer und ewig haranguiert wird, heisst Herr Jedermann, oder, was dasselbe ist, Herr Niemand. Unser Prediger ruft nur im Allgemeinen ins Publicum sein Du hinein: wer es dann auf sich beziehen will, der kann Notiz davon nehmen. Selbst wo der Angeredete einen Gegensatz zu Andern bildet (wie I, 5 ff.) kann man sich von der nähern Gestalt desselben kein bestimmtes Bild machen. Manchmal tritt die Unpersönlichkeit dieser Personen sehr naiv hervor, z. B. I, 44, vgl. auch IV, 1. Sonst ist Persius sorgfältig bemüht zu verhüten dass

man ihm in seine Werkstätte schaue; er verdeckt mit Kunst den wirklichen Gedankengang, fängt immer wieder wie von Neuem an (vgl. z. B. I, 58. III, 35. 63. 88), lässt Mittelgedanken aus, verbirgt Bindeglieder, wirft die Partikeln weg welche das logische Verhältniss bezeichnen, und erschwert überhaupt auf alle Weise die Einsicht in seinen Plan. Indem aber Persius so das ursprünglich abstract Gedachte nur in die rhetorisch-poetische Darstellungsweise übersetzt und dabei jedes einzelne Glied der Argumentation für sich heraushebt und mit seien Figuren umhängt, ist die natürliche Folge dass dadurch die Einheit des Ganzen gestört wird, dass die Entwicklung wie auf lauter Hügeln fortschreitet und das dazwischen Liegende übersprungen werden muss; die einzelnen Partien sind zu selbständig, zu sehr ins Detail hinein ausgeführt als dass sie sich recht in einander fügten; der Dichter hat sie nicht gehörig behauen, bei dem Einzelnen nicht immer das Ganze im Auge behalten, sondern jenes, als wäre es selbst ein Ganzes, mit Liebe und Fleiss nach allen Seiten hin ausgeführt (vgl. z. B. III, 35 ff. 88 ff.), wodurch bewirkt wird dass es öfters an der künstlerischen Verknüpfung der Theile fehlt und diese aus einander fallen.

XVII.

Juvenalis.

1. Verbannung Juvenal's.*)

Dass Juvenal verbannt wurde, und zwar wegen eines Schauspielers, erwähnt Apollinaris Sidonius. Auf Histrionen finden sich bei Juvenal mancherlei Anzüglichkeiten die deren Zorn erregen konnten; so Sat. VI, 63 ff. auf ihre Beliebtheit bei dem weiblichen Geschlechte, und VII, 87 ff. auf ihren — insbesondere des Paris — Reichthum und Einfluss; und letztere Stelle wird von den alten Lebensbeschreibungen des Juvenal als die Ursache seiner Verbannung bezeichnet, insbesondere der Vers quod non dant proceres dabit histrio (Sat. VII, 90). Männer des Namens Paris hat nun Juvenal zwei erlebt**), einen unter Nero, den andern unter Domitian; da aber in der fraglichen Stelle als Zeitgenosse des Paris der Dichter Statius genannt wird, so könnte der gemeinte nur der unter Domitian sein, welcher bei diesem Kaiser in höchster Gunst stand, aber im J. 83 (836 d. St.), weil er ihm Grund zur Eifersucht in Bezug auf die Kaiserin gab, auf offener Strasse ermordet wurde. Nur aber stehen der ganzen Combination grosse Schwierigkeiten entgegen. Vor Allem dass Juvenal seine Satiren (also auch die siebente) nicht schon unter Domitian geschrieben hat, sondern erst unter Trajan. Zwar suchte man diese Schwierigkeit zu umgehen durch die Annahme, die betreffenden Verse seien unter Domitian einzeln erschienen (paucorum versuum satira oder in Paridem quaedam carmina oder quosdam versus fecit, die Vitae), und dann später der siebenten Satire nachträglich

*) Aus der Einleitung zu der metrischen Uebersetzung Juvenal's von W. Hertzberg und W. Teuffel (Stuttg. 1865) S. 149 ff.

**) Vgl. meinen Art. in Pauly's Realenc. V. S. 1168 f.

einverleibt worden*); aber diese Hypothese ist nichts als ein kümmerlicher Nothbehelf, bei dessen concretem Ausdenken man überall auf Unwahrscheinlichkeiten stösst. Noch bedenklicher ist das chronologische Verhältniss. Wurde Juvenal unter Domitian wegen seines Angriffs auf Paris verbannt, so hätte diess vor der Ermordung des Letzteren geschehen müssen, also spätestens Anfangs 836; diess wäre aber dann in den ersten Regierungsjahren dieses Kaisers geschehen, nicht in den letzten (extremis), wie die Vitae sich selbst widersprechend und widerlegend angeben; und dann wäre — wie ich schon in Jahn's Jahrbb. 1845. XLIII. S. 111 bemerkt habe — die Detailkenntniss welche Juvenal von dem Leben zu Rom während Domitian's Zeit beweist ganz unbegreiflich. Auch ist für Domitian's letzte Jahre Juvenal's Anwesenheit in Rom durch Martialis (VII, 24. 91. XII, 18) bezeugt. Ich halte daher immer noch, wie vor mehr als fünfundzwänzig Jahren (a. a. O. S. 109 ff.), für unmöglich dass man Juvenal's Verbannung unter Domitian setze. Mir scheint dass die betreffenden Gewährsmänner selber nichts Positives darüber gewusst, sondern ihre Angaben nur combiniert haben. Fest steht und war auch jenen Gewährsmännern bekannt dass Juvenal verbannt wurde, und zwar wegen eines Schauspielers; denn das ist uns durch das ganz bestimmte Zeugniss des Apollinaris Sidonius**) überliefert. Sehr glaublich ist ferner dass es die einstimmig dafür angesehenen Verse in Sat. VII, 87 ff. waren welche den Zorn des histrio und seines kaiserlichen Liebhabers erregten; und auch das mag wahr sein dass der Kaiser, wie erzählt wird, dem Dichter irgendwo die Ursache andeutete durch ein et te Philomela promovit. Aber falsch ist dass der Kaiser der diess that Domitian gewesen sei; vielmehr war es entweder Trajan oder Hadrian***). Von dem Ersteren wissen wir (aus Dio LXVIII, 10) dass er einen Schauspieler Pylades leidenschaftlich liebte; zu des Letzteren eitlem, reizbarem, feigem, aber wo seine Eitelkeit verletzt wurde auch wohl gelegentlich malitiösem Charakter würde die ganze Procedur recht gut stimmen, wie auch

*) So auch Ribbeck, der echte Juvenal S. 70.

**) Ap. Sid. c. IX, 267 ff.:

non qui tempore Caesaris secundi
aeterno incoluit Tomos reatu;
nec qui consimili deinde casu
ad vulgi tenuem strepentis auram
irati fuit histrionis exsul.

***) S. meine angef. Abh. S. 112 f.

die meisten Angaben über Juvenal's letzte Schicksale und Lebensende; überdiess macht es seine bekannte Leidenschaft für Antinous glaublich dass er auch für einen histrio schwärmen konnte. Ich denke mir, nach Anleitung der Worte des Apollinaris Sidonius, insbesondere des Verses ad vulgi tenuem strepentis auram, den Hergang folgendermassen. Die Schwäche welche der Kaiser für einen histrio hatte, und die sich wohl auch manchmal bei Stellenbesetzungen bekundete, gab dem Publicum Veranlassung einst öffentlich im Theater jenem histrio die bezeichneten — längst gedichteten und veröffentlichten, aber nun durch ihre Anwendbarkeit auf die Gegenwart besonders bekannt und populär gewordenen — Verse der siebenten Satire zuzurufen, worüber derselbe so aufgebracht wurde dass er dafür an dem Dichter, so unschuldig er an der Sache war*), Rache nahm und bewirkte dass derselbe unter glimpflichem Vorwand — militärischer Dienstleistungen — aus Rom entfernt wurde. Wohin er entfernt wurde scheinen die Verfasser der Vitae gleichfalls nicht gewusst zn haben: sie rathen auf ganz Entgegengesetztes, auf Aegypten und Britannien**). Hievon ist die Nennung Aegyptens sicherlich irrig aus Sat. XV, 45 geschlossen, da die Stelle nur beweist dass ihr Verfasser einmal in Aegypten war. Dieselbe Entstehungsweise auch in Bezug auf Britannien nachzuweisen will nicht gleich gut gelingen***); auch war es zum Verbannungsort viel geeigneter als Aegypten, und überdiess Schauplatz kriegerischer Verwicklungen und daher gefährlicher; endlich wissen wir dass um jene Zeit die Cohorte bei welcher Juvenal — nach der erhaltenen Inschrift von ihm†) — früher Officier gewesen war in Britannien stand. Und so mag Britannien das Land gewesen sein wohin Juvenal — wahrscheinlich von Hadrian — verwiesen wurde. Ob er in der Verbannung gestorben oder nach Rom zurückgekommen sei, darüber haben wir keine zuverlässige Nachricht; für das Erstere könnte aber des

*) Die Worte enthalten in ihrem Zusammenhange keine Beleidigung, kaum einen Tadel des histrio (vielmehr der proceres), sie können daher etwas Beleidigendes nur durch die Art ihrer Anwendung erhalten haben. Dass er aber nichtsdestoweniger sich an dem Werkzeuge rächte, statt an dem eigentlichen Beleidiger, dem vielköpfigen und unverantwortlichen Publicum, hat gewiss nichts Unwahrscheinliches.

**) Vgl. meine angef. Abh. S. 113—115.

***) Denn das Erschliessen aus Sat. II, 159—161 ist zwar nicht absolut unmöglich, aber doch wenig nahe liegend.

†) Vgl. meine Römische Literaturgeschichte 313, 1.

Sidonius Parallelisierung des Falles von Juvenal mit dem des Ovid (insbesondere auch die Hervorhebung des aeterno) angeführt werden. Und dass Juvenal ein hohes Alter erreicht hat, darin stimmen nicht nur alle Angaben überein sondern es geht auch aus dem ganzen Verlaufe seines Lebens und den in seinen Satiren vorkommenden Zeitanspielungen unzweifelhaft hervor. Wenn eine Vita wissen will Decessit longo senio confectus exsul Antonino Pio imperatore (J. 891—914 d. St. = 138—161 n. Chr.), so ist das immerhin möglich, und wenigstens uns nichts bekannt was dagegen spräche.

2. Juvenal's Satiren.

Dass Juvenal seine Satiren unter Domitian nicht verfasst hat, sondern erst unter Trajan, ist so selbstverständlich wie von den Geschichtswerken des Tacitus und geht aus seiner ersten Satire überdiess positiv hervor. Ebenso erhellt seine rhetorische Bildung unzweifelhaft aus dem ganzen Charakter seiner Satiren, und die Angabe dass er ad mediam fere aetatem declamavit, animi magis caussa quam quod scholae se aut foro praepararet, ist innerlich ganz wahrscheinlich und steht mit keiner anderen sicheren Thatsache oder Nachricht in Widerspruch.

Auf uns gekommen sind von ihm sechszehn Satiren, welche sich in den Handschriften in fünf Bücher von ungefähr gleichem Umfange eingetheilt finden, von denen das erste die fünf ersten Satiren umfasst, das zweite aus der sechsten Satire besteht, das dritte aus Sat. VII bis IX, das vierte aus Sat. X—XII, das fünfte aus XIII—XVI. Von sonstigen Gedichten des Juvenalis ist keine Spur, und auch kein Grund anzunehmen dass er mehr verfasst habe als auf uns gekommen ist*). Wohl aber ist schon behauptet worden dass das auf uns Gekommene nicht alles von Juvenal verfasst sei. Die Echtheit der letzten Satire hat Heinrich bestritten, Bd. II. S. 515 ff. 542 ff. seines Commentars, und K. Kempf Observationes in Juvenal. (Berlin 1843) p. 60 ihm beigestimmt, wogegen W. E. Weber, in Jahn's Jahrbb. XXXII. S. 151 ff. (vgl. seine Uebersetzung, S. 604) die Unhaltbarkeit von Heinrich's Einwendungen gezeigt hat; die Echtheit von Sat. XV hat Kempf angefochten, a. a. O.

*) Denn bei der letzten Satire ist nicht sicher ob die Nichtvollendung auf Rechnung des Verfassers zu setzen ist oder des Zufalls, der das letzte Blatt verloren gehen liess.

p. 81—86, mit Gründen deren Unzulänglichkeit ich zu beweisen gesucht habe, in Jahn's Jahrbb. XLIII. S. 118—120, sowie K. F. Hermann, Ztschr. f. d. Alt. Wiss. 1844, Nr. 10. Neuerdings nun hat O. Ribbeck gar die Behauptung aufgestellt dass Sat. X, XII, XIII, XIV, XV, XVI vollständig, und auch in den früheren Satiren ein grosser Theil dem Juvenalis untergeschoben sei. Seine Beweisführung beruht hauptsächlich auf dem logischen Fehler dass die überlieferten Gedichte Juvenal's an einem willkürlich selbstgeschaffenen Bilde von der Eigenthümlichkeit des Dichters gemessen und was nicht dazu stimmt kurzweg für unecht erklärt wird. Indessen stimmen in Wahrheit die angezweifelten Gedichte und Stellen in allem Wesentlichen mit den übrigen überein und verrathen nur den Einfluss der höheren Altersstufe des Dichters in einem gewissen Nachlass wahrer Productionskraft*). Wir werden daher bei unserer nachfolgenden Schilderung der Dichtereigenthümlichkeit des Juvenal die Echtheit aller Satiren — wenigstens in ihrem wesentlichen Bestande — voraussetzen.

Dass die Ordnung in welcher die Satiren auf uns gekommen sind in der Hauptsache die chronologische, die ihrer Abfassung, sei wird dadurch wahrscheinlich dass die erste sich selbst als die erstverfasste und als Einleitung ankündigt, während die letzten aus ihrem matteren Tone und verwaschenen Farben schliessen lassen dass der Dichter sie als Greis verfasst hat; auch ist unter den — übrigens spärlichen — Zeitandeutungen in den Stücken keine welche jener Annahme entgegenstünde, vielmehr gehört die späteste auch wirklich der vorletzten Satire (XV, 27) an.

3. Juvenal als Satiriker.

Für die Satiren des Juvenal ist es nach verschiedenen Seiten hin bezeichnend dass ihr Stoff die Zeit des Domitian ist. Juvenal hat diese Zeit miterlebt und durchgelebt; schweigend hat er die Greuelthaten und Niederträchtigkeiten unter dieser Regierung mit ansehen müssen, und sein Gemüt ist dadurch mit Bitterkeit, Hass und Verachtung erfüllt worden; und jetzt, da unter Trajan's Scepter die lange gepresste Welt endlich wieder freier athmete, bricht der angesammelte Stoff von selbst sich Bahn, die lange

*) Das Nähere hierüber geben die Anmerkungen zu der Uebersetzung der Satiren, bes. S. 209. 341 f. und sonst.

verhaltene Entrüstung schafft sich Ausdruck. Die nächste Folge von der Wahl dieses Stoffes ist die dunkle Färbung seiner Satiren. Schwarz in Schwarz gemalt sind Juvenal's Gestalten, die Manchfaltigkeit der Farbenmischung, die Kunst der Vertheilung von Licht und Schatten vermisst man bei ihm. Nur Schmutz, nur Gemeinheit und Beschränktheit gewahrt man überall. Die Zahl der Guten ist eine unendlich kleine (XIII, 26 f.), Keuschheit und Ehrlichkeit aus der Welt verschwunden (VI, 1 ff. XIII, 60 ff). Die Welt ist für Juvenal die Hauptstadt; kaum dass vereinzelte Ausblicke (wie II, 160 ff. III, 190 ff. 223 ff. IV, 126 f. 147 ff. VI, 83 ff.) uns daran erinnern dass ausser Rom auch noch etwas existiert. Und dieses Rom ist durch und durch verdorben: kein Verbrechen, kein Laster gibt es das nicht hier in Blüte stünde; die Schurken aller Nationen strömen hier zusammen und lassen keinen Raum für ehrliche Leute. Rom wie es unter Domitian war schildert nun aber der Dichter selbst unter Trajan lebend. Dadurch wurde seine Aufgabe schwieriger, sie erforderte mehr Kunst und Sorgfalt, mehr Vertiefung und Plan, damit die Zeiten nicht in einander fliessen; dass aber Juvenal hievon ein klares Bewusstsein gehabt und danach gehandelt hätte geht aus seinen Satiren durchaus nicht hervor. Perspectivisches Zeichnen scheint seine Sache nicht zu sein; die grössere künstlerische Ruhe, das Masshalten, die versöhnte Stimmung, den weiteren Gesichtskreis und die epische Glätte welche sich daraus hätte ergeben sollen dass es etwas Vergangenes, hinter ihm Liegendes ist was er schildert, hat er nicht eintreten lassen, sondern den gleichen Eifer aufgewendet wie wenn er noch mitten stünde in dieser grauenvollen Zeit und jeden Augenblick dadurch zu leiden hätte*). Ueberhaupt hat ihn jene Differenz zwischen der Zeit in welcher er schreibt und der welche er darstellt nicht viel Kopfzerbrechen gekostet: er ignoriert sie einfach. Hätten wir nicht seine eigene Erklärung (I, 170 f.) dass er die Gestorbenen zum Gegenstande seiner Darstellung machen wolle, und merkten wir es nicht aus manchen geschichtlichen Zügen, so könnten wir wirklich meinen Juvenal rede von und zu der Gegenwart. Selten wird irgend welche Zeit ausdrücklich und deutlich bezeichnet (wie II, 29 ff.

*) Einigermassen gemildert wird die Schiefheit dieses Verhältnisses dadurch dass Juvenal die Zeit des Domitian selbst auch erlebt hat und so die Empfindungen die er ausspricht wenigstens selbst auch — im Stillen — gehabt haben kann.

IV, 37 ff. VIII, 212 ff., wogegen VII, 1 ff. unbestimmt genug ist), in der Regel hält sich die Darstellung in eigenthümlicher Schwebe, im Gebiete des Allgemeinen, Zeitlosen. Diese Vermischung und Verwischung der Zeit verräth sich ganz besonders auch in den bei ihm vorkommenden Personen. Nennt er überhaupt solche, so sind sie entweder fingierte oder willkürlich gewählte oder typische oder allgemeine oder unbedeutende oder der Vergangenheit angehörige, und zwar meist einer recht entfernten, wie der des Cicero oder gar des Lucilius. Dagegen finden sich ausnahmsweise Namen welche unzweifelhaft der Zeit angehören in welcher Juvenal schreibt, wie Marius Priscus (I, 49 ff. VIII, 120), Isäus (III, 74), Archigenes (VI, 236 und sonst), Gallicus (XIII, 157). Solche konnten, bei dem einmal gewählten Standpunkte, auch nur durch Inconsequenz in seinen Satiren eine Stelle finden. Freilich wurde die Zeitlosigkeit ihm dadurch erleichtert dass es vorzugsweise die socialen Gebrechen und Laster sind die er zu seinem Gegenstande macht, die Krebsschäden der Gesellschaft, welche in der Zeit des Trajan nicht viel anders sein mochten als in der des Domitian. Dass Juvenal hiebei mit Vorliebe die eigentlichen Laster behandelt, nicht etwa blos die Thorheiten und Verkehrtheiten, hängt theils damit zusammen dass jene für declamatorische Behandlung ein ausgiebigeres Thema waren, theils wohl auch mit der Altersstufe auf welcher Juvenal seine Satiren verfasste. Sehen wir ab von der greisenhaften Haltung der spätesten, so zeigen die Satiren im Ganzen den Dichter als einen Mann der die Mittagshöhe des Lebens schon erklommen und den das Leben und die Erfahrung nicht nur um die Illusionen der Jugend gebracht hat sondern auch um seinen Glauben an die Menschheit, um seine Liebe zur Gegenwart und um seine Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Freilich ist bei Juvenal keineswegs sicher wie viel von seinen Aeusserungen wirkliche Ueberzeugung, wie viel auf die Rechnung des declamatorischen Pathos zu setzen ist. Insbesondere die Freundschaft mit Martialis — mit welchem er auch stofflich wie in einzelnen Gedanken und Wendungen oft genug zusammentrifft*) — könnte darauf führen dass es mit der ernsten düsteren Miene welche Juvenal in seinen Satiren annimmt

*) Vgl. W. E. Weber zu Sat. III, 220 ff. 257, S. 323. 326. Auch s. meine Einl. zu Sat. V u. vgl. Sat. II, 3 mit Mart. I, 24, 3; Sat. V, 109. 147 mit Mart. XII, 36, 8. I, 20, 4; Sat. VI, 196 ff. mit Martial. VI, 23; Sat. VI, 184 ff. mit Mart. X, 68; Sat. VI, 492 ff. mit Mart. II, 66.

nicht so gar viel auf sich habe. Indessen auch Martial sagt von sich: obscena est nobis pagina, — vita proba est; und Juvenal brandmarkt (Sat. II, 3 vgl. IV, 106) ausdrücklich Solche welche in ihren Worten und Schriften die Sittenrichter spielen, während ihr eigenes Leben sehr weit davon entfernt ist dazu irgend welches Recht zu geben. Auch dass Martial von seinem Freunde Juvenal voraussetzt*) dass er sich zu Rom in der Suburra umhertreibe — bekanntlich einem der belebtesten, aber keineswegs tugendhaftesten Stadttheile — beweist nichts gegen den Charakter unseres Satirikers, da nach dem ganzen Zusammenhange Martial nicht die Genüsse, sondern die Beschwerden und Unannehmlichkeiten Roms hervorhebt und daher auch den Besuch der Suburra nur als eine fatale Nothwendigkeit zum Behufe der Studien des Satirikers sich denkt. So sehr daher auch die Person des Dichters in seinen Satiren zurücktritt, so ist doch kein Grund anzunehmen dass ein Dualismus besteht zwischen Juvenal dem Menschen und Juvenal dem Satiriker, vielmehr ist glaublich dass die ernste Stimmung welche die Grundlage seiner Satiren bildet ihm selbst auch eigen und natürlich war, nicht blos eine vorgenommene Maske. Nur dass das Selbstempfundene künstlich gesteigert, rhetorisch übertrieben ist wird sich nicht bestreiten lassen. Und jedenfalls ist das gemeinsame Product aller dieser Factoren eine trübe, pessimistische Anschauung von den Dingen und den Personen, von den Menschen wie den Göttern. Juvenal's Welt ist götterlos, seine Lebensluft ist eine schwüle, beengte, durch greuliche Dünste verpestete; kein Licht leuchtet ihm in der bangen finstern Nacht, kein Trost, keine Hoffnung, keine Erhebung aus dem Greuel, nichts als Schatten und Verzweiflung. Kein Blick hinaus aus der traurigen Gegenwart in eine lichtere Zukunft, nur öfters ein Blick zurück auf eine bessere Vergangenheit**), aber dieser Blick stimmt ihn nur noch bitterer und dient ihm nur als Folie für seine Nachtbilder. Die dunkelsten Partieen sucht er sich mit Vorliebe auf und führt sie bis ins Einzelste hinein mit solcher Gründlichkeit aus dass es ist als freute er sich darüber wenn die Menschen recht schlecht sind, weil sie ihm dann willkommenen Stoff bieten über sie los-

---

*) Martial. XII, 18 in.:

dum tu forsitan inquietus erras
clamosa, Juvenalis, in Suburra.

**) Vgl. I, 94 f. II, 73 f. III, 312 ff. VI, 265 f. 287 ff. 342 ff. VIII, 98 ff. XI, 77 ff. XIII, 53 ff. XIV, 160 ff. 179 ff. XV, 166 ff.

zuziehen. Juvenal hat kein Grauen, keinen Ekel vor dem Hässlichen, er spricht davon mit der Rückhaltslosigkeit des Arztes. So wird er wohl oft kolossal obscön, aber nicht üppig; nicht im verführerischen Florkleid treten seine Gestalten auf und nur soweit verhüllt um nach dem Ganzen lüstern zu machen, sondern sie sind nackt und zeigen Formen die nichts weniger als reizend sind; wenn er dennoch manchmal Anstoss gibt, so kommt diess theils von dem Drastischen der Ausmalung her theils davon dass seine Gestalten nicht ursprünglich nackt sind — wie die des Aristophanes*) — sondern erst entkleidet. Von Juvenal kann man mit ganz anderem Recht als von Horaz eine „furchtbare Realität ohne eigentliche Poesie"**) aussagen, ja sogar einen materialistischen Charakter seiner Kunst. Darin zeigt er sich freilich nur als Römer und als Rhetor. Der Römer Weise hat überhaupt etwas Massiges, Klobiges, die Kehrseite und Uebertreibung ihrer Solidität; nimmt man dazu noch vollends die Unersättlichkeit und Plumpheit des Rhetors, so erklären sich Ausmalungen wie Sat. II, 32 f. IX, 43 f. oder die des Greisenthums X, 190 ff. oder Widerlichkeiten wie XV, 54 ff. 78 ff. Wenn Persius in seinen Satiren auf die Wirklichkeit wenig Rücksicht nimmt, sondern nur ein Ideal darstellt, und zwar ein einseitig gefasstes***), so ist Juvenal in das entgegengesetzte Extrem gefallen: er gibt nur die Wirklichkeit, und zwar diese grass und einseitig dargestellt, der andere Bestandtheil im Begriff der Satire, das Ideal, fehlt bei ihm. Nur eine Consequenz davon ist dass er auch die Götter nichts gelten lässt. Zwar dass er auf die — oft nicht einmal veredelten — Menschengestalten nichts hält mit welchen der Volksglaube seinen Himmel bevölkert ist sehr begreiflich: er spricht hier nur mit Offenheit aus was allgemeine Ansicht in seiner Zeit war (s. II, 149 ff. XIII, 37—52). Aber er behandelt diese Gegenstände des einstigen Volksglaubens mit einem Sarkasmus, einem Hohne welcher an Frivolität streift und mit Religion und Religiosität überhaupt unvereinbar ist. So Sat. II, 31. 131 f. III, 139. IV, 36. VI, 59. 176 f. 394 f., und auch XIII, 37 ff. enthält viel Anzügliches. Ein Ausfluss dieses Mangels an aller Idealität, dieses Nihilismus ist ferner sein Verhalten gegen das weibliche Geschlecht, wie es sich besonders

*) Vgl. meine Ausgabe der Wolken (Leipzig, Teubner 1867) S. 17.
**) Vgl. meine Charakteristik des Horaz (Leipzig 1842) S. 14.
***) Vgl. oben S. 400 ff.

in der sechsten Satire kundgibt. Eine Art von Weibern nach der andern nimmt er hier vor und malt sie mit seinem Pinsel, der lieber karikiert als schmeichelt, und schildert alle ihre Untugenden und Laster in grösster Ausführlichkeit; aber nachdem er mit dieser Aufzählung zu Ende ist hält er sein Thema für erschöpft: eine gute Frau oder auch nur eine erträgliche Frau kennt er nicht. Und nicht etwa blos von den Weibern in Rom — und dem damaligen Rom — will er diess aussagen, sondern er behauptet dass das Schlechtsein zum Wesen und Begriff des Weibes gehöre (VI, 134 f.). Und mit der gleichen Schwarzsichtigkeit und Bitterkeit spricht er sich auch an andern Stellen (wie X, 321 ff. XI, 168 ff. XIII, 191 f.) über die Weiber aus. Dabei entschädigt Juvenal für diesen Mangel an Idealität nicht einmal durch desto grösseren Ernst und grössere Tiefe der sittlichen Begriffe. Zwar wird besonders in den späteren Satiren viel moralisiert, und manchmal (wie IV, 8 = XIV. XIII, 86 ff. 249) nimmt er auch Anläufe zu höheren Standpunkten; aber wie wenig das tief geht und wie völlig der Dichter beherrscht ist von engen nationalen und socialen Vorstellungen zeigt namentlich die zweite Satire, wo v. 65 ff. den widernatürlichsten Ausschweifungen das Tragen eines durchsichtigen Gewandes an die Seite gestellt und v. 143 gar als noch schlimmer denn jene Naturwidrigkeiten das Auftreten eines Vornehmen als Gladiator bezeichnet wird, — ganz in dem gleichen Geiste aus welchem auch I, 22 f. VI, 33 f. VIII, 112 ff. 185 ff. gesprochen ist. Wie erquickend ist, mit solchen Grassheiten und Missgriffen verglichen, die Satire des Horaz! Heiter und wolgemut rudern wir mit ihm auf den Wellen des Lebens umher, und wenn er auch mutwillig den Kahn ins Schwanken bringt oder wenn er uns in Untiefen führt, in Strudel uns hineinreisst, so sehen wir doch überall seine Hand ruhig und fest, wir haben in seiner Person eine Gewähr dafür dass es nicht übel abläuft, dass es so schlimm doch nicht ist; die Klarheit und Freiheit und Heiterkeit des Geistes, die auch in allen Verwicklungen ihn nicht verlässt, flösst uns Vertrauen ein und hält unsere Achtung vor der Menschheit aufrecht. Juvenal's Satiren dagegen fehlt es an Erhebung über die schlechte Wirklichkeit, an Licht zu dem Schatten, an Versöhnung nach all den wehthuenden Bildern. Nur vereinzelt finden sich bei ihm Gedanken und Züge an denen man eine ungetrübte Freude haben kann. So spricht warmes Gefühl für die unverfälschte Natur aus Sat. III, 18 ff.,

echter sittlicher Adel aus III, 54 ff., lebendiges Nationalbewusstsein und Mannesstolz aus III, 66 ff. 81 f. 84 f. V, 164 ff. 170 ff.; so verräth humanen Sinn II, 93. VI, 222. XV, 138 ff.; eine edle Denkweise VIII, 20 ff. 79 ff. XIII, 192 ff.; auch an weiteren Gesichtspunkten fehlt es nicht ganz (wie VI, 292 f.); eine schöne Schilderung des echten Dichters enthält VII, 53 ff. und ein goldenes Wort XIV, 47. Dergleichen Stellen lassen es nur beklagen dass ihr Einfluss auf die gesammte Anschauung und den allgemeinen Ton des Satirikers kein grösserer ist.

Freilich einem Stoffe gegenüber wie Juvenal ihn sich gewählt hat wäre die lächelnde Halbmoral eines Horaz nicht an ihrem Platze gewesen; ein solcher Stoff trieb zum Ernste, zum Zorne, zum Poltern. Aber dass er sich diesen Stoff gewählt hat, darin eben zeigt sich die Masslosigkeit des Rhetors. Und ein Rhetor ist Juvenal doch zu allererst und vom Scheitel bis zur Zehe*). Die Gewöhnungen der Rhetorschule, denen er bis weit ins männliche Alter hinein nachhieng, haben ihn auch zur Satire begleitet und zeigen sich hier theils in der schulmässigen Art wie er seine Gedichte anlegt theils in dem einförmigen Pathos seines Tones. Juvenal pflegt ein bestimmtes Thema in nüchterner regelrechter geradlinigter Weise durchzuführen, so dass die Disposition mit wenig Mühe nachzuweisen ist**). So z. B. Sat. VII, X, XIII. In der zehnten erörtert Juv. zuerst um was man die Götter nicht bitten soll (Reichthum, Macht, Beredtsamkeit, Ruhm, langes Leben, Schönheit), zuletzt (v. 346 ff.) positiv, um was. Aber im Einzelnen ist sein Plan doch wieder manchmal schwer zu erkennen. Nicht als ob er neckisch auf etwas scheinbar Heterogenes überspränge, dessen Zusammenhang und Zweck erst im Verlaufe klar wird, wie Horaz; so viel Kunst besitzt Juvenal nicht; wohl aber stellt er die einzelnen Glieder und Theile seiner Beweisführung unverbunden neben einander und fängt scheinbar von vornen an, so dass oft wirklich nicht zu ermitteln ist warum dieser Gedanke gerade diese Stelle einnimmt, was auf ihn geführt hat und wozu er führen soll. Diese Art der Anlage zieht zwei weitere Nachtheile nach sich. Einmal dass alle Abweichungen von der geraden

*) Eine Verkennung dieser Thatsache ist die Ribbeck'sche Unterscheidung von Juvenalis saturae und Declamationes quae Juvenalis nomine feruntur. Als ob jene saturae nicht auch declamationes wären!

**) Von dieser Wahrnehmung ausgehend hat O. Ribbeck Alles was er nicht in die Disposition hineinbrachte gutes Muts für interpoliert erklärt.

Linie der Entwicklung, die sich denn doch nicht vermeiden lassen, nun als wirkliche Abschweifungen und als störend erscheinen. Wenn ein Plan nicht nach dem Princip der Schönheit angelegt ist, sondern nach der Schnur, so wird jede Abweichung von ihr widrig und zum Fehler. Juvenal aber sucht solche Abweichungen öfters auf, vielleicht eben um die selbsterkannte Einförmigkeit seiner Anlage zu mildern, manchmal aber gewiss auch nur um seine Schulgelehrsamkeit anzubringen. So kann nichts unzeitiger sein als Sat. XII, 102 ff. mitten in die Erörterung über die Erbschleicherei hinein der Excurs über die Elephanten*); so kann Juv. X, 220 ff. für einen ganz untergeordneten Punkt nicht Beispiele genug herbeischleppen. Sodann wird ein Plan, je schulgerechter er ist, um so sicherer und schneller ermüdend, die Uebergänge werden mühsam, matt, kahl und trocken — wofür die sechste Satire die zahlreichsten und stärksten Belege liefert**) — und wiederholen sich in bestimmten Zwischenräumen; künstlerische Einkleidungen werden entweder gar nicht versucht oder werden sie von dem schulmässigen Thema überwuchert und gelangen zu keinem Ernste, keiner Consequenz, Anschaulichkeit und plastischen Abrundung. Eine glückliche Ausnahme hievon macht nur etwa die dritte Satire, einigermassen (doch mit starken Einschränkungen) auch IX, XI und XII***); alle andern verrathen wenig Geschick in ihren Einkleidungen. So nimmt die sechste Satire die Miene an als sollte einem Heiratslustigen sein Vorhaben ausgeredet werden durch Hervorhebung der Fehler des weiblichen Geschlechts, insbesondere ihrer Untreue; dieser Heiratslustige bleibt aber uns völlig fremd. Ebenso in der fünften Satire gewinnt der angeredete Parasit keine persönlichen Umrisse, sondern bleibt nur ein Parasit überhaupt, gleichsam ein Gattungsbegriff. Andere Stücke leisten auf die Form und den Anspruch eines poetischen Kunstwerks geradezu Verzicht, wie namentlich die späteren Satiren, wo der Dichter die doch vergebliche Bemühung lieber vollends ganz aufgibt und ein abstractes Thema rhetorisch und mit Beispielen aus Geschichte und Leben ausführt, wie Sat. XIV die Strafe der Sünden, XV den verderblichen Einfluss des Beispieles der Eltern auf die Kinder; XVI die bevorzugte

*) Vgl. Hertzberg's Anm. S. 308 und zu XI, 125.

**) Mit ihrem einförmigen Fortschritt durch quantitative Steigerung. Aehnlich II, 143. VIII, 183 f. 199 f.

***) Vgl. Hertzberg's Anm. S. 298 und 308.

Stellung des Kriegerstandes. Zu einem wahren Künstler fehlt dem Juvenal die Genialität, die leichte geschmackvolle Gruppierung des Stoffes, die Formbeherrschung; keuchend kommt er daher, und kaum hat er, von der Natur überwältigt, einen Augenblick Pause gemacht, so rafft er sich von Neuem auf um seinen mühseligen Weg fortzusetzen. Denn was seinen Ton betrifft, so ist dieser einförmig eifernd, erregt, predigend, scheltend, abkanzelnd. Juvenal hat ein künstlich gesteigertes, krankhaft erhitztes Wesen, wie Persius und viele andere Schriftsteller des ersten Jahrhunderts; er redet sich in die Hitze und eine Art Leidenschaft hinein, wird beredt, ja redselig, und will doch zugleich alles Einzelne energisch und bezeichnend ausstatten; er spricht lange und viel, ohne darum weniger laut und pathetisch zu sprechen, und ermüdet dadurch sich selbst und seine Hörer. Er trägt die Würzen so stark auf dass seine Gerichte dadurch schwer geniessbar werden; er steigert die Eigenschaft des Pikanten — in welche diese Zeit ihren Hauptstolz setzte — ins Uebermass, er strebt mit Bewusstsein nach dem haut-goût der auch den Tacitus charakterisiert wie andere Zeitgenossen. Seine Ausdrucksweise ist prägnant, gewählt und gehoben, manchmal sogar wo diess nicht am Platze ist, wie namentlich die rhetorische Figur der Anrede oft zwecklos angewandt ist; aber das gehört nun einmal zu seiner Manier, die ihm überallhin nachgeht, der Kothurn ist seine gewöhnliche Fussbekleidung geworden, die er auch auf der Strasse nicht ablegt. Ebenso sind seine Verse markig, schwungvoll und recht absichtlich erhaben und volltönend gebildet. Indem er daneben aber nicht müde wird zu reden und immer neue Züge zu seinen Bildern hinzufügt, bis sie zuletzt überladen sind, so wirken die entgegengesetzten Eigenschaften der Gedrängtheit und der Redseligkeit gegenseitig schwächend und trübend auf einander: declamiert er, so hat er nicht die Leichtigkeit und den Fluss eines guten Declamators; ist er gedrängt, so fehlt es ihm an Natürlichkeit und Klarheit. Indessen sind die Fälle doch auch nicht selten wo er, vom Stoffe fortgerissen, seine Manier vergisst und lebendig, anschaulich, warm, ja sogar humoristisch wird. So besonders wiederum in der dritten Satire (namentlich v. 73 ff. 278 ff.), welche vielleicht die Denk- und Sprechweise seines Freundes Umbricius nachbildet und darum so originell, so abweichend von dem Grundtone der andern Satiren ausgefallen ist; doch enthält auch die sechste viel Schelmerei und heitere Bosheit (z. B. v. 31 ff. 94 ff. 110 ff. 272 ff.), nur dass es

viel zu lange fortgeht und neben den sonstigen Uebertreibungen und Kapuzinaden kaum zur rechten Geltung gelangt; und lebendig ist auch die Schilderung VI, 481 ff. Gemütliche Wärme und fast idyllische Vertiefung ins Kleine zeigen Stellen wie III, 18 ff. 175 f. 226 ff. V, 143 ff. VI, 605 ff. VIII, 149 f. IX, 60 f. und auch der bittere Humor der siebenten Satire (z. B. v. 150 ff.) ist ansprechend. Feine sinnige psychologische Bemerkungen finden sich z. B. X, 96 f. 328 f. Aber im Ganzen sind dergleichen Stellen doch nur Ausnahmen, und beweisen nur dass Juvenal mehr in gelungener Ausführung einzelner Scenen und Bilder seine Stärke hat als in künstlerischer Gestaltung des Stoffes im Grossen, etwa wie Persius und Jean Paul. Am meisten aber erinnert die Weise des Juvenalis an die des Tacitus. Beide halten ihrer Zeit die Vergangenheit als Spiegel vor und Beide malen auf dunklem Grunde mit energischen Farben, wobei Tacitus sich überwiegend mit der politischen Seite beschäftigt, Juvenal mit der socialen. Aber der melancholische Zug, der den Tacitus so interessant macht, seine Trauer und Wehmut über all das Schlechte das er berichten muss, geht dem Juvenal völlig ab, er macht vielmehr den Eindruck als ob es ihm ganz behaglich wäre in dieser Atmosphäre, und als ob er einer starken Emotion bedürfte für seine Gesundheit; überhaupt findet sich bei ihm so gut wie Nichts von dem idealen Zuge, der Sehnsucht nach dem Lichte einer besseren Zeit, welcher als ein milder Accord die ganze Darstellung des Tacitus begleitet. Auch die Kritik geht bei Beiden aus einer diametral verschiedenen Tonart: wo Tacitus sarkastisch, schneidend, äzend ist, da schlägt Juvenal geräuschvoll, derb, ja plump darein. Auch sind seine Gestalten ebenso generisch gehalten wie die des Tacitus in das feinste psychologische Detail hinein ausgearbeitet. Mit seinen Vorgängern innerhalb der Satire, mit Horaz und Persius, verglichen muss Juvenal dem Ersteren in jeder Beziehung den Vorrang lassen. Horaz steht über Juvenal genau so hoch wie ein Künstler und Dichter über einem Rhetor und Declamator. Mögen Juvenal's Beobachtungen umfassender sein als die des Horaz, aber feiner und tiefer sind sie nicht, und der Weitblick des Horaz fehlt ihm gleichfalls. Allerdings hat die wesentlich verschlimmerte Zeit grellere Farbengebung und einen gröberen Pinsel nöthig gemacht; aber Juvenal hat absichtlich und ausschliesslich die schwärzesten Partieen sich zum Gegenstande gewählt und dadurch eine Zeit die an sich schon hässlich genug

war noch hässlicher gemacht. Dagegen mit Persius kann sich Juvenal wohl messen. Was jenem mangelt, das Eingehen auf das wirkliche Leben, die Beobachtung, das hat dieser im Uebermass; Juvenal ist an Anschauungen ebenso reich als Persius daran arm ist; aber eben dadurch sind Juvenal's Satiren ins Breite gerathen, fehlt ihnen die Zusammenfassung in einen Grundgedanken, die klare Beziehung auf einen Mittelpunkt, das Einheitliche, welches Persius freilich leicht festhalten konnte, weil er aus der Einheit überhaupt nicht herausgieng, in die Manchfaltigkeit und Zerstreuung der Wirklichkeit sich gar nicht hinauswagte.

4. Doppelrecension der Satiren Juvenal's*).

So weit ich davon entfernt bin die Annahme einer doppelten Recension als eine Panacee für alle Schäden der Ueberlieferung des juvenalischen Textes zu betrachten, so scheint es mir doch unzweifelhaft dass in einer Anzahl von Stellen dieses Heilmittel die angemessenste Lösung der vorhandenen Schwierigkeiten bietet**).

So gleich Sat. I, 73—80. Hier würde man gewiss nichts vermissen wenn es blos hiesse:

occurrit matrona potens, quae molle Calenum
porrectura viro miscet sitiente rubetam
instituitque rudes melior Lucusta propinquas
per famam et populum nigros efferre maritos.
aude aliquid brevibus Gyaris et carcere dignum
si vis esse aliquid; probitas laudatur et alget:
criminibus debent hortos, praetoria, mensas,
argentum vetus et stantem extra pocula caprum.

Aber ebenso wenig würde man einen Defect empfinden wenn die Stelle lauten würde:

occurrit matrona potens, quae molle Calenum
porrectura viro miscet sitiente rubetam
instituitque rudes melior Lucusta propinquas
per famam et populum nigros efferre maritos.

*) Aus dem Rhein. Mus. XX. S. 153 f. 473 ff. XXI. S. 155 ff.

**) O. Jahn, Ausg. des Juv. Berol. 1868, p. 10, wendet gegen mich ein: qui cum de quibusdam locis propter repetitiones molestis ita iudicaret ut duplicis ab ipso poeta institutae recensionis vestigia agnosceret potius quid a poeta non repetitum esse optaret declarasse quam quid poeta fecerit probasse mihi videtur. Diess wäre aber nur dann treffend wenn es sich in den betreffenden Stellen um einfache Wiederholungen handeln würde und nicht vielmehr um zweierlei einander ausschliessende Darstellungen.

quem patitur dormire nurus corruptor avarae,
quem sponsae turpes et praetextatus adulter?
si natura negat, facit indignatio versum,
qualemcumque potest, quales ego vel Cluvienus.

Das Auffallende an dem was die Handschriften geben ist gerade dass sie mehr bieten als man erwartet und gebrauchen kann. Man glaubt mit caprum am Schlusse der Erörterung angekommen zu sein und sieht sich mit dem folgenden Verse (quem patitur u. s. w.) wider Vermuten zu neuem Anfangen genöthigt, ohne dass man doch einen zureichenden Grund erkennen kann, da mit vier Versen dieser neue Anfang schon wieder zu Ende ist, und von diesen vier Versen überdiess die zwei ersten an einer beliebigen andern Stelle der Satire mindestens ebenso gut stehen könnten als hier. Die vier Verse aude aliquid — caprum haben für sich schon einen vollkommen abschliessenden Charakter. Nach den beiden letzten Beispielen, eines Mannes der durch Testamentsfälschung zu Reichthum gelangt ist, und einer Frau die ihren Mann vergiftet hat und doch noch fortwährend in Ansehen steht, fährt der Dichter fort: kurzum, im heutigen Rom muss man ein Schuft sein um es zu etwas zu bringen und Schätze aller Art zu erwerben. Damit ist die Betrachtung an einem Ruhepunkte angelangt, und wir finden es um so befremdender dass wir gleich darauf abermals in Athem gesetzt werden, und vollends gar fast zwecklos. Und doch enthalten weder jene noch diese vier Verse irgend etwas was der Weise des Juvenal widerstreitend oder seiner unwürdig wäre. Diess alles führt mich zu der Folgerung dass wir hier einen doppelten Schluss der Erörterung vor uns haben, beide von Juvenal herrührend, aber nicht beide von ihm dazu bestimmt auf die Nachwelt zu kommen, vielmehr der eine dazu bestimmt an des andern Stelle zu treten. Welches von beiden der ältere, verworfene Schluss sei, welches der spätere, darüber kann man einen Augenblick schwanken. Die in den Handschriften zuerst stehende Verstetrade (aude aliquid u. s. w.) schliesst sich besser an das Vorhergehende an, hat aber in den Worten stantem extra pocula caprum einen rhetorisch und sachlich wenig befriedigenden Abschluss. Bei der zweiten Tetrade (quem patitur — Cluvienus) ist das Verhältniss das umgekehrte: der Schluss ist sehr gut, dagegen der neue Ansatz mit quem patitur u. s. w. minder entsprechend. Diess scheint mir ein Beweis dass letzterer Schluss der spätere ist: bei der nachträglichen Hinzufügung ge-

lang der Anschluss an das Vorhergehende weniger gut, die Endverse aber verbessern vortrefflich das Unbefriedigende des früheren Schlusses (mit stantem — caprum). Die Verse aude aliquid bis caprum waren also wohl von Juvenal zum Wegfall verurteilt; aber den Vollzug des Urteils vereitelte die Weichherzigkeit der ersten Herausgeber (oder Abschreiber) nach Juvenal's Tod, die es nicht über sich gewannen die gestrichenen Verse ganz wegzulassen, oder auch ihre Gedankenlosigkeit; so haben wir zwei Redactionen neben einander bekommen.

In Sat. III gehört die Schilderung des Treibens der Griechen in Rom zu einer der in diesem Stücke nicht seltenen Glanzpartien. Gegen das Ende hin gipfelt sie in den Sätzen:

praeterea sanctum nihil est nec ab inguine tutum . . .
horum si nihil est, aviam resupinat amici (112),

um dann abzuschliessen mit der praktischen Folgerung um deren willen Umbricius dieses Thema angeschlagen hat:

non est Romano cuiquam locus hic ubi regnat
Protogenes aliquis vel Diphilus (120).

Zwischen diese beiden trefflich zusammenhängenden Versreihen hinein haben sich aber sechs Verse (113—118) gedrängt die nach Inhalt und Ton zu ihrer Umgebung durchaus nicht passen, nämlich:

scire volunt secreta domus atque inde timeri.
et quoniam coepit Graecorum mentio, transi
gymnasia atque audi facinus maioris abollae:
stoicus occidit Baream delator, amicum
discipulumque senex ripa nutritus in illa
ad quam gorgonei delapsa est pinna caballi.

Von diesen liesse sich der erste allenfalls noch nothdürftig in den Zusammenhang einreihen: durch solche (geschlechtliche) Verhältnisse werden sie zugleich Vertraute eines Theils der Familie und kommen so hinter deren Geheimnisse und verstärken dadurch ihren Einfluss. Aber nach der farbenreichen Zeichnung des Vorhergehenden nimmt sich dieses theoretische scire volunt doch sehr fremdartig und kümmerlich aus. Da aber der Vers doch wohlgebaut ist und, für sich genommen, auch einen ganz guten Gedanken enthält, so halte ich für das Wahrscheinlichste dass er ein nachträglicher Zusatz des Dichters ist, der diesen an sich vollkommen passenden und wichtigen Zug nicht weglassen wollte und ihn doch mit dem schon fertigen und abgerundeten Zusammenhang nicht mehr vollständig auszugleichen vermochte.

Bedenklicher sind die fünf folgenden Verse. Ihr Inhalt passt ganz und gar nicht in den Zusammenhang; ihr Ton ist völlig abweichend von dem sonstigen der Rede des Umbricius, er ist polternd und predigend, wie überall sonst wo Juvenal in eigener Person spricht, wie fast überall ausser in dieser dritten Satire. Auch im Einzelnen des Ausdruckes finden sich Anstösse genug. Wie ungeschickt ist gleich die Einführung durch quoniam coepit Graecorum mentio! Als ob sie erst begonnen hätte und nicht vielmehr schon am Ende angelangt wäre! Dann die Unklarheit der Wendungen transi gymnasia und facinus maioris abollae, die Bedeutungslosigkeit der geheimnissvollen Umschreibung der Heimat des Celer und die phraseologische Ausführung derselben, welche sich wie ein unglücklicher Abklatsch von v. 25 ausnimmt. Obwohl daher diese Verse von Ribbeck unbeanstandet gelassen worden sind und nur in v. 116 eine kleine Aenderung (Baream, delator amicum) erfahren haben, die ich für keine Besserung halte — denn dass ein delator sein Handwerk auch an einem amicus ausübt hat nichts Befremdendes — so gehören sie doch nach meiner Meinung zu denjenigen welche, wenn man überhaupt zwischen einem echten und einem unechten Juvenal in dieser Weise unterscheiden zu dürfen glaubte, dem letztern zuzutheilen wäre. Denn mit v. 119 wird die allgemeine Erörterung in einer Art zu Ende geführt welche von einer unmittelbar vorausgegangenen Unterbrechung nichts ahnen lässt; auch wäre es nicht undenkbar dass die fünf Verse aus den Angaben des Tacitus zusammengeflickt und hier, als der einzigen Stelle wo von den Griechen in Rom die Rede ist, angefügt wären. Indessen wüsste ich nichts Entscheidendes einzuwenden gegen die etwaige Annahme dass auch hier eine von dem Satiriker selbst verfasste und mit dem Zusammenhang noch nicht ins Gleichgewicht gebrachte nachträgliche Bemerkung vorliege, und dass der v. 113 eben als eine Art von Vermittlung zwischen den beiden Gedankenreihen von ihm hinzugedichtet worden sei. Vgl. die Anmerkungen zu meiner Uebersetzung der Satiren (Stuttgart, Metzler, 1865) S. 189 f.

Auch Sat. V, 92—102 scheint es mir einleuchtend dass zweierlei Variationen desselben Gedankens zu Tage liegen. Die Verse lauten:

mullus erit domini quem misit Corsica vel quem
tauromenitanae rupes, quando omne peractum est
et iam defecit nostrum mare, dum gula saevit,
retibus adsiduis penitus scrutante macello 95

proxima, nec patimur tyrrhenum crescere piscem.
instruit ergo focum provincia, sumitur illinc
quod captator emat Laenas, Aurelia vendat.
Virroni muraena datur quae maxima venit
100 gurgite de siculo; nam dum se continet Auster,
dum sedet et siccat madidas in carcere pinnas,
contemnunt mediam temeraria lina Charybdim:
vos anguilla manet u. s. w.

Sowohl die ersten sieben als die darauf folgenden vier Verse behandeln denselben Gegenstand, denselben Theil des Mahles, das Essen von Fischen, und zwar beidesmal von Seiten des dominus, des Virro, nur dass der kostbare Fisch der ihm aufgetischt wird das erste Mal ein mullus ist und nachher eine muraena. Was dagegen der arme Gast, was Trebius vorgesetzt bekommt ist gegenüber von dem mullus nicht ausgeführt, sondern erst gegenüber der muraena, während doch sonst die ganze Schilderung fortwährend sich in diesem Contraste bewegt und niemals sonst die Gegenseite auszuführen vergessen wird. Wenn hienach die beiden Verscomplexe wesentlich das Gleiche enthalten, somit nicht neben einander bestehen und nicht ursprünglich neben einander gedichtet sein können, so fragt sich zuerst ob beide von Juvenal sind und dann, im Falle der Bejahung, welche von beiden Fassungen die ältere, welche die spätere ist. Dagegen nun dass sowohl v. 92—98 als 99—102 von Juvenal herrühren wüsste ich keinen Beweis beizubringen; beide Reihen sind tadellos, von bezeichnendem Inhalt und nach Gedanken wie Ausdruck und Ton ganz der sonstigen Weise des Satirikers entsprechend. Wenn ich aber hinsichtlich der Priorität der einen von beiden Reihen eine Entscheidung treffen soll, so gestehe ich in einiger Verlegenheit zu sein. Die ersten sieben Verse sind energisch, sie rücken der schwelgerischen Gegenwart direct zu Leibe und enthalten schliesslich zwei Personennamen ohne Zweifel aus der unmittelbaren Gegenwart. Viel zahmer sind die folgenden vier: sie geben zwar eine ganz hübsche Anschauung von dem Auster, wie er sich die Schwingen trocknet, aber sie sind ohne persönlichen Stachel, ganz allgemein gehalten. Denken wir uns daher die Nacharbeitungen des Satirikers in der Richtung vorgenommen um schwächere Stellen durch stärkere zu ersetzen, so müssten wir die vier Verse als die ursprünglichen betrachten, bestimmt durch die spätern sieben verdrängt zu werden, nur dass der Dichter selbst oder die ersten Redacteure seines Nachlasses sich nicht

entschliessen konnten die hübschen vier Verse gründlich zu beseitigen. War aber die Richtung jener nachträglichen Arbeiten eine entgegengesetzte, abschwächende, auf Milderung des für Lebende persönlich Verletzenden ausgehend, so wären vielmehr die sieben Verse für die älteren zu halten, die vier für die spätere Redaction. Für letztere Ansicht könnte auch diess zu sprechen scheinen dass die Verse 92—96 (besonders 94—96) eine etwas ungelenke Construction haben; doch ist dieses Argument meines Erachtens keineswegs entscheidend. Vgl. meine Anmerkungen a. a. O. S. 204.

Welche Anstösse Sat. VI, 178—183 enthalten ist von Ribbeck (Symb. p. 24 = Echter und unechter Juvenal S. 172) bereits hervorgehoben, insbesondere dass die Verse nichts besagen was nicht schon in v. 166 ff. dagewesen wäre. Wenn er dann aber über die Verse urteilt dass sie balbutientem tironem, non Juvenalem produnt, so fürchte ich dass auch in diesem Falle, wie wohl in den meisten andern, was zur Vertheidigung des Dichters gesagt ist vielmehr ihn selbst am empfindlichsten verwundet. Ohnehin werden balbutientes tirones sich zum Tummelplatz schwerlich gerade den Juvenal ausersehen haben. Mir scheinen die Verse eher aus einem unfertigen ersten Entwurfe herzurühren, von Juvenal selbst zum Wegfall bestimmt und durch v. 166 ff. ersetzt, aber gegen seinen Willen neben diesem Ersatze gleichfalls erhalten.

Sat. VI, 582 ff. ist in Ribbeck's Ausgabe schwer aufzufinden, da der Kartenspielcharakter welchen in derselben die sechste Satire bekanntlich hat hier sich ganz besonders geltend macht. Endlich treiben wir die Verse auf, p. 39, als v. 460 ff. und in veränderter Ordnung. Während nämlich die traditionelle Stellung der Verse folgende ist:

si mediocris erit, spatium lustrabit utrimque
metarum et sortes ducet frontemque manumque
praebebit vati crebrum poppysma roganti.
divitibus responsa dabunt Phryx augur et Indus — 585
conductus, dabit astrorum mundique peritus,
atque aliquis senior qui publica fulgura condit:
plebeium in circo positum est et in aggere fatum.
quae nudis longum ostendit cervicibus armum
consulit ante falas delphinorumque columnas — 590
an saga vendenti nubat caupone relicto,

so lesen wir sie dort in folgender Gestalt:

divitibus responsa dabunt Phryx augur et Indi
atque aliquis senior qui publica fulgura condit;'
si mediocris erit, spatium lustrabit utrimque — 582

metarum et sortes ducet frontemque manumque
584 praebebit vati crebrum poppysma roganti;
588 plebeium in circo positum est et in aggere fatum.
quae nudis longum ostendit cervicibus armum
consulit ante falas delfinorumque columnas
an saga vendenti nubat caupone relicto.

Dieser Umstellung liegt die unzweifelhaft richtige Einsicht zu Grunde dass die drei Verse si mediocris erit — roganti und quae nudis — relicto im Wesentlichen das Gleiche enthalten, nämlich das Thun ärmerer Befragerinnen im Gegensatze zu der Art wie reiche Frauen ihre abergläubischen Neigungen befriedigen (divitibus — condit). Aber ich glaube nicht dass mit dieser Umstellung gründlich geholfen ist. Denn auch so bleibt das Tautologische der Ausführung, dass Frauen und Mädchen der geringeren Stände ihre Orakel im Circus holen, welcher zuerst durch die metae und circus und dann abermals durch die falae delphinorumque columnae bezeichnet ist; und zu den alten Schwierigkeiten hin bringt diese Umstellung neue. Divitibus und si mediocris erit ist ein nach allen Seiten ganz inconcinner Gegensatz; die dreimalige Bezeichnung der gleichen Menschenclasse (mediocris — plebeium — quae nudis) und des Circus durch verschiedene Ausdrücke ist durch die unmittelbare Aneinanderrückung der betreffenden Verse nur noch unerträglicher geworden. Jedenfalls musste der Vers plebeium u. s. w. an seiner Stelle belassen werden. Die erwähnte Tautologie wäre dann freilich geblieben; aber diese wird auch nur durch die Annahme gehoben dass die drei Verse si mediocris — roganti und quae nudis — relicto wiederum zweierlei Redactionen desselben Gedankens, des Gegensatzes zu divitibus u. s. w. enthalten. Und zwar kann diessmal kein Zweifel darüber sein dass die zum Wegfall verurteilte Fassung die erste (si mediocris — roganti) war. Streichen wir diese, so hängt Alles aufs Beste zusammen: die reichen Frauen befragen einen Augur, welcher „weither" und darum theuer ist, und unter den Einheimischen nur solche welche eine hohe offizielle Stellung einnehmen; die Plebejerinnen holen ihre Kunde der Zukunft im Circus und auf dem Damme. Letzterer Gedanke ist alsdann concreter ausgeführt, und zwar in der gleichen Verszahl wie der Gegensatz divitibus u. s. w. indem der Begriff plebeium durch quae — armum specialisiert und näher bestimmt wird, in circo durch ante — columnas, und fatum positum est durch consulit an — relicto.

Einen anderen Weg möchte ich Sat. VI, 460 f. einschlagen. Im Zusammenhang lauten die Verse:

> nil non permittit mulier sibi, turpe putat nil,
> cum virides gemmas collo circumdedit et cum
> auribus extentis magnos commisit elenchos.
> intolerabilius nihil est quam femina dives. 460
> interea foeda aspectu ridendaque multo
> pane tumet facies u. s. w.

Hier hat der Sinn- und Zusammenhangslosigkeit des interea Madvig, welchem O. Jahn und O. Ribbeck gefolgt sind, durch Umstellung der Verse (464—466. 461 ff.) abzuhelfen gesucht. Es scheint mir aber dass hiergegen K. Fr. Hermann (p. XXVI seiner Ausgabe) mit Recht eingewandt hat dass lota cute (464) das Vorausgehen der in v. 461 ff. beschriebenen Toilettenkünste nothwendig mache, sowie dass die Erwähnung des moechus (464), welche nur durch den Gegensatz zum maritus veranlasst ist, unmittelbar nach v. 460 unmotiviert wäre. Durch die Streichung des viel citierten und wenig befolgten Verses 460, wie sie Paldamus vorschlägt, wird zwar dem Dichter ein berühmter und tadelloser Vers geraubt, in der Hauptsache aber nichts gebessert. Und doch kann ebenso wenig der handschriftliche Bestand richtig sein, wegen des interea. Ich vermute dass der ähnliche Anfang der beiden Verse intolerabilius u. s. w. und interea u. s. w. den Ausfall einiger dazwischen liegenden Verse herbeigeführt hat, worin die Unleidlichkeit einer solchen reichen und desshalb anspruchsvollen Frau und ihr ewiges Keifen mit ihrem Manne kurz ausgeführt war, worauf sich dann interea bezog: während sie aber so ihrem Manne das Leben sauer macht bietet sie ihm selbst gar nichts; nur für ihren Buhlen hat sie Reize, der Mann bekommt sie nur in abschreckender Gestalt zu sehen.

In der berüchtigten neunten Satire, welche bekanntlich die Form eines Zwiegesprächs zwischen Naevolus und einem Interlocutor hat, — als welchen man den Satiriker selbst bezeichnen mag, obwohl kein bestimmter Zug dazu nöthigt und nur die Motivierung des Nichtstillschweigens es empfiehlt, — stellt Naevolus, nach Mittheilung seiner schmutzigen Geheimnisse, an den Gegenredner das Ansinnen, er solle über das Mitgetheilte Stillschweigen beobachten. Der Gegenredner lehnt aber dieses Ansinnen ab, indem ja jedenfalls, auch wenn er selbst schweigen würde, die Sache an den Tag käme, wenn nicht auf anderem Wege, so unfehl-

bar durch die Sklaven des reichen Lüstlings, für die es ein besonderer Genuss sei die Geheimnisse ihrer Herrschaft auszuplaudern. Darauf wird diese Erörterung abgeschlossen durch die sechs Verse (118—123):

> vivendum recte est, cum propter plurima, tum vel
> idcirco ut possis linguam contemnere servi.
> praecipue cave sis ut linguas mancipiorum
> contemnas; nam lingua mali pars pessima servi.
> deterior tamen hic qui liber non erit illis
> quorum animas et farre suo custodit et aere*).

Dass wir auch hier zweierlei Fassungen neben einander haben, dafür kann ich mich diessmal auf die Schrift über den echten und unechten Juvenal berufen, wo S. 112 in den Worten „zwei parallele Versuche denselben [?] Gedanken auszudrücken" erkannt sind. Und wahrlich, linguas contemnere servi und linguas mancipiorum contemnas unmittelbar neben einander sind Fingerzeige welche schwer zu übersehen sind und von jeher Scrupel erregt haben. Noch unzweifelhafter wird jener Sachverhalt wenn wir den genaueren Inhalt der Verse und ihr Verhältniss zu einander und zum Folgenden ins Auge fassen. Die sechs Verse zerfallen unverkennbar in zwei Theile, wovon der erste aus den zwei ersten, der zweite aus den vier letzten Versen besteht**). Der erste Theil zieht aus den dargelegten Thatsachen die Lehre dass man also recte vivere müsse, schon aus dem Grunde damit man sich über das Gerede seiner Sklaven hinwegsetzen könne, es nicht zu scheuen brauche. Der zweite Theil warnt davor dass man über das Gerede der Sklaven sich hinwegsetze, es damit zu leicht nehme; denn die Zunge sei an dem schlimmen Sklaven das Schlimmste. Noch deterior sei freilich der Herr selbst, der durch seine Schlechtigkeiten und das daraus folgende böse Gewissen von seinen eigenen Sklaven abhängig, der Sklave seiner Sklaven werde und sie fortwährend fürchten müsse. Wenn sonach der erste Theil das

*) Auf sicherer Emendation beruht hier tum vel (statt des handschriftlichen tunc est) und cave sis (statt causis der Hdss.), nam hat der Pith. a manu secunda, mit den meisten Hdss. der interpolierten Classe, statt des ursprünglichen nec.

**) Dass die vier Verse zusammengehören erhellt aus der steigernden Beziehung des Comparativs deterior auf das vorhergehende pars pessima servi. Schon darum ist die Streichung von v. 120 und 121 unmöglich, abgesehen davon dass dadurch überhaupt aller Zusammenhang verloren gienge.

contemnere linguas servorum als Ziel des Strebens hinstellt, der zweite Theil aber vor demselben contemnere linguas servorum warnt, so bedarf es wohl keiner weitern Beweisführung dafür dass die beiden Theile einander ausschliessen und unmöglich derselben Bearbeitung angehören können. Desswegen aber alsbald von „Produkten von zwei oder drei verschiedenen, mit einander wetteifernden Verfassern" oder einem „echten" und einem „unechten" Juvenal zu reden, davon haben uns hoffentlich die vorher gegebenen Beispiele entwöhnt. Allerdings ist hier ein Wetteifer, aber nicht unter verschiedenen Personen, sondern innerhalb des Dichters selbst, welcher die als minder glücklich erkannte Fassung durch eine bessere zu ersetzen sich angelegen sein liess. Welches ist nun aber die bessere und daher ohne Zweifel vom Dichter selbst vorgezogene und spätere Fassung? Sicherlich die an erster Stelle stehende, v. 118 und 119. Dass dem so sei ergibt sich theils aus der prägnanten Kürze und vollkommenen Untadeligkeit dieser Fassung, theils aus v. 124, theils endlich aus der Fehlerhaftigkeit der gegenüberstehenden Redaction. In v. 124 erwidert nämlich Naevolus:

utile consilium modo, sed commune, dedisti.

Dieser nützliche, aber zu sehr allgemeine Rath kann nur der mit den Worten vivendum est recte gegebene sein. Das Weitere enthält zwar auch einen Rath (nämlich cave sis contemnas u. s. w.), und zwar einen der sich allenfalls auch als „nützlich" bezeichnen lässt, um so weniger aber als „allgemein". Wollte hienach der Dichter selbst sicherlich seinen Vers 124 unmittelbar an v. 119 anschliessen, so erweisen sich v. 120 — 123 als zum Wegfall verurteilt auch durch ihre Mängel. Dahin gehört gleich praecipue. Nachdem im Vorhergehenden eben die Gefährlichkeit der Sklavenzungen dargelegt war, konnte die Warnung vor ihnen nicht mit praecipue eingeführt werden, sondern erforderte eine Folgerungspartikel wie idcirco, das vielleicht von dem Dichter ursprünglich hier gesetzt war, aber von demjenigen der nach dessen Tode die Schlussredaction der Satiren besorgte und dem wir die verschiedenen Doubletten verdanken, desswegen weil die von ihm mitaufgenommene spätere Fassung das gleiche Wort (in v. 119) hat, in praecipue abgeändert wurde. Auch das Schwanken zwischen nec und dem (sachlich einzig richtigen) nam darf vielleicht mitangeführt werden. Sodann das undeutliche und unbehülfliche deterior, von welchem nicht klar ist was es heissen soll. Soll es, wie der sonstige

Gebrauch des Wortes (auch bei Juvenal, s. Sat. II, 22: infamis Varillus erit; quo deterior te? X, 323: sive est haec Oppia, sive Catulla deterior) wahrscheinlich machen würde, auf die innere Werthlosigkeit sich beziehen und eine Steigerung zu malus servus bilden, so passt dazu nicht das Folgende; denn die Abhängigkeit in welche der Herr durch sein böses Gewissen den eigenen Sklaven gegenüber geräth sagt nicht über Inneres etwas aus, sondern über die äussere Lage. Bezieht man aber desshalb deterior auf die äussere Lage, so widerstreitet das nicht nur dem Sprachgebrauch sondern stimmt auch nicht zum Vorhergehenden, wo lingua mali pars pessima servi die innere Nichtsnutzigkeit meint. Das richtige Verhältniss der vier Verse wäre folgendes. Auch dem Naevolus, als Theilhaber jener schmutzigen Dinge, ist zu rathen dass er das Gerede der Sklaven scheue; schlimmer freilich ist in dieser Beziehung deren Herr daran, der, trotzdem dass sie äusserlich von ihm völlig abhängig sind, durch sein böses Gewissen doch innerlich von ihnen abhängig wird. Dieses Verhältniss ist aber höchst unvollkommen ausgeprägt. Mangelhaft ist ferner animas custodit (statt des richtigen alit oder pascit), sowie liber illis, welches genau genommen subjective Bedeutung hat (frei in ihren Augen), während die Begründung des deterior einen deutlich objectiven Ausdruck erforderte. Neben diesen Mängeln aber ist andererseits anzuerkennen dass der Inhalt der vier Verse im Ganzen ein unzweifelhaft guter und treffender ist und dass der Gedanke lingua mali pars pessima servi, sowie der Gegensatz der äussern und innern Abhängigkeit vollen Beifall verdient. Ich sehe daher auch hier keinen Grund die vier Verse als „des Dichters unwürdig“ zu bezeichnen; vielmehr halte ich sie gleichfalls für ursprünglich juvenalisch, nur aber von dem Satiriker dazu bestimmt durch die bessern zwei Verse 118 und 119 ersetzt zu werden. Dass die vier nichtsdestoweniger gleichfalls auf uns gekommen sind war sicherlich nicht des Dichters Wille.

XVIII.

T a c i t u s.

Einleitung zum Gespräch über die Redner*).

Das Gespräch über die Redner ist eine culturhistorisch höchst merkwürdige Schrift, welche auf der Grenzscheide zweier wesentlich verschiedener Weltanschauungen steht, der des republikanischen und andererseits des kaiserlichen Rom, und die Eigenthümlichkeiten beider nicht blos beschreibt sondern auch im eigenen Geist und Stile widerspiegelt. Die Schrift setzt sich die Aufgabe, die Thatsache dass die Gegenwart in Bezug auf die wichtigste Seite des Lebens und der Literatur, die Beredtsamkeit, gegenüber von der Vergangenheit tief gesunken sei theils zu constatieren theils zu erklären. Constatiert wird sie dadurch dass für die gegentheilige Ansicht nur sophistische, leicht zu widerlegende Gründe vorgebracht werden können, von denen wiederholt (Cap. 15. 16. 24) bemerkt und durch den betreffenden Redner selbst stillschweigend zugegeben wird dass sie gar nicht ernstlich gemeint seien, so dass über die Thatsache selbst unter den Verständigen und Urteilsfähigen durchaus keine Meinungsverschiedenheit herrsche. Die Ursachen der Erscheinung aber wurzeln nach unserer Schrift so tief, in der völligen Umwälzung welche mit den politischen und socialen Verhältnissen, der Denkweise und dem Leben vor sich gegangen ist, dass von einer Aenderung keine Rede mehr sein kann. Beredtsamkeit und Kaiserthum verhalten sich zu einander ausschliessend: diess ist das Schlussergebniss unserer Schrift, eingekleidet (Cap. 41) in eine scheinbar harmlose Vermittlung der Gegensätze, die aber in Wahrheit die grösste Schärfung derselben ist. Was sich aus dieser Sachlage für den Einzelnen ergibt ist

*) Aus den Classikern des Alterthums 105 (Stuttgart 1858) S. 16—24.

dass keiner der Lebenden wirklich ein Redner ist oder sich — wofern ihn nicht etwa Eitelkeit oder Beschränktheit verblendet — für einen solchen hält, und dass unter den obwaltenden Verhältnissen kein Einsichtiger die Beredtsamkeit zu seiner Lebensaufgabe wählen wird. So ist die Schrift zugleich ein Programm der schriftstellerischen Thätigkeit des Tacitus (vgl. Roth's Uebersetzung S. 3—5), und zwar in einer doppelten Hinsicht, in Betreff des Dass sowohl als des Wie. Die Schrift gibt die Gründe an warum Tacitus, trotz seiner umfassenden rednerischen Studien und Uebungen, nicht der Laufbahn des Redners sich zugewendet, sondern vielmehr die stille Wirksamkeit des Gelehrten und Schriftstellers vorgezogen habe; und die Grundanschauung aller Schriften des Tacitus, dass seit dem Untergang der Republik Rom in stetigem Verfalle begriffen sei, wird hier nur nach einer einzelnen, aber besonders tief greifenden, Seite hin dargelegt. Indessen so sehr unsere Schrift sich streckt nach der besseren Vergangenheit, so sehnsüchtig sie zu ihr emporblickt, so kann sie doch dem Einflusse der Gegenwart sich selber nicht entziehen. Nicht nur dass sie ihre eigentliche Ansicht in verhüllter, indirecter Weise ausspricht, sondern sie bringt dem Streben interessant und pikant zu sein — welches sie als das charakteristische Symptom der modernen Beredtsamkeit gegenüber von der gesunden Einfachheit und Natürlichkeit der Alten darstellt — selbst auch ihren Zoll dar, freilich in einer Weise mit der wir nur sehr zufrieden sein können. Ebenso ist es mit dem Stile. Der Verfasser hat sich künstlich in die alte Schreibweise hineingelesen, er kommt frisch her vom Studium der rhetorischen Schriften des Cicero und sucht deren Fülle und Rundung nachzubilden; aber er thut es nicht immer geschickt, verfällt statt jener Vorzüge manchmal in Tautologie, Breite und Eintönigkeit, verwickelt sich in dem ungewohnten Faltenwurfe der Perioden, und verräth in unzähligen Wendungen und Constructionen den Schriftsteller der ersten Kaiserzeit. Auch in den andern taciteischen Schriften gewahren wir ein Fortwirken der vorzugsweise aus classischen Quellen geschöpften rednerischen Bildung ihres Verfassers, jedoch in abnehmendem Masse und niemals wieder so ausgedehnt wie in unserm Dialog; bis dann die specifische Eigenthümlichkeit des Stiles seiner Zeit, die Zerhacktheit und epigrammatische Verbissenheit, in seiner letzten Schrift, den Jahrbüchern, ausschliesslich und mit grossartiger Virtuosität ausgeprägt wird.

Schon nach dem Gesagten kann kein Zweifel darüber sein wie wir über die Frage von der Urheberschaft des Tacitus denken. In der That kennen wir kaum eine schwerere Verirrung des Urteils als die Bezweiflung oder Bestreitung des taciteischen Ursprunges unserer Schrift*), und wir erblicken darin einen abschreckenden Beweis auf welche Abwege es führt wenn man bei einem schriftstellerischen Producte, statt in dessen Tiefe einzudringen, vielmehr an der Oberfläche und dem Aeusserlichen kleben bleibt. Dass ein Unterschied ist zwischen der Darstellungsweise unserer Schrift und den übrigen taciteischen — zumal wenn man vorzugsweise die Annalen der Vergleichung zu Grunde legt — kann ein Blinder sehen; aber nur ein Solcher kann auch die ganz wesentlichen und charakteristischen Punkte der Gleichheit und Aehnlichkeit verkennen, und nur plumpes Zutappen kann aus jenen Differenzen auf Verschiedenheit des Verfassers schliessen, statt sich des Glückes zu freuen dass uns von einem denkwürdigen schriftstellerischen Entwicklungsgange die beiden Endglieder wie die Mittelstufen erhalten sind. Wenn es in der Natur der Sache liegt dass die beiden Schlussglieder der Reihe — also hier unser Dialog und die Annalen — am wenigsten Berührungspunkte mit einander gemein haben, so sind dagegen diese zahlreich mit den in der Mitte liegenden Schriften, Agricola, Germania und Historien, und erstrecken sich nicht blos auf Einzelheiten des Gedankens und Ausdrucks sondern auch auf das Rhetorische und Periodologische wenn auch nicht des Ganzen, so doch vieler Theile. Allen diesen Schriften aber, vom Dialogus bis zu den Annalen, gemeinsam ist die gleiche Ansicht vom Leben und von der Zeit, der gleiche Adel und Ernst der Gesinnung, derselbe haltungsvolle Freimut, dieselbe Schärfe und Feinheit der psychologischen Beobachtung und Schilderung. Was insbesondere die politische Richtung betrifft so spricht sich die oben bezeichnete Grundanschauung des Tacitus namentlich darin aus dass die Anerkennung von Personen und Sachen der Gegenwart gewöhnlich nur eine bedingte, relative ist, nur in so weit gültig als man dieselben nicht mit Früherem vergleicht. Wie Tac. diess im Dialog hinsichtlich der Beredtsamkeit thut (Cap. 1. 36. 41), so im Agricola 17 in Betreff der Bezeichnung eines Mannes als gross; und was er Dial. 13 den Maternus sagen

*) Vgl. hierüber auch meine Auseinandersetzung in Fleckeisen's Jahrbüchern LXXVII. S. 285 f.

lässt stimmt aufs Genaueste überein mit dem Redebruchstück Ann. V, 6. Ueberhaupt ist Maternus offenbar am meisten der Träger der eigenen Gedanken des Tacitus: wie jener, trotz aller seiner rednerischen Gaben und Studien, von dem in der Gegenwart hoffnungslosen Felde der Beredtsamkeit sich zurückzieht zur Poesie, so Tacitus zur Geschichtschreibung; wie jener bethätigt auch dieser auf dem selbstgewählten Gebiete seinen Freisinn, und an dem Anstosse welchen Maternus durch seine Poesien gab wird es den Schriften des Tacitus wohl auch nicht gefehlt haben. Zudem ist der Charakter des Maternus offenbar mit der meisten Liebe gezeichnet. Nur seine Reden bieten ein concreteres Bild seiner Persönlichkeit. Während Aper nur im Allgemeinen als rabulistischer Vertheidiger einer unhaltbaren Sache erscheint, Messala als abstracter Bewunderer der alten Zeit, so sehen wir dagegen in Maternus einen Mann der eben so milde in der Form wie in der Sache fest ist, immer bereit zur neidlosesten Anerkennung fremder Vorzüge und bemüht alles was Andere verletzen könnte fern zu halten; mit Freimut Vorsicht paarend und bei seiner geistigen Ueberlegenheit wie spielend auf der Scheidelinie sich bewegend wo man nicht weiss ob die Rede den Gedanken mehr verhüllt oder andeutet; immer ruhigen, gefassten Gemütes, ein lächelnder Weiser, aber wo es seinen heiligsten Interessen, seiner Unabhängigkeit und seiner Poesie, gilt in eine fast schwärmerische Begeisterung gerathend, welche das Gehobene seines Ausdrucks theilweise bis zu rythmischem Gange und förmlichen Versen steigert. Er ist auch dadurch als Hauptperson und Mittelpunkt herausgehoben dass es sein Haus ist in welchem die Unterredung Statt findet und der Anlass ein Besuch den ihm seine Freunde M. Aper, Julius Secundus und Messala machen. Die Zeit in welche das Gespräch verlegt wird ist nach Cap. 17 das sechste Regierungsjahr des Vespasian, also das Jahr 828 d. St. oder 75 n. Chr.*), und der Verfasser will damals noch ein ganz junger Mann (iuvenis admodum, Cap. 1) gewesen sein, was gleichfalls zu den Altersverhältnissen des Tacitus vollkommen gut stimmt.

Die Zweifel an dem taciteischen Ursprung unserer Schrift, an sich schon sehr wenig berechtigt, sind vollends zu nahezu

*) Dass in diesem Jahre Eprius Marcellus (c. 5. 8. 13) nicht in Rom anwesend, sondern in Asien war (Sauppe), beweist hiegegen lediglich nichts. Vgl. auch Classen, Eos I. S. 4 f.

mutwilligen geworden seitdem A. G. Lange darauf hingewiesen hat dass wir für die Urheberschaft des Tacitus ein Zeugniss haben wie für wenig andere Schriften aus dem Alterthum, das Zeugniss eines Zeitgenossen und Freundes und in einem Briefe an — Tacitus selbst. Es ist diess ein kurzes Schreiben des jüngeren Plinius in seiner Briefsammlung (IX, 10). Dieses hat zu seiner Voraussetzung einen Brief des Tacitus worin dieser den Plinius, an dessen Bemerkung in einem früheren Briefe (I, 6) anknüpfend — dass Minerva nicht minder in den Bergen sich finden lasse als Diana —, aufgefordert hatte wieder einmal beider Göttinnen Dienst zu vereinigen. Mit Bezug darauf schreibt nun Plinius an Tacitus (IX, 10): er hätte wohl Lust seiner Mahnung zu folgen, aber es sei im Augenblicke solcher Mangel an jagdbaren Thieren dass es unmöglich sei. Er müsse sich daher auf den Dienst der Minerva beschränken ... „Und so ruhen denn die Gedichte, von denen du glaubst dass sie in Gehölzen und Hainen am besten gedeihen.“ Diess bezieht sich ganz offenbar auf die Aeusserung in der Rede des Aper, am Schlusse von Cap. 9, so wie in der des Maternus, zu Anfang von Cap. 12; und dass Plinius kurzweg als Ansicht des Tacitus darstellt was dieser seinen Interlocutoren in den Mund legt ist um so verzeihlicher da es zweierlei Personen sind die sich so äussern, und unter diesen Maternus, von welchem gewiss dem Plinius am wenigsten entgieng in welcher Beziehung er zur eigenen Ansicht des Tacitus stehe.

Für die Frage nach ihrer Abfassungszeit bietet unsere Schrift nicht viele Anhaltspunkte dar. So viel ist nach ihrem sachlichen und stilistischen Verhältniss zu den übrigen Schriften des Tacitus gewiss dass sie die früheste derselben sein muss, verfasst zu einer Zeit wo er mit seiner rednerischen Vorbildung zwar bereits fertig, ja vielleicht sogar als Redner anerkannt war, aber auch immer mehr in sich die Erkenntniss befestigte dass es in der Gegenwart unräthlich, ja unmöglich sei die Ausübung der Beredtsamkeit zum ausschliesslichen Lebensberuf zu machen und daher vielleicht auch schon — wie man nach dem Schlusse von Cap. 14 glauben möchte — den Entschluss gefasst hatte als historischer Schriftsteller aufzutreten. Zu dem gleichen Ergebniss führen auch die manchfachen stilistischen Unfertigkeiten, die Enge des Sprachschatzes, welcher gewisse Ausdrücke und Wendungen unermüdlich wiederholt und namentlich im Gebrauche des ipse peinlich freigebig ist, die theilweis leere Häufung von Synonymen,

und so manches Gesuchte und Geschraubte der Diction: Eigenheiten welche unsern Dialog, gegenüber von den andern Schriften seines Verfassers, als eine — aber wahrlich glänzende — Erstlingsschrift des Tacitus bezeichnen und die von ihm durch weitere Studien, Selbstkritik und Bemerkungen Anderer als Mängel erkannt und in seinen späteren Schriften beseitigt worden sind. Zu einem concreteren Datum führt uns die Art wie Messala und Maternus eingeführt sind und welche unter der Regierung eines Domitian die Wirkung einer politischen Denunciation hätte haben können, wo nicht müssen. Daher muss der Dialog entweder zu einer Zeit verfasst und veröffentlicht sein wo auch diese Beiden, — wie Aper und Julius Secundus, nach Cap. 2 — bereits todt waren, oder in einer solchen wo jene Wirkung nicht zu fürchten war. Nun wissen wir von Maternus (denn Messala's Todesjahr ist nicht bekannt) dass er im zehnten Regierungsjahre des Domitian, 91 n. Chr. oder 844 d. St., ein Opfer seines Freimutes wurde; und wirklich hätte die Annahme viel Empfehlendes dass Tacitus nicht lange darauf den Entschluss gefasst habe den Maternus zu einem der Träger seines Gespräches zu machen, um ihm ein Denkmal zu setzen und zu zeigen was man an ihm verloren habe, wie denn die Hartnäckigkeit womit Maternus Cap. 3 darauf beharrt seinen Gedichten eine oppositionelle Tendenz zu geben darauf berechnet scheinen könnte seine spätere Todesursache vorausahnen zu lassen. Weiter müsste man in diesem Falle das Gespräch wie nach 91, so vor das Jahr 94 setzen, das dreizehnte des Domitian, von welchem an dieses Kaisers Blutdurst und Abscheulichkeit sich erst recht entfaltete und es Wahnsinn gewesen wäre so viel Freimut als unser Dialog bekundet öffentlich zur Schau zu stellen. Ebenso vor dem August 93, wo Agricola den Tod fand, also ins Jahr 92 n. Chr. Aber in diesem war Tacitus von Rom abwesend, bekleidete sogar wahrscheinlich eine amtliche Stellung. Ist damit auch noch nicht Alles entschieden — denn in der Atmosphäre der Hauptstadt konnte ein so freisinniges Werk damals gar nicht entstehen, und das Amt konnte zu literarischer Thätigkeit Zeit und Stimmung übrig lassen —, so zeigt doch Agr. 2 und 3 dass Tacitus unter Domitian überhaupt sich selbst zu völligem Stillschweigen — also auch literarischem — verurteilte; überdiess wäre im Jahr 92 Tacitus zu alt für die Art des Dialogus, und dessen Abfassungszeit zu wenig getrennt von der der übrigen Schriften. Entscheiden wir uns also für die andere Seite der

Alternative, die Abfassung unter einem milden Regenten, so bieten sich uns nicht nur die letzten Jahre Vespasians dar († 23 Juni 79 = 832), sondern auch die kurze Regierung des Titus († 13 September 81 = 834), ja auch die ersten Jahre des Domitian, der Anfangs ein ganz leidlicher Regent war. Und da die Objectivität womit der Verfasser von der Altersstufe spricht auf der er sich im Jahr 75 befand (s. Cap. 1) darauf hindeutet dass zwischen diesem Jahre und der Abfassungszeit unseres Dialogs ein ziemlicher Abstand ist, so hat die Datierung aus dem Anfange von Domitians Regierung noch die meiste Wahrscheinlichkeit. Ein Grund aber die Herausgabe von der Abfassung zu trennen und erstere wesentlich später zu setzen als diese — scheint nicht vorhanden; wohl aber lässt sich hiegegen einwenden dass in einem solchen Falle der Verfasser in Urteil und Stil gewiss nachträglich Manches geändert hätte, und überhaupt die äussere Aehnlichkeit mit den andern taciteischen Schriften dann wohl noch grösser wäre. Auch kennt Quintilian (I. O. X, 3, 22) diesen Dialog bereits und polemisiert gegen eine Behauptung desselben, die gleiche welche auch Plinius am oben (S. 439) angeführten Orte berührt.

Die Gestalt in welcher der Dialog auf uns gekommen ist eine lückenhafte: am Schlusse von Cap. 35 fehlt ein bedeutendes Stück. Dass alle uns bekannten Handschriften — und nur Handschriften der taciteischen Werke sind es die uns denselben bieten — genau die gleiche Lücke haben ist ein Zeichen dass sie alle aus derselben Urhandschrift stammen. Der Titel unter dem sie unsere Schrift geben ist dialogus de oratoribus; eine erweitert diesen dahin: de oratoribus suis et antiquis comparatis. Dagegen der Zusatz de caussis corruptae eloquentiae rührt erst von neueren Herausgebern her.

XIX.

M. Valerius Probus*).

Das Buch von J. Steup, de Probis grammaticis (Jena 1871), hat das erhebliche Verdienst das Verhältniss zwischen den Catholica des Probus und Buch II der Ars des Sacerdos sorgfältig erörtert und, wie ich denke, endgültig festgestellt zu haben. Um so weniger aber kann ich ihm beistimmen in demjenigen was nächstdem das Charakteristische desselben ausmacht und wozu eben nach jenem andern Ergebniss nun vollends kein Anlass mehr vorliegt, in seiner Unterscheidung zwischen einem älteren und einem jüngeren Probus**). Nach Steup gäbe es nämlich ausser dem bekannten M. Valerius Probus aus Berytos bei Sueton, fast in derselben Zeit, nur etwas jünger, einen zweiten, noch angeseheneren Grammatiker des Namens Valerius Probus, Sohn oder Neffe des Berytiers, welcher jüngere Probus bei Martialis und bei Gellius gemeint sei. Die Beweise für diese schon an sich sehr wenig wahrscheinliche Behauptung sind freilich überaus schadhaft. Für Martialis ist die Beweisführung sehr einfach. Nachdem Steup Suetons Worte über den Berytier „multa exemplaria contracta emendare ac distinguere et adnotare curavit, soli huic nec ulli praeterea grammaticae parti deditus" so eng ausgelegt hat dass als einzige grammatische Thätigkeit desselben das Verfassen von Textausgaben mit kritischen Zeichen erscheint, so bleibt für literarische Würdigung der Schriftsteller durch ihn, wie sie

*) Aus dem Rhein. Mus. XXVI. S. 489 ff.

**) Von seinem Probus minor (bei Martial und Gellius) unterscheidet Steup dann einen Probus recentior, artigraphus, aus dem Anfang von saec. IV, Verfasser der Ars vaticana. Dass dieser der Probus war an welchen als seinen Gönner Lactantius Schriften richtete (RLG. 374, 2) ist möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich.

Martials Worte an sein Buch (illo vindice nec Probum timeto) voraussetzen, kein Raum mehr übrig. So gelangen wir auf kürzestem und bequemstem Wege zu dem kategorischen Ergebnisse: itaque Martialis locus ad alium Probum pertineat necesse est (p. 68). Aber auch wenn jene enge Auslegung des adnotare richtig wäre (was sie nach meiner Meinung nicht ist), so könnte und müsste trotzdem die Stelle auf den Berytier bezogen werden, da in ihr Probus im Allgemeinen als strenger Beurteiler von literarischen Erzeugnissen bezeichnet ist, als welcher er sich durch mündliche Vorträge oder sogar private Aeusserungen ebenso gut bethätigt haben konnte wie durch veröffentlichte Schriften.

Etwas längere Erörterung erfordert Gellius. Dass seine testimonia omnia ad Probum minorem sunt referenda primum ex temporum rationibus efficitur (p. 72). Denn der Berytier blühte nach Hieronymus im J. 56, und Gellius, welcher vix ante annum p. Chr. 120 videtur natus esse (p. 77), kann daher als adulescens (und adulescentulus) nicht familiares von ihm gehört haben, wie er doch wiederholt versichert (s. die Stellen in meiner RLG. 283, 2 und 340, 1). Hier ist aber schon die Zahl 56 nicht genau. Hieronymus setzt seine Angabe „Probus Berytius eruditissimus grammaticorum Romae agnoscitur" ins J. 2072 Abrahams, der Amandinus sogar erst in 2073. J. 2072 aber entspricht, da 0 (das Jahr von Christi Geburt, J. 751 d. St. nach der von Hieronymus befolgten catonischen Aera, 753 Varr.) = 2014 Abr., vielmehr dem J. 58 n. Chr. oder 811 d. St. nach der varronischen Aera, 2073 also dem J. 59 = 812. Wie willkürlich sodann Hieronymus seine Notizen unter die Jahreszahlen zu vertheilen pflegt ist durch Ritschl hinreichend nachgewiesen; und wenn Hr. Steup zur Rechtfertigung jenes Ansatzes umständlich darzulegen sucht dass wirklich im J. 56 zu Rom schon antiquorum memoria omnino abolita war, dagegen zu Berytos (vielmehr in provincia) adhuc duravit (Suet.), so will das sehr wenig besagen, da es mit demselben Rechte von einem halben Hundert anderer Jahre behauptet werden könnte. Daher eignet sich jener Ansatz nicht zum Ausgangspunkt einer ernsthaften Beweisführung, obwohl es ganz wohl möglich ist dass J. 56 (58) Probus gegen 40 Jahre alt war. Halten wir uns also lieber daran dass zur Zeit der Abfassung von Martials drittem Buche, J. 87—88, Probus noch am Leben war (denn sonst müsste Martial timeres sagen statt timeto). Dürfen wir hiernach seinen Tod nicht wohl vor J. 90 setzen, so können wir uns alle

übrigen Annahmen Steups, obwohl sie keineswegs fest und sicher sind, ganz wohl gefallen lassen, ohne doch seine Folgerung zu billigen. Nur so viel müssen wir uns ausbedingen dass unter den familiares des Probus, von welchen Gellius Mittheilungen über grammatische Erörterungen des Probus erhielt, der Wortbedeutung gemäss und entsprechend der Angabe des Sueton „non tam discipulos quam sectatores aliquot habuit" (Probus) etc., vorzugsweise jüngere Freunde, also was Gellius selbst anderswo (IX, 9, 12) discipuli nennt, verstanden werden dürfen. Lebte nämlich Probus noch im J. 90, so konnten unter diesen jüngeren Freunden auch Zwanzigjährige sein, somit im J. 70 Geborene. Solche standen dann im J. 136, als Gellius adulescens war, erst im 66sten Lebensjahre, konnten somit ganz wohl von ihm gehört werden. Sogar noch um 10 weitere Jahre lässt sich diess ohne Gefahr hinauserstrecken. Einer dieser Freunde und Zuhörer des Probus war z. B. der ungefähre Altersgenosse Hadrians (geb. J. 76), der Dichter Annianus (RLG. 331, 3), welcher se audiente Probum grammaticum hos versus . . legisse dicit (Gell. VI, 7, 3). Der bei Gellius I, 15, 18 erwähnte familiaris wird sogar ausdrücklich in die letzten Lebensjahre des Probus gesetzt. Die Zeitrechnung also ist weit davon entfernt die Identität des suetonischen und des gellischen Probus unmöglich zu machen. Zweiter Grund gegen diese Identität: Probi grammatici commentarius satis curiose factus über die Geheimschrift in Caesars Briefen (Gell. XVII, 9, 5) non videtur congruere cum eis quae Suetonius de Probi Berytii scriptis tradidit (Steup p. 78). Sagen wir: cum eis quae Steupius de Pr. B. scriptis statuit, so werden wir der Wahrheit näher kommen; denn dass eine Abhandlung über einen so speciellen Gegenstand zu den pauca et exigua welche Probus nach Sueton de quibusdam minutis quaestiunculis edidit nicht gezählt werden könne wird schwerlich sonst Jemand behaupten, so wenig als dass diese Worte Suetons eine Missachtung (contemnere) enthalten, während sie doch nur den Contrast zwischen dem Wissen des Probus und seiner Schriftstellerei ausdrücken. Noch unerheblicher sind die Einwendungen (p. 78), die Stellen des Gellius I, 15, 18 (Valerium Probum grammaticum inlustrem ex familiari eius, docto viro, comperi Sallustianum illud . . brevi antequam vita decederet sic legere coepisse et sic a Sallustio relictum affirmavisse) und XIII, 21, 9 (Probus . . hominem dimisit, ut mos eius fuit erga indociles, prope inclementer) seien nicht recht (parum) vereinbar mit dem

was Sueton über die eingeschränkte Wirksamkeit des Probus Beryt. als Lehrer berichte (numquam ita docuit ut magistri personam sustineret). Sehr wenig berechtigt ist nach einer solchen Beweisführung die Behauptung: itaque Valerius Probus Gellianus non potest esse Berytius (p. 78). Um so schwerer fällt gegen Steups Ansicht ins Gewicht die Thatsache dass Gellius niemals zwei Grammatiker des Namens Valerius Probus unterscheidet, sondern immer nur von einem spricht und diesen als doctus homo bezeichnet, als grammaticus inlustris, grammaticus inter suam aetatem praestanti scientia (RLG. 283, 1), also ganz so wie Hieronymus (d. h. Suetonius) den Berytius eruditissimus grammaticorum (oder grammaticus). Sehr unzureichend ist die Art wie p. 79 diese bedeutungsvolle Thatsache unschädlich gemacht werden will, durch die Bemerkung dass der vorausgesetzte Probus minor propius accessit ad Gelli ipsius aetatem (als ob weiter zurück der Blick des Gellius nicht gereicht hätte!) und durch die Vermutung, maiorem famam videtur adeptus esse (dieser problematische minor) quam maior (der eruditissimus!). Uebrigens, bemerkt Steup, werden auch andere berühmte Grammatiker der Vergangenheit, wie Aemilius Asper und Remmius Palaemo, von Gellius nie genannt (was doch etwas Anderes ist als Nichtunterscheidung zweier einander zeitlich ganz nahestehender berühmter Männer desselben Namens und desselben Faches), neque ex eis locis ubi Plinius maior commemoratur quisquam possit efficere fuisse Plinium maiorem (p. 79), — wobei übersehen ist dass eine Verwechslung durch das Citieren der betreffenden Schrift (in libris n. h.) unmöglich gemacht war. Was endlich die zwei Stellen betrifft (Schol. Veron. ad Aen. IX, 373 und Serv. Aen. X, 539) wo Probus nach Asper genannt ist und welche desswegen angeblich auf den fingierten jüngeren Probus bezogen werden müssen (Steup p. 69), so müsste — wie ich schon RLG. 310, 3 angedeutet habe — zuerst bewiesen werden dass die dortige Aufeinanderfolge nur die zeitliche sei und sein könne, was nimmermehr gelingen wird.

Bleiben wir also gutes Mutes dabei dass der Valerius Probus bei Martialis und Gellius derselbe ist wie bei Suetonius.

XX.

Lukian's Λούκιος und Apulejus' Metamorphosen*).

243 Die den beiden Schriften gemeinsame Handlung ist folgende. Ein junger Grieche von gutem Hause, Namens Lukios, aus Paträ (so Lukian; Apulejus I, 1 verschwommen: Hymettos attica et Isthmos ephyraea et Taenaros spartiaca . . . mea vetus prosapia est, woneben er mütterlicherseits aus Thessalien stammen will I, 2; dagegen II, 12: Corinthi apud nos), welchen der Fürwitz plagt, macht eine Reise nach Thessalien. Dort kehrt er in dem Hause eines Gastfreunds (Ἵππαρχος, Milon) ein, dessen Frau (Pamphile) sich auf Zauberei versteht. Durch Vermittlung ihrer Magd (*Παλαίστρα*, Fotis), mit welcher Lukios sehr intim wird, erhält dieser Gelegenheit zuzusehen wie sich die Frau in einen Vogel verwandelt, und will diess nachmachen; aber die Magd vergreift sich in der Büchse, und Lukios sieht sich vielmehr in einen Esel verwandelt, erfährt jedoch zugleich dass er durch das Geniessen von Rosen sich in seine menschliche Gestalt zurückverwandeln könne, behält auch sein menschliches Bewusstsein vollständig; aber die menschliche Sprache ist ihm versagt. Das Weitere ist nun die Geschichte seiner Erlebnisse als Esel, sowie seiner Rückverwandlung. Zunächst begibt er sich, da Rosen nicht zur Hand sind, in den Stall, findet aber bei dessen älteren Bewohnern eine wenig freundliche Aufnahme. Noch in derselben Nacht brechen Räuber im Hause ein, laden die Beute ihm auf und treiben ihn ins Gebirge. Auf dem Wege dahin und weiter in der Räuberherberge macht er allerlei schmerzliche Erfahrungen, in Folge deren er auf Widerstand Verzicht leistet und sich bis auf Weiteres in sein Loos ergibt. Eine zweite Bande der Räuber stösst zur ersten und bringt

*) Aus dem Rhein. Mus. XIX. S. 243—254.

als Gefangene eine Braut ein. Ein Fluchtversuch mit dieser misslingt; durch die Bemühungen ihres Bräutigams werden aber die Räuber festgenommen, und der Esel darf an ihrem Einzuge in die Heimat Theil nehmen. Um ihm Gutes zu thun gibt man 244 ihn auf das Land, wo er aber vielmehr arge Misshandlungen erfährt, besonders durch einen bösartigen Jungen. Zuletzt droht ihm gar noch Castration: davor rettet ihn der Tod der Herrschaft, in Folge dessen auf dem Gute Alles auseinanderläuft und er an einen Bettelpriester der syrischen Göttin verhandelt wird. Da er aber durch sein entrüstetes Schreien die Entdeckung ihrer Schändlichkeiten herbeiführt, wird er an einen Müller verkauft und von diesem weiter an einen armen Gemüsehändler. Letzterer geräth in Conflict mit einem Offizier. Dessen Rache fürchtend flüchtet sich sein Herr in einen Versteck, wird aber durch die unzeitige Neugierde seines Esels verrathen. Sein neuer Herr, dieser Offizier, gibt ihn bald an zwei Brüder ab, welche Sklaven eines reichen Mannes sind und dessen Küche und Bäckereien besorgen. Diesen frisst er den Abtrag weg; wie seine wunderbare Naschhaftigkeit an den Tag kommt, wird er einem Freigelassenen zu weiterer Ausbildung seiner Talente übergeben. Auch eine hübsche Dame verliebt sich in das Wunderthier und hat mit ihm zärtliche Zusammenkünfte. Seine Anstelligkeit in letzterer Hinsicht beschliesst sein Herr auf der Bühne an einer zum Tode verurteilten Weibsperson öffentlich zu zeigen. Dem entzieht sich aber der Mensch-Esel durch seine Rückverwandlung. Letztere wird bei Lukian einfach dadurch bewirkt dass der Esel von der Bühne aus einen Menschen mit Rosen erblickt, auf diesen losstürzt, durch sie wieder zum Lucius wird, als solcher beim Archon und bei seinem Bruder Anerkennung findet und sich mit diesem in seine Heimat begibt, nachdem er zuvor von der Frau bei der er als Esel so grossen Beifall gefunden hatte, jetzt als Mensch „nach Verminderung seiner Reize“, mit Spott und Schande aus dem Hause gejagt worden ist. Dagegen bei Apulejus rennt der Esel aus dem Theater von Korinth weg bis nach Kenchreä, und richtet hier ein Gebet an die Isis; diese erscheint ihm und heisst ihn am folgenden Tage, bei ihrer Procession, ihrem Priester den Rosenkranz aus der Hand fressen, was geschieht und ihn nicht blos wieder zum Menschen, sondern zugleich zu einem glühenden Verehrer der Isis und weiterhin des Osiris macht, in deren Geheimnisse er dann dort und weiterhin in Rom eingeweiht wird.

Mit Ausnahme dieses Schlusses ist die Haupthandlung bei 245 Lukian und Apulejus vollkommen gleich; die einzelnen Scenen folgen auf einander in der gleichen Ordnung, und die Ausführung derselben stimmt meist wörtlich zusammen. Nur die Namen sind grösstentheils andere. Zwar der Hauptheld heisst beiderseits Lucius; ausser ihm ist aber nur der Name des Philebus (Luk. 36 = Ap. VIII, 35 extr.) übereinstimmend, wogegen z. B. Burraena *Ἄβροια* heisst, *Μενεκλῆς* (Luk. 49) Thiasus (Ap. X, 18), *Δεκριανὸς* (Luk. 2) Demeas (Ap. I, 22. 26). Ebenso ist die Charakterzeichnung auf beiden Seiten die gleiche, bis auf kleine Züge hinaus, wie dass das Verhältniss zwischen Lucius und Palästra in der Küche mit Bewunderung der Gelenkigkeit ihrer Hüften seinen Anfang nimmt. Dagegen ist das von Lukian Erzählte bei Apulejus theils kürzer theils ausführlicher behandelt, in einzelnen Beziehungen auch abgeändert. Abgekürzt hat Apulejus einige Gespräche, namentlich die zwischen Lucius und Palästra (Luk. 6 und besonders die palästrischen Zweideutigkeiten, 8 ff.), wie die römischen Dramatiker die dialogischen Partieen ihrer griechischen Vorbilder zu kürzen pflegen. Weit grösser aber ist der Betrag dessen was Apulejus hinzugefügt hat. Unter diesen Zuthaten unterscheiden wir zweierlei Arten: rein quantitative, welche mit dem eigentlichen Stoffe in keinem Zusammenhang stehen, und andererseits solche welche zu der Haupthandlung in Beziehung gesetzt sind und diese theils erweitern theils abändern. Rein aggregativ hinzugekommen ist bei Apulejus eine Anzahl von Spuk-, Räuber- und Skandal-Geschichten, sowie die Erzählung von Amor und Psyche, welche alle mit der Handlung des Romans nur ganz lose zusammenhängen, wie z. B. die bella fabella von Amor und Psyche durch eine delira et temulenta anicula (VI, 25) im Verstecke der Räuber der gefangenen Braut zu deren Unterhaltung erzählt wird. Von diesen Geschichten enthalten nur die ins erste und zweite Buch aufgenommenen von der Hexe Meroe und die von Thelyphron (II, 21) Verwandlungen und könnten daher aus *Μεταμορφώσεις* geschöpft sein; allenfalls auch der Kampf mit den zwei Schläuchen in Buch III, vermöge seiner zauberhaften Motivierung, sowie die Erzählung von Amor und Psyche wegen ihres phantastischen Charakters, ihres Ineinanderspielens der Wirklichkeit und der Märchenwelt. Dagegen die Räubergeschichten von Buch IV und VII, 5 ff., der Roman in VIII, 1 ff., 246 die Schmutzgeschichten von Buch IX und X sind ohne Zweifel

anderen Quellen entnommen (vgl. I, 1: varias fabulas conserere) und jedenfalls ohne Berührungspunkte mit der lukianischen Erzählung. Indessen sind einige dieser Erzählungen dazu verwendet um Theile der eigentlichen Handlung zu motivieren, wie die Gefangennahme der Räuber, der Tod der ihnen abgejagten jungen Frau, welches Beides bei Lukian viel kürzer und einfacher erzählt und begründet wird, ohne den weiten Umweg des Apulejus. Organischer verknüpft sind Zuthaten wie der Versuch auf die Rosen vor dem Eponabilde im Stall (Ap. III, 27), die Ausmalung der Abenteuer bei der Flucht des Gesindes (Ap. VIII, 16 ff.; ganz kurz bei Luk. 34 f.), die Thätigkeit der Galli (besonders das Weissagen per sortes IX, 8) oder die Schilderung der theatralischen Aufführung (bes. die pantomimische Darstellung des Urteils von Paris X, 29 ff.). Einzelnes sieht sogar aus als wollte es etwas von dem Vorgänger Vergessenes nachtragen, wie VII, 1 f. die Consequenz aus der Gleichzeitigkeit des Räubereinbruchs und des Verschwindens von Lucius gezogen wird, und VII, 24 der thierquälerische Junge seine Strafe erhält, was Beides bei Lukian fehlt. Zu diesen grösseren Erweiterungen kommen ferner kleinere hinzu, nicht immer glücklich angebracht, wie II, 4 die umständliche Beschreibung des Hauses der Burraena, oder II, 8 f. der Excurs über die ästhetische Wichtigkeit des Haars, oder X, 20 die überladene Ausstattung der Oertlichkeit wo das Rendezvous mit der liebeglühenden Dame vor sich geht und welches der Esel doch selbst als cubiculum meum bezeichnet (einfacher und passender Lukian 51). Anderes dient dazu die Handlung und die Sprechweise der Handelnden zu romanisieren, namentlich technische Wendungen des Privat- und Staats-Rechts, wie die Erwähnung der lex Cornelia (VIII, 24), die ausführliche Beschreibung einer Gerichtsverhandlung (III, 2 ff.), und IX, 27: nec herciscundae familiae, sed communi dividundo formula dimicabo. Noch Anderes beruht auf Einmischung des persönlichen Geschmackes von Apulejus. So die gezierten Uebergänge, namentlich regelmässig bei Erwähnung des Sonnenaufgangs, die anspruchsvollen, phrasenhaften Motivierungen mit der Fortuna (z. B. IX, 1), welche zu der Handlung oft einen — wie Buch XI zeigt, unbeabsichtigten — komischen Contrast bilden, besonders aber der ganz und gar unglückliche Schluss des Werkes. An die Stelle 247 des lustigen Schlusses von Lukian hat nämlich Apulejus einen langweiligen gesetzt, statt des dortigen kurzen und guten einen

entsetzlich gedehnten, der noch überdiess mit dem Ton und Geiste des Vorhergehenden im geradesten Gegensatz steht. Während nämlich das Frühere trotz allen Hexenspukes doch aus einem Geiste der Aufklärung heraus gedichtet ist und namentlich den Priestern der Dea Syria übel mitspielt, so ist das ganze letzte (elfte) Buch auf den Preis und die Empfehlung des Isiscultes und der verwandten Mysterien angelegt. Und doch hat die syrische Göttin gewiss keinen minderen Anspruch für einen der vielen Namen der einen Gottheit angesehen zu werden als die andern XI, 5 aufgezählten göttlichen Wesen. Apulejus aber hat sich auf diesen von ihm angeflickten Schluss gewiss ganz besonders viel zu Gute gethan, ja vielleicht sollte in seinen Augen alles Vorhergehende nur der Köder sein um den geneigten Leser durch das Schlussbuch für jene Mysterien zu gewinnen, vielleicht wollte er indirect das Bekenntniss ablegen dass er vor seiner Einweihung ein — Esel gewesen, dass er erst durch diese Dinge zum Menschen geworden sei. Es wäre diess wenigstens ganz in der Art des Apulejus, welcher namentlich in der Apologie (c. 55. 63 u. sonst) sich viel damit weiss dass er Mitglied aller möglichen geheimen Orden sei, und würde vollkommen stimmen zu der Eigenthümlichkeit von Buch XI. Nicht nur sofern dieser Mysterienquark darin mit einer Wichtigkeit und Umständlichkeit behandelt ist welche diesem Abschnitt allerdings einigen culturgeschichtlichen Werth verleiht, sonst aber desto ermüdender wirkt, sondern besonders wegen des Umstandes dass hier mit einem Male der Verfasser mit dem Redenden sich identificiert. Wohl ist es schon III, 15 bedenklich dass es von Lucius heisst er sei praeter sublime ingenium sacris pluribus initiatus; aber er hat diesen Zug doch nicht mit Apulejus allein gemein, noch viele andere begabte Männer werden in jener Zeit diesen Wissensdrang in sich gehabt haben; und andererseits ist dieser Zug das Einzige in den zehn Büchern was irgendwie an die Person des Apulejus anklingt und erinnert: sonst bleibt der Redende immer ein junger Hellene aus Korinth oder dessen Gegend. Dagegen im elften Buche plumpt jählings die Bezeichnung desselben als Madaurensis dazwischen (XI, 27), und 248 dieser kann uns nicht genug erzählen von seinem gelehrten Ruhme (ipsa qua flores doctrina, 15; studiorum gloria, 27 extr.), von den kostspieligen Reisen die er gemacht (28) und wie er sich zu Rom durch seine Beredtsamkeit eine Existenz geschaffen habe (quaesticulo forensi per patrocinia sermonis romani, 28 extr.;

stipendiis forensibus bellule fotus; 30; gloriosa in foro patrocinia, 30). Man darf hieraus keinen Rückschluss ziehen auf das Vorhergehende und auch dieses als Quelle für die Kenntniss von Apulejus' Leben und Person benützen; nicht zwar weil es ein schlechter Geschmack wäre von sich selber die Verwandlung in einen Esel und so manche sehr wenig ehrenvolle Erlebnisse in dieser Gestalt zu erzählen — denn das wäre schliesslich individuell —, sondern weil die Aussagen über die Heimat des Redenden auf beiden Seiten (B. I — X und andererseits B. XI) schlechterdings unvereinbar sind. Wir können daher in dem kunstwidrigen Eindrängen der Person des Schriftstellers in Buch XI nur einen Fingerzeig erblicken dass dieser Theil — und nur dieser — Selbstbekenntnisse enthalte.

Wenn hiernach der Schluss welchen Apulejus aus eigenen Mitteln hinzugefügt hat vom Standpunkte der Kunst und des Geschmackes für Nichts weniger gelten kann als für eine Verbesserung, so ist in ähnlicher Weise auch zu urteilen über das Verhältniss der beiden Ganzen. Zwar ist bei Apulejus Manches anschaulicher und tritt dramatische Belebung an die Stelle von Lukian's epischer Ruhe und graziöser Eleganz, wie z. B. II, 6 ff. entschieden lebendiger ist als bei Lukian und III, 21 f. die Verwandlung drastischer erzählt wird. Im Ganzen aber ist die Verzögerung der Handlung durch die vielen langen Einschaltungen gewiss kein Gewinn. Die eigentliche Erzählung ist dadurch zu einem blosen Faden geworden, um eine Reihe anderer Erzählungen daran aufzuhängen; die Ausweitung des Stoffes ist eine unorganische, willkürliche, gewaltsame geblieben, und der Fortschritt von der Erzählung (Novelle) zum Roman nur äusserlich gemacht, der Unterschied noch ein blos quantitativer.

Dabei ist zuzugeben dass diese Manier uns manche hübsche Geschichte erhalten hat und insbesondere die denkwürdige Erzählung von A m o r und P s y c h e. Der Stoff ist sicherlich in der Hauptsache den Griechen entnommen, die Behandlung des- 249 selben aber eine charakteristische. Zwar die Herabziehung des sinnvollen Mythus zu einer fabula milesia, zu einer ziemlich gewöhnlichen Wunder- und Intriken-Geschichte, wird schon auf die Rechnung des (griechischen) Vorgängers zu setzen sein; und auch die geringe Achtung womit die Gestalten der alten Religion behandelt werden ist wohl aus derselben Quelle abzuleiten, da sie zu des Apulejus Platonismus eigentlich nicht stimmt. Ceres näm-

lich und Juno benehmen sich höchst hartherzig, Venus bethätigt kleinliche und bösartige Eifersucht, Juppiter ist lüstern; und in demselben Geiste ist es dass Psyche als unverbesserlich neugierig gezeichnet wird (VI, 20 extr.) und das Ganze gut bürgerlich mit einer Hochzeit schliesst, indem Psyche nach vielen harten Bussen und Prüfungen — die sie nicht einmal alle glücklich besteht — endlich in den dauernden Besitz ihres Amor gelangt. Im Einzelnen der Ausführung zeigt sich vielfach Geist und Lebendigkeit, aber auch eine Vergröberung, welche sicher des Römers Werk ist; ebenso die starke Romanisierung in zahlreichen Anspielungen auf Rechtliches (Asylrecht VI, 4 extr.; Gültigkeit einer Ehe VI, 9 extr.; Scheidungsformel V, 26 extr.; lex Iulia VI, 22; Parodie der Senatsgebräuche VI, 23), sowie die vielfach geschraubte, mit Vergleichungen, Bildern und Metaphern oft der kühnsten Art (so caesariem ambrosia temulentam V, 22; lucerna tale corpus basiare gestiebat V, 23; supercilium amnis und coma fluvii V, 25) und mit Wortspielen überladene Sprache.

Ueber das Verhältniss der Darstellung Lukians zu der des Apulejus ist schon im Vorstehenden thatsächlich geurteilt und der griechischen Fassung der Charakter als Original zuerkannt, wovon die lateinische eine freie, durch anderweitige Zuthaten erweiterte Bearbeitung sei. Der Beweis liegt in der Sache selbst. Wäre die griechische Bearbeitung die spätere, so müsste sie ein Auszug sein; aber die Merkmale eines Auszugs hat sie mit nichten, da sie in allen Theilen wohl proportioniert und vollkommen abgerundet ist. Zum Ueberfluss sagt Apulejus ausdrücklich (I, 1: fabulam graecanicam incipimus) dass er eine ursprünglich griechische Erzählung vortrage. Es könnte sich daher nur fragen ob Apulejus etwa nicht aus der lukianischen Schrift geschöpft habe, sondern aus einer gemeinsamen älteren griechischen Quelle. 250 Letzteres folgert man aus Photius 129. Hier heisst es: *Ἀνεγνώσθη Λουκίου Πατρέως Μεταμορφώσεων λόγοι διάφοροι. ἔστι δὲ τὴν φράσιν σαφής τε καὶ καθαρὸς καὶ φίλος γλυκύτητος. φεύγων δὲ τὴν ἐν λόγοις καινοτομίαν εἰς ὑπερβολὴν διώκει τὴν ἐν τοῖς διηγήμασι τερατείαν καὶ — ὡς ἂν τις εἴποι — ἄλλος ἐστὶ Λουκιανός. οἱ δέ γε πρῶτοι αὐτοῦ δύο λόγοι μόνον οὐ μετεγράφησαν**) *Λουκίῳ ἐκ τοῦ Λουκια-*

*) Dass diess „herübergeschrieben" bedeutet sei Manso zu Ehren bemerkt, welcher (Vermischte Schriften II. S. 246) es durch „Uebersetzen" wiedergibt. Von gleichem Werthe ist seine ganze Argumentation daselbst, S. 248—251.

*νοῦ λόγου. ὃς ἐπιγέγραπται Λοῦκις**) *ἢ Ὄνος, ἢ ἐκ τῶν Λουκίου λόγων Λουκιανῷ, ἔοικε δὲ μᾶλλον ὁ Λουκιανὸς μεταγράφοντι, ὅσον εἰκάζειν. τίς γὰρ χρόνῳ πρεσβύτερος οὔπω ἔχομεν γνῶναι. καὶ γὰρ ὥσπερ ἀπὸ πλάτους τῶν Λουκίου λόγων ὁ Λουκιανὸς ἀπολεπτύνας καὶ περιελὼν ὅσα μὴ ἐδόκει αὐτῷ πρὸς τὸν οἰκεῖον χρήσιμα σκοπόν, αὐταῖς τε λέξεσι καὶ συντάξεσιν εἰς ἕνα τὰ λοιπὰ συναρμόσας λόγον Λοῦκις ἢ Ὄνος ἐπέγραψε τὸ ἐκεῖθεν ὑποσυληθέν. γέμει δὲ ὁ ἑκατέρου λόγος πλασμάτων μὲν μυθικῶν, ἀρρητοποιίας δὲ αἰσχρᾶς. πλὴν ὁ μὲν Λουκιανὸς σκώπτων καὶ διασύρων τὴν ἑλληνικὴν δεισιδαιμονίαν ὥσπερ κἀν τοῖς ἄλλοις καὶ τοῦτον συνέταττεν, ὁ δὲ Λούκιος σπουδάζων τε καὶ πιστὰς νομίζων τὰς ἀνθρώπων εἰς ἀλλήλους μεταμορφώσεις τάς τε ἐξ ἀλόγων εἰς ἀνθρώπους καὶ ἀνάπαλιν, καὶ τὸν ἄλλον τῶν παλαιῶν μύθων ὕθλον καὶ φλήναφον, γραφῇ παρεδίδου ταῦτα καὶ συνύφαινεν.* Photios spricht hier so eingehend, in so zuversichtlichem Tone, und so genau unterscheidend zwischen dem was er zu wissen glaubt und dem was er blos vermutet dass, man nicht umhin kann ihm Glauben zu schenken, und anzunehmen er habe ein Werk mit dem Titel *Λουκίου Πατρέως Μεταμορφώσεων λόγοι διάφοροι* wirklich vor sich gehabt. Was er aus solcher eigener Ansicht weiss ist dreierlei: 1) dass das betreffende Werk gut geschrieben war; 2) dass es umfangreicher war als die Schrift Lukians und letztere — oder deren Stoff — nur die beiden ersten *λόγοι* des ihm vorliegenden Werkes ausmacht; 3) dass nach Stoff und Inhalt beide Schriften wesentlich gleichartig waren. Nicht weiss Photios, welcher von beiden Schriftstellern der ältere ist, ob Lukian oder Lukios. Auf dem Wege der Reflexion, durch Argumentieren und Schliessen, gelangt er aber zu der doppelten Ansicht, beziehungsweise Vermutung: a) das kürzere Werk ist aus dem grösseren entnommen, Lukian also aus Lukios, Lukios somit älter als Lukian; b) die Behandlung ist beiderseits eine verschiedene: dort scherzhaft satirisch, hier ernsthaft und abergläubisch. Von diesen beiden Vermutungen ist sicherlich die erstere mit Courier u. A. abzuweisen**). Veranlasst ist sie dadurch dass in

251

---

*) Dieses *Λοῦκις* neben *Λούκιος* durfte Ritschl zu den Belegen seiner declinatio latina reconditior fügen.

**) Gerechtfertigt hat beide E. Rohde, über Lucian's Schrift *Λούκιος* . . und ihr Verhältniss zu Lucius von Paträ und den Metamorphosen des Apulejus, Leipzig 1869. Er nimmt nämlich (wie Manso, Vermischte

der Zeit des Photios solches Epitomieren und Excerpieren allerdings etwas sehr Gewöhnliches war, nicht blos bei historischen Werken — wo diess zu allen Zeiten Statt gefunden hat und im griechischen Alterthum in ganz besonderem Masse — sondern auch bei Romanen. Für die Zeit des Lukianos ist ein solches Werfahren nicht zuzugeben, und noch weniger für die Person des Lukianos, da Courier vollständig Recht hat wenn er p. VI f. seiner Ausgabe und Uebersetzung der Luciade sagt: je ne puis croire que Lucien ait jamais rien abrégé; ce n'était pas son caractère; il amplifie tout au contraire etc. Dass auch die Beschaffenheit der Schrift selbst eine solche Annahme unglaublich macht ist schon bemerkt. Ueberdiess wäre schlechterdings nicht abzusehen zu welchem Zwecke Lukian einen von seinem Vorgänger bereits in gutem Stile (nach Photios' Angabe) bearbeiteten Gegenstand abermals behandelt hätte, und zwar ohne wesentliche sachliche Abweichungen. Denn dass solche Abweichungen nicht vorhanden waren erhellt theils aus der Angabe des Photios, theils aus der grossen Uebereinstimmung zwischen Lukian und Apulejus, aus welcher mit Nothwendigkeit folgen würde dass (auch) Lukian sich eng an die gemeinsame ältere Quelle angeschlossen hätte, womit dann aber freilich aller Grund zu einer neuen Bearbeitung in derselben Sprache, ja aller Raum dafür wegfiele. Es ist also vielmehr umgekehrt zu sagen dass die kürzere Fassung — des Lukian — die ältere ist. Des Photius zweite Vermutung, von der Verschiedenheit der beiderseitigen Behandlung, hätte nur dann Werth wenn sie auf einer genauen Vergleichung beider Schriften beruhen würde; so wie sie sich gibt und wie besonders 252 die Eingangsworte zeigen, gründet sie sich nicht auf wiederholte eigene Ansicht der lukianischen Schrift, sondern auf eine unbestimmte Erinnerung des Eindrucks den sie ihrer Zeit bei der Lectüre auf ihn machte. War dieser auch ein richtiger — da die Lukiade wirklich satirisch ist —, so folgt daraus doch keineswegs dass die Behandlung in der von Photios eben erst gelesenen Schrift eine andere gewesen, somit seine Angabe hierüber gleich-

---

Schriften II. S. 248—251) an dass die kleine Schrift des Lukian eine Parodie des betreffenden Abschnittes in dem (umfassenden) Werke des Lukios von Paträ und eine Satire auf deren abergläubischen Verfasser sei (S. 10—14). Die Hauptänderung an dem Werke des Vorgängers werde darin bestanden haben dass Lukian den Lucius die Verwandlung in einen Esel als ihm selbst widerfahren erzählen liess.

falls richtig sein muss. Die Behauptung, der Schriftsteller habe an die von ihm selbst erzählten Verwandlungen allen Ernstes geglaubt, klingt so ganz unglaublich*) dass sie vielmehr auf das Urteil und Verständniss des Photios ein bedenkliches Licht wirft. Kaum dass sie sich entschuldigen lässt durch den Unterschied welchen die Altersstufe und Stimmung des Lesenden hinsichtlich des Eindrucks einer Schrift begründet, besonders einer scherzhaften, oder durch die Verschiedenheit des Eindrucks bei dem gleichen Stoffe, je nachdem derselbe entweder als kleines rasch durchflogenes Büchlein sich darbietet oder als Bestandtheil eines umfangreichen, viel Zeit in Anspruch nehmenden Werkes, oder durch einzelne scheinbar ernsthafte Wendungen, wie sie Apulejus so häufig einstreut und auch Lukios gehabt haben kann. Am wahrscheinlichsten ist aber dass Photios die beiden ersten Bücher des Lukios, welche den *Λοῦκις ἢ Ὄνος* enthielten und ihm daher schon aus Lukian bekannt waren, gar nicht eigens durchlas, sondern höchstens flüchtig ansah, und dass sich daher seine Vergleichung mit der Art des Lukian auf die übrigen in dem Werke des Lukios enthaltenen Erzählungen bezieht. Sind hiernach die beiden Vermutungen des Photios zurückzuweisen, so hat es um so mehr sein Verbleiben bei den von ihm mitgetheilten positiven Angaben. Nach diesen haben wir uns das Werk des Lukios vorzustellen mit einem Umfange welcher dem der Metamorphosen des Apulejus mindestens gleich kam. Die Anlage scheint aber eine andere gewesen zu sein. Wenn der Inhalt der lukianischen Schrift in den beiden ersten *λόγοι* des Lukios wiedergegeben war — etwa wie die *ἀληθὴς ἱστορία* des Lukian zwei *λόγοι* bildet —, so können die verschiedenen Erzählungen nicht in einander geschachtelt gewesen sein, wie bei Apulejus, sondern sie müssen auf einander gefolgt sein, also eine normale Sammlung von Märchen und ähnlichen Geschichten gebildet haben. Vielleicht dass gerade der Vorgang des Apulejus abschreckend wirkte und auf den einfachen Weg hinwies, vorausgesetzt dass der 253 Grieche überhaupt von dem lateinischen Werke Kenntniss hatte oder nahm. Zeitlich war Letzteres ohne Zweifel möglich; denn da Apulejus ein — wenn auch etwas jüngerer — Zeitgenosse

*) Diess bestreitet E. Rohde S. 8 f., da im Punkte des Aberglaubens im zweiten christl. Jahrh., einer Periode der Zersetzung aller vorchristlichen abendländischen Religion, nichts unmöglich gewesen sei, wofür er Belege gibt.

Lukian's war, so hat es wenig Wahrscheinlichkeit dass zwischen Beide hinein das Sammelwerk des Lukios zu setzen wäre. Wohl aber können Apulejus und der Urheber dieses Sammelwerkes ihre Erzählungen aus den gleichen griechischen Quellen geschöpft haben.

Den lukianischen Ursprung des *Λοῦκις ἢ Ὄνος* haben wir im Bisherigen kurzweg vorausgesetzt, einfach darum weil wir nach Gründen ihn zu bezweifeln uns bisher vergebens umgesehen haben. Man könnte zwar allenfalls solche finden in der leichten Eleganz womit dieses Schriftchen hingeworfen ist und welche allerdings absticht gegen die selbstbewusste und sich selbst bespiegelnde wortreiche Manier der nichtdialogischen Schriften des Lukianos. Ohne Widmung, ohne Einleitung — wie sie die stofflich nächstverwandte Schrift Lukian's, die *ἀληθὴς ἱστορία*, besitzt — führt uns das Schriftchen sogleich mitten in die Sache selbst hinein und bleibt diesem Charakter auch weiterhin getreu, indem die Person des Schriftstellers völlig untergeht in der des redenden Helden. Aber dieses Argument ist nichts weniger als überzeugend. Es ist ja doch wohl ganz möglich dass Lukian einmal sich selbst übertraf, dass er seine Person einmal bei Seite liess, so gut als er diess bei den Dialogen gethan hat, zumal wenn wir in dem Schriftchen etwa ein Erzeugniss genialer Jugendlaune besässen, aus einer Zeit wo der Verfasser noch nicht der berühmte — und eitle — Mann von später war*).

Eine andere Frage ist ob der Verfasser des erwähnten Sammelwerkes wirklich Lukios aus Paträ hiess. Der Name ist einzig durch Photios überliefert und höchst verdächtig durch den Umstand dass er der Name des Helden der lukianischen Erzählung ist**). Hierdurch wird es wahrscheinlich dass jenes Sammelwerk entweder anonym erschien und nach dem Helden der ersten Erzählung — welchem seiner Berühmtheit wegen vielleicht auch in den späteren *λόγοι* eine Rolle zugetheilt war — benannt wurde, 254 oder pseudonym, eben unter jenem literarisch bekannten Namen,

*) Weitere Begründung der Abfassung durch Lukian s. bei E. Rohde a. a. O. S. 30—38 (vgl. S. 40—42), welcher die Abweichungen von der sonstigen Schreibweise Lukian's aus karikierender Wiedergabe des ungefeilten Ausdrucks im Werke des Lukios erklärt.

**) Hierauf hat schon Wieland (in seiner Uebersetzung des Lukian IV. S. 296 ff.) aufmerksam gemacht und daraus Schlüsse gezogen. Rohde's Erklärung dieses Umstandes s. oben S. 454, Anm.

welchen dann der gute Patriarch ebenso für Ernst nahm wie den in dem Werke enthaltenen Erzählungsstoff*). Veranlassung hierzu mochte die Thatsache geben dass — wie Lukian's ἀληϑὴς ἱστορία zeigt — solche Erzählungen häufig als eigene Erlebnisse des Redenden dargestellt wurden. In einem Falle wo es sich um die Verwandlung in einen Esel handelte lag gewiss Grund genug vor hiervon abzuweichen und für die erdichtete Geschichte eine erdichtete Person zum Träger zu machen. Lukian scheint deren Namen absichtlich so gewählt zu haben dass derselbe mit seinem eigenen wenigstens Verwandtschaft und Aehnlichkeit hatte, um sein Kind nicht völlig von sich zu stossen; Spätere aber adoptierten gern den schon vorgefundenen und schon berühmten Namen.

Um schliesslich auf die Metamorphosen des Apulejus zurückzukommen, so hat hinsichtlich ihrer Abfassungszeit schon Bosscha (in Oudendorp's Ausgabe III. p. 511) mit Recht bemerkt dass sie nothwendig nach der Apologie fallen müssen, da das Werk den Gegnern des Verfassers allzu reichen Stoff für weitere Begründung ihrer Angriffe geliefert hätte als dass deren Schweigen darüber begreiflich wäre. Hildebrand (in seiner Ausgabe I. p. XXV—XXVII) hat zwar einen Versuch gemacht diese Ansicht zu bekämpfen, aber so unglücklich dass er seiner Behauptung, Apulejus habe die Metamorphosen schon bei seinem Aufenthalt in Rom verfasst, die beschränkende Hypothese hinzufügen muss: — aber nicht herausgegeben, sondern unter den Scheffel gestellt, in seinem Pulte verborgen, da sie allerdings sonst von den Anklägern nothwendig hätten ausgebeutet werden müssen. Damit hat er in Wahrheit nur die Aufstellung von Bosscha bestätigt. Ueberdiess setzt das Werk reichere Lebenserfahrung voraus als dass man es für eine Jugendarbeit halten könnte. Vielleicht dass eben die Anklage wegen Zauberei welche gegen ihn erhoben worden war und welche, durch seine Vertheidigungsrede verewigt, an seinem Namen dauernd haften blieb (s. Römische Literaturgeschichte 344, 3), das Interesse des Apulejus diesem Gebiete zuwandte und dass er gern die Gelegenheit benützte um den wahren Begriff der Zauberei in heiterer Weise anschaulich zu machen.

---

*) E. Rohde (1869) S. 7 meint: „diess wäre eine Flüchtigkeit die wir dem Photius um so weniger zuzutrauen berechtigt sind als er in andern Fällen sorgfältig angibt wenn der Verfasser eines ihm vorliegenden Buches unbekannt oder zweifelhaft war."

XXI.

Vespae iudicium coci et pistoris iudice Vulcano*).

Dieses kleine Epos (von 99 Hexametern) ist überliefert durch den codex Salmasianus, und zwar unmittelbar vor dem Pervigilium Veneris; ausserdem durch den Parisinus 8071 (Thuaneus), saec. IX—X, B bei Riese (no. 199, I. p. 140—143). Der Inhalt ist ein Wettstreit zwischen Koch und Bäcker, von denen jeder seine Kunst preist, die des Andern herabsetzt. Der Schiedsrichter, Vulcanus, gibt ebenso vernünftig als gutmütig seine Entscheidung dahin ab dass Beide ihren Werth haben und daher das Streiten unterlassen sollten: es, coce, suavis homo; dulcis sed tu quoque, pistor, was an Vergil ecl. 3, 108 ff. erinnert: et vitula tu dignus et hic. Diesem Inhalt und seiner Behandlung nach gehört das Gedicht zu den gemischten Arten: es ist ein komisches Epos, etwa wie das Moretum, hat aber die Form des Wettkampfes mit dem Idyll gemein und schliesst sich zugleich an die rhetorischen ἔπαινοι und ψόγοι an. Sein nächster Verwandter ist des Asellius Sabinus (unter Tiberius) dialogus in quo boleti et ficedulae et ostreae et turdi certamen induxerat (R. L. G. 258, 1); nur scheint dieser prosaische Form gehabt zu haben. Wie dieser wird es auf dem Boden Roms erwachsen sein. Darauf deutet die Verfeinerung der aufgeführten culinarischen Genüsse (47 ff. 68 ff.), die Saturnalien (17 ff.) und die crustula am ersten Januar (49 vgl. 16). Was seine Zeit betrifft, so soll es nach Wernsdorf ein carmen infimae latinitatis sein. Ich wüsste aber nichts was auf späteren Ursprung deutete. Denn der wiederholte Hiatus in der Penthemimeres (6: nec mel erit solum: aliquid; 92: bubula Pasiphae, Europe) kann als Zeichen eines solchen nicht gelten, da er schon

*) Aus dem Rhein. Mus. XXVI. S. 341 f.

bei augusteischen Dichtern vorkommt, besonders häufig bei Vergil aber auch bei Horaz und Tibull; noch weniger die Kürzung des auslautenden Vocals in der Senkung, am stärksten 79: fervent in caccabŏ fluctus, sonst aber nur bei der ersten Person des Zeitworts. Auch die Messung von opus als Iambus (5) und des Nominativs agricola als Choriamb (27) findet beidesmal durch die Hauptcäsur Entschuldigung. V. 82 (exseco sic gallos quasi Berecynthia Gallos) ist die spondeische Messung von quasi sogar das sprachgeschichtlich einzig Richtige und zeugt von Gelehrsamkeit des Verfassers. Andererseits ist der Bau der Verse hinsichtlich der Wahl der Cäsuren elegant, Ton und Ausführung nicht ohne Anmut. Ich möchte das Gedicht ins zweite Jahrhundert setzen, etwa gleichzeitig mit seinem Wandnachbar, dem Pervigilium Veneris, und zwar aus folgenden Gründen. Nach obligater Anrufung der Musen sagt der Verfasser von sich: ille ego Vespa precor cui divae saepe dedistis per multas urbes populo spectante favorem (v. 3 f.). Er ist also ein reisender Literat (Rhetor) der im römischen Reiche umher Productionen seiner Kunst gibt, wie Apuleius und viele Andere in der Zeit der neueren Sophistik. Er zeigt ferner Kenntnisse in der griechischen Literatur (besonders Mythologie), wie sie in der infima aetas niemals vorkommen, und er spricht seinen Polytheismus mit einem heiteren Behagen aus welches von Störung und Trübung durch das Christenthum noch nichts weiss. Könnte er daher aus der Zeit des Reposianus (R. L. G. 375) sein, so spricht für noch frühere Datierung (zu R. L. G. 341) der Umstand dass v. 6 zur Empfehlung des Gedichtes angeführt wird: aliquid quoque iuris habebit, und v. 9 und 60 juristische Wendungen gebraucht werden. Es ist also wohl aus einer Zeit wo die Jurisprudenz in bester Blüte stand, der des Gaius (R. L. G. 339), welche zugleich die des Apuleius (ebd. 344 f.) ist. Und dass der Verfasser ein Rhetor ist macht nicht nur der Gegenstand wahrscheinlich sondern auch die Sorte seiner Witze, welche bedeutend nach der Schule riechen; vgl. 44 f. Satyros — saturos; Panes — panes; 82 gallos — Gallos.

XXII.

Ueber die Hauptrichtungen in der heutigen classischen Alterthumswissenschaft*).

Das Fach zu dessen Vertretern an dieser Hochschule ich zu zählen die Ehre habe gehört mit nichten zu denjenigen welche der Zeitgunst in besonderem Masse sich erfreuen dürfen. Vielmehr könnte ein verzagter Diener des classischen Alterthums versucht sein mit Novalis zu klagen:

> Was sollen wir auf dieser Welt
> Mit unser Lieb und Treue?
> Das Alte wird hintangestellt,
> Und was soll uns das Neue?

Und vergleicht man vollends das Jetzt mit dem Sonst, so wäre es der classischen Philologie nicht zu verdenken wenn sie von einem Gefühle beschlichen würde wie es in einem zahlreichen Familienkreise eine ältere Schwester haben mag wenn sie die allgemeine Aufmerksamkeit von sich ab und Geschwistern zuwenden sieht welche sie einst geschaukelt hat. Sie ist noch immer liebenswürdig wie vor einem Jahrzehnt, sie ist sogar seitdem viel erfahrener, belesener und gebildeter geworden, und ein Blick in den Spiegel sagt ihr dass sie noch gar nicht viele Furchen zählt: woher denn also diese Hintansetzung? Wenn in solchen Fällen die Antwort oft in einem Seufzer über die Verkehrtheit der Welt bestehen mag, so wollen dagegen wir sie lieber suchen in dem natürlichen Gange der Dinge, der in seinem Kreislaufe eine Seite um die andere in den Vordergrund schiebt und nach

*) Rede zum Eintritt in den akademischen Senat der Universität Tübingen, gehalten den 4. März 1858.

oben kehrt, und uns damit trösten dass ja auch wir es mitzugeniessen haben wenn unter dem erwärmenden Einflusse der Zeitgunst andere Wissenschaften rasch zur Blüte gelangen, dass ja auch uns es zu Gute kommt wenn wir in kranken Tagen zwar nicht gerade sicherer geheilt werden als vor Alters, aber doch viel gründlicher erfahren was uns eigentlich fehle, und wenn wir dem Staube unserer Bücher auf Dampfesflügeln rasch entfliehen können. Je williger aber wir uns ergeben in das Unabänderliche, um so eher wird man es uns zu Gute halten wenn auch wir bei einem Blick auf die Unsrigen überzeugt sind und Andere zu überzeugen suchen dass wir uns ganz wohl mit allen andern Wissenschaften messen dürfen, dass auch wir nicht zurückgeblieben sind hinter dem Geiste der Zeit, dass wir an Regsamkeit, Vielseitigkeit, Schärfe der Methode in Gewinnung und Bearbeitung des Stoffes, sowie an geistiger Durchdringung desselben keiner anderen Wissenschaft nachstehen, wohl aber mancher als Lehrer und Muster dienen könnten. Vielleicht dass eine kurze Musterung der Hauptrichtungen in unserer Wissenschaft dazu dient diese Behauptung zu begründen.

Die ganze Entwicklung der classischen Philologie seit Heyne und F. A. Wolf lässt sich an drei Namen anknüpfen, von denen nur noch einer einem Lebenden angehört: an G. Hermann († 31. December 1848), C. Lachmann († 13. März 1851) und A. Böckh.*) Von diesen stehen die beiden Ersten wesentlich auf gleichem Boden, und ihre beiden Namen bezeichnen nur einen Fortschritt innerhalb derselben Richtung, der grammatisch-kritischen. Diese verfolgt G. Hermann in der Weise einer genialen Persönlichkeit, Lachmann mit allgemein gültiger Methode.

Eine reichbegabte, bewegliche, in ihrer Art wahrhaft geniale Persönlichkeit wie er unzweifelhaft war und neben seinem Kantianismus zugleich influenziert von dem Subjectivismus der in seiner Jugend herrschenden romantischen Schule, stellte G. Hermann sein individuelles Meinen und Belieben über das geschichtlich Thatsächliche, das urkundlich Ueberlieferte. Er las die Schriftsteller des Alterthums mit den Augen eines Recensenten, sie messend an dem eignen ethischen und ästhetischen Bewusstsein, wie an seinen grammatischen und metrischen Ueberzeugun-

*) Bekanntlich ist seitdem auch Böckh gestorben, den 3. August 1867.

gen, fortwährend spähend nach Anstössen irgend welcher Art, und allezeit bereit dieselben zu beseitigen durch Abänderungen und Streichungen an dem durch die Handschriften überlieferten Texte. Und man kann nicht sagen dass er dabei immer von festen, klar erkannten und bestimmt ausgesprochenen Grundsätzen ausgegangen wäre. Weder in Bezug auf seine Stellung zu den Handschriften liessen sich solche erkennen, noch hinsichtlich der Gründe aus denen er dieses verwarf und Anderes besser fand. Der eigene Einfall war das Primäre, und erst in zweiter Reihe warf man die Blicke auf den handschriftlichen Bestand, um von ihm eine Unterstützung oder Bestätigung des selbständig Gefundenen oder eine Förderung des Suchens zu entnehmen. Von dem Masse in welchem sie diess leisteten war sehr oft die Schätzung der einzelnen Handschriften abhängig, und eben noch warm gepriesen wegen einer willkommenen Lesart wurde die gleiche bald darauf vollständig ignoriert oder auch verdammt. Auf genaue Abwägung des Werthes der einzelnen Handschriften liess G. Hermann sich selten ein; in der Regel bediente er sich unbestimmter Ausdrücke, wie „die meisten", „die besten", „die Mehrzahl„ u. dgl. Und ebenso wie über diplomatische Grundsätze fühlte das geniale Subject sich erhaben über das Bedürfniss fester ästhetischer Normen. Was ihm nicht gefiel, das war verwerflich, und insbesondere war es der weitbauschige unfassbare Begriff der Eleganz in welchen sich das individuelle Belieben kleidete, wenn man sich nicht geradezu auf einen mysteriösen Instinct berief oder grammatische und metrische Ansichten, vielleicht auch Schrullen, ins Vordertreffen schickte. Die Folge solchen launenhaften, planlosen Verfahrens war einmal die grösste Veränderlichkeit. Mit der Bereitwilligkeit des reichen Mannes opferte G. Hermann einen Einfall nach dem andern, um für neue Raum zu gewinnen; jede neue Ausgabe brachte deren wieder andere; es war ein ewiges Behaupten und Zurücknehmen, Modificieren und Bestätigen, Beschränken und Erweitern. Und weil sodann dieses Herumcorrigieren an den Schriftstellern zu seiner Grundlage hatte das Gefühl des genialen Subjects von seiner absoluten Berechtigung, so sah man in Hermann's Schule dieses Experimentieren selbst als eine Bethätigung von Genialität, als etwas Geniales, an. Daher denn der unendliche Werth den man auf diese Sächelchen legte: man führte förmlich Buch über seine Einfälle, man erliess dem Leser keinen den man je gehabt, man

stritt sich erbittert über die Priorität darin, man beeilte sich dieselben zu veröffentlichen ehe ein Anderer zuvorkomme oder gar sie stehle, man veranstaltete eigene Ausgaben eines Schriftstellers nur um seine neuesten Conjecturen darin unterzubringen, und wenn ein Schriftsteller abgeweidet schien so warf man sich auf einen andern, möglichst abgelegenen, von keines Emendators Fuss noch betretenen, am liebsten auf einen eben erst entdeckten. Man mass die Grösse eines Philologen nach der Zahl der Conjecturen die er zu Tage gefördert, die Wichtigkeit einer philologischen Disciplin nach ihrer näheren oder entfernteren Beziehung zu der Kunstfertigkeit des Emendierens; und war man nur einmal selbst im Besitze der letzteren, so glaubte man des Weiteren ziemlich entbehren zu können und sah halb mit Mitleiden oder auch wohl mit Geringschätzung herab auf diejenigen welche sich mit so unphilologischen Dingen abmühten wie die Ermittlung der politischen, socialen, religiösen Zustände des Alterthums, oder die dem organischen Zusammenhang und Entwicklungsgang der alten Literatur nachforschten und neben dem Buchstaben auch noch nach dem Inhalt und Geiste der antiken Schriftwerke fragten. Zwar das Haupt dieser Richtung für seine Person war von solcher Beschränktheit frei. G. Hermann besass ein feines Gefühl für die Schönheit und Eigenthümlichkeit der alten Schriftsteller, und vor seinem Geiste stand das Alterthum in seiner Totalität lebendig da; aber weil das bei ihm theils naturwüchsig war theils sich als Frucht seiner unausgesetzten Beschäftigung mit dem Alterthum von selbst eingestellt hatte, so sah er es überhaupt für etwas sich von selber Verstehendes an, für etwas das dem Philologen, wenn er nur die Schriftsteller fleissig lese, von selbst zufalle und wofür er sich daher nicht eigens zu bemühen brauche, und er verursachte dadurch bei vielen seiner Schüler eine Trübung des Urteils und Ueberschätzung ihrer Kräfte. Je glänzender aber der Meister selbst in seiner Richtung thätig war, je überraschender ihm Vieles gelang, um so gefährlicher war er für seine Schüler. Denn nur von einem geistvollen Manne geübt war dieses Verfahren zu ertragen, nur beim Vorhandensein von Genialität besass dieses geniale Treiben eine Art von Berechtigung; wenn nun aber nichtgeniale, ja oft mittelmässige, kleinliche und geschmacklose Individuen das Gleiche unternahmen, so nahm sich das um so greller aus je grösser meistens die Zuversicht war mit der sie dabei auftraten.

Kein Wunder daher wenn von einer so gehandhabten Philologie das Publicum sich mit Befremden abkehrte und gegen die philologische Thätigkeit als solche ein Vorurteil fasste. Begabtere freilich — wie unter der älteren Generation theilweise Fr. Thiersch und unter der jüngeren besonders Th. Bergk und H. Köchly — überwanden glücklich die Schranken der Schule und machten sich die Vorzüge der anderen Richtungen zu eigen; aber damit hatten sie das Specifische der Hermann'schen Schule abgestreift, sie hatten aufgehört Hermannianer zu sein. Und wirklich, so gewiss es ein Glück und Gegenstand gerechten Stolzes ist einen so geistsprudelnden, anregenden und liebenswürdigen Lehrer wie G. Hermann gehabt zu haben, so gewiss ist es eine unverzeihliche Beschränktheit ein Hermannianer zu bleiben sein Leben lang. Blieb es doch eigentlich nicht einmal Hermann selbst bis an sein Ende, wie sein Aeschylos beweist. Nichts desto weniger aber ist der Hermannianismus auch in der Gegenwart nicht völlig abgestorben: er lebt fort theils in einzelnen Exemplaren von unverfälschten Hermannianern, sogar in einzelnen Caricaturen dieser Richtung, dergleichen F. H. Bothe einst war und dann J. A. Hartung; noch mehr aber in einzelnen Symptomen, wie der unmethodischen Handhabung der Kritik und Ueberschätzung des Conjecturierens, während dieselben Philologen daneben auf anderen Gebieten sich vielleicht grosse Verdienste erworben haben. Ausserdem aber ist der Hermannianismus auch spontan wieder aufgetaucht in einer ganzen Philologenschule des Auslandes, in der des Holländers Cobet, welcher mit G. Hermann's feiner Kenntniss des Griechischen (insbesondere des attischen Dialekts) auch dessen kritische Willkür verbindet, indem er nach einem selbstgeschaffenen Ideale von Atticismus die attischen Schriftsteller abändert, unbekümmert um die Handschriften, welche Cobet selbst zwar mit Virtuosität zu handhaben versteht, aber nur dann gelten lässt wenn sie seine vorgefasste Meinung bestätigen.

Sehen wir aber ab von solchen Nachzüglern, so gehört in der Gegenwart innerhalb der grammatisch-kritischen Richtung das Feld unbestritten der Lachmann'schen Schule. Das Eigenthümliche derselben ist das was als ein mehr oder weniger bewusster Zug durch die ganze moderne Wissenschaft, soweit sie diesen Namen verdient, hindurchgeht, durch die historischen wie die Naturwissenschaften, — das Streben nach objectiver Wahrheit, nach dem rein und unzweifelhaft Thatsächlichen, Positi-

ven, also auf unserem Gebiete nach exacter Quellenmässigkeit. Dieses Princip hat zwar natürlich Lachmann so wenig entdeckt als irgend welcher andere Einzelne, ja er hat es nicht einmal innerhalb der classischen Philologie zuerst befolgt, er bekennt sich vielmehr selbst in dieser Hinsicht als Schüler von Immanuel Bekker; aber er ist der Erste der es mit klarstem Bewusstsein erfasst, in sich verkörpert, zu seinem persönlichen Pathos und seinem wissenschaftlichen Lebensprincip gemacht und der mit energischer Consequenz durch Beispiel, Lehre und Schrift für seine Verbreitung gewirkt hat, und nicht blos auf dem Gebiete der classischen, sondern auch der germanischen Philologie, der Geschichtsforschung und der Theologie. Diese Losschälung vom individuellen Belieben, dieses Zurückgehen auf die geschichtliche Ueberlieferung setzte zu allererst die Handschriften in ihr volles Recht ein, und die paläographischen Studien nahmen im Zusammenhange damit einen neuen Aufschwung. Aber Niemand war weiter als Lachmann entfernt von blindem Glauben an Alles was durch die Handschriften überliefert sei, Niemand hat im Gegentheil eine einschneidendere Kritik der Handschriften geübt als gerade er. Lachmann unterschied scharf und streng zwischen selbständigen und abgeleiteten Handschriften und liess nur die ersteren als Quelle gelten; was die abhängigen Eigenthümliches boten hatte in seinen Augen nicht mehr — eher weniger — Werth als irgend welche Conjectur eines heutigen Menschen. Er gieng in seiner Missachtung dieser abhängigen Handschriften sogar manchmal zu weit, verfuhr oft zu rasch bei seiner Zutheilung in diese Classe, und ignorierte die dahin verwiesenen allzugründlich, ein Verfahren das sich namentlich in der Nibelungenkritik schwer an ihm gerächt hat. Die als selbständig erkannten Handschriften bildeten für ihn den Körper der geschichtlichen Ueberlieferung, in Bezug auf dessen Beschreibung und Darlegung er die äusserste Genauigkeit sich und Anderen zum Gesetze machte; erst wo diese Tradition schwieg oder nachweislich im Irrthum war durfte der Kritiker in die Lücke treten und mit seinen Heilungsvorschlägen kommen, die er aber dem Zustande der leidenden Stelle genau anzupassen hatte und nur als das geben durfte was sie waren, seine individuellen Rathschläge und Vermutungen. Diese scharfe Abgrenzung von äusserem Thatbestand und persönlicher Zuthat und die darauf gebaute klare Erkenntniss der Grenzen der Gewissheit und der blosen Wahrscheinlichkeit, des

Möglichen und des Erlaubten, die wissenschaftliche Ehrlichkeit, welche da wo das Wissen aufhört auch den Schein desselben verschmäht und wo sie nicht zu helfen weiss es auch offen heraussagt, — ist ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst von Lachmann. Dadurch erst wurde die philologische Kritik aus der dumpfen Luft des Rathens und Meinens in die Atmosphäre der Wahrheit und Wissenschaftlichkeit erhoben, und es wurden dadurch Leistungen geschaffen bei welchen die Nachfolger nicht jedes Mal wieder von vorne anzufangen hatten, sondern welche für alle weitere Forschung als Grundlage dienen konnten, wo nicht geradezu abschliessenden Charakter hatten. So auf unserem Gebiete Lachmanns Catull, Tibull und Propertius, auch seine Gromatici und zum Theil sein Lucretius, und aus seiner Schule O. Jahn's Persius und Juvenalis, Kempf's Valerius Maximus, Kirchhoff's Euripides, O. Schneider's Nikander u. A. Nicht bedingt durch individuelle Genialität hatten die Arbeiten der Lachmann'schen Schule in ihrer Art sogar grösseren Werth oder doch grössere unmittelbare Brauchbarkeit als die des Meisters, sofern sie sich nicht, wie dieser wenigstens in seiner literarischen Praxis that, auf die Kritik beschränkten, sondern — was wohl auf der gleichzeitigen Mitwirkung Böckh'schen Einflusses beruhte — auch die Erklärung der Schriftsteller und die Aufhellung aller einschlägigen literarhistorischen Fragen in derselben gründlichen und methodischen Weise sich zur Aufgabe machten. Durch O. Jahn hat die Lachmann'sche Methode auch die Archäologie von dem Wuste individueller Einfälle gesäubert und sie auf eine echt wissenschaftliche Grundlage zurückgeführt, ja sogar auf dem Gebiete der modernen Kunst- und Literatur-Geschichte Triumphe gefeiert. Eben wegen dieser Weite ihres Gesichtskreises, sowie unter dem gleichmässigen Einflusse Lachmann'scher Ironie und Böckh'scher Milde, hat wenigstens ein Theil von Lachmann's directen Schülern sich auch frei erhalten von dem übermütig absprechenden Tone welcher in der G. Hermann'schen Schule geherrscht zu haben scheint und wovon Lachmann selbst nichts weniger als frei war. Dabei ist bemerkenswerth wie zuletzt die beiden Schulen in ihren Häuptern sich gegenseitig näherten: wie G. Hermann's Aeschylos nach Lachmann'scher Quellenmässigkeit wenigstens strebt, so ist Lachmann's letzte Arbeit, sein Lucretius, von G. Hermann'scher Emendierlust erfüllt, freilich auf einer echt methodischen Grundlage. In L. Dissen trat die Lachmann'sche

Richtung mit Göttingischer Aesthetik und Pectoralphilologie in Verbindung, erfolgreicher aber in Ritschl mit Bentley'scher Kühnheit, wie es denn in Lachmann's letztem Decennium unter seinen Schülern Sitte wurde von Berlin sich nach Bonn zu wenden, um Lachmann's skeptische Nüchternheit durch positivere Anregungen in sich ergänzen zu lassen.

In der That stellt Ritschl — ein Schüler von G. Hermann und dessen genialstem Schüler Reisig, und ein Freund von Lachmann — in seiner Person die Vereinigung von G. Hermann und C. Lachmann dar. Ritschl besitzt erstens Lachmann's Scharfblick und Sicherheit der Combination, sein streng geschultes Denken, das vorsichtig vom Bekannten zum Unbekannten aufsteigt, sowie seine Akribie und Strenge in Unterscheidung und Ausbeutung der Handschriften. Wie tief die Richtung auf das Urkundliche in Ritschl's Wesen begründet ist zeigt sich darin dass er, von dem Gebiete weg wo wir auf die Vermittlung der Abschreiber angewiesen sind, sich mit Vorliebe demjenigen zugewandt hat wo wir die Originale selbst noch handhaben können, zur Epigraphik, und hier abermals sich, wenn irgend möglich, nicht mit Abschriften begnügt — bei welchen die Individualität des Abschreibenden immer noch Einfluss üben könnte — sondern nur bei den Originalen selbst sich beruhigt oder Abdrücken die auf mechanischem Wege von ihnen genommen sind. Auch seine Abneigung gegen Disciplinen wo wenig fester Boden unter den Füssen ist und subjective Combination sich an die Stelle der exacten Forschung setzt, wie Etymologie und Mythologie, wird auf diese Quelle zurückgehen. Diese Gewissenhaftigkeit in Feststellung des Thatsächlichen macht Ritschl auch seinen Schülern zur Pflicht, so dass manche derselben — wie H. Keil — in Bezug auf Vergleichen von Handschriften und deren Beurteilung die höchste Genauigkeit und Zuverlässigkeit bewähren. Mit dieser urkundlichen Strenge verbindet aber Ritschl zugleich eine Sicherheit des Selbstbewusstseins der handschriftlichen Ueberlieferung gegenüber und eine unternehmende Kühnheit wie sie grösser kaum bei G. Hermann war. In Folge dessen vermag es Ritschl nicht immer am gehörigen Orte, da wo Resignation geboten wäre, den Versuchungen zur Selbstschöpfung zu widerstehen. Dabei begegnet es ihm nicht viel weniger als G. Hermann dass er eine aus einer Mehrheit von Fällen abstrahierte Beobachtung allzu rasch als Regel und unverbrüchliches

Gesetz aufstellt und alles Widerstrebende kurzweg danach abändert. So ist besonders derjenige Schriftsteller um welchen Ritschl sich die grössten Verdienste erworben hat, Plautus, von ihm zugleich in eine Anzahl metrischer Regeln eingeschnürt worden von welchen dieser sicherlich keine Ahnung hatte *): ein Verfahren welches einem Volksdichter und einem Römer gegenüber noch viel weniger berechtigt sein kann als wo G. Hermann es geübt hatte, bei den griechischen Dichtern. Andererseits hat Ritschl vor G. Hermann voraus dass er die verhältnissmässige Enge von dessen grammatischem Gesichtskreis erweitert hat durch Anlehnung an die vergleichende Sprachforschung der Gegenwart, und er für seine Person ist, wie seine Schrift über das alexandrinische Museum und seine Parerga zu Plautus bewiesen haben, auch weit entfernt von der beschränkten Anschauungsweise welche die philologische Wissenschaft in der Ausübung der Textkritik aufgehen lässt. Ueberdiess besitzt Ritschl eine reichliche Dosis von Lachmann's wissenschaftlichem Wahrheitssinn. Willig lässt er sich von Freunden und Schülern wie von Fernerstehenden belehren und wird nicht müde eigene Angaben, Behauptungen und Vermutungen zu berichtigen oder zurückzunehmen, selten um einen neuen Einfall an die Stelle eines alten zu setzen, gewöhnlich vielmehr weil inzwischen der urkundliche Thatbestand eine Bereicherung, die Forschung einen Fortschritt erfahren hat. In dieser Selbstkritik gipfelt die kritische Richtung und liegt etwas Versöhnendes für die Gewohnheit des Polemisierens, welche, auch Schwachen und Unbedeutenden gegenüber und mit schneidender Schärfe, oft Bitterkeit und Hohn geübt, leicht den Eindruck des Zänkischen machen und abstossen könnte. Noch grösser aber ist die Gefahr dass diese Manier, von Schülern ohne die Verdienste des Meisters nachgeahmt, in die wissenschaftlichen Verhandlungen einen verdammenswerthen Ton einführt, zumal wo das Bewusstsein stark ausgeprägt ist einer Schule anzugehören welche die richtige Methode zu ihren Besitzthümern zählt. Freilich ist diese Methode nichts einer einzelnen Schule Eigenthümliches und nur in ihr zu Erwerbendes, sondern die gemeinsame Errungenschaft der gesammten neueren Entwicklung der classischen Philologie, aufgebaut auf den allgemeinen Gesetzen des Denkens

*) Für Sachverständige wird es kaum einer Bemerkung bedürfen dass dieses Urteil dem von Ritschl seitdem selbst überwundenen Standpunkte der Prolegomena galt.

und aller Geschichtsforschung. Aber es ist das Schicksal aller Schulen, indem sie in ihrer Mitte eine Tradition bilden die den in sie Eintretenden führt und fördert, zugleich eine gewisse Enge des Gesichtskreises zu begünstigen, eine Selbstgenügsamkeit und Unduldsamkeit, einen Geist der Kameraderie welcher nur das was die eigene Livree trägt anerkennt und für das was ausserhalb des geweihten Kreises steht entweder gar kein Auge hat oder nur Vorurteil und vornehmes Herabsehen.

Wir haben gesehen wie von G. Hermann's grammatisch-kritischer Richtung und Thätigkeit der kritische Theil in seiner wesentlichen Grundlage durch Lachmann und Ritschl berichtigt wurde. Ausserdem ward er von diesen auch ergänzt, dadurch dass sie ihre kritische Thätigkeit mit derselben Bevorzugung den lateinischen Schriftstellern zuwandten wie G. Hermann die griechischen begünstigt hatte; und es hat in Folge davon in der Gegenwart die ohnehin einfachere und leichter zu überblickende und auch manchfach praktischere lateinische Literatur sogar ein augenblickliches Uebergewicht über die hellenische erlangt. Ferner hat auch die grammatische Seite wesentliche Fortschritte über G. Hermann hinaus gethan, nicht blos durch Lobeck, welcher seinen Lehrer an Schärfe und Fülle der Beobachtung weit übertroffen hat, sondern besonders dadurch dass die classische Philologie sich dem Impulse nicht verschloss welcher ihr von Seiten der allgemeinen Linguistik wurde und ihr specielles Object, die Sprachen der beiden classischen Völker, als Glieder der grossen Familie der indogermanischen oder arischen Sprachen erkennen und behandeln lernte, wodurch namentlich auch das Verhältniss der beiden classischen Sprachen zu einander erst auf seinen richtigen Ausdruck gebracht worden ist und der Anstoss gegeben zu einer historischen Behandlung der alten Sprachen. Es war keine bestimmte Schule welche diese Erkenntniss in sich aufnahm und nährte: es ist ins allgemeine Bewusstsein der classischen Philologie übergegangen dass es principiell so sein sollte, und nur die grosse Schwierigkeit der Ausführung, das Missverhältniss in welcher die Aufgabe — den ganzen Kreis jener Sprachenfamilie zu umspannen und dabei mit Sprache, Literatur und Leben der beiden classischen Völker ins Einzelste hinein vertraut zu sein — mit den Kräften des menschlichen Individuums steht trägt daran Schuld wenn jene Verwerthung der Sprachvergleichung für die classische Philologie nicht schon in ausgedehnterem Masse statt-

gefunden hat und es immer noch blos einzelne Mitglieder der verschiedenen Schulen sind (wie G. Curtius, A. Kirchhoff, L. A. Ahrens, L. Lange, W. Corssen u. A., in ihrer Weise auch Ritschl und Fleckeisen) in welchen jene beiden wissenschaftlichen Gebiete sich berühren oder durchdringen. Manchen der an Sauberkeit und Klarheit der Untersuchung gewöhnt ist mag auch diess abschrecken dass bis jetzt die Erscheinungen auf dem Gebiete der Sprachvergleichung in Methode und Resultat oft recht ungeniessbar sind, wie namentlich die Leistungen in der vergleichenden Mythologie vorerst noch den Eindruck von Hexenkesseln machen, worin die Göttergestalten aller Völker und Zeiten zu einem schaalen Brei zusammengerührt werden. Aber dass hier noch Vieles der Abklärung bedarf, dass allmählich zu der Methode hin auch etwas mehr Unterscheidung und Urteil im Vergleichen und Combinieren aufgeboten werden muss, wird von den Linguisten selber schwerlich bestritten werden, und darf jedenfalls uns nicht abhalten anzuerkennen dass der Fortschritt in Behandlung der beiden classischen Sprachen nur auf diesem Wege, durch Anschluss an die vergleichende Grammatik, geschehen kann.

Endlich die G. Hermann'sche Metrik ist in der neuesten Zeit (besonders durch R. Westphal) auf wesentlich neue Grundlagen gestellt worden, nachdem schon Böckh sie tiefer begründet und in erheblichen Punkten berichtigt und vervollständigt hatte.

Und damit haben wir den Namen genannt welcher eine unerlässliche Ergänzung der grammatisch-kritischen Richtung vertritt. Die Ergründung der classischen Sprachen und die methodische Feststellung der Texte der classischen Schriftsteller wird zwar allezeit die Basis der classischen Philologie bleiben müssen; aber die Basis ist nicht das Gebäude, und die Form nicht die ganze Sache. Wäre mit der Grammatik und Kritik die Aufgabe der classischen Philologie erschöpft, so liesse sich ihre weitere Lebensdauer nach Jahren schätzen oder doch Jahrzehnten. Dem ist aber nicht so. Haben wir, so gut als die erhaltenen Hülfsmittel es gestatten, die unverfälschten Worte jedes Schriftstellers festgestellt, so muss die Erörterung des Inhaltes ihren Anfang nehmen, sowohl nach der individuellen wie nach der allgemeinen Seite: einmal die Betrachtung des Schriftwerkes als eines Ganzen, seiner Oekonomie, der Art wie es seine Aufgabe gelöst, was für ein Bild des Verfassers sich aus ihm ergebe, welche Stellung dieser hiernach innerhalb des betreffenden Kreises und

innerhalb seiner Zeit einnehme — die literarhistorische und ästhetische Seite; anderntheils muss aus dem Inhalte der alten Schriftsteller, ergänzt durch die übrigen auf uns gekommenen Denkmäler, nunmehr das Alterthum selbst reproduciert werden nach seinen ethnographischen und politischen Verhältnissen, nach Kunst, Religion und Sitte. Diese Erweiterung der Philologie zur Alterthumswissenschaft, im Princip schon ausgesprochen durch F. A. Wolf, ist zuerst von A. Böckh vornehmlich für die Gebiete des Staatslebens und der Literatur der Griechen in grossartigem Massstabe und in ebenso methodisch gründlicher wie geistvoller Weise durchgeführt worden*), und bald nach ihm hat F. G. Welcker angefangen die Literatur, Kunst und Mythologie des Alterthums mit genialer, weitumfassender, anregungsreicher Combination, wiewohl nicht immer mit Böckh's methodischer Besonnenheit, zu bearbeiten, während Niebuhr's Beispiel und Lehre innerhalb des römischen Alterthums neue Bahnen brach. Seitdem hat die Thätigkeit auf diesem Gebiete nicht geruht. Es ist vielleicht weniger Geräusch auf dieser Seite, aber desto mehr intensives Leben und desto mehr Wolle. Kaum ist irgend ein Zweig der Realphilologie welcher nicht glänzende oder doch tüchtige Vertreter und mustergültige Leistungen aufzuweisen hätte. Ich brauche hier nur Namen zu nennen wie O. Müller, K. F. Hermann, W. A. Becker, G. Bernhardy, Schömann, E. Gerhard, Göttling, dann weiter hinab in den Jahren L. Ross, L. Preller, E. Curtius, auf römischem Gebiete Th. Mommsen, und ganz besonders wieder, für Römisches wie Griechisches, O. Jahn, um noch jüngere Lebende

*) Als besonders bezeichnend sei hier nachträglich angeführt eine Aeusserung Böckh's in einem Briefe an Fr. v. Raumer, Berlin 22. März 1818 (Fr. v. Raumer, Lebenserinnerungen und Briefwechsel, Leipzig 1861, II. S. 90): . . . „Ich werde mich leicht trösten können über den Halbwitz der Philologen von gemeinem Schlage, die sich darüber ärgern dass Einer den sie auch für einen erträglichen ABC Schützen hielten sich erdreistet zu behaupten die ABC Wissenschaft sei nicht der Gipfel der Weisheit; und ich sehe schon im Geiste wie die sächsische Schule, für welche es ausser Grammatik und Metrik keine Philologie oder Alterthumskunde gibt, sich gegen mich als einen Realisten ins Zeug werfen wird. Fr. Passow schrieb mir neulich gelegentlich, ich sei über das Gebiet der Philologen hinausgeschritten [mit dem Staatshaushalt der Athener] und habe mich in das geschichtliche verloren; für mich gibt es aber keine Philologie die nicht Geschichte wäre, und als einen Theil dieser Geschichte sehe ich die Geschichte der Sprache an, welche in einseitig gebildeten Köpfen zum Ganzen wird."

hier unerwähnt zu lassen. Ueberhaupt müssen wir es uns versagen im Einzelnen die Thätigkeit auf diesem Gebiete zu schildern und die Mitarbeiter an dem grossen Werke der Wiederbelebung des classischen Alterthums mit einiger Vollständigkeit namhaft zu machen; wir beschränken uns vielmehr in dieser Hinsicht zum Schlusse auf wenige Bemerkungen.

Erstens: wie keiner der genannten Männer eher zur Erforschung der realen Seite des Alterthums weiter geschritten ist als bis er im sicheren Besitze aller der Mittel war welche die grammatisch-kritische Richtung bietet und fordert, und wie sie bei ihren Forschungen fortwährend sich dieser Grundlage bewusst bleiben und sie für ihre Methode massgebend sein lassen, — so werden wir überhaupt die vollste Herrschaft über die classischen Sprachen und Sicherheit in methodischer Handhabung der Kritik von Jedem fordern müssen welcher wirklich Philolog sein und bleiben will, und werden eben darein den Markstein und das Unterscheidungsmerkmal gegenüber vom Historiker oder Aesthetiker setzen müssen.

Zweitens: wie wir uns bei Betrachtung der formalen, grammatischen Seite unserer Wissenschaft schliesslich hinausgewiesen sahen auf das unermessene Gebiet der Linguistik, so führt der Weg der Realphilologie in seinem Verfolge zu der noch kolossaleren Aufgabe einer Culturgeschichte der Menschheit, von welcher die classische Alterthumswissenschaft nur ein einziges, wenn auch besonders bedeutsames, Glied ist.

Und endlich in Betreff der Personen erregt es freilich ein schmerzliches Gefühl und führt zu trüben Betrachtungen wenn wir sehen wie die Häupter unserer Wissenschaft grösstentheils grau sind, ja manche sogar der Grenze alles menschlichen Wirkens und Lebens ganz nahe stehen, andere schon in den Jahren männlicher Reife, in ihrer besten Kraft und schönsten Wirksamkeit, hinweggerafft werden, hoffnungsvolle Nachstrebende in der Blüte der Jahre aus unserer Mitte scheiden: aber ein Umblick unter den Lebenden zeigt doch auch manchen tüchtigen Stamm, welcher edle Früchte schon getragen hat und andere noch zu bringen verspricht, und über Allem steht die Ueberzeugung von der Ewigkeit der Wissenschaft und der unvergänglichen Jugend des classischen Alterthums, welches trotz aller hemmenden Verhältnisse, ja sogar trotz der Missgriffe und der Unzulänglichkeit seiner Diener, es verstehen wird auch fortan sich in ungeschwächter Geltung zu erhalten, so lange die Menschheit überhaupt noch Sinn hat für geistige Interessen.

XXIII.

Friedrich Hölderlin*).

Ein reicher und tiefer Dichtergeist, ein Leben voll einfacher gewöhnlicher Verhältnisse, und doch von so peinlichem Verlaufe und so erschütterndem Ende ist uns in diesen Tagen wieder vor die Augen geführt worden, ein unschätzbares und doch in dem selbstsüchtigen Drängen, der undankbaren Vergesslichkeit der Gegenwart so vielfach übersehenes Kleinod ist durch treue Hände wieder ausgegraben und würdig gefasst worden. Friedrich Hölderlin's sämmtliche Werke, herausgegeben von G. Schwab's Sohn, Christoph Theodor Schwab, liegen vor uns**). Sie enthalten ausser dem längst dem deutschen Volke lieb Gewordenen auch sehr vieles Neue; eine ganze Anzahl der schönsten und bezeichnendsten Gedichte ist hier zum ersten Mal veröffentlicht, ganz besonders aber zieht der im zweiten Bande mitgetheilte Briefwechsel des Dichters mit seiner Familie, mit Neuffer, Schiller und Hegel, durch das Bedeutsame seines Inhalts die Aufmerksamkeit auf sich. Zwar hat eine etwas ängstliche Pietät auch jetzt noch die Veröffentlichung des ganzen von Hölderlin hinterlassenen Briefvorrathes, namentlich der Briefe Diotima's, verhindert; aber auch so liegt der Stoff nunmehr vollständig genug vor um eine gerechte Würdigung von Hölderlin's Eigenthümlichkeit als Mensch und Dichter, eine Darlegung seines Entwicklungsganges und eine Erklärung seines tragischen Endes möglich zu machen.

„Es gibt zwei Ideale unseres Daseins: eine unmittelbare angeborne und eine durch Freiheit vermittelte Einheit mit der Natur,

*) Aus den Monatblättern zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung 1847, Februar, S. 61—72.

**) Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag. Zwei Bände. 1846.

— einen Zustand der höchsten Einfalt und einen der höchsten Bildung. Zwischen diesen beiden Punkten bewegt sich die Bahn des einzelnen Menschen und der Menschheit im Ganzen" (II. S. 231). Diese Aeusserung des 24jährigen Hölderlin enthält die Grundanschauung seines ganzen Lebens und Dichtens: die Natur ist sein oberstes Princip, sein Gott, und die Einheit mit ihr sein Ideal, der vollkommenste, seligste Zustand den er sich zu denken vermag, von welchem es aber zwei Erscheinungsweisen gibt: die unmittelbare naturwüchsige Einheit, und die selbstbewusste freie; jene verwirklicht sich innerhalb des Lebens des einzelnen Menschen — in der Kindheit, und ist innerhalb der Geschichte der Menschheit verwirklicht gewesen — in der hellenischen Welt; diese, die freie Einheit mit der Natur, zu erreichen ist höchste Aufgabe und letztes Ziel für das Individuum wie für die Gattung.

Aus diesen Gesichtspunkten betrachtet Hölderlin vor allem sein eigenes Leben. Nur einmal ist er glücklich gewesen in seinem Leben, nur einmal war sein Zustand ein idealischer: in seiner Kindheit; aber mit ihr ist ihm die unmittelbare Einheit mit der Natur und dadurch die Seligkeit entschwunden, und als er sie wiederzuerobern gieng, brachte ihn die Wahrnehmung wie weit die wirkliche Welt von jenem Ideal entfernt sei zur Verzweiflung, bis ihm in Diotima dasselbe verkörpert entgegentrat. Wurde er auch an ihr sich erst recht schmerzlich bewusst wie fern er selbst von seinem Ideal sei, so lag doch andererseits in der Entfaltung ihres Wesens für ihn so viel Bestätigendes, Tröstendes und Ermutigendes dass das Bekanntwerden mit ihr einen neuen Abschnitt in seinem Leben begründet. Aber gewaltsam von ihrer Seite gerissen, vergass er in seinem Schmerze dass sie darum doch nicht aufgehört habe die Verwirklichung seiner höchsten Gedanken zu sein, fiel in seine frühere Verzweiflung an der Menschheit und sich selbst zurück, und rieb in diesem Kampfe seinen Geist auf. Diese allgemeinen Umrisse auszuführen ist die nächste Aufgabe des Folgenden.

Im Jahr 1770 geboren und früh des Vaters beraubt, wuchs Fr. Hölderlin unter der ausschliesslichen Hut einer tiefgemütlichen Mutter auf. Verständige Mütter, das ihnen vielfach Unverständliche und Unzugängliche eines männlichen Wesens begreifend, bescheiden sich bald auf die Geistesentwicklung ihrer Söhne direct nur einen negativen Einfluss zu üben, und so war dem heranwachsenden Knaben ein freier Spielraum gelassen seine Eigen-

thümlichkeit zu entfalten. Diess hatte einerseits die nachtheilige Wirkung in ihm jenen Eigensinn zur Entwicklung zu bringen mit dem er, statt sich nach der Welt und für sie zu bilden, von den Verhältnissen sich erziehen zu lassen, vielmehr die Welt nach sich gestalten wollte, und sich darauf steifte mit seinem Geist entweder die Welt zu beherrschen oder unterzugehen. Andererseits aber entfaltete sich, immer nur genährt und nie gehemmt, in diesen Jahren die ihm eigenthümliche Weichheit seines Wesens, sein Hang zu träumerischer Hingabe an die unbelebte Natur, zu idealischer Betrachtungsweise, nur um so breiter, tiefer und stärker. Klopstock war daher sein Held, wie damals aller Welt; seine Gestalten schienen ihm gross weil sie auf Stelzen gehen, seine Sprache erhaben weil sie unnatürlich ist, und begeistert las er daher oft seinem Halbbruder Klopstocks Hermannsschlacht vor. Darin aber dass seine natürlichen Neigungen so gar keinen Widerstand erfuhren und so reiche Nahrung erhielten bestand die Seligkeit dieser Jahre, welche der Dichter selbst, von seiner späteren systematisch entwickelten Weltanschauung aus, einseitig aus seiner damaligen unmittelbaren Einheit mit der Natur ableitete, die er wiederholt in den köstlichsten Worten uns schildert. Es waren „goldne Tage da ich in Träumen, Mir entlockt vom heitern Tag, Unter meines Gartens Bäumen Ein zufriedner Knabe lag" (I, 14). „Wenn ich oft dalag unter den Bäumen und am zärtlichen Frühlingslichte mich sonnte und hinauf sah ins heitere Blau das die Erde umfieng — — hast du mich lieb, guter Vater im Himmel? fragt' ich dann leise, und fühlte seine Antwort so sicher und selig am Herzen" (Hyperion S. 9). Am schönsten aber ist dieser selige Zustand, diese himmlische Ruhe der Kindheit geschildert in dem Fragmente welches jetzt (II. S. 267) zum ersten Mal vollständig mitgetheilt ist und woraus wir nur die Worte hervorheben; „Da ich ein Knabe war Rettet' ein Gott mich oft Vom Geschrei und der Ruthe der Menschen; Da spielt' ich sicher und gut Mit den Blumen des Hains, Und die Lüftchen des Himmels Spielten mit mir. — — O all ihr treuen, Freundlichen Götter! Dass ihr wüsstet Wie euch meine Seele geliebt! Zwar damals rief ich noch nicht Euch mit Namen, auch ihr Nanntet mich nie wie die Menschen sich nennen, Als kennten sie sich; Doch kannt' ich euch besser Als ich je die Menschen gekannt, Ich verstand die Stille des Aethers, Der Menschen Worte verstand ich nie. Mich erzog der Wohllaut Des säuselnden Hains, Und

lieben lernt' ich Unter den Blumen. Im Arm der Götter wuchs ich gross." Diese goldenen Kinderträume verbargen ihm des Lebens Armut (I, 15); später, als der Jüngling die Schrankenlosigkeit des mütterlichen Hauses mit dem disciplinarischen Zwange einer klosterartigen Unterrichtsanstalt vertauscht hatte, übten dieselbe Wirkung idealistische Studien; so war namentlich Schiller's Don Carlos „lange Zeit die Zauberwolke in die der gute Gott meiner Jugend mich hüllte, dass ich nicht zu früh das Kleinliche und Barbarische der Welt sah die mich umgab" (II, 150). Damals aber war der Frieden seiner Seele bereits gestört, das fromme Leben, vergänglich wie die Rosen (I, 38), bereits geschwunden; schmerzliche Kämpfe zwischen seiner Neigung und seiner vermeintlichen Pflicht hatten es erschüttert; namentlich dass er sich Gewalt anthat und Philosophie und Theologie studierte, während ihn doch alle Fasern seines Wesens vielmehr zur Poesie wiesen, wurde für ihn eine Quelle tiefen Unfriedens und Missmutes (II, 60). Die Gedichte aus dieser Zeit verrathen an allen Enden den Idealisten und Pathetiker, insbesondere den Schüler von Klopstock und Schiller, deren Worte sogar manchmal heraustönen. Wenn z. B. das Gedicht „Männerjubel" (II, 164) beginnt:

> „Erhabne Tochter Gottes, Gerechtigkeit,
> Die du den Dreimalheil'gen von Anbeginn
> Umstrahltest und umstrahlen wirst am
> Tage der ernsten Gerichtsposaune", —

so glauben wir eine Ode Klopstock's vor uns zu haben. Oder wenn es I, 8 heisst: „Ach wie der Geist, vom wunderbaren Siege Berauscht, der armen Sterblichkeit vergass," und II, 173 der Hymnus an die Liebe sich mit der Strophe eröffnet: „Froh der süssen Augenweide Wallen wir auf Gottes Flur; Unser Priesterthum ist Freude, Unser Tempel die Natur; Heute soll kein Auge trübe, Sorge nicht hienieden sein, Jedes Wesen soll der Liebe Frei und froh wie wir sich freun" — so erkennen wir alsbald bekannte Schiller'sche Lieder als Vorbilder. Von Matthisson endlich hat Hölderlin den sentimentalen elegischen Ton, die gereimten Strophen, und die Unsitte Vordersätze durch die rhetorische Figur der Wiederholung zu mehreren Strophen auszuspinnen und dann den Nachsatz in einer einzigen Zeile nachhinken zu lassen; vergl. I, 6. 13. 14 f., wo die beiden ersten Stanzen den mit vier Da eingeführten Vordersatz zu dem schlanken Nachsatze: „Da umfiengen goldne Tage mich" enthalten,

und ganz ebenso die zwei nächsten Stanzen vier Wenn für den Nachsatz: „Da erschienst du, Seele der Natur.“

Dem Stoffe nach behandeln diese Jugendgedichte überwiegend ganz abstracte Themata, wie die Stille, Ruhe, Menschheit, Freiheit, Freundschaft, Liebe, Schönheit, Jugend, Kühnheit, und zwar in der damals namentlich durch Klopstock in die Mode gekommenen Form von Oden und Hymnen, wobei es natürlich zu einer eigentlichen Entfaltung und Veranschaulichung des Gegenstandes nicht kommen kann, und der Eifer und die Erhitzung des Dichters die Hauptsache bleibt. Mit der idealischen Betrachtungsweise welche solchen Dichtungen als Voraussetzung zu Grunde liegt scheiterte aber nun der junge Dichter sobald er, die engen Klostermauern die ihn bisher umschlossen hatten verlassend, in die Welt selbst hinaustrat. Zu den idealen Anforderungen welche er an die Welt im Ganzen machte kamen auch noch ziemlich bedeutende persönliche. Er war in Folge seiner körperlichen Schönheit, seiner hohen musikalischen Begabung, seines dichterischen Talentes und seiner wissenschaftlichen Fähigkeiten schon Gegenstand vielfacher Anerkennung und Huldigung geworden; Schiller, der allverehrte Schiller, hatte ihn durch Aufnahme eines Stücks vom Hyperion in die Thalia, und dann dadurch dass er ihm eine Hauslehrerstelle in seiner Nähe verschaffte, ausgezeichnet, und es hätte daher Hölderlin glänzend ergehen müssen wenn er sich hätte vollständig befriedigt fühlen können. Andererseits aber hatte die Feinheit seiner geistigen Organisation die unselige Wirkung dass er von Jugend auf alles was ihn Störendes traf empfindlicher aufnahm als Andere (II, 123). Noch im Jahre 1799 klagt er dass ihn harte Behauptungen die er zu lesen bekommen halbkrank gemacht haben, und fügt hinzu: „Es ist freilich nicht gut dass ich so zerstörbar bin, und ein fester getreuer Sinn ist auch mein täglichster Wunsch, und nichts erhält mich mehr in Demut als dass ich bei allen meinen ehrlichen Bemühungen und Einsicht des Besseren und Glücklicheren doch noch immer der alte Empfindliche bin. Ich habe die Hälfte meiner Jugend in Leiden und Irren verloren die nur aus dieser Quelle entsprangen“ (II, 57 f.). Jene Ansprüche und diese Empfindlichkeit waren wohl der eigentliche Grund warum er seine im Ganzen angenehme Stellung im Hause der Frau v. Kalb aufgab, im Januar 1795 nach Jena zog um hier sich ausschliesslich dem Studium der Philosophie und der

poetischen Praxis zu widmen, und sicher waren sie der Grund warum er, als ihn das Unzureichende seiner Vermögensverhältnisse nöthigte Jena zu verlassen und in die Heimat zurückzukehren, sich unsäglich unglücklich fühlte. In der einförmigen Stille des mütterlichen Hauses, unter so vielen Zeugen seines einstigen Kinderglückes, niedergedrückt von dem beschämenden Gefühle getäuschter Hoffnungen, gepeinigt von dem Andringen materieller Rücksichten und Sorgen, verfiel Hölderlin in eine Stimmung die er nicht trüb und düster genug schildern kann. „Todt und dürftig wie ein Stoppelfeld ist," klagt er (I, 15), „diese Brust die einst ein Himmel füllte; — Ach, es singt der Frühling meinen Sorgen Noch wie sonst ein freundlich tröstend Lied, Aber hin ist meines Lebens Morgen, Meines Herzens Frühling ist verblüht." Nacht war es in seiner Seele (Hyp. S. 38), jeder frohe Gott war aus ihr geschwunden (I, 17), und einem zerrissenen Saitenspiele glich sie: „ein wenig tönt' ich noch, aber es waren Todestöne" (Hyp. S. 47). Er hatte Stunden wo es ihm war als ob die Oede in seiner eigenen Brust die der Welt wäre, wo er den Menschen zurief: „Noth und Angst und Nacht sind eure Herren, den Hunger nennt ihr Liebe, und wo ihr Nichts mehr seht da wohnen eure Götter" (Hyp. S. 42). Heimatlos sehnte sich seine Seele über das Leben hinweg (I, 39) in der Todten stummes Reich (I, 17). Da im tiefsten Dunkel der Nacht erschien ihm Diotima's leuchtendes Gestirn: durch Sinclair's Vermittlung wurde er zu Anfang des Jahrs 1796 Hauslehrer des Bankier Gontard in Frankfurt, dessen Gemahlin Hölderlin unter dem Namen Diotima besang. Der beseligende Strahl ihrer Schönheit und ihres Geistes brachte sein Leben und Dichten neu in Fluss. „Ich bin in einer neuen Welt. Ich konnte wohl sonst glauben ich wisse was schön und gut sei, aber seitdem ich's sehe möcht' ich lachen über all mein Wissen. Lieber Freund! es gibt ein Wesen auf der Welt worin mein Geist Jahrtausende verweilen kann und wird, und dann noch sehen wie schülerhaft all unser Denken und Verstehen vor der Natur sich gegenüber findet. Lieblichkeit und Hoheit und Ruh' und Leben und Geist und Gemüt und Gestalt ist ein seliges Eins in diesem Wesen. — Du weisst wie ich war, wie mir Gewöhnliches entleidet war, weisst wie ich ohne Glauben lebte, wie ich so karg geworden war mit meinem Herzen, und darum so elend; konnt' ich werden wie ich jetzt bin, froh wie ein Adler, wenn mir

nicht diess, diess Eine erschienen wäre, und mir das Leben, das mir nichts mehr werth war, verjüngt, gestärkt, erheitert, verherrlicht hätte mit seinem Frühlingslichte? — Dass ich jetzt lieber dichte als je, kannst Du Dir denken." So schreibt er an Neuffer am 10. Junius 1796 (II, 116), und ein halbes Jahr darauf (II, 117): „Ich habe eine Welt von Freude umschifft seit wir uns nicht mehr schrieben. — Und noch ist es so, noch bin ich immer glücklich wie im ersten Moment. Es ist eine ewige fröhliche heilige Freundschaft mit einem Wesen das sich recht in diess arme geist- und ordnungslose Jahrhundert verirrt hat. Mein Schönheitssinn ist nun vor Störung sicher. Er orientiert sich ewig an diesem Madonnenkopfe. Mein Verstand geht in die Schule bei ihr, und mein uneinig Gemüt besänftigt, erheitert sich täglich an ihrem genügsamen Frieden. Ich sage Dir, lieber Neuffer! ich bin auf dem Wege ein recht guter Knabe zu werden. Und was mich sonst betrifft, so bin ich auch ein wenig mit mir zufrieden. Ich dichte wenig und philosophiere beinahe gar nicht mehr. Aber was ich dichte hat mehr Leben und Form, meine Phantasie ist williger die Gestalten der Welt in sich aufzunehmen, mein Herz ist voll von Lust, und wenn das heilige Schicksal mir mein glücklich Leben erhält, so hoff' ich künftig mehr zu thun als bisher." Und ganz ebenso spricht er sich in seinen Gedichten aus, besonders in demjenigen welches in jedem Betracht die erste Stelle unter denselben einnimmt, dem wunderschönen Gedichte „Diotima" (I, 16 ff.). Sie war für ihn die Himmelsbotin welche seinen kranken Sinn heilte, sein düster in sich gekehrtes Auge wieder öffnete für die Reize der Natur und ihr stilles Weben (I, 42), sein tobendes Herz besänftigte mit Ruhe der Himmlischen (I, 64); sie hat ihn verjüngt, sonst wäre er in der Hälfte seiner Tage zum alten Mann geworden (II, 25); die Liebe war es welche ihn ans Leben fesselte, in die Gesellschaft führte (I, 101); am Frieden der Schönheit hat er das tobende Herz und den zweifelnden Geist besänftigt (Hyp. 42). Aus dieser Zeit sind Hölderlin's beste Arbeiten: das erwähnte Gedicht Diotima, dessen erste Gestalt (II, 218 f.) kein Ende findet wie ein Verliebter, der erste Theil des Hyperion, die Gedichte der Wanderer, der Aether (I, 99 f. 102 f.), deren idyllisch glücklicher, milder Ton Goethen wohlgefiel (II, 290), viele der im alkäischen Masse verfassten, welche sich fast alle durch schöne Masshaltigkeit und sanfte Stille auszeichnen. Nur aber trug die-

ses Glück von Anfang an den Keim des Todes und Verderbens in sich; denn die er anbetete war die Frau eines Andern. Diess führte schmerzliche Verwicklungen und Kämpfe herbei. „Es fordert die Seele Tag für Tag der Gebrauch uns ab," klagt er I, 52, und an Neuffer schreibt er am 16. Febr. 1797 (II, 117): „Ich denke mir wohl, lieber Bruder, dass Du begierig sein wirst umständlicher von meinem Glücke mich sprechen zu hören. Aber ich darf nicht! Ich habe schon oft genug geweint und gezürnt über unsere Welt, wo das Beste nicht einmal in einem Papiere das man einem Freunde schickt sich nennen darf." Von Diotima sagt er (I, 53): „Du schweigst und duldest, denn sie verstehn dich nicht," und schon im Julius 1797 hat er an Neuffer zu schreiben (II, 119): „Ich habe fast ganz verlernt so ganz vertrauend einem Freunde mich zu öffnen. Ich schweige und schweige, und so häuft sich eine Last auf mir die mich am Ende fast erdrücken, die wenigstens den Sinn unwiderstehlich mir verfinstern muss. Und das ist eben mein Unheil dass mein Auge nimmer klar ist wie sonst. Ich will es Dir gestehen dass ich glaube ich sei besonnener gewesen als jetzt, habe richtiger als jetzt geurteilt von Andern und mir in meinem zweiundzwanzigsten Jahre. O gib mir meine Jugend wieder! Ich bin zerrissen von Liebe und Hass." Und wirklich sah er, als er sechs Wochen darauf, am 22. August 1797, Goethe in Frankfurt besuchte, „etwas gedrückt und kränklich aus" (II, 292 f.). Ein Jahr darauf kam es endlich zum Bruche; im September 1798 musste er Gontard's Haus verlassen. *) Für Hölderlin war dieser Verlust unersetzlich, diese Wunde unheilbar. „Ich weiss, ich weiss, der Liebe Leid, diess heilet so bald mir nicht, diess singt kein Wiegensang, den tröstend Sterbliche singen, mir aus dem Busen" (I, 50). Zwar blieb er auch ferner noch in brieflicher Verbindung mit Diotima (II, 297), und er wusste dass sie seiner mit Thränen gedenke (I, 90); aber mit der Trennung von ihr war sein Glück für immer zerstört, sein Leben in seinem innersten Marke verletzt. „Hin ist Jugend und Lieb' und Glück!" klagt er (I, 54), und dass nach kurzem Sonnenschein ein kalter Abend über ihn hereingebrochen sei (I, 37. 43). „Von dir, o Schutzgeist, ferne spielen zerreissend bald alle Geister des Todes auf den Saiten des Herzens mir" (I, 63). Wie ein ange-

*) Vgl. Varnhagen's Tagebücher IV. S. 34.

schössenes Wild sucht er Ruhe und Heilung im stillen Walde (I, 91); aber wie fremd erscheint ihm die Erde, die früher ihm so freundlich gelächelt, und wehmütig ruft er aus: „O lebe wohl, es scheidet und kehrt zurück Die Seele jeden Tag, und es weint um dich Das Auge, dass es helle wieder Dort wo du säumest hinüberblicke“ (I, 64, vergl. 52 f. 63). „O sänftiget mir“ — betet er I, 90 zu seinen Göttern, zum Vater Aether und zur Mutter Erde — „sänftiget mir, ihr Guten, mein Leiden, dass die Seele mir nicht früh, ach zu frühe verstummt.“ „Das Haus ist öde mir nun, und sie haben mein Auge Mir genommen, auch mich hab' ich verloren mit ihr“ (I, 92). „Nichtig und leer, wie Gefängnisswände, der Himmel, Eine beugende Last, über dem Haupte mir hängt“ (I, 93). Vom Himmel der Liebe herabgestürzt, flüchtete er sich in Freundesarme, nach Homburg zu Sinclair, der Allem aufbot ihn zu zerstreuen, zu trösten und zu heilen, aber mit wenig Erfolg. Auch seine Gesundheit litt schwer unter den inneren Qualen; so schreibt er im Januar 1799 (II, 58): „Ich bin zwar gesund und jetzt gesunder als sonst, und leide am Kopf und in den Eingeweiden nimmer wie gewöhnlich, aber ich finde doch dass meine Nerven zu reizbar sind.“ Dazu kam dass er auch in andern Beziehungen bitter enttäuscht wurde, und vergebens sich eine geachtete und selbständige Stellung in der Welt zu gewinnen bemühte. Er beabsichtigte zuerst, noch von Homburg aus, eine Zeitschrift in der Art der Schiller'schen Thalia und Horen zu begründen; aber da der Begründer ein ziemlich unbekannter junger Mann ohne ausreichende Verbindungen war, und das Programm auch in jener Zeit unpraktisch und unklar erscheinen musste, so scheiterte der Plan natürlich ehe es noch zu einem Anfang von Ausführung gekommen war. Als inzwischen sein kleiner Vorrath an Erspartem ausgegangen war, so musste er von Neuem zu seiner tiefsten Beschämung hülflos in die Heimat zurückkehren. Nicht froh wie ein Schiffer „von fernen Inseln, wo er geerntet hat,“ kehrte er heim — denn „was hab' ich denn Leid geerntet?“ (II, 298. I, 50) — und auch äusserlich schien er nur der Schatten des einstigen Hölderlin zu sein (II, 306). In der Heimat stärkte sich seine Gesundheit (II, 74); aber in Folge seiner Seelenleiden war sein Nervensystem völlig zerrüttet (II, 80), sein Benehmen war krankhaft reizbar, und die Briefe aus dieser Zeit (II, 76 ff.) haben etwas Gedrücktes, Süssliches und Weinerliches. Ein Aufent-

halt in der Schweiz — er bekleidete bei Constanz eine Hauslehrerstelle — war von kurzer Dauer und wenig nachhaltiger Wirkung. Wiederum kehrte er ins mütterliche Haus zurück und suchte von da aus im Sommer 1801 durch Schiller's Vermittlung die Erlaubniss zu erlangen an der Jenaer Universität Vorlesungen zu halten; allein die Nachweisungen die er in dieser Beziehung gab, und die Absichten die er aussprach, mussten Jedermann ungenügend erscheinen (s. II, 152), und so scheiterte auch dieser Versuch in eine seinen Ansprüchen einigermassen entsprechende Stellung zu kommen und ward für ihn nur eine Ursache noch tieferer Verstimmung. Mangel äusserer Subsistenzmittel nöthigte ihn die erste Stelle die sich ihm bot anzunehmen, und so zog der 31jährige körperlich und geistig schwer erschütterte und heruntergekommene Mann mitten im tiefsten Winter von Stuttgart nach Bordeaux, wo er die Kinder des Hamburger Consuls zu unterrichten übernommen hatte. Mit seinem jetzigen Wahlspruch „Nichts fürchten und sich viel gefallen lassen“ (II, 85) fühlte er sich bald in seiner Lage glücklich; aber schon im folgenden Sommer wurde sein nervöser Zustand durch die Glut der südlichen Sonne aufs Höchste gesteigert. „Das Feuer des Himmels hat mich beständig ergriffen, und wie man Helden nachspricht, kann ich wohl sagen dass mich Apollo geschlagen,“ schreibt er selbst in einem Briefe aus dem Jahr 1802 (II, 87), in welchem die alte geistreiche Anschauungs- und Darstellungsweise ringt mit dem einbrechenden Dunkel. Auf die Nachricht von der lebensgefährlichen Erkrankung seiner Diotima war er nämlich plötzlich von Bordeaux aufgebrochen, hatte Frankreich in den heissesten Sommertagen von einer Grenze zur andern zu Fuss durchzogen, und kam nun im erklärtesten Irrsinn und in einem Zustand äusserster Verwahrlosung zu Hause an. Zwar besserte es sich allmählich mit ihm etwas, so dass man ihn im Sommer 1804 nach Homburg reisen lassen konnte, wohin ihn der edle Landgraf auf des treuen Sinclair Verwendung berufen hatte; aber hier verschlimmerte sich sein Zustand in dem Grade dass er endlich im Herbste 1806 nach Tübingen gebracht wurde, in dessen Mauern er, nach vergeblichen Versuchen von der Heilkunst nicht weiter behelligt, sein körperliches Leben bis in den Sommer des Jahres 1843 fortsetzte, wo er 73. Jahre alt an der Brustwassersucht starb. Wie er sich in dieser Zeit seines vollendeten Irrsinns gebarte, darüber haben W. Waiblinger und Chr.

Schwab (II, 314 ff.) aus eigener längerer Beobachtung sehr interessante Mittheilungen gemacht. Die Frage, wodurch diese Wendung seines Schicksals herbeigeführt wurde, ist zum grössten Theile schon durch die bisherige Entwicklung beantwortet und auf eine vollkommen befriedigende Weise durch Hrn. Schwab im Leben Hölderlin's (II, S. 319—323 dieser Ausgabe); wir beschränken uns daher hier auf eine kurze Zusammenfassung der hieher gehörigen Momente. Die Grundursache von Hölderlin's Unglück ist dass sein geistiges Wesen zu fein besaitet, zu zerstörbar gebaut war für die Verhältnisse in die er eintrat, für die Erlebnisse welche über ihn kamen. Dass er neben Goethe's und Schiller's Glanz und Grösse zu keiner durchgreifenden Anerkennung, ja nicht einmal zu einer unabhängigen und sorgenfreien Lage gelangen konnte, dass er bei seinen hochgespannten Erwartungen und Ansprüchen an die Welt, die Menschen und sich selbst überall nur Enttäuschung und Hemmungen zu erfahren hatte, dass er am höchsten Ziele seiner Gedanken und Wünsche sich mit der sittlichen Weltordnung in Widerstreit gebracht sah, das hat seine Gesundheit untergraben, sein Bewusstsein gemordet, hat ihn in den Abgrund unheilbaren Irrsinns gestürzt, wo Leiden und Freuden der Vergangenheit für ihn verklungen waren und die dröhnenden Schritte einer ereignissreichen Zeit unvernommen und unverstanden über seinem Haupte hinzogen. Was ihn traf war zwar keineswegs von so gewaltiger Schwere dass ein jedes Gemüt von dieser Last erdrückt werden musste; mit einem kleinen Theile Leichtsinn oder Humor hätte er vielmehr sein geistiges Gleichgewicht und seine Heiterkeit unversehrt erhalten können; aber wie allen Pathetikern waren ihm jene Güter versagt: wie es ihm selbst immer heiliger Ernst war, so nahm er auch von den Menschen und vom Schicksal alles mit tiefstem Ernste auf; er verstand keinen Scherz, wie er selbst auch keinen übte. Ein Anderer, mit Hölderlin's Empfindlichkeit, aber ohne seine sittliche Strenge, hätte wohl auch seinen Qualen selbst ein Ziel gesetzt, und Andeutungen dieser Art finden sich wirklich bei Hölderlin, wenn es z. B. im Hyperion S. 62 heisst: „Ich fürchte für dich du hältst das Schicksal dieser Zeiten nicht aus, du wirst noch mancherlei versuchen, wirst — O Gott! und deine letzte Zufluchtsstätte wird ein Grab sein!“ Aber ein solches Ende schien ihm selber feig und schmachvoll (I, 63), und die Natur, die er immer so treu und warm geliebt, hat es zu diesem Aeussersten

nicht kommen lassen, indem sie selbst mit weicher Hand ihm die Binde des Wahnsinns um die Augen legte, und die vielen Jahre hindurch welche sie ihm noch vergönnte zu sein auch nicht einen Augenblick mehr sie abnahm, dass er schaudernd und nun erst bis ins tiefste Mark hinein unglücklich in die unheimliche Tiefe hinabgeblickt hätte in der er wandelte.

Betrachten wir nun den Gedankenkreis und die eigenthümliche Richtung Hölderlin's näher, so haben wir schon gesehen dass der Mittelpunkt und die Spitze seiner Weltanschauung die Natur ist; sie ist seine erste und seine letzte Liebe, die Gottheit in deren Anbetung er sich selig fühlt. „O selige Natur! Ich weiss nicht wie mir geschieht wenn ich mein Auge erhebe vor deiner Schöne, aber alle Lust des Himmels ist in den Thränen die ich weine vor dir, der Geliebte vor der Geliebten“ (Hyp. 6). Die Natur ist ihm zugleich die absolute, die ewige Schönheit (Hyp. 53); alles was Natur ist ist schön, und schön ist nur was Natur ist. Die schöne Natur oder die Naturschönheit lässt sich daher als Grundgedanke von Hölderlin bezeichnen. „O ihr“ — ruft er aus — „die ihr das Höchste und Beste sucht in der Tiefe des Wissens, im Getümmel des Handelns, im Dunkel der Vergangenheit, im Labyrinthe der Zukunft, in den Gräbern oder über den Sternen — wisst ihr seinen Namen? den Namen dess das Eins ist und Alles? Sein Name ist Schönheit“ (Hyp. 48). Das Schönste ist ihm auch das Heiligste (Hyp. 51), und Liebe der Schönheit ist seine Religion (Hyp. 74). Schön ist was mit der Natur eins ist (Hyp. 146 f.); wer schön ist ist daher auch fromm, ja göttlich, ein Gott, und nur wer schön ist ist ein Mensch. „Schöne Wesen oder — was dasselbe ist — Menschen,“ sagt er Hyp. S. 72, und S. 73 folgert er: „Der Mensch ist ein Gott sobald er Mensch ist, und ist er ein Gott, so ist er schön.“ Eins mit der Natur, fromm, schön, Gott, wahrer Mensch sind daher bei Hölderlin Wechselbegriffe, nur verschiedene Benennungen desselben Ideales. Diess zu erreichen ist Ziel und Aufgabe des einzelnen Menschen. „Eins zu sein mit Allem, mehr zu sein als das Grösste, und doch ganz zu sein im Kleinsten, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen“ (Hyp. 6). Die Natur aber, in der doch auch Kampf ist und Sturm, fasst Hölderlin einzig von der Seite dass sie mühelos wirkt und still und geräuschlos bei aller ihrer Grösse, und darin eben findet er ihre Schönheit. „Sei wie dieser!“ ruft daher Adamas seinem Hyperion zu (S. 13)

als er „heraufkam in seiner ewigen Jugend, der alte Sonnengott, zufrieden und mühelos wie immer.“ Es ist ein überwiegend weiblicher Charakter den er in die Natur hineinlegt, wie es sich z. B. ausspricht in dem lieblichen Bilde für das drängende Leben des Frühlings: „wie wenn die Mutter schmeichelnd fragt wo um sie her ihr Liebstes sei, und alle Kinder in den Schooss ihr stürzen, so flog und sprang und strebte jedes Leben in die göttliche Luft hinaus“ (Hyp. S. 45 f.). Dieser weiblichen Stimmung der Ergebung, des friedlichen Seins entspricht auch die immer vorzugsweise an der Natur hervorgehobene Eigenschaft der Stille. Still zu werden wie die Natur (I, 59. 103. Hyp. 68) und friedlich und froh (I, 101), und froh ergeben in alles was da kommt, in das Walten der Nothwendigkeit (I, 55), und das schöne Gleichgewicht nie zu verlieren (Hyp. 82), das ist unserem Dichter das höchste Ziel des Menschen, das was ihn erst zum wahrhaften Menschen und damit zum Gotte macht. Das in sich Gesammelte, Stille ist ihm das Schöne und Göttliche. „O ich bin ein Laie in der Freude — ich will sprechen! Wohnt doch die Stille im Lande der Seligen, und über den Sternen vergisst das Herz seine Noth und seine Sprache“ (Hyp. 46). Und weil die Stille eben der Charakter der Natur ist, so wirkt Hingabe an die Natur Frieden und Ruhe im tobenden Busen des Menschen: „du stiller Aether! immer bewahrst du schön die Seele mir im Schmerz“ (I, 44. 31); und auch noch an dem irren Dichter hat sie diese Heilkraft oft bewährt. Was aber von dem einzelnen Menschen gilt, dasselbe gilt auch von den Völkern, von der Menschheit, dieselbe Aufgabe ist auch ihr gestellt. Gelöst ist sie in der Gegenwart und unter unserem Volke nicht; bitter wird im Hyp. S. 142 geklagt dass es unter den Deutschen so wenige Menschen gebe: „Ich kann kein Volk mir denken das zerrissener wäre wie die Deutschen. Handwerker siehst du, — aber keine Menschen, Denker, — aber keine Menschen, Priester, — aber keine Menschen, Herren und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, — aber keine Menschen; ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinanderliegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande zerrinnt?“ In ihrer Vereinsamung können die wenigen wahren Menschen hier nicht zu voller Entwicklung kommen: „Du wirst durchaus finden dass jetzt die menschlicheren Organisationen, Gemüter welche die Natur zur Humanität am bestimmtesten gebildet zu haben scheint, dass diese jetzt überall

die unglücklicheren sind, eben weil sie seltener sind als sonst in andern Zeiten und Gegenden. Die Barbaren um uns her zerreissen unsere besten Kräfte ehe sie zur Bildung kommen können" (II, 64 f.). Aber die Hoffnung dass jene Aufgabe doch noch erreicht werden werde ist darum nicht aufzugeben, vielmehr liegt eine Gewähr für ihre Erreichbarkeit darin dass sie schon von einem ganzen Volke erreicht worden ist, von dem hellenischen (oder vielmehr attischen). Hellas ist unserem Dichter die Heimat der schönen Natur und der schönen Menschheit, der Menschen welche in ihrem Sein, Leben, Denken und Empfinden volle, ganze, reine Menschen sind, wie er besonders in dem schönen Gedichte „Griechenland" S. 6 f. und in dem lyrisch-epischen „Archipelagus" S. 103 ff. ausführt. „Es waren goldne Tage (heisst es in der ersten Bearbeitung des Hyperion, II. S. 237) wo man die Waffen tauschte und sich liebte bis zum Tode, wo man unsterbliche Kinder zeugte in der Begeisterung der Liebe und Schönheit, Thaten fürs Vaterland und himmlische Gesänge und ewige Worte der Weisheit, ach! wo der ägyptische Priester dem Solon noch vorwarf: ihr Griechen seid allezeit Jünglinge!" Beispiele solcher idealischer oder hellenischer Menschen sind Hyperion und Diotima, die seiner Dichtung wie die der Wirklichkeit. Letztere nennt er (I, 89. 94) geradezu eine Athenerin, „Athenäa" war auch ursprünglich das Gedicht Diotima überschrieben, und als ihn einst Neuffer in Frankfurt besuchte, sandte er der sorglich Hin- und Herwandelnden das höchste Lob nach das sein Mund ertheilen konnte, indem er jenem zuflüsterte; „nicht wahr, eine Griechin?" (II, 290). In ihr hat er „die Vollendung, die wir über die Sterne hinauf entfernen, die wir hinausschieben bis ans Ende der Zeit, die hab' ich gegenwärtig gefühlt. Es war da, das Höchste, in diesem Kreise der Menschennatur und der Dinge war es da!" (Hyp. 48). Diesem Hellas ist Hölderlin's Denken und Dichten geweiht; sich hineinzuleben in hellenisches Sein, um es wiederzugebären in unsterblichem Liede, die Grazien Griechenlands herüberzuholen in das ihrer so bedürftige Deutschland (I, 116), und selbst ein Leuchtthurm zu sein in der Oede der Gegenwart, das war sein höchstes Streben, so schmerzlich er auch oft die Schwierigkeit es zu erreichen fühlte. „O Griechenland" — seufzt er in einem Briefe, II, 56 — „o Griechenland mit deiner Genialität und deiner Frömmigkeit, wo bist du hingekommen? Auch ich, mit allem guten Willen, tappe mit meinem

Thun und Denken diesen einzigen Menschen in der Welt nur nach, und bin in dem was ich treibe und sage oft nur um so ungeschickter und ungereimter, weil ich, wie die Gänse, mit platten Füssen im modernen Wasser stehe und unmächtig zum griechischen Himmel emporflügle". Diesen grossen Todten gehört sein Herz an (I, 7); um mit ihnen zusammenzusein wünscht er sich den Tod (I, 7. 33), bei ihnen schwört er seinen höchsten Eid (II, 279 f.). Aber so tief es ihn schmerzt dass die Welt die er liebt untergegangen ist, dass die (innerlich) Todten oben über die Erde gehen, während die Lebendigen, die Göttermenschen, drunten sind (Hyp. S. 119. I, 110), so verzweifelt er doch nicht an der Möglichkeit sie wiederzuerwecken, ja sogar schöner zurückzuführen. „Solche grosse Töne müssen wiederkehren in der Symphonie des Weltlaufs" (Hyp. 58); es wird kommen der Tag wo, „erwacht vom ängstigen Traum die Seele den Menschen Aufgeht, jugendlich froh, und der Liebe segnender Odem Wieder, wie vormals oft, bei Hellas' blühenden Kindern Wehet in neuer Zeit" (I, 110 f. Hyp. S. 29). Wenn die Auflösung und Zersplitterung ihren höchsten Grad erreicht haben wird, dann wird die Menschheit wieder einlenken auf die Pfade der Natur, das Pflanzenglück womit die Geschichte der Menschheit beginnt wird auch ihr Ziel sein, nur dass dann freie Schöpfung des Geistes auf dem Boden des Geistes, Ideal ist was damals unmittelbare vorgefundene Natur war (Hyp. 58 f.); dann wird auch ein neuer Staat sich erheben, gebaut auf die Grundsätze brüderlicher Gleichheit, und ein Cultus dessen einziger Gegenstand die Natur ist (I, 180 f.). Das deutsche Volk vor allen ist berufen diese Träume von einer schöneren Zukunft zu verwirklichen (I, 61), und schon ist das Morgenroth dieser neuen Zeit im Anbrechen: in Deutschlands Jünglingen und Frauen, Dichtern und Weisen sieht Hölderlin Keime und Boten derselben (I, 34), und meint dass das Vaterland den grossen Gedanken nur noch nicht ausgedacht habe, aber fortwährend mit den Vorbereitungen dazu beschäftigt sei (I, 35). In dieser freundlichen Annahme spricht es sich schon aus wie warm sein Herz hängt an dem Vaterlande, wie gross er denkt von den in ihm schlummernden Kräften und seiner Bestimmung. Und in der That vergisst er seines Vaterlandes auch in der trunkensten Begeisterung für Hellas und Hellenisches nicht; auch neben dem Ilissos bleibt ihm sein Neckar und sein Main immer lieb und unvergesslich (I, 45 f. 48); seine specielle Heimat besonders, unser Schwabenland, blieb seinem

Herzen auch in allen Fernen nahe und ergriff ihn mit der zauberischen Gewalt einer Jugendliebe so oft er dahin zurückkehrte (I, 98. 100. 114). Als Dichter ist er „gerne wo Lebendes Um ihn athmet und wallt“ (I, 22), gern in der Mitte seines Volks; er preist den Tod fürs Vaterland als den edelsten, und ruft: „O nehmt mich, nehmt mich mit in die Reihen auf, Damit ich einst nicht sterbe gemeinen Tods! Umsonst zu sterben lieb' ich nicht, Doch lieb' ich zu fallen am Opferhügel Fürs Vaterland, zu bluten des Herzens Blut Fürs Vaterland“ (I, 32 f.). Ein begeistertes Loblied singt er I, 33—35 den Fluren des Vaterlandes, seiner Grösse und herrlichen Aufgabe. Zwar beklagt er es dass das deutsche Volk wie ein Kind „thatenarm und gedankenvoll“ sei (I, 42 f. 60), und mit einem wehmütigen Leider! bekennt er dass „die Erde, die freie, statt Vaterlands ihm dienen muss“ (I, 48), weil nämlich sein angebornes Vaterland nicht frei ist; aber nichts wünscht er sehnlicher als dass seine Kleingläubigkeit beschämt würde, dass das Vaterland in seiner ganzen Grösse sich aufrichtete und vor ihn hinträte, „Dass ich tiefer mich beuge, Dass die leiseste Saite selbst Mir verstumme vor dir, Dass ich beschämt und still, Eine Blume der Nacht, himmlischer Tag vor dir, Enden möge mit Freuden“ (I, 61). Durch alles dieses werden erst die Worte bitteren Grolls welche er in der berühmten Stelle am Schlusse des Hyperion (S. 142—145) über unser Volk ausgeschüttet hat in ihr rechtes Licht gestellt. Er nennt uns da z. B. „Barbaren von Altersher, durch Fleiss und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Uebertreibung und der Aermlichkeit beleidigend für jede gutgeartete Seele, dumpf und harmonienlos wie die Scherben eines weggeworfenen Gefässes“. So feindselig das auch klingt, so spricht daraus doch nur der Schmerz unerwiederter Liebe; es ist ein Zürnen und ein Schelten wobei dem Scheltenden die hellen Thränen im Auge standen. „Bin ich der Deine schon — Oft zürnt' ich weinend dass du immer Blöde die eigene Seele leugnest,“ sagt er selbst (I, 33) zum Vaterlande. Auch wollen wir nicht vergessen dass Hölderlin Deutschland nur im Stande der Erniedrigung zu sehen vergönnt war, indem sich das Auge seines Geistes schon im Jahr 1806 schloss, und die folgenden Geschicke der Zeit und des Volkes, seine glänzende Erhebung und sein klägliches Zurücksinken, ungehört an ihm vorüber-

rauschten. Und sehen wir näher zu, so trifft diese herbe Anklage unser Volk gar nicht, so widerlegt der Ankläger sich selbst. Denn wer ist es denn der so bitter dem deutschen Volke allen Sinn fürs Grosse und Schöne abspricht? Es ist ein Deutscher, gezeugt von einem deutschen Vater, geboren von einer deutschen Mutter, grossgewachsen in deutscher Luft, genährt von deutschem Geiste. Und woher hat er sein tiefes Gefühl für die Natur und ihre Schönheit? Aus Hellas? Aber der poetische Sinn für die Natur ist etwas gerade den altclassischen Völkern wie den romanischen der Neuzeit fast gänzlich Fehlendes, er ist vielmehr eine charakteristische Eigenthümlichkeit deutscher Anschauung, ein specifisches Erzeugniss deutschen Gemütes. Diese Diotima z. B. und dieser Hyperion sind Gestalten wie sie auf hellenischem Boden schlechterdings niemals existiert haben, elegische, sentimentale Wesen wie sie in der gesunden frischen Luft des alten Hellas schlechthin unmöglich waren, während sie auf deutschem Boden nicht nur nicht unmöglich sind, sondern sogar wirklich darauf gewandelt haben; denn seine Diotima war ja aus Hamburg gebürtig, und Hyperion hat zu Lauffen am Neckar das Licht der Welt erblickt. Und so haben wir hier das Beispiel einer seltsamen Verwechslung der Subjecte, einer wunderbaren Verleugnung des eigenen Blutes. Das Naturgefühl das ihn beseelt legt der deutsche Dichter einem Hellenen ins Herz, als wäre es dessen rechtmässiges Eigenthum und er selbst nur lehnweise im Besitze desselben; er nimmt die besten Schätze seines Volkes, schenkt sie an ein fremdes, und erhebt nun laute kränkende Klage über die Bettlerarmut seines eignen. Unser Dichter ist überhaupt in einer argen Selbsttäuschung befangen: sein Griechenland und seine Griechen sind nicht die historischen, es sind Erzeugnisse seiner Phantasie, es sind Projectionen seines eignen Ich, es ist ein ideales Bild von einem Volke und einem Lande, welchem man beinahe jeden andern Namen mit demselben Rechte geben könnte wie den hellenischen. Von spinozistischer Auffassung der Welt, von sentimentaler Betrachtung der Natur, von schwärmerischer Phantasie und schwüler Gemütstiefe war das nüchterne, durchsichtige, bewegliche Volk der Athener, das sein Herz auf der Zunge zu tragen pflegte, so weit entfernt als irgend eines; und von einer ätherisch reinen, himmlisch hohen, unendlichen, zarten und tiefen Liebe wie zwischen Hyperion und Diotima hatten sie auch nicht die leiseste Ahnung. Und so ist auch sein Empedokles

nichts weniger als ein antiker Charakter. Es war demnach eine blose optische Täuschung wenn unser Dichter das was ihm so nahe lag, was in seiner eignen Brust entstanden war und lebte, für das Erzeugniss eines fremden Himmels, einer fernen Zeit hielt. In seiner Art die Natur zu betrachten ist übrigens Hölderlin der antiken Auffassungsweise zugleich am nächsten und am fernsten. Am fernsten, weil seine Jugendträume von einer Seele, einem Gemüt der Natur (I, 14 ff.) dem echten realistischen Bewusstsein der Hellenen durchaus widerstreiten. Dagegen ist es eine echt hellenische Betrachtungsweise wenn unser Dichter fast regelmässig die Gestalten der Natur als Personen auffasst und mit ihnen als solchen verkehrt. So ist ihm (I, 36) der Tag ein schöner Jüngling, ein göttlicher Wanderer, den er gerne begleitete, der aber lächelt ob dieses vermessenen Wunsches; und im Sonnenuntergang sieht er wie, „müde seiner Fahrt, der entzückende Götterjüngling die jungen Locken badet im Goldgewölk“, oder „sein Abendlied auf himmlischer Leier spielt“ (I, 27); so erblickt er auch im Strome den Jüngling der bald schläfrig und träumerisch am Ufer dahinschleicht, bald seine Fesseln zerbricht, weit ausschreitet, unaufhaltsam dahinfliegt, und mit seiner gewaltigen Stimme die Wälder aus dem Schlafe weckt, — den Sohn des Okeanos, der nirgends bleiben darf „als wo Ihn in die Arme der Vater aufnimmt“ (I, 26). Das ist ganz im antiken Sinn und zugleich poetisch angeschaut. Zweifelhaft ist in dieser Beziehung bereits wenn er den Helios seinen und Diotima's Vater nennt (I, 18. 57 f. 141. Hyp. 13) und die Erde seine Mutter (I, 57), ein ander Mal auch die Sonne seine Mutter (I, 83) und den Aether seinen Vater (I, 102 f.). Denn den Helios fassten die Griechen nicht so als allgemeine Potenz auf, sondern als einen concreten, localen Gott, der an einem bestimmten Orte (Rhodos) seine Wirksamkeit in besonderem Masse geäussert hat und der Stammvater eines wieder concret bestimmten Geschlechtes, der Heliaden, geworden ist; die allgemeinere Bedeutung erhielt er erst in der Zeit des Verfalls, als die Philosophie und Theologie den morsch und wankend gewordenen Volksglauben zu stützen sich angelegen sein liessen, in der Zeit der Neuplatoniker, unter welchen besonders der Kaiser Julian dem Vater Helios eine schwärmerische Verehrung weihte. Aber daneben findet sich noch ein tiefer greifender Unterschied. Der Hellene verwandelt, übersetzt die Gestalten der leblosen Natur in menschliche; auch Hölderlin thut dieses,

aber er will auch umgekehrt die Menschen in leblos stille Naturwesen verwandeln; für den Hellenen ist der Mittelpunkt der Welt und das Ideal des Schönen der Mensch, die menschliche Gestalt, — Hölderlin's Ideal ist die Naturschönheit, und nur wo er diese in der Menschheit wiederfindet erkennt er schöne Menschen; bei Hölderlin sind die Götter vollendete Naturwesen, Wesen deren Idealität eben darin besteht dass sie ganz Natur, in unbedingter Einheit mit ihr sind, ja seine Götter sind sogar Stücke der Natur selbst, wie der Aether (I, 90. 102 f.), die Sonne (I, 44) u. s. w., wogegen die Hellenen nur auf ihrer frühesten Entwicklungsstufe in ihren Göttern Naturwesen oder in der Natur ihre Götter sahen, auf ihrem Höhenpunkte aber in den Göttern sittliche Mächte verehrten, d. h. das Sittliche als das Göttliche, Absolute erkannten. Auch in dem Punkte worin Hölderlin noch die unmittelbarste Aehnlichkeit mit den Hellenen zu haben scheint, in seinem Masshalten, seiner Stille und Gefasstheit, ergibt sich bei näherer Betrachtung eine wesentliche Verschiedenheit. Allerdings übernimmt sich der Grieche nicht, weder in Freude noch in Schmerz, und setzt seinen gehobensten Stimmungen einen Dämpfer auf; aber er thut es aus angeborenem Schönheitsinstinct, welcher ihn aus dem Gleichgewicht nicht kommen, die Schranken des Normalen nicht überspringen lässt, und wenn er sich Rechenschaft geben will über diesen Instinct, so bezeichnet er ihn als die Furcht vor dem nivellierenden Schicksal, vor der Nemesis. Hölderlin dagegen ist stille weil die Natur es ist, ihr geräuschloses, bescheidenes — weil verdienstloses — Leben und Wirken ist sein Muster, nach ihr will er auch das Menschenleben stimmen; seine Stille ist ein Erzeugniss der Furcht vor sich selbst, vor dem „schlafenden Leuen“ in seiner Brust, er geht auf den Zehen um sich selbst nicht aufzuwecken, weil er seine Zerrissenheit und Friedenlosigkeit kennt, und weiss welche Mühe es ihn gekostet hat die tobenden Streiter in seinem Innern für einen Augenblick in Schlummer einzuwiegen, das wild Verworrene glatt und eben hinzulegen. Hölderlin gleicht einem Nachtwandler der geschlossenen Auges auf dem Giebel des Hauses umhergeht und welchen ein Laut der ihn erweckt dem Tode in die Arme liefert. Er hat sich sein Ziel zu hoch gesteckt und für die Erreichung desselben seine ganze Existenz darangegeben; er hat zu gross gedacht, zu viel begehrt, zu Hohes erstrebt, er hat sich zu weit entfernt von dem Pfade der Gewöhnlichkeit, als dass er sich nicht zuletzt nothwendig einsam, ver-

lassen und unglücklich gefühlt hätte. Es war ein schöner Traum den er träumte von der Möglichkeit der Rückkehr der ursprünglichen Natureinfalt, des goldnen Zeitalters, der Verwirklichung seines Ideals; aber es war ein Traum aus dem er bitter enttäuscht erwachen musste. Er hatte sein ganzes geistiges Sein auf eine Karte gesetzt: diese verlor — und es war aus mit ihm. Er lebte in einer idealischen Welt; so konnte ihm das wirkliche Leben nur ewige Kränkung und Enttäuschung bieten; mit den Lieblingskindern seines Geistes musste er hundertfach den Tod erfahren, und „wer so den Tod erfuhr erholt sich nur unter den Göttern" (Hyp. 119).

In welches Verhältniss er durch seine Denkart und Richtung zu seiner Zeit trete, darüber ist Hölderlin sich ziemlich klar bewusst. „Ich bin mit dem gegenwärtig herrschenden Geschmack so ziemlich in Opposition, aber ich lasse auch künftig wenig von meinem Eigensinne nach, und hoffe mich durchzukämpfen," schreibt er im J. 1797 (II, 41). Er fühlte sich von den Richtungen und Gegensätzen der Zeit unabhängig und folgte „der heiligen, unerschütterlichen Maxime sein Gewissen nie von eigener oder fremder Afterphilosophie, von der stockfinstern Aufklärung, von dem hochwohlweisen Unsinne beschwatzen zu lassen, der so manche heilige Pflicht mit dem Namen Vorurteil schändet, aber ebensowenig sich von den Thoren oder Bösewichtern irre machen zu lassen die unter dem Namen der Freigeisterei und des Freiheitsschwindels einen denkenden Geist, ein Wesen das seine Würde und seine Rechte in der Person der Menschheit fühlt, verdammen möchten oder lächerlich machen" (II, 12 aus dem Jahr 1794). Das sind so ziemlich alle Elemente des damaligen Zeitgeistes: die Aufklärung, die keimende Romantik, und die französierende Freigeisterei in Politik und Religion. Mit diesen allen im Gegensatz, war er mit dem ganzen Zeitgeist in Opposition. So stellt er sich auch vielfach an in seinen Gedichten. Er beschuldigt (Hyp. 38) seine Zeit dass sie den Glauben an alles Grosse verloren habe, dass sie wie ein Fluch über ihm laste und wie ein heulender Nordwind über die Blüten seines Geistes dahinfahre und sie versenge im Entstehen (Hyp. 13); er nennt sie ein Prokrustesbett (Hyp. 140), und wendet sich mit Zorn gegen „die Natter, das kriechende Jahrhundert, das alle schöne Natur im Keime vergiftet" (Hyp. 89). Insbesondere verdriesst ihn die sogenannte cultivierte Welt, die er Stein und Holz nennt (Hyp. 11), die Gebildeten, bei denen er nichts

als trostlose Nüchternheit, Leerheit und Hohlheit finden kann; „gewisse Thiere heulen wenn sie Musik anhören. Meine Gebildeten hingegen lachten wenn von Geistesschönheit die Rede war und von Tugend des Herzens" u. s. w. (Hyp. 19 f.). Platt und gemein erscheint ihm die Welt (Hyp. 102 f.). Er möchte von sich schütteln was sein Jahrhundert ihm gab, und aufbrechen ins freiere Schattenreich zu den herrlichen Todten (Hyp. 16). Er verwünscht die Wissenschaft und das Denken: „ach," seufzt er, „ach! wär' ich nie in eure Schulen gegangen! die Wissenschaft, der ich in den Schacht hinunterfolgte, von der ich jugendlich thöricht die Bestätigung meiner reinen Freuden erwartete, die hat mir Alles verdorben. Ein Gott ist der Mensch wenn er träumt, ein Bettler wenn er nachdenkt" (Hyp. 7). In diesen Aeusserungen allen, so polternd sie zum Theil sind, spiegelt sich eine unverkennbare Schwäche dem Geiste der Zeit gegenüber, Ueberdruss an ihm, neben Unfähigkeit mit ihm fertig zu werden, vor ihm Stand zu halten, seiner sich zu erwehren. Er gesteht auch selbst dass er sich die Kraft nicht zutraue zum mächtigen Zeitengott sich emporzuschwingen (I, 25), er flüchtet sich vor den brausenden Wellen der Zeit in die Stille der Natur (I, 39). Auch bekennt er dass er nicht bloss Hemmungen erfahren habe vom Geiste der Zeit, dass vielmehr durch dessen Strahl sein eigener Geist geweckt worden sei (I, 32). Es wäre aber auch vergeblich wenn er diess leugnen wollte; denn wenn seine Jugend hingegeben ist an die Schule der Pathetiker, an Ossian, Klopstock und Schiller in seiner ersten Gestalt, so zeigt seine spätere Entwicklung in vielen Zügen eine grosse Familienähnlichkeit mit den Romantikern. Hier wie dort derselbe Hass wider die Aufklärung, dieselbe Flucht aus der Gegenwart in eine selbstgeschaffene ideale Welt, dieselbe schwärmerische Bewunderung für die Zustände unmittelbarer Natürlichkeit, wie Kindheit und Traumleben, dieselbe Weichheit und Sentimentalität, dasselbe chiliastische Visionswesen. Auch das Genialitätsbewusstsein, das Herabsehen auf die Gewöhnlichkeit, das Stolzthun mit seinem Unglück, das Kokettieren mit seinen Schmerzen hat Hölderlin mit den Romantikern gemein. So meint er (II, 116): „Grosser Schmerz und grosse Lust bildet den Menschen am besten. Aber das Schusterleben, wo man Tag für Tag auf seinem Stuhle sitzt und treibt was sich im Schlafe treiben lässt, das bringt den Geist vor der Zeit ins Grab," und im Hyperion ruft er aus: „Glücklich

sein heisst schläfrig sein im Munde der Knechte. Glücklich sein! mir ist als hätt' ich Brei und laues Wasser auf der Zunge, wenn ihr mir sprecht von Glücklichsein. So albern und so heillos ist das Alles wofür ihr hingebt eure Lorbeerkronen, eure Unsterblichkeit" (S. 26). „Ja, ja! es ist recht sehr leicht, glücklich, ruhig zu sein mit seichtem Herzen und eingeschränktem Geiste" (S. 36). Hier wie dort also dasselbe Bewusstsein von der qualitativen Verschiedenheit des genialen Subjects von der übrigen Welt, dasselbe Gefühl von seiner absoluten Berechtigung, seiner unvergleichlichen Vorzüglichkeit; und ebenso auch dieselbe Tendenz der angeblichen Versöhnung des Wirklichen mit dem Idealischen, d. h. der gute Wille das Wirkliche todtzuschlagen zu Gunsten eines angeblich höheren Idealischen. Das Journal welches Hölderlin im Jahre 1799 gründen wollte sollte einen „humanistischen" Zweck verfolgen, den „der Vereinigung und Versöhnung der Wissenschaft mit dem Leben, der Kunst und des Geschmacks mit dem Genie, des Herzens mit dem Verstande, des Wirklichen mit dem Idealischen, des Gebildeten mit der Natur" — ein Programm, das eben so gut jeder Romantiker hätte verfassen und unterzeichnen können. Und doch stand Hölderlin mit den Romantikern in keiner unmittelbaren und persönlichen Berührung, sondern war nur mitergriffen von dem in der geistigen Atmosphäre der Zeit liegenden Elemente, das er, der Freund und Studiengenosse Schelling's, aus der ersten Quelle schöpfte. Andererseits aber: wie ganz anders ist Hölderlin als alle Romantiker! Wohl missachtet er innerlich die Wirklichkeit, aber er setzt sich nicht im Kitzel genialen Uebermutes über diese Schranke hinweg, er kämpft sich vielmehr an ihr wund und todesmüde; wohl sehnt er sich nach einer bessern Welt, aber er glaubt nicht dass sie mit ihm selbst gekommen sei, er hält sich nicht für ihren Messias, wie die Romantiker; wohl zieht auch er sich zurück aus der Gegenwart, aber nicht aus vornehmer Geringschätzung und Selbstgenügsamkeit, sondern weil sie ihm tiefe Wunden geschlagen hat und die zarte Beschaffenheit seines Gemüths die in ihr wehenden scharfen Winde nicht ertragen kann, weil er fürchtet das warme Leben in sich zu erkälten an der eiskalten Geschichte des Tages (II, 123). Hölderlin ist ferner Pathetiker, den Romantikern ist die Ironie eigenthümlich; jenem ist es tiefster heiligster Ernst mit seinen Ideen, sie sind ihm Herzenssache, sein ganzes Gemüt hängt daran, sein ganzes geistiges Wesen

ist darin festgewurzelt; jene spielen damit, und gebärden sich als wären sie über das woran sie sich hängen zugleich hinaus; Hölderlin ist Schwärmer, die Romantiker sind Phantasten; die ideale Welt der Romantiker unterscheidet sich von der wirklichen qualitativ, die Hölderlin's quantitativ. Hölderlin's Cultus gilt der Natur, der der Romantiker der Unnatur, der ungezogenen Phantasie; jener verhält sich zur Natur kindlich, diese kindisch; jener hat ein scharfes Auge und ein warmes Herz für die Natur, seine Vorstellung von ihr ist lebendig, anschaulich und rein, er thut nichts hinzu als Seele; bei den Romantikern aber ist die Natur phantastisch umrankt und durchwoben, statt der natürlichen walten magische Kräfte in ihr, und anstatt von edlen schönen Wesen wimmelt sie bei ihnen von Elfen, Kobolden und Zwergen; Hölderlin erblickt in der Natur überall Geist, die Romantiker Geister. Jener sah die höchste und schönste Aufgabe darin still zu werden wie die Natur, diesen konnte es nicht bunt, ausgelassen und lärmend genug hergehen; Hölderlin fügte sich mit frommer Ergebung in das Walten des Schicksals, auch wo es ihn zerfleischte; die Romantiker wollten die ganze Welt nach ihrer Laune und Willkür bestimmen; es fehlte ihnen was jener in hohem Grade besitzt, Mass, Adel, sittliche Reinheit; bei ihnen drehte sich alles um das liebe Ich als seinen Mittelpunkt, für Hölderlin ist das Höchste sein ideales Ich, die Welt die er innerlich sich aufgebaut hat, die er sich objectiviert und der er sich opfert. So schreibt er im Jahre 1794 an Neuffer: „Was ist's wenn auch wir armen Schelme vergessen werden oder nie ganz ins Andenken kommen, wenn's nur mit den Menschen überhaupt besser wird, wenn die heiligen Grundsätze des Rechts und der reinern Erkenntniss ganz ins Andenken kommen und ewig nimmer vergessen werden!" (II, 97 f.) Hölderlin ist der Classiker unter den Romantikern, noch in weiterem Sinne als man diess von Uhland ausgesagt hat: sein Ideal ist das Hellenenthum, während die Romantiker für das Ritterthum und überhaupt das Mittelalter schwärmten.

Hölderlin's Eigenthümlichkeit als Dichter kann man nicht treffender bezeichnen als er selbst es in einem Briefe an Neuffer aus dem Jahre 1798 thut: „Es fehlt mir weniger an Kraft als an Leichtigkeit, weniger an Ideen als an Nüancen, weniger an einem Hauptton als an manchfaltig geordneten Tönen, weniger an Licht wie an Schatten, und das Alles aus Einem

Grunde: ich scheue das Gemeine und Gewöhnliche im wirklichen Leben zu sehr" (II, 123). Seine idealistische Anschauungsweise hinderte ihn an freier unbefangener Auffassung des wirklichen Lebens, gab allen seinen Charakteren einen transcendenten unlebendigen Zuschnitt und veranlasste eine gewisse Einförmigkeit des Tons, eine gehaltene Vornehmheit, eine glockenartige Feierlichkeit und Fülle des Ausdrucks, die ihn sogar zum Theil in seine Briefe hineinbegleitet. Dem Adel und der Tiefe der Gedanken entspricht die Pracht der Worte. Hölderlin redet immer nur in den vollsten und höchsten Tönen, im grossen Stile des Pathos, und setzt alle Figuren der Rhetorik und Poetik für sich in Bewegung. Daher ergeht er sich auch am liebsten in Hymnen, Dithyramben und im gemessenen Schwunge antiker Versmasse. Es ist diess eine Einseitigkeit welche Schiller zu dem freundschaftlichen Rathe veranlasste: „Fliehen Sie wo möglich die philosophischen Stoffe; sie sind die undankbarsten, und in fruchtlosem Ringen mit denselben verzehrt sich oft die beste Kraft; bleiben Sie der Sinnenwelt näher, so werden Sie weniger in Gefahr sein die Nüchternheit in der Begeisterung zu verlieren oder in einen gekünstelten Ausdruck sich zu verirren" (II, 140 aus dem November 1796). Ebenso redete Goethe mündlich ihm zu: „kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen" (II, 293). Wir sehen aus jenen Worten Schiller's wie dieser gegen sich selbst polemisiert, wie er unsern Dichter warnt nicht den jugendlich idealistischen Schiller, sondern den durch Studium und Goethe's Einfluss realistischer gewordenen gereiften Schiller zum Muster zu nehmen; weil er fühlte dass er durch sein Beispiel gleichsam Mitschuldiger geworden sei an Hölderlin's Entwicklung und sich und seinen Einfluss aus der Richtung und dem Tone desselben überall hervorblicken sah, so war er um so eifriger bemüht den Schaden den er angerichtet zu haben glaubte wieder gut zu machen und seinem Schüler und geistigen Sohne die Irrgänge zu ersparen die er selbst auf dem Wege zum Ziel gemacht, den Schatz der theuer erkauften Erfahrungen zu dessen Bestem zu verwenden. Schiller durchschaute Hölderlin und beurteilte ihn vollkommen richtig: „er hat eine heftige Subjectivität, und verbindet damit einen gewissen philosophischen Geist und Tiefsinn" (II, 291); er erkannte dass es die Opposition der empirischen Welt gegen seinen idealischen Hang gewesen sei welche ihn so

subjectivisch, so überspannt, so einsilbig gemacht habe (II, 292), dass sein Zustand gefährlich sei und dass es nichts Dringenderes gebe als ihn aus seiner eigenen Gesellschaft zu bringen und einem wohlthätigen und dauernden Einflusse zu öffnen (II, 291). Obwohl er wusste dass solchen Naturen besonders schwer beizukommen sei, so war er doch entschlossen „diesen Hölderlin so spät als möglich aufzugeben," und gibt ihm daher wiederholt den Rath sich ruhig und unabhängig auf einen bestimmten Kreis des Wirkens zu concentrieren (II, 148). Und Hölderlin war für keinen Rath und Einfluss empfänglicher als den von Schiller ausgehenden; an ihm war er aufgewachsen, ihm war er mit unbedingter Bewunderung und Ergebung zugethan, zu ihm fühlte er auch um der Landsmannschaft willen am ehesten Vertrauen. So schreibt er an ihn im Jahr 1797: „ich habe Mut und eigenes Urteil genug um mich von andern Kunstrichtern und Meistern unabhängig zu machen, aber von Ihnen dependier' ich unüberwindlich" (II, 143); und im Jahr 1798: „ich darf Ihnen wohl gestehen dass ich zuweilen in geheimem Kampfe mit Ihrem Genius bin, und dass die Furcht von Ihnen durch und durch beherrscht zu werden mich schon oft verhindert hat mit Heiterkeit mich Ihnen zu nähern. Aber nie kann ich mich ganz aus Ihrer Sphäre entfernen, ich würde mir solch einen Abfall schwerlich vergeben" (II, 145). Diese Zugänglichkeit für Schiller bewies Hölderlin auch durch wirkliche Folgsamkeit gegen seine Rathschläge. So hatte ihm Schiller geschrieben: „Auch vor einem Erbfehler deutscher Dichter*) möchte ich Sie warnen, der Weitschweifigkeit nämlich, die in einer endlosen Ausführung und unter einer Flut von Strophen oft den glücklichsten Gedanken erdrückt. Dieses thut Ihrem Gedicht an Diotima nicht wenig Schaden. Wenige bedeutende Züge, in ein einfaches Ganzes verbunden, würden es zu einem schönen Gedichte gemacht haben. Daher empfehle ich Ihnen vor Allem eine weise Sparsamkeit, eine sorgfältige Wahl des Bedeutenden und einen klaren einfachen Ausdruck desselben" (II, 140 f.). Hölderlin folgte diesem Rathe, arbeitete sein Gedicht noch einmal um und hat es dadurch wirklich zu einem

*) Schiller denkt hiebei wohl wieder zunächst an sich selbst; denn etwas specifisch Deutsches ist dieser Fehler nicht, da vielmehr uns die meisten Erzeugnisse romanischer Dichter durch ihre Weitschweifigkeit fast ungeniessbar sind. Aber eine Eigenthümlichkeit der rhetorischen Dichter ist es allerdings.

vollendeten gemacht. Wie sehr aber Schiller überhaupt hierin Recht hatte zeigen Hölderlin's Gedichte. Besonders bei Lieblingsgedanken kommt er in einen Fluss, eine Beredtsamkeit hinein die von Redseligkeit und pomphafter Weitschweifigkeit oft nicht zu unterscheiden ist; daher er auch selbst sich sagen lässt: „fandst du als Jüngling doch, In den Tagen der Hoffnung, Wenn du sangest, das Ende nie“ (I, 43). Für Hölderlin war ein solcher Wegweiser um so willkommener weil er seine Schwächen selbst schmerzlich genug fühlte. So schreibt er im Jahr 1798 an Neuffer: „das Lebendige in der Poesie ist jetzt dasjenige was am meisten meine Gedanken und Sinne beschäftigt. Ich fühle so tief wie weit ich noch davon bin es zu treffen, und dennoch ringt meine ganze Seele darnach, und es ergreift mich oft dass ich weinen muss wie ein Kind, wenn ich um und um fühle wie es meinen Darstellungen an einem und dem andern fehlt, und ich doch aus den poetischen Irren in denen ich herumwandle mich nicht herausfinden kann. Ach, die Welt hat meinen Geist von früher Jugend an in sich zurückgescheucht, und daran leid' ich noch immer. Es gibt zwar ein Hospital wohin sich jeder auf meine Art verunglückte Poet mit Ehren flüchten kann, — die Philosophie. Aber ich kann von meiner ersten Liebe, von den Hoffnungen meiner Jugend nicht lassen, und ich will lieber verdienstlos untergehen als mich trennen von der süssen Heimat der Musen, aus der mich blos der Zufall verschlagen hat“ (II, 122). Und im Jahr 1799 an Schiller: „Ich würde es lieber abwarten ob mir nicht endlich ein Product gelänge, von dessen Werth und Glück ich gewisser sein könnte, wenn mir die Umstände die ruhige Independenz liessen die dazu erforderlich wäre. So muss ich Proben geben, die vielleicht mehr etwas versprechen als leisten“ (II, 146). So wünscht er auch in einem Briefe an seinen Bruder, er möchte etwas schreiben können wie Shakspeare, „um in der Erzeugung eines so grossen Kunstwerks meine nach Vollendung dürstende Seele zu sättigen“ (II, 43); er findet dass das Zeitalter eine so grosse Last von Eindrücken auf die Dichter werfe „dass wir nur, wie ich täglich mehr fühle, durch eine lange, bis ins Alter fortgesetzte Thätigkeit und ernste immer neue Versuche vielleicht dasjenige am Ende producieren können wozu uns die Natur zunächst bestimmt hat und was vielleicht unter andern Umständen früher, aber schwerlich so vollkommen gereift wäre“ (II, 127). Wenn er einmal dieses Ziel erreicht hat, dann will er gerne

sterben: „nur Einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen, Und einen Herbst zu reifem Gesange mir, Dass williger mein Herz, vom süssen Spiele gesättiget, dann mir sterbe“ (I, 55). Dabei fühlt er aber schmerzlich den hemmenden Einfluss seiner Gemütsleiden: „Ach, vormals rauschte leicht des Gesanges Well' Auch mir im Busen, da noch die Freude mir, Die himmlische, vom Auge glänzte“ (I, 62); jetzt aber „schon gesanglos Schlummert das schauernde Herz im Busen“ (I, 37); er muss es sich sauer werden lassen um etwas zu Stande zu bringen, er arbeitet langsam und mit bewusster Reflexion, wie besonders der „Grund zum Empedokles“ beweist; er liess es sich nicht verdriessen ein Gedicht mehrere Male umzuarbeiten, bis es ihm auf den relativ befriedigendsten Ausdruck gebracht schien; erst die spätesten seiner Gedichte verrathen ein entschiedenes Nachlassen der poetischen Kraft, das allmählich völligem Irrsinn Platz macht.

Ueber das Verhältniss seiner Gedichte zu seinem Leben findet sich in dem Briefwechsel eine interessante Aeusserung. Hölderlin's Mutter hatte ein Gedicht trüben Inhalts rein stoffartig auf sich wirken lassen und in Folge dessen zärtliche Besorgnisse über seine Gesundheit und Stimmung geäussert. Darauf antwortet nun der Sohn: „— Ueberhaupt, liebste Mutter, muss ich Sie bitten nicht alles für strengen Ernst zu nehmen was Sie von mir lesen. Der Dichter muss, wenn er seine kleine Welt darstellen will, die Schöpfung nachahmen, wo nicht jedes Einzelne vollkommen ist; er muss oft etwas Unwahres und Widersprechendes sagen, das sich aber natürlich im Ganzen, worin es als etwas Vergängliches gesagt ist, in Wahrheit und Harmonie auflösen muss; und wie der Regenbogen nur schön ist nach dem Gewitter, so tritt auch im Gedichte das Wahre und Harmonische aus dem Falschen und aus dem Irrthum und Leiden nur desto schöner und erfreulicher hervor“ (II, 69 aus dem Jahre 1799). Mit einem Worte also: der Dichter gibt immer nur Bruchtheile seines Ich, nicht das Ganze, nur Stimmungen, nicht seine Persönlichkeit selbst, und ein Theil findet in dem andern seine Ergänzung, Berichtigung und Versöhnung. Bei Hölderlin ist übrigens der Erguss der unmittelbaren Stimmung mit bewusster Absicht gedämpft und herabgestimmt, und dadurch erhalten seine Gedichte jene „Lieblichkeit, Innigkeit und Mässigkeit“ welche auch Goethe an ihnen anerkannt hat.

Hölderlin ist seinem innersten Wesen nach Lyriker. Wenn er gleich durch seine ganze Geistesrichtung mit der wirklichen

Welt in tiefem Gegensatze stand, so kam es doch zu keinen äusseren tragischen Conflicten; der ganze Kampf ward auf dem Boden des Gemütes geführt, wenn da von einem Kampfe die Rede sein kann wo der eine Theil immer nur schlägt, der andere Theil geschlagen wird oder wenigstens sich geschlagen fühlt. Ausserdem mangelte unserem Dichter die Fähigkeit aus sich herauszugehen, die Kraft in fremde Weisen des Seins und Denkens, ohne Schaden für die eigene Persönlichkeit, lebendig sich hinein zu versetzen; aus Allem strahlt ihm nur das eigene Bild zurück, in Alles legt er seine eigenen Stimmungen und Gefühle hinein. Daher wäre das Trauerspiel Empedokles, von welchem in dieser neuen Ausgabe sehr beträchtliche Bruchstücke zum ersten Male veröffentlicht sind, mehr ein lyrisches Kunstwerk geworden als eine Tragödie; die Handlung darin ist dürftig und unklar, die Reden aber voll Schönheit des Gedankens und Ausdrucks. Sein Inhalt ist der Sturz eines Götterlieblings, der sich selbst vermessen ein Gott zu sein, seine äussere und noch schmerzlichere innere Bestrafung. Ebenso wesentlich lyrisch ist Hölderlin's berühmtestes Werk, der Hyperion. Von diesem liegen jetzt beide Bearbeitungen vor, die ursprüngliche vom Jahre 1793 und die spätere Umarbeitung vom Jahre 1797. Ueber das Verhältniss beider zu einander schreibt Hölderlin selbst an Schiller: „In der ersten Gestalt war er durch den Einfluss einer widrigen Gemütsstimmung und fast unverdienter Kränkungen gänzlich entstellt und so dürr und ärmlich dass ich nicht daran denken mag. Ich hab' es mit freierer Ueberlegung und glücklicherm Gemüte von Neuem angefangen“ (II, 144). Ausser dieser verhältnissmässigen Magerkeit hat die erste Bearbeitung namentlich auch den Fehler dass ihr Held Hyperion mit dem historischen Hölderlin gar zu sehr zusammenfällt, wie auch jener Name ohne Zweifel wegen der Gleichheit seiner äussersten Umgrenzungen mit denen am Namen des Dichters selbst gewählt ist. Auch in der zweiten Bearbeitung ist Hyperion's Charakter nach dem Bilde Hölderlin's gezeichnet, aber nicht des empirischen, sondern des idealen; dort ist es der wirkliche Hölderlin mit seiner krankhaften Leidenschaftlichkeit, seiner kränklichen Empfindlichkeit, seinen hypochondrischen Einbildungen und selbstgeschaffenen Qualen, hier der veredelte, durch Diotima wiedergeborene, von den gröbsten Schlacken zufälliger Erscheinung befreite. Bei der ersten Bearbeitung muss man sich nur wundern über die Naivetät der Selbstpreisgebung und des Wahnes als ob

dieses künstlerisch unverklärte Ich schön sei oder auch nur geniessbar; auch ist das Verhältniss zur Natur hier noch nicht das freier selbstbewusster Liebe, sondern mystische Versenkung, Dämmerung statt Licht, Ahnung statt Erkenntniss. Eben darin dass er ein grosses Selbstbekenntniss des Dichters ist liegt der lyrische Charakter des Hyperion, welchen das epische Element desselben nicht zu neutralisieren vermag; denn so lebendig auch die Schilderungen in der zweiten Bearbeitung sind, so werden sie doch immer nur um ihrer Beziehung auf das Subject willen, als Anstoss zu Gemütsvorgängen, aufgefasst und behandelt. Als Gedicht aber, oder vielmehr eine Sammlung von (lyrischen) Gedichten, gibt sich der Hyperion zu erkennen durch seine dichterische Form. Ein fester edler Rhythmus durchzieht das Ganze, und unzählige Male wird durch die Zusammenstellung einer Reihe gleichartiger Rhythmen die poetische Prosa in vernehmliche Poesie verwandelt, z. B. S. 37: „Des Herzens Woge schäumte nicht so hoch empor Und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, Das Schicksal, ihr entgegenstände." S. 47: „Weint nicht, wenn das Trefflichste verblüht: bald wird es sich verjüngen. Trauert nicht wenn eures Herzens Melodie verstummt: bald findet eine Hand sich wieder es zu stimmen." S. 56: „Wir waren Eine Blume nur, und unsere Seelen lebten in einander, wie die Blume wenn sie liebt und ihre zarten Freuden im verschlossnen Kelche verbirgt." Und so ganze Seiten hindurch, z. B. S. 57, 110, 121, 122, 126, 141 f. 143 f. Diese metrische Form ist häufig genug durch ungewöhnliche Wortstellung absichtlich herbeigeführt, z. B. S. 46: „mählich verengte sich und ward zum Bogengange das Thal;" S. 74: „er will sich selber fühlen, darum stellt er seine Schönheit gegenüber sich;" S. 81: „ihre Stimme erhub mit Grösse sich;" S. 82: „Viele die nur Theile sind des Menschen;" S. 120: „den Ernst der Alten gewann in deiner Schule der Genius unserer Jünglinge bald;" S. 148: „ich hab' ihn ausgeträumt von Menschendingen den Traum." Durch dieses Alles bekommt die Sprache eine stolze, fast dithyrambische Haltung, entsprechend der Gewähltheit und dem Schwunge der Gedanken, Anschauungen und Bilder. Auch die Charaktere sind ätherisch zart und idealisch rein gezeichnet und durchgeführt; so der Hellene Hyperion und der Römer (S. 21. 116) Alabanda, ganz besonders aber Diotima. Die Melite der ersten Bearbeitung ist ganz nur aus Sehnsucht gewoben, Diotima hat zwar Fleisch und Blut, erinnert aber doch

lebhaft an die Jean Paul'schen Mädchen, an seine Lianen und Klotilden. Wie sie, vergeht Diotima, zehrt sich von innen heraus auf. Nur sind Jean Paul's Mädchen zuerst und wesentlich kränklich, ihre Aetherhaftigkeit ist erst das Abgeleitete, während Diotima, ursprünglich gesund, erst dem Uebermasse des innern Feuers erliegt. Auch das unterscheidet den Hyperion wesentlich von Jean Paul'schen Romanen, dass in jenem das elegische und sentimentale Element ohne die Begleitung eines humoristischen ist, und dass diese unförmliche Körper sind, aber über und über behangen mit funkelndem Golde und kostbaren Diamanten, während der Hyperion ein aus reinem Golde mit Sorgfalt und Geschmack gearbeitetes Kunstwerk bildet. Die Briefform und das Selbsterzählen des Betheiligten ist dabei für den lyrischen Charakter günstig und bezeichnend; aber ein Briefwechsel ist es nicht: es sind nur Briefe Hyperion's an Bellarmin, nicht auch Bellarmin's an Hyperion; denn nicht um Austausch der Ansichten ist es zu thun, sondern dass der Eine sich ganz aussprechen, seine innere Entwicklung ununterbrochen darstellen könne. Bellarmin gewinnt daher, wohl absichtlich, um nicht das Interesse zu zertheilen, oder unbewusst in Folge des lyrischen Charakters der Dichtung, durchaus keine Gestalt, und sein Name dient nur zur Capiteleintheilung. Uebrigens kann von einer inneren Entwicklung des Charakters von Hyperion nur uneigentlich gesprochen werden, indem ein Fortgang, ein Weiterkommen hier nicht statt findet; den Schritt welchen Hyperion vorwärts thut geht er bald wieder zurück und befindet sich wieder an derselben Stelle wie Anfangs. Das Resultat seines Lebens ist dass er, gescheitert in seinen Versuchen zu handeln, wiederkehrt in die Arme der Natur, der wandellosen, schönen und stillen (S. 6), also sich zurückzieht auf das blose pflanzenartige Sein von dem er ausgegangen ist. Das Ende fällt so mit dem Anfange zusammen, es ist ein Kreislauf, er durchläuft „des Lebens Bogen und kehret woher er kam" (II, 298). Der Gewinn des langen Weges ist das Einzige dass Hyperion das was er von Anfang unmittelbar hatte nun als das Beste erkennen gelernt hat, mit Bewusstsein und Freiheit es aufsucht und sich wieder zu eigen macht. Wer aber von weiter Reise nur die eine Weisheit zurückbringt dass er besser gethan hätte zu Hause zu bleiben, dessen Reise ist vergeblich gewesen.

XXIV.

A. Schwegler*).

Es war am fünften Morgen des Jahrs 1857 dass eine erschütternde Kunde die Stadt Tübingen durchflog: Professor Schwegler ist vom Schlag gerührt worden und liegt im Sterben! Wen sie erreichte, den machte sie erstarren. „Wie? der Mann in den besten Jahren, mit der unverwüstlichen Gesundheit, den eisernen Nerven? mit dem wir erst gestern Abend zusammengesessen, dem wir erst diesen Morgen auf der Strasse begegnet sind?" Und doch war es so. Nachdem er von 8—9 Uhr seine Vorlesung über die Geschichte der griechischen Philosophie ganz in gewohnter Weise gehalten, sich nach Hause begeben, zur Arbeit umgekleidet, am Schreibtische Platz genommen hatte, war er um $9^1/_2$ Uhr von dem eintretenden Barbier bewusstlos zu Boden gestreckt angetroffen worden, und Spuren an den zum Theil herabgeworfenen, zum Theil zerknitterten Büchern zeigten wie er sich krampfhaft daran zu halten gesucht hatte. Trotz der sogleich angewandten ärztlichen Hülfe wiederholten sich die Anfälle rasch in grosser Zahl und theilweise mit furchtbarer Intensität; 25 Stunden lang leistete die kerngesunde Natur Widerstand. Diese ganze Zeit über lag er röchelnd und vom Bewusstsein verlassen, welches keinen Augenblick wiederkehrte. Endlich wurde das Röcheln immer leiser und leiser, bis es zuletzt ganz aufhörte. Noch einige tiefe Athemzüge, und ein reichausgestattetes Leben war zu Ende. Es war der Morgen des Erscheinungsfestes, Vormittags $10^1/_2$ Uhr.

Die Leichenöffnung ergab keine dem Anatomen erkennbare Todesursache. Zwar war der Schädelknochen ungewöhnlich dick,

*) Aus der Beilage zu Nr. 331 der Allgemeinen Zeitung, 27. November 1858, S. 5345—5347.

aber der Verstorbene war überhaupt von kräftigem Knochenbau; zwar zeigte das Gehirn einigen Blutreichthum, aber weitaus nicht in dem Grade um eine solche Wirkung zu erklären. Die eigentliche Todesursache lag nicht ferne vom Sterbelager auf einem kleinen Tische; es waren die beiden Bände von Schwegler's Römischer Geschichte. Denn die Tag und Nacht hindurch fortgesetzte, keine Ruhe, keine Erholung sich gönnende, auf Alles was davon abziehen, was irgend Zeit kosten konnte, mit starrer Consequenz Verzicht leistende Arbeit an diesem Werke hat seine scheinbar unzerstörbare Natur zuerst innerlich aufgerieben und dann mit einem Male zertrümmert. Nur ein schwacher Trost ist es dabei dass es ihm doch noch vergönnt war sein Werk bis zu einem gewissen Abschlusse fortzuführen. Denn es war des Verstorbenen Absicht nach Vollendung des dritten Bandes sich auf längere Zeit andern Studien zuzuwenden, da er das Aussaugende der unausgesetzten Beschäftigung mit einem einzigen Gegenstande sehr wohl fühlte. Aber auch dieses Ziel sollte er nicht vollständig erreichen. Sein titanenhaftes Anstürmen gegen die Schranken welche der menschlichen Individualität gesetzt sind, und welche Keiner ungestraft verletzt, hat seinen Lebensfaden zerrissen noch ehe er an diesen dritten Band die letzte Feile anlegen konnte, und dieser erscheint jetzt durch fremde Hand*), zwar äusserlich lückenlos und innerlich befriedigend, überhaupt seines Verfassers vollkommen würdig, aber doch nicht in derjenigen Gestalt welche dieser bei längerem Leben demselben schliesslich selbst gegeben haben würde. Dieser dritte Band führt in sieben Büchern von zusammen 306 Seiten die römische Geschichte vom ersten Decemvirat bis zu den Licinischen Gesetzen, durch welche die Plebejer die vollständige politische Gleichstellung mit den Patriciern erlangten, er umfasst also kaum acht Decennien (J. 300—376 d. St.). Der ganze eigentliche Inhalt ist fast ohne Ausnahme das Werk von Schwegler; vom Herausgeber rührt das verdienstliche Register über die drei Bände (S. 307—380) her, der vorausgeschickte Lebensabriss Schwegler's aber (S. VII—XXXVI) von E. Zeller. Der Schluss desselben, eine Schilderung von Schwegler's äusserer Persönlichkeit, soll Fr. Vischer zum Verfasser haben. Zeller

*) Römische Geschichte im Zeitalter des Kampfs der Stände, von Dr. A. Schwegler. Zweite Hälfte. Vom ersten Decemvirat bis zu den Licinischen Gesetzen. Nach des Verfassers Tod herausgegeben von Dr. F. F. Baur, Professor am Gymnasium in Tübingen. 1858.

konnte für seine Schilderung die Tagebücher und sonstigen hinterlassenen Papiere Schwegler's benützen, und hat auch eine treffliche Arbeit geliefert, die wir nur etwas zu geradlinig angelegt finden, sofern die manchfachen Absätze und Wandlungen in Schwegler's Wesen und Denkart wohl mehr Berücksichtigung verdient hätten, wobei nicht zu verschweigen war dass Schwegler im Verlaufe seiner historischen Studien dem specifischen Hegelthum immer gründlicher entfremdet wurde. Auch im Einzelnen lässt sich mancher nicht unwesentliche Zug nachtragen. Versuchen wir es, nach Zeller's Mittheilungen und eigener Erinnerung, ein Bild des Verstorbenen zu entwerfen.

Friedrich Karl Albert Schwegler war geboren am 10. Febr. 1819 zu Michelbach an der Blitz, einem Dorfe in der Nähe der ehemaligen Reichsstadt Hall, in welchem sein Vater Pfarrer war, so dass also die römische Geschichte ihre beiden bedeutendsten Bearbeiter in der Gegenwart, A. Schwegler und Th. Mommsen, Pfarrhäusern zu danken hat. Schwegler's Vater, der noch in der ersten Hälfte der Zwanziger stand als ihm dieser erste Sohn geboren wurde, war ein in seinem Wirkungskreise vollkommen achtungswerther Mann, der sich aber über das Mittelmass menschlicher Fähigkeit nicht erhob; dagegen soll die Mutter eine geistig und gemütlich ausgezeichnete Frau gewesen sein. Da die Familie allmählich auf fünf Kinder anwuchs und wenig bemittelt war, so verstand es sich nach würtembergischen Verhältnissen fast von selbst dass der von jeher reiche Gaben bekundende älteste Sohn zum Studium der Theologie bestimmt wurde. So durchlief er das niedere Seminar zu Schönthal (1832—1836) und das höhere zu Tübingen (1836—1840), in allen Lehrgegenständen, mit Ausnahme der mathematischen, jederzeit seine Altersgenossen überragend und die höchsten Erwartungen erregend. Diesem entsprach denn auch gleich sein erstes literarisches Auftreten im Jahre 1841, mit seiner Monographie über den Montanismus, die ihm alsbald einen Platz in der vordersten Reihe der Tübinger Schule sicherte. Nach einer wissenschaftlichen Reise und längerem Aufenthalte zu Berlin im Herbst 1842 in die Heimat zurückgekommen, hoffte Schwegler an einem der vier niedern Seminarien Würtembergs als Repetent verwendet zu werden, eine Stellung welche neben anregenden amtlichen Verhältnissen viel Musse zu wissenschaftlicher Beschäftigung zu bieten pflegt. Als diese Hoffnung sich nicht erfüllte, entschloss er sich seinen Aufenthalt in

Tübingen zu nehmen, trotzdem dass er sich als einzige Subsistenzquelle auf seine Feder angewiesen wusste. Aber er vertraute seiner Bedürfnisslosigkeit und seiner Arbeitskraft, sah sich jedoch durch seine Lage theilweise zu Verwendungen seiner Zeit genöthigt die seinem Talente keinen Raum liessen.

Einige Besserung brachte der Anfang des Jahres 1843, wo sich in Tübingen eine Anzahl jüngerer Talente, deren Gemeinsames die Richtung auf Autonomie und Fortschritt in allen Gebieten des Geistes war, dazu vereinigte eine Zeitschrift von der ungefähren Tendenz der Hallischen, nachher Deutschen Jahrbücher, aber unter Vermeidung ihrer Fehler und Ausschreitungen, zu gründen. Drei von den Gründern dieser Zeitschrift, welche auf Vischer's Vorschlag den Titel „Jahrbücher der Gegenwart" annahm, haben ein frühes Grab gefunden: J. Fallati, C. R. Köstlin, A. Schwegler; die beiden andern, Fr. Vischer und E. Zeller, sind von dem Herde ihrer ursprünglichen Wirksamkeit weggezogen. Zum geschäftsführenden Redacteur wählten sie Schwegler, der, obwohl der jüngste, durch seine geistige Reife, Vielseitigkeit und Gewandtheit, so wie seine amtlose Stellung, dazu besonders geeignet schien und in seiner Beurteilung von Ruge's Anekdota eine Art Programm der neuen Zeitschrift verfasste, wenigstens nach der Seite hin wo sie von ihrer Vorgängerin sich unterscheiden wollte. Schwegler führte auch die Redaction fort bis zum Aufhören der Jahrbücher im Jahr 1848, ohne jedoch selbst ihnen viele umfangreiche Beiträge zu widmen, theils weil er die zerbröckelte Art literarischer Thätigkeit nicht liebte und bald durch seine neue akademische Stellung sich einigermassen in Anspruch genommen sah (er habilitierte sich am 12. Sept. 1843 durch öffentliche Vertheidigung einer Abhandlung „über die Composition des Platonischen Symposion" als Privatdocent der Philosophie und Philologie), theils wohl auch aus absichtlicher Zurückhaltung, um sich nicht unmöglich zu machen. Schwegler rechnete nämlich darauf dass er in seiner Reihe in das Repetentencollegium des evangelischen Seminars (des bekannten „Stift") werde eintreten können, und die schliessliche Vorenthaltung dieser Stelle, welche doch wahrlich nicht zu den höchsten Zielen des Menschenlebens zählt, erfüllte ihn mit einer Bitterkeit die man verwunderlich, ja krankhaft finden müsste, wenn man nicht bedächte dass ihm dieselbe als Gelegenheit einige Jahre frei von äussern Sorgen der Wissenschaft zu leben, so wie als Sprungstein für Weiteres erwünscht sein musste, und dass er,

um sie nicht zu gefährden, zwar niemals seine Ueberzeugung verleugnet, aber doch sich manchen Zwang auferlegt und immer nur seine friedlichsten Seiten hervorgekehrt hatte. Um so tiefer schmerzte ihn nun diese alle seine Pläne durchkreuzende und ihm völlig unverdient scheinende Verkürzung, und bei seiner unglücklichen Art unangenehme Erfahrungen immer tiefer in sich hineinzuarbeiten und darin fortzuwühlen, statt sie entweder mit einem raschen Entschlusse auszustossen oder allmählich auf die Oberfläche treten zu lassen und dann sachte abzulegen, kann man vielleicht sagen dass er sein Leben lang sie nie ganz verwunden hat. Zunächst verfasste er, halb im Unmut über diese Kränkung, in unglaublich kurzer Zeit seine Geschichte des nachapostolischen Zeitalters (Tübingen 1845. 2 Bde.), in welcher er nunmehr mit rückhaltsloser Offenheit seine Anschauung von den Anfängen der christlichen Kirche darlegte, ein Werk das selbst bei Solchen welche die Ausgangspunkte und Ergebnisse entschieden missbilligten um seiner theologischen Gelehrsamkeit und seines glänzenden Scharfsinns willen, so wie wegen der meisterhaften, durchsichtigen und oft hinreissenden Darstellung, aufrichtige Anerkennung fand.

Damit schloss Schwegler für seine Person seine theologische Laufbahn ab, und vermittelte sich den Uebergang zu einer neuen durch eine Reise nach Italien welche er im Frühjahr 1846 unternahm. Was eine Erholung sein sollte, das machte seine Energie zu einer Quelle neuer Anstrengungen. In fünf kurzen Monaten durchreiste er Italien und Sicilien unter grossen Entbehrungen und verweilte namentlich längere Zeit in Rom, wo der Plan eine römische Geschichte zu schreiben vollends in ihm zur Reife gedieh. Zuvor aber räumte er, zurückgekehrt, mit älteren Studien auf, indem er auf buchhändlerische Veranlassung im J. 1847 eine kurze Darstellung der Geschichte der Philosophie herausgab, welche ihren Stoff mit geistreicher Leichtigkeit beherrscht und bei aller Kürze doch das Wissenswerthe in so genügender und lichtvoller Weise bietet dass die Schrift mehrere starke Auflagen erlebte und in fremde Sprachen übersetzt wurde. Dann liess er von 1847 bis 1848 eine Bearbeitung der Metaphysik des Aristoteles („Grundtext, Uebersetzung und Commentar, nebst erläuternden Abhandlungen" in vier Bänden, Tübingen), erscheinen, welche zwar, wie der competenteste Richter, H. Bonitz, nachgewiesen hat, in philologischer Hinsicht Manches zu wünschen übrig liess, aber durch die Schärfe der philosophischen Auffassung und Entwicklung im

Ganzen und in vielen Einzelheiten sich wesentliche Verdienste erworben hat. Auch veröffentlichte er 1847 eine Ausgabe der Clementinischen Homilien, sowie 1852 eine solche von der Kirchengeschichte des Eusebius, welche letztere die einzige Unterbrechung war die er in seinen Arbeiten für die römische Geschichte eintreten liess. Denn auf diese concentrierte er seit Ende 1847 seine ganze grossartige Arbeitskraft.

Inzwischen aber war seine äussere Stellung fortwährend eine seinen Fähigkeiten und literarischen Leistungen wenig entsprechende. Schwegler hatte längere Zeit unter dem zu leiden was man schon das akademische Hungersystem genannt hat, und was auch in Tübingen lange Zeit in Blüte gewesen ist. Nichts liegt uns zwar ferner als die Ansicht dass Jeder welcher sich einer Universität als Lehrer zu octroyieren für gut findet eben damit ohne Weiteres sich einen Anspruch auf Aufmunterung und Unterstützung erwerbe. Die Stellung eines akademischen Lehrers hat manches Verlockende, auch die eines Privatdocenten hat einige zum Theil kostbare Rechte und ein Minimum von Pflichten. Es wäre daher bei allzu grosser Liberalität ein Zudrang zu befürchten welcher allen Theilen schädlich wäre, und es könnte auch die Mittelmässigkeit, welche den knapperen Anforderungen anderer Laufbahnen aus dem Wege gehen möchte, auf diese Weise ohne Anstrengung, durch blose hartnäckige Ausdauer, sich ein Unterkommen ersitzen zu können glauben. Aber es ist doch wohl nicht schwer im einzelnen Falle zu unterscheiden zwischen solcher Bequemlichkeit und dem wirklich begabten und strebsamen jungen Manne. Bei Schwegler wenigstens konnte es keinen Augenblick lang zweifelhaft sein zu welcher von beiden Kategorien er gehöre. Aber statt ihm kräftig unter die Arme zu greifen, verbitterte man ihn zuerst durch Verweigerung aller Unterstützung, und schob ihn zuletzt in eine Stellung hinein für die er nicht vorbereitet war, die ihn daher nicht befriedigte, und deren Anforderungen mit dazu beitrugen ihn zu erdrücken. Im Juli 1848 ernannte das würtembergische Märzministerium Schwegler zum ausserordentlichen Professor für römische Literatur und Alterthümer. Für diese Fächer hatte er bis zum Augenblicke seiner Ernennung lediglich nichts geleistet. Seine Reise nach Italien und sein Vorhaben eine römische Geschichte zu schreiben war Alles was er in dieser Hinsicht aufzuweisen hatte. Man hat sich in Würtemberg immer auf die Kunst verstanden einen gegebenen Theologen in einen beliebigen Fach-

mann zu verwandeln; aber selten ist der Versuch in dem Masse gelungen wie im vorliegenden Falle, wo man es freilich mit einem ganz ungewöhnlichen Talent und einer geistigen Energie sonder Gleichen zu thun hatte.

Auf zweierlei Weise konnte Schwegler von dem neuübertragenen Wissenschaftsgebiete Besitz ergreifen und seine Wahl rechtfertigen: er konnte entweder allmählich und in der Stille sich in immer mehrere Zweige desselben einarbeiten, und als akademischer Lehrer desselben eine immer ausgedehntere und tiefergehende Wirksamkeit entfalten; oder aber die ganze Wucht seines Talentes auf einen einzigen Theil desselben concentrieren und dadurch eine imponierende literarische Leistung zu Stande bringen. Schwegler schlug den schwierigeren und glänzenderen zweiten Weg ein. In der Wahl des bestimmten Stoffes auf den er sich warf hat er entschieden richtige Selbstkenntniss bewiesen. Schwegler besass in seltenem Masse die Fähigkeit einen weit ausgedehnten wissenschaftlichen Stoff gleichzeitig zu umspannen und sich geistig gegenwärtig zu halten, ihn lichtvoll zu ordnen, scharfsinnig zu combinieren und meisterhaft darzustellen. Musste er vermöge dieser Eigenschaften als vorzüglich berufen für die Geschichtschreibung erscheinen, so war er andererseits mit keinem Volke geistig näher verwandt als mit dem römischen. Die Art der Römer, mit unverwandtem Auge und mit Anspannung aller Kräfte dem selbstgewählten Ziele nachzustreben und alles Andere darüber für Nichts zu achten, war auch seine Art; auch seine Natur war durch und durch pathetisch angelegt, und auch seine Darstellungsweise bekam daher immer unwillkürlich einen rhetorischen Charakter. Und dann die unübersetzbare und doch so einzig charakteristische Eigenschaft der Römer, ihre ferocia, die Steigerung der virtus über ihr Mass und Ziel hinaus, er besass sie von Anfang bis zu Ende, nur dass sie allmählich immer ausschliesslicher in seinen wissenschaftlichen Arbeiten sich bethätigte. War so Schwegler wie geschaffen zum Geschichtschreiber der Römer, so möchte man freilich wünschen er hätte sich sogleich der Kaiserzeit zugewandt, für welche er eine Complication von Eigenschaften, Kenntnissen und Studien besass wie sie sich vielleicht nie wieder beisammen finden, und welche einer gründlichen und geistvollen Bearbeitung noch in weit höherem Grade bedürftig ist als die ältere Zeit, wo nach allem seit Niebuhr Geleisteten nur noch eine Nachlese, eine kritische Sichtung und Zusammenfassung möglich

war. Aber wer will mit dem Vollendeten rechten dass er lieber einem Zeitalter sich zuwandte das für ihn den Reiz der Neuheit hatte, und wo er von der ihm peinlich gewordenen Theologie gründlich loskam? Freuen wir uns vielmehr dessen was er für die von ihm erwählte Aufgabe geleistet hat.

Das Jahr 1848, welches für Schwegler die endliche feste Stellung und damit die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches brachte, gab ihm auch Gelegenheit seine politischen Ansichten thatsächlich zu erproben. Schwegler hat sein politisches Glaubensbekenntniss niedergelegt in der Beurteilung des Kampfes zwischen den Patriciern und Plebejern, welche an der Spitze seines zweiten Bandes steht. Eine der bezeichnendsten Stellen lautet hier (S. 39): — — „eine Bestätigung des Erfahrungssatzes dass was mühsam und stetig und auf tüchtigem Grund auferbaut wird Stand hält und der Zeit trotzt, während Erschwindeltes und eilfertig Aufgebautes keine Dauer hat und leicht vom nächsten Windstoss wieder umgeworfen wird.“ Bei solcher Anschauungsweise und bei seiner ganzen geistigen Reife, Klarheit und Nüchternheit musste Schwegler von vornherein gegen die neue Bewegung misstrauisch sein; indessen wenn er auch nicht viel hoffte, so wünschte er doch die Herstellung einer Einheit, und wäre es vorläufig um den Preis der Freiheit. Er schloss sich daher an die später nach Gotha benannte Partei an, und unterzeichnete noch im Januar 1850 die sogenannte Plochinger Erklärung. Aber von Anfang an liess er sich durch manche Auswüchse und Ungelegenheiten, welche sich von einer solchen Zeit der Aufregung und Lockerung aller Bande nicht leicht trennen lassen, gründlicher abstossen als eigentlich rationell war.

Insbesondere war es das Institut der Bürgerwehr das seinen tiefsten Widerwillen erregte. Wie Schwegler schon im Allgemeinen einer Denkweise welche den Leib nicht als Organ, sondern als Diener des Geistes betrachtet, oder doch behandelt, nicht fern stand und eine grosse Abneigung gegen Körperübungen hatte, so machte die durch diese Dinge verursachte Zeitvergeudung ihm dieselben vollends unausstehlich. Dass er diess unverhohlen an den Tag legte war in der damaligen Zeit weit entfernt ihm Freunde oder gar eine Erleichterung zu verschaffen. Im Gegentheil, wenn zu jener Zeit in öffentlichen Blättern von einem akademischen Lehrer zu lesen war welcher durch eine Escorte der Bürgerwehr aus seinem Hause weg zum Exercieren

geholt worden sei, so wollen wir nicht verschweigen dass dieser Lehrer unser Schwegler war. Nun wollte sein Unstern gar noch dass diese leidige Soldatenspielerei nirgends hartnäckiger fortgetrieben wurde als gerade in seinem Wohnort. Diese ewigen Quälereien versetzten Schwegler in einen wahren Ingrimm, und er bot Allem auf um dem Institut den Garaus zu machen und dadurch Ruhe zu bekommen. Er verfertigte eine förmliche Anklageacte gegen die Tübinger Bürgerwehr, und diese seine Zeitungsartikel, wie sie alte Freunde ihm entfremdeten, machten auf anderer Seite so entschieden den Eindruck geistiger Bedeutung, politischer Entschiedenheit und stilistischer Vollendung, dass kurz darauf durch einen Abgesandten des Ministeriums an ihn die Aufforderung ergieng die Redaction des Würtembergischen Staatsanzeigers zu übernehmen. Die Bedingungen waren lockend, und der Wirkungskreis eines Redacteurs bei einer politischen Zeitung manchen Seiten von Schwegler's Wesen so zusagend dass er einen Augenblick schwankte; aber manches Unbefriedigende in den concreten Verhältnissen, und vor Allem wohl das Gefühl der Unmöglichkeit von seinen begonnenen wissenschaftlichen Arbeiten sich zu trennen, bestimmte ihn zuletzt den Antrag doch abzulehnen. Und auf die Dauer hätte sich Schwegler's Art zu arbeiten mit einer solchen Stellung nicht vertragen. Zwar konnte er sehr rasch und leicht arbeiten, und was er so, in voller Herrschaft über den Stoff, in Folge äussern Drängens schnell hingeworfen hat, wie sein „Nachapostolisches Zeitalter“ und seine „Geschichte der Philosophie“, gehört sogar zu seinen gelungensten Leistungen; in der Regel aber rückte er nur langsam von der Stelle, indem er sich schwer Genüge that und mit dem Wägen und Feilen und Aendern kaum zu Ende kam. So verschob er auch die Herausgabe seiner „Römischen Geschichte“ immer von Neuem, und hatte Alles was jetzt gedruckt vorliegt der Vollendung schon nahe gebracht als er im Jahr 1853 die erste Hälfte des ersten Bandes erscheinen liess, daher die einzelnen Abtheilungen in verhältnissmässig so kurzen Zwischenräumen auf einander folgen konnten. Und bedenkt man dass sechs bis sieben Jahre vorher rein nichts vorhanden war als der abstracte Vorsatz ein solches Werk zu schreiben, dass der Verfasser überdiess seine Zeit mit Vorlesungen theilen musste und zwischenhinein den Eusebius edierte, so wird man staunen über seine riesenmässige Arbeitskraft, aber auch sein frühes Ende begreiflich finden.

Schwegler hatte sich zur Aufgabe gemacht die römische Geschichte in der Weise zu behandeln dass er „neben einer möglichst vollständigen Zusammenstellung des geschichtlichen Stoffes und einer selbständigen, das historische Verständniss weiter fördernden Bearbeitung desselben, zugleich eine beurteilende Uebersicht über die gelehrten Forschungen gebe die in den letzten zwanzig Jahren, seit Niebuhr, auf diesem Felde angestellt worden sind." Sein Werk hat daher ausser dem historisch-kritischen zugleich einen gelehrten Charakter, und unterscheidet sich hierdurch wesentlich vom Plane Niebuhr's, hat aber einen grossen Theil seines Erfolgs unzweifelhaft dieser seiner Eigenschaft als Repertorium zu danken. Keine Frage die mit seinem Gegenstand auch nur entfernt zusammenhängt lässt er vorüber ohne ihr auf den Grund zu gehen, die verschiedenen Ansichten darüber gesichtet und geordnet darzulegen, die Gründe für und wider umsichtig abzuwägen und schliesslich entweder sich für eine der aufgezählten zu entscheiden oder eine neue aufzustellen, oder auch, wo ein festes Ergebniss nicht zu erzielen war, oder wo er sich zu einem bestimmten Urteil nicht berufen fühlte, ein Non liquet auszusprechen.

Die Reichhaltigkeit des mit unendlichem Fleisse zusammengetragenen Materials, die lichtvolle Gruppierung und besonnene Prüfung aller entscheidenden Momente, die Zuverlässigkeit und annähernde Vollständigkeit der literarischen Nachweisungen, die Durchsichtigkeit der Darstellung hat Schwegler's Arbeit auch in solchen Kreisen Freunde verschafft welche vielleicht durch den kritischen Standpunkt des Verfassers sich eher hätten abstossen lassen. In letzterer Beziehung steht Schwegler ganz auf den Schultern Niebuhr's; aber er kommt bereichert durch die Errungenschaften der theologischen Kritik und mit einem auf jenem Gebiete eben so geschärften wie erweiterten Blick; und wenn der berühmte Verfasser des Lebens Jesu zu seiner kritischen Bearbeitung neben O. Müller's Prolegomena zur Mythologie ganz besonders durch Niebuhr's Behandlung der römischen Geschichte angeregt worden war, so hat Schwegler die hierdurch erwachsene Schuld an die römische Geschichte mit reichen Zinsen abgetragen. Ausserdem war er mit Erfolg bemüht von den Schwächen Niebuhr's sich frei zu erhalten, insbesondere von seinem Mangel an unbefangener Auslegung der Quellen, seiner parteiischen Vorliebe für einzelne Schriftsteller und seiner unbegrün-

deten Abneigung gegen andere und gegen bestimmte geschichtliche Erscheinungen, seiner Hypothesensucht, überhaupt von der subjectiven Willkür, die bei dem ersten genialen Wurfe verzeihlich war, von dem Epigonen aber desto strenger vermieden werden musste. Auch hat Schwegler seinen Vorgänger vielfach ergänzt in dem positiven Theile seiner Arbeit, in der Nachweisung wie die überlieferte Erzählung entstanden sei. Nachgeahmt aber hat er Niebuhr in dem Bestreben dunkle Verhältnisse der römischen Geschichte durch Vergleichung verwandter Zustände in bekannteren Zeiträumen aufzuhellen, was besonders im zweiten Theile stark hervortritt, wogegen im ersten Bande eine gewisse Neigung zum Systematisieren und Formulieren bemerklich ist, die wir wohl als eine Frucht des philosophisch-theologischen Bildungsganges von Schwegler werden betrachten dürfen. Wo der Verfasser sich auf das Etymologisieren einlässt zeigt er weder rechte Sicherheit noch auch immer eine glückliche Hand, so dass es wohl mehr das Gefühl des Bedürfnisses weiterer Selbstbelehrung auf diesem Gebiete als wirkliche innere Neigung war was ihn auf den Gedanken brachte nach Vollendung der drei Bände seines Geschichtswerkes sich der Bearbeitung eines Wurzelwörterbuchs zuzuwenden. Eine Glanzseite seiner Leistung ist dagegen sein Stil, der zwar nicht die polternde Lebendigkeit und Buntscheckigkeit einer andern römischen Geschichte hat, im Gegentheil oft etwas Doctrinäres und in den späteren Partien auch nicht selten etwas Weitschweifiges an sich trägt, dafür aber durch edle Haltung, reinen Geschmack, Klarheit, Anschaulichkeit und sehr häufig auch durch wohlthuende Wärme fesselt, wie sie die Folge ist von liebevollem Versenken in die geschichtlichen Gestalten, die der Verfasser aus sich selbst zu verstehen und zu beurteilen, nicht aber zu meistern oder gar zu schelten bemüht ist.

Zu diesen Vorzügen des Schwegler'schen Werkes kam noch der Umstand hinzu dass sein Erscheinen in eine Zeit fiel wo durch manche literarische Producte das öffentliche Urteil über dieses Gebiet der Geschichte eher verwirrt und daher das Bedürfniss einer Orientierung weit verbreitet war, wo überdiess grosse Theile Deutschlands eben erst angefangen hatten sich mit neuem Eifer an den wissenschaftlichen Bestrebungen der Gegenwart zu betheiligen, und nun in diesem Werke einen verlässigen Führer und kenntnissvollen Erklärer auf einer der Höhen der Forschung begrüssten. Daher hatte Schwegler's „Römische Geschichte“ von

Anfang an einen entschiedenen äussern Erfolg, welchem weder die bedenklichen Dimensionen des Werkes Eintrag zu thun vermochten, noch auch — und noch viel weniger — tobsüchtige Kritiken principieller Gegner des ganzen Standpunktes, auf welche Schwegler sich nie zu einer Erwiederung herbeigelassen hat; und wenn auf der Stuttgarter Philologenversammlung im Jahre 1856 nicht sogar eine persönliche Annäherung zwischen den beiden Gegenfüsslern stattfand, so lag die Schuld nicht an Schwegler.

Ueberhaupt, je tiefer er sich hineinlebte in seine Studien, desto mehr wurde er persönlich milde, und je mehr er selbst sich allmählich von den Menschen zurückzog, desto dankbarer wurde er wenn man ihn aufsuchte und ihm entgegenkam. So sehr er mit seiner Zeit geizte, so bekam diess doch Niemand zu fühlen der über seine Schwelle trat, im Gegentheil hatte man den Eindruck als wolle er den Besucher festhalten, als möchte er sein sonst unterdrücktes Bedürfniss nach Umgang und Mittheilung nun in vollen Zügen befriedigen. Mag auch diese Milde schon mit einer krankhaften Stimmung seines Nervensystems zusammengehängt haben, zumal da sie mit übergrosser Verwundbarkeit und Schwarzsichtigkeit gepaart war, so war sie doch jedenfalls noch weit mehr ein Ausfluss der Selbstlosigkeit zu der sich Schwegler immer mehr hindurcharbeitete. Alle Leidenschaften die sonst das Menschenherz bewegen hat er verzehren lassen von der Flamme idealen Strebens, und eine Gleichgültigkeit gegen alles Materielle und eine Reinheit sich zu eigen gemacht wie wir sie sonst nur etwa bei Kindern finden. Nur eine Leidenschaft hat ihn bis an sein Ende beherrscht, — die Leidenschaft des Arbeitens. Im ausschliesslichen Umgange mit seinen Römern hat er sie vollends ganz verlernt die hellenische Kunst des Masshaltens, des Gleichgewichts zwischen Leib und Seele, zwischen Arbeit und Erholung. Aber seine Masslosigkeit in der Arbeit — wie viel reiner, achtungswerther, grösser steht sie da als die Masslosigkeiten von hunderttausend Andern! Und wer wollte behaupten dass es nur Ruhmbegierde gewesen sei was ihn stachelte, und nicht vielmehr der Gedanke dass hierin seine Lebensaufgabe liege, der er nachstreben müsse mit Aufgebot aller seiner Kräfte, für die er wirken müsse ehe die Nacht des Todes einbreche? Wenn er dabei über das Mass des Erlaubten und Möglichen sich getäuscht hat, so lag die Ursache zum grossen Theile an seiner ungewöhnlich kräftigen und gesunden Natur. Ein Anderer hätte das was

er that einfach nicht vermocht, oder wäre von einem Heere kleiner Uebel befallen worden das ihn gewarnt und Pausen zu machen genöthigt hätte: für Schwegler wurde die rüstige Gesundheit seines Leibes, die allzeit frische Klarheit seines Geistes und die staunenswerthe Energie seines Willens zum Fallstrick und zum Verderben. So ist er denn hingegangen ohne zuvor Störungen und Hemmnisse erfahren zu haben, ohne dass Krankheit seine Kraft geschwächt, sein Auge getrübt hätte: als ein Ganzer, wie er unter uns geweilt, ist er auch von uns geschieden. Und wenn Leben Thätigsein heisst, so hat er lange gelebt.

Register.

